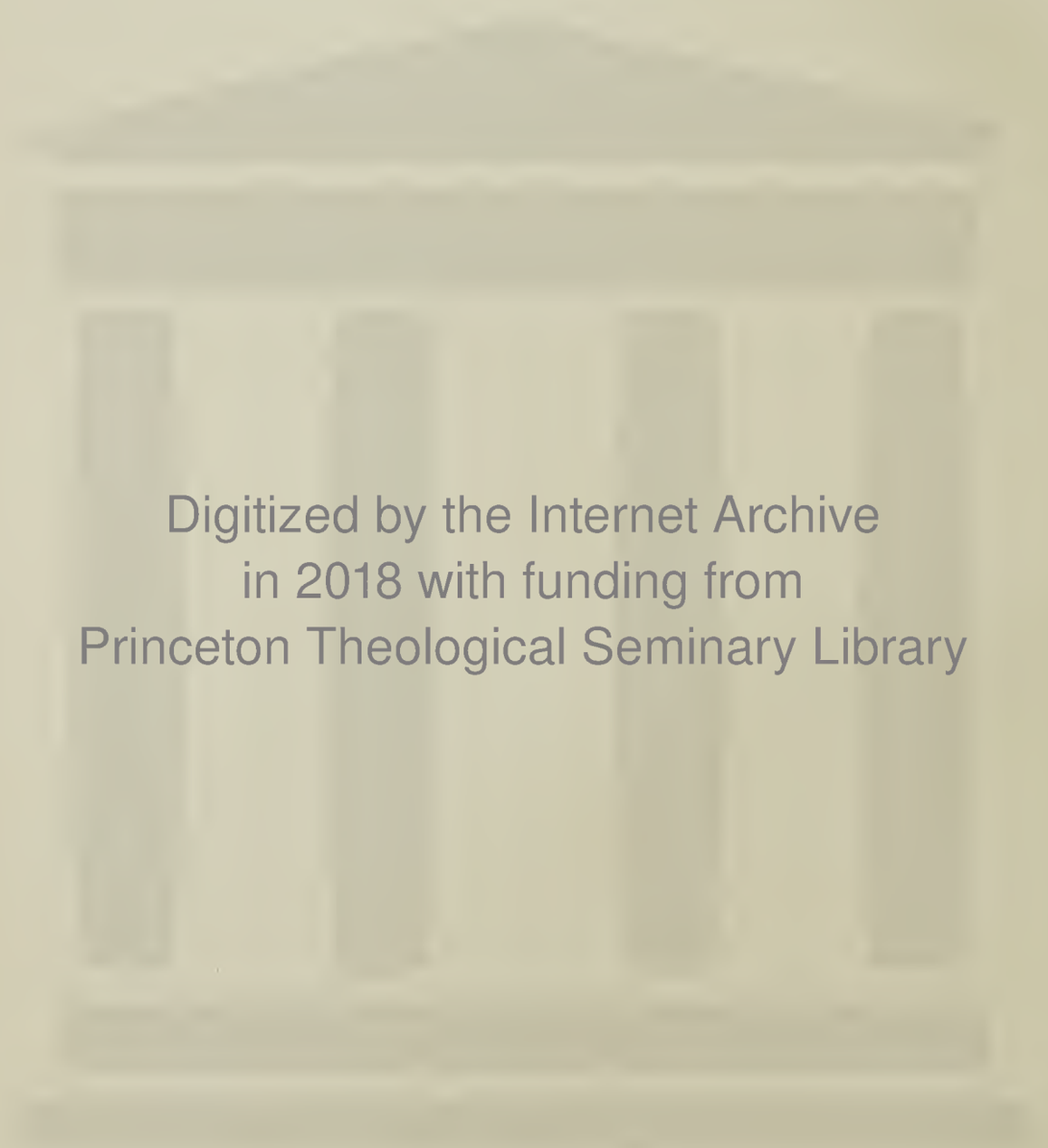
LIBRARY OF PRINCETON
APR 13 1907
THEOLOGICAL SEMINARY.

Division CB5
Section .K96
1:1



Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/allgemeinengrund00lexi

311

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON

PAUL HINNEBERG

DIE KULTUR DER GEGENWART

TEIL I ABTEILUNG I

DIE ALLGEMEINEN GRUNDLAGEN DER KULTUR DER GEGENWART

VON

W. LEXIS · FR. PAULSEN · G. SCHÖPPA · A. MATTHIAS · H. GAUDIG
G. KERSCHENSTEINER · W. v. DYCK · L. PALLAT · K. KRAEPELIN
J. LESSING · O. N. WITT · G. GÖHLER · P. SCHLENTHER · K. BÜCHER
R. PIETSCHMANN · F. MILKAU · H. DIELS

1906
BERLIN UND LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

PUBLISHED JUNE 10, 1906
PRIVILEGE OF COPYRIGHT IN THE UNITED STATES
RESERVED UNDER THE ACT APPROVED MARCH 3, 1905,
BY B. G. TEUBNER LEIPZIG.

ALLE RECHTE,
EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

SEINER MAJESTÄT DEM KAISER

WILHELM II.

DEM ERHABENEN SCHIRMHERRN DEUTSCHER KULTURARBEIT

EHRFURCHTSVOLL ZUGEEIGNET

Wie die Naturwissenschaften im letzten Ziel den Urgrund alles Seins und Werdens zu erforschen trachten, so bleibt, wie es GOETHE selbst ausgesprochen hat, „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Konflikt des Unglaubens und Glaubens“, und wie in seinem Sinne hinzuzufügen ist, die Betätigung Gottes am Menschengeschlecht.

Kaiser Wilhelm II.

bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften 1901.

VORWORT.

Wer die Kultur der Gegenwart und ihre Leistungen mit kritischem Auge überschaut, der muß erkennen, daß die moderne Geistesarbeit in ihrer stetig wachsenden Spezialisierung und Komplizierung wahrhaft nutzbringende Früchte nur dann zeitigen kann, wenn sie zugleich in sich die Kraft zur verknüpfenden Zusammenfassung des auf den einzelnen Kulturgebieten Erreichten findet. Gerade die führenden Geister unserer Zeit erheben mit besonderem Nachdruck in dieser Richtung ihre Stimme. „Wir sind es müde", heißt es so in der Festschrift zum Zweihundertjahrsjubiläum der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, „bloß Stoffe zu sammeln, wir wollen geistig des Materiales Herr werden; wir wollen hindurchdringen durch die Einzelheiten zu dem, was doch der Zweck der Wissenschaft ist: zu einer allgemeinen großen Weltanschauung." Und was hier im Namen der Wissenschaft von einem ihrer berufensten Vertreter gefordert wird, die Verknüpfung der eigenen Arbeit mit der gesamten Betätigung des menschlichen Geistes in Vergangenheit und Gegenwart, dasselbe Verlangen nach Einheit und Vertiefung ihrer Wirksamkeit durchzieht mehr und mehr auch alle Gebiete praktischen Schaffens.

So dringend jedoch in der Theorie wie in der Praxis dieses Bedürfnis empfunden wird, so sehr fehlt es bisher an einem Werke, wodurch es gebührend befriedigt würde. Zwar über lexikalische Zusammenfassungen der wesentlichen Tatsachen und Probleme des Kulturlebens verfügen heut alle zivilisierten Nationen. Aber gerade das, wonach der in die Tiefe dringende Geist am meisten verlangt, die Erkenntnis der letzten und feinsten Verbindungsfäden, welche die Betätigungen auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Denkens und Schaffens, in Religion und Wissenschaft, in Kunst und Technik, in Staat und Gesellschaft, in Recht und Wirtschaft zur Einheit der modernen Kultur verknüpfen, gerade das ist mit den Mitteln lexikalischer Arbeitsweise der Natur der Sache nach nicht zu gewinnen. Dazu bedarf es der Zusammenfassung in einem syste-

matischen Aufbau, innerhalb dessen die einzelnen Kulturgebiete ihren sachlich bestimmten Ort einnehmen, und in dem, unter steter Rücksichtnahme auf den Zusammenhang mit der Gesamtkultur, sowohl ihr geschichtlicher Werdegang wie ihre gegenwärtigen Aufgaben und Leistungen zur Behandlung kommen, wobei die einzelne Darstellung ihre Spitze jedesmal in der Bestimmung der Ziele erhalten muß, denen die Weiterentwicklung in dem von ihr behandelten Gebiete zustrebt.

Wenn ein solches den Namen einer Enzyklopädie erst wieder mit Recht verdienendes Werk in dem letzten Jahrhundert kaum ernstlich versucht worden ist, so läßt sich der Grund dafür unschwer auffinden. Die Tage, da der Kopf eines Denkers noch das gesamte Wissen seiner Zeit umspannte, sind seit langem dahin; keine Enzyklopädie deshalb mehr ohne Arbeitsteilung. Aber auch geteilte Arbeit bleibt unfruchtbar, wenn sie nicht zugleich organisierte Arbeit ist, wenn nicht neben den Arbeitern ein Führer steht, der die Sonderinteressen des Einzelnen mit der Idee des Ganzen in Einklang hält.

Freilich hat für ein Werk wie das vorliegende niemand bisher den Mut besessen die Führerrolle zu übernehmen. Denn eine Enzyklopädie der modernen Kultur stellt an ihren Leiter drei gleich schwierige Aufgaben. Um die Menge von Einzeldarstellungen zur Harmonie eines Systems zu erheben, muß die Gliederung des Stoffes in ständigem Zusammenwirken des Herausgebers mit den führenden Geistern der einzelnen Kulturgebiete geschehen; um eine inhaltlich auf der Höhe der Zeit stehende Gesamtleistung zu bieten, muß die Verteilung der Aufgaben möglichst an die anerkannt hervorragendsten Vertreter jedes Faches stattfinden; endlich um die für den praktischen Erfolg des Werkes wesentlichste Voraussetzung, Übersichtlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung, zu erreichen, muß die Behandlung des Gegenstandes durchgehends peinlichste Raumökonomie mit volkstümlicher, aber künstlerisch gewählter Sprache verbinden.

Die „Kultur der Gegenwart“ bildet den ersten, aber, wie ich hoffe, gelungenen Versuch, diese drei Forderungen in gleicher Weise zu erfüllen. Nach langjährigen Vorbereitungen auf Grund zahlloser Konferenzen und Korrespondenzen mit den ersten Gelehrten und Praktikern unserer Zeit ist ein Bau zustande gekommen, der an Durchsichtigkeit und Folgerichtigkeit seiner Gliederung hinter keinem anderen Literaturwerke allgemeinen Charakters zurücksteht. Und eine so große Zahl führender Männer aus allen Zweigen der Wissenschaft und Praxis, wie sie diesem Werk, ein jeder für die Bearbeitung seines eigensten Fachgebietes, die schaffende Hand geliehen haben, wird schwerlich wieder in einem literarischen Unternehmen irgend eines Landes oder Zeitalters vereint zu

finden sein. Daß aber auch die dritte Aufgabe, gemeinverständliche künstlerische Darstellung auf knappstem Raume, ihre Lösung finden wird, dafür bürgt wiederum der Umstand, daß es in jedem Falle erste, den Stoff souverän beherrschende Vertreter ihres Faches sind, die das Wort nehmen. Durch die Vereinigung dieser Momente glaubt die „Kultur der Gegenwart" einer bedeutsamen Aufgabe im geistigen Leben unserer Zeit zu dienen und sich einen bleibenden Platz in der Kulturentwicklung zu sichern.

Aber so eifrig mein Bemühen darauf gerichtet war, dem Werke die Form eines fest in sich geschlossenen, einheitlichen Ganzen zu geben: Einstimmigkeit des Inhalts, zugunsten einer bestimmten Parteiauffassung, habe ich nicht erstrebt. Ein Werk, das von dem Kulturleben der Gegenwart ein getreues Abbild geben will, darf nicht einseitig konservativ oder liberal, orthodox oder freigeistig, klassizistisch oder sezessionistisch sein. Unsere Zeit ist eine Zeit des Überganges, eine Epoche des Suchens und Tastens nach neuen, zeitgemäßen Lebensformen und Bildungsidealen. Dieser Zug geht, seit länger als einem Jahrzehnt, durch alle Gebiete unserer Kultur. In der Wissenschaft hat das die vorhergehenden Generationen charakterisierende Gefühl der Zuversicht, mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung die letzten Rätsel des Daseins lösen zu können, vielfach einer der Grenzen des Erkennens sich wieder bewußter werdenden kritischen Stimmung Platz gemacht. In der Religion ist, zugleich mit dem Streben nach tieferem Erfassen des Wesens und der Lehre Christi, ein Verlangen nach Harmonie zwischen den überlieferten religiösen Geboten und den sozialen Bedürfnissen der Gegenwart erwacht, in dessen Befriedigung die beiden christlichen Kirchen miteinander wetteifern. In der Kunst tritt neben dem wachsenden Verständnis für die klassischen Schöpfungen der Vergangenheit und ihre Schönheitsgesetze ein Streben hervor, für das Suchen und Sehnen unserer Zeit einen eigenen künstlerischen Ausdruck zu finden. Und wie in der Technik jeder Tag fast von bedeutendsten Fortschritten zu melden weiß, wobei freilich manche heut gepriesene Errungenschaft morgen schon wieder wertlos und vergessen ist, das liegt vor aller Augen. Ganz das gleiche Bild des Fließenden aber auch in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, in Staat und Gesellschaft, in Recht und Wirtschaft! Mit der Erweiterung der auswärtigen Politik zu einer interkontinentalen Weltpolitik, die sich im Laufe des letzten Jahrzehntes vollzogen hat, hebt eine neue Phase der Universalgeschichte an, die neue, unabsehbare Kulturprobleme in ihrem Schoße birgt. In der inneren Politik aber, im Rechts- wie im Wirtschaftsleben der zivilisierten Völker, überwindet das Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit, das Bemühen, jedem das Seine, das was ihm nach dem Maß seiner Leistungen für das Volksganze

gebührt, zu geben, mehr und mehr die einseitige Interessenvertretung der einzelnen Berufsstände.

Ein Zeitalter, das in solchem Umfang auf allen Gebieten der Kultur die verschiedenartigsten Tendenzen miteinander im Wettstreit sieht, muß diesen Charakterzug auch in dem literarischen Spiegel, den es sich vorhält, zum Ausdruck gebracht finden. So konnte meine wohlverstandene Aufgabe gegenüber dem vorliegenden Werke nur sein, alle herrschenden Anschauungen und Richtungen des heutigen Kulturlebens zu Worte kommen zu lassen und für jede den berufensten Sprecher zu finden. Erfüllt das Werk diese Aufgabe — und ich hoffe, es wird sie erfüllen —, dann darf es behaupten, ein getreues Abbild unserer Zeit zu sein, dann trägt es seinen Namen mit Recht: Die Kultur der Gegenwart.

Nicht schließen kann ich diese Zeilen ohne Worte herzlichen Dankes an alle, die mir bei meiner Herausgeberarbeit hilfreiche Hand geleistet haben. Es sind ihrer zu viele, um hier namentlich aufgeführt zu werden. Aber es ist kaum zuviel gesagt, wenn ich bekenne: was das Werk ist, das ist es ihnen schuldig.

Paul Hinneberg.

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

I. DAS WESEN DER KULTUR . . . . . 1—53

Von WILHELM LEXIS.

I. Die Grundlagen und Bedingungen der Kultur . . . . . 1—19
II. Entwicklung der Kultur . . . . . 19—39
III. Die Kultur des 19. Jahrhunderts . . . . . 39—49
Schlußbetrachtung . . . . . 50—51
Literatur . . . . . 52—53

II. DAS MODERNE BILDUNGSWESEN . . . 54—86

Von FRIEDRICH PAULSEN.

I. Der Begriff der Bildung . . . . . 54—57
II. Das Bildungswesen und seine Faktoren . . . . . 57—60
III. Die Bildungsmittel und ihr Bildungswert . . . . . 60—64
IV. Schematischer Aufbau eines öffentlichen Bildungswesens für gegenwärtige Kulturverhältnisse . . . . . 64—75
V. Überblick über die öffentliche Verfassung des Bildungswesens in seiner geschichtlichen Entwicklung . . . . . 75—80
VI. Ausblick auf die Zukunft . . . . . 80—85
Literatur 86

III. DIE WICHTIGSTEN BILDUNGSMITTEL.

A. SCHULEN UND HOCHSCHULEN.

I. DAS VOLKSSCHULWESEN . . . . . 87—119

Von GOTTLOB SCHÖPPA.

I. Wesen und Begriff der Volksschule . . . . . 87—88
II. Geschichte der Volksschule . . . . . 88—98
III. Die Volksschule der Gegenwart . . . . . 98—114
IV. Ausblick auf die weitere Entwicklung der Volksschule . . . . . 114—118
Literatur 119

Seite

II. DAS HÖHERE KNABENSCHULWESEN . . . . . 120—174
Von ADOLF MATTHIAS.

I. Bis zum Ausgang des Mittelalters . . . . . 121—127
II. Humanismus, Reformation und Gegenreformation (1450—1600) . . . 127—135
III. Die französisch-höfische Bildung, die Aufklärung (1600—1790) . . . . 135—145
IV. Der Neuhumanismus (1790—1840) . . . . . 145—151
V. Der Kampf humanistischer und realer Bildung um Gleichberechtigung (1840—1890) . . . . . 151—162
VI. Die Schulreform Kaiser Wilhelms II. (1890 bis zur Gegenwart) . . . . 162—169
VII. Rückblick und Ausblick . . . . . 169—172
Literatur . . . . . 173—174

III. DAS HÖHERE MÄDCHENSCHULWESEN . . . . . 175—242
Von HUGO GAUDIG.

I. Der Begriff der höheren Mädchenschule 175
II. Zur Geschichte der höheren Mädchenschule . . . . . 175—190
III. Das Mädchenschulwesen der Gegenwart . . . . . 190—241
1. Prinzipielles zur Begründung des Erziehungsideals S. 190. — 2. Die intellektuelle Eigenart der Frau S. 202. — 3. Das Bildungsideal S. 207. — 4. Die Bildungsstoffe S. 210. — 5. Die Methode des Unterrichts S. 219. — 6. Der Lehrplan S. 223. — 7. Der wissenschaftliche Oberbau S. 229. — 8. Vorbildung für das häusliche Leben S. 234. — 9. Das Lehrerinnenseminar S. 237. — 10. Die Vorbildung der Oberlehrerinnen S. 239. — 11. Das Lehrerkollegium der höheren Mädchenschule S. 240. — 12. Der Staat und die höhere Mädchenschule S. 240.
Literatur 242

IV. DAS FACH- UND FORTBILDUNGSSCHULWESEN . . . . . 243—283
Von GEORG KERSCHENSTEINER.

I. Die erste Periode beruflicher Erziehung (— 1851) . . . . . 244—248
II. Die zweite Periode (— 1880) . . . . . 249—252
III. Die Entwicklung der gewerblichen Fortbildungsschule . . . . . 252—254
IV. Die Entwicklung der kaufmännischen und landwirtschaftlichen Fortbildungsschule . . . . . 254—257
V. Die Entwicklung der Mädchenfortbildungs- und -fachschulen . . . . . 257—259
VI. Die dritte Periode der Entwicklung des Fachschulwesens (von 1880 ab) 259—263
VII. Die Entwicklung des gewerblichen Erziehungswesens in außerdeutschen Staaten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts . . . . . 263—271
VIII. Der innere Ausbau des gegenwärtigen gewerblichen Erziehungswesens in Deutschland . . . . . 271—279
Schlußbetrachtungen . . . . . 279—281
Literatur . . . . . 282—283

V. DIE GEISTESWISSENSCHAFTLICHE HOCHSCHULAUSBILDUNG 284—311
Von FRIEDRICH PAULSEN.

I. Die Geisteswissenschaften, ihr Gegenstand und Charakter, ihre Aufgabe und Gliederung . . . . . 284—290

Seite

II. Das Studium der Geisteswissenschaften in seiner gegenwärtigen Gestalt auf den deutschen Schulen und Universitäten . . . . . 290—297
III. Der geisteswissenschaftliche Unterricht in seiner geschichtlichen Entwicklung und die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage . . . . . 297—310
Literatur 311

VI. DIE NATURWISSENSCHAFTLICHE HOCHSCHULAUSBILDUNG 312—346
Von WALTHER von DYCK.

I. Die Entwicklung bis zum 18. Jahrhundert . . . . . 312—314
II. Die Entwicklung während des 18. Jahrhunderts . . . . . 314—318
III. Der naturwissenschaftliche Universitätsunterricht im 19. Jahrhundert . 318—330
IV. Der technische Hochschulunterricht im 19. Jahrhundert . . . . . 330—336
V. Fragen der Gegenwart und Forderungen für die Zukunft . . . . . 336—345
Literatur 346

B. MUSEEN.

I. KUNST- UND KUNSTGEWERBE-MUSEEN . . . . . 347—371
Von LUDWIG PALLAT.

I. Die Entstehung der Sammlungen . . . . . 347—350
II. Die Entwicklung der Sammlungen zu Museen . . . . . 350—353
III. Die Museen im 19. Jahrhundert . . . . . 353—360
IV. Die Museen in der Gegenwart. Ausblicke . . . . . 360—367
Literatur . . . . . 368—371

II. NATURWISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHE MUSEEN . . . . . 372—389
Von KARL KRAEPELIN.

I. Die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Museen . . . . . 372—374
II. Die naturwissenschaftlichen Museen als Bildungsmittel . . . . . 374—383
III. Die Haupttypen der naturwissenschaftlichen Museen und deren Aufgaben 383—387
Literatur . . . . . 388—389

C. AUSSTELLUNGEN.

I. KUNST- UND KUNSTGEWERBE-AUSSTELLUNGEN . . . . . 390—411
Von JULIUS LESSING.

I. Wesen und Aufgabe der Ausstellungen . . . . . 390—391
II. Gewerbeausstellungen . . . . . 392—393
III. Weltausstellungen . . . . . 393—406
IV. Landesausstellungen seit 1875 407
V. Kunstausstellungen . . . . . 407—409
Schluß . . . . . 409—410
Literatur 411

Seite

II. NATURWISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHE AUSSTELLUNGEN 412—429
Von OTTO N. WITT.

I. Die Entstehung und Entwicklung der Ausstellungen . . . . . 412—414
II. Einrichtung und Betrieb der Ausstellungen . . . . . 414—426
III. Wirkungen und Erfolge der Ausstellungen . . . . . 426—428
Literatur 429

D. DIE MUSIK . . . . . 430—450
Von GEORG GÖHLER.

I. Die Grundlagen der musikalischen Kultur . . . . . 430—432
II. Die Entwicklung der musikalischen Kultur . . . . . 432—445
III. Die Zukunft der musikalischen Kultur . . . . . 445—449
Literatur 450

E. DAS THEATER . . . . . 451—480
Von PAUL SCHLENTHER.

I. Religiöse Ursprünge des Theaters . . . . . 451—454
II. Spiele im Mittelalter . . . . . 454—457
III. Renaissance . . . . . 457—462
IV. Shakespeare . . . . . 462—465
V. Frankreichs klassische Zeit . . . . . 466—468
VI. Das neuere deutsche Theater . . . . . 468—473
VII. Das Theater der Gegenwart . . . . . 473—479
Literatur 480

F. DAS ZEITUNGSWESEN . . . . . 481—517
Von KARL BÜCHER.

I. Ursprung und Begriff der Zeitung . . . . . 481—482
II. Geschichte des Zeitungswesens . . . . . 482—493
III. Das moderne Zeitungswesen . . . . . 493—514
Literatur . . . . . 515—517

G. DAS BUCH . . . . . 518—538
Von RICHARD PIETSCHMANN.

I. Wesen und erste Aufgaben des Buches . . . . . 518—520
II. Das Buch im Altertum . . . . . 520—523
III. Das Buch im Mittelalter . . . . . 523—530
IV. Das Buch in der Neuzeit . . . . . 530—536
Literatur . . . . . 537—538

Seite

H. DIE BIBLIOTHEKEN . . . . . 539—590

Von FRITZ MILKAU.

I. Was die Bibliotheken sind . . . . . 539—546
II. Wie die Bibliotheken geworden sind . . . . . 546—568
III. Was erreicht ist . . . . . 568—572
IV. Was zu erreichen bleibt . . . . . 572—588
Literatur . . . . . 589—590

IV. DIE ORGANISATION DER WISSENSCHAFT. 591—650

Von HERMANN DIELS.

Einleitung . . . . . 591—595
I. Stufen der wissenschaftlichen Bildung. Elementar- und Volksbildung 595—607
II. Mittelschulbildung . . . . . 607—609
III. Hochschulbildung . . . . . 609—622
IV. Wissenschaftliche Akademieen . . . . . 622—630
V. Internationale wissenschaftliche Institutionen . . . . . 630—632
VI. Wissenschaftliche Vereine und Kongresse . . . . . 632—635
VII. Wissenschaftliche Sammlungen (Gärten, Museen) . . . . . 635—637
VIII. Wissenschaftliche Ausstellungen 638
IX. Bibliotheken und Kataloge . . . . . 638—644
X. Zeitschriften, Buch und Buchhandel . . . . . 644—648
Schlußbetrachtung . . . . . 648—649
Literatur 650

Register . . . . . 651—671

DAS WESEN DER KULTUR.

Von

Wilhelm Lexis.

I. Die Grundlagen und Bedingungen der Kultur. Kultur ist die Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch die Ausbildung und Betätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte. Sie entsteht durch das Zusammenwirken vieler innerhalb einer menschlichen Gesellschaft, die sich auch selbst wieder in Wechselwirkung mit der Kultur zu festeren und höheren Formen entwickelt. Die Leistungen der einzelnen aber vereinigen sich nicht einfach zu einer Summe, sondern ihre Wirkung steigert sich durch ihren gesellschaftlichen Zusammenhang und es kommt ein neuartiges, wertvolleres Gesamtergebnis zustande. In den Individuen erscheint die Kultur nicht nur als ein ruhender Besitz, sondern auch als ein Zustand dauernder Tätigkeit, denn ohne stetige Kulturarbeit wird auch der erworbene Kulturbesitz allmählich wieder untergehen. Die Anteile der einzelnen an Kulturbesitz und Kulturarbeit sind nach Art und Größe sehr mannigfaltig abgestuft. Nur eine Minderheit befindet sich im Genuß der höchsten Errungenschaften, während die große Menge in weitem Abstande von dieser bleibt. Ursprünglich war diese starke Differenzierung der gesellschaftlichen Schichten eine notwendige Bedingung der Kulturentwicklung, aber es ist das Ziel des sozialen Fortschritts, die Unterschiede des Kulturbesitzes — die nicht mit denen des materiellen Besitzes zusammenfallen — mehr und mehr auszugleichen. Die Teilung der Kulturarbeit und der Kulturfunktionen dagegen wird sich stets nach dem ungleichen Maße der Talente und Kräfte der einzelnen vollziehen. Als Wegweiser und treibende Führer auf der Bahn des Fortschrittes werden immer nur wenige auftreten, die Masse aber bildet das große Behältnis, in dem die Früchte der Kultur sich ansammeln.

Begriff der Kultur. Kulturarbeit und Kulturbesitz.

Auch zeitlich zeigt sich eine gewisse Teilung der Arbeit in den Kulturleistungen desselben Volkes, indem diese sich häufig in längeren oder kürzeren Perioden vorzugsweise nach einer bestimmten Seite richten, z. B. nach der wirtschaftlichen, der politischen, der wissenschaftlichen oder literarischen. Wenn die Nation imstande ist, alles Erreichte auch festzuhalten,

so führt diese zeitweilige Einseitigkeit der Bestrebungen im ganzen zu einem höheren Gesamtgewinn. Und da die verschiedenen Völker sich die bevorzugten Ziele ihres Fortschritts selbständig wählen, so entsteht auch eine internationale Teilung der Kulturarbeit mit ihrer fruchtbaren Wirkung für die Gesamtheit der gesitteten Menschheit. So ist insbesondere die Geschichte der Wissenschaften, wie Goethe sagt, „eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen".

Geistige Grundlagen und Seiten der Kultur.

Da die Kultur aus der Entfaltung der menschlichen Geistesfähigkeiten entspringt, so zeigt sie so viele Seiten, wie sich aus der Mannigfaltigkeit dieser Fähigkeiten ergeben. Sie beruht auf dem praktischen Verstande, dem wissenschaftlichen Denken, dem künstlerischen Empfinden, dem sittlichen Wollen. Jedoch lassen sich die Wirkungen dieser Faktoren nicht scharf auseinander halten; sie verbinden und verstärken sich auf vielfache Art, und man kann nur im allgemeinen unterscheiden, auf welchem Gebiete der eine oder der andere das Übergewicht hat.

Der praktische Verstand ist vor allem der Schöpfer der wirtschaftlichen Kultur, ohne die eine höhere Gesittung überhaupt nicht aufkommen kann. Auch die Rechts- und Gesellschaftsordnung ist verstandesmäßig begründet, soweit sie durch das Wirtschaftsleben bestimmt ist, unterliegt aber auch, je weiter die Entwicklung gediehen ist, um so mehr dem Einfluß sittlicher Ideen. Die technische Kultur ist nichts anderes, als ein Ausfluß der wirtschaftlichen Kultur. Einen besonderen Charakter hat sie erst in der neueren Zeit durch ihre Verbindung mit der Wissenschaft erhalten, der die heutigen mächtigen Hilfsmittel der Produktion und des Verkehrs zu verdanken sind. Ihr Zweck aber bleibt ein praktischer und auf die Befriedigung wirtschaftlicher Bedürfnisse gerichtet. Die wissenschaftliche Kultur dagegen ist unabhängig von der praktischen Verwertung der Wissenschaft. Ihr Wesen liegt in der um ihrer selbst willen erworbenen, auf sicherer Methode begründeten Erkenntnis der Natur, des Menschen und der Menschheit und der auf dieser Grundlage gewonnenen Weltanschauung. Als Hüter der Schätze der Wissenschaft, zu ihrer Pflege und Förderung durch eigene Forschung sind nur wenige berufen, aber die wissenschaftliche Kultur soll bildend und veredelnd das Geistesleben des ganzen Volkes durchdringen. Die künstlerische Kultur geht der wissenschaftlichen zeitlich voraus und mündet unmittelbar in diese ein. Denn die Dichtung ist die erste Form, in der die Weisheit, die Lebens- und Weltanschauung führender Geister ihren Ausdruck gefunden haben. Andererseits leitet die Technik durch Handgeschicklichkeit und Kunstfertigkeit hinüber zur bildenden Kunst. Ihrem Wesen nach aber ist die Kunst das Erzeugnis einer besonderen Anlage des Menschen, die ihn befähigt, die Idee der Schönheit zu erfassen und selbstschöpferisch zur Erscheinung zu bringen. Wenn auch die Gabe des Schaffens wieder nur einzelnen Bevorzugten verliehen ist, so ist doch der künstlerischen Empfindung auch der Sinn der großen Mehrheit erschlossen

und sie tritt bei allen überhaupt entwicklungsfähigen Völkerstämmen als eine der ersten Regungen höherer Kulturbestrebungen zutage.

Die sittliche Kultur ist die Bedingung für den dauernden Bestand der Kultur überhaupt. Sie fordert die freie Unterwerfung des Willens unter ein höheres Gesetz in den Beziehungen der einzelnen sowohl untereinander, als auch zu Staat und Gesellschaft. Auch die Staats- und Rechtsordnung bedarf der sittlichen Grundlagen, wenn auch historisch gegebene Herrschaftsverhältnisse und ökonomische Bedingungen großen Einfluß auf sie ausüben; je höher die sittliche Kultur sich erhebt, um so mehr wird sie auf die öffentliche Ordnung zurückwirken, um diese den Forderungen einer vernünftigen sozialen Gerechtigkeit anzupassen.

Die religiöse Kultur hat auf ihren unteren Stufen noch kaum einen Zusammenhang mit der individuellen Sittlichkeit. Sie erscheint hier vor allem als eine Bedingung und Stütze der gesellschaftlichen Ordnung; die Götter sind die Schirmer des Stammes oder des Staates, und wenn der einzelne sie anruft, so geschieht es, um Schutz und Hilfe oder irgend einen Vorteil zu erlangen. In der höhern Entwicklung aber findet die sittliche Kultur in der Religion ihren festen Halt, und in der abendländischen Welt hat sie an der Hand des Christentums ihre höchsten Ideale, wenn nicht erreicht, so doch erstrebt.

Kulturgüter und Kulturprodukte.

Die Kultur stellt sich in der Geistesverfassung der Individuen, in ihrem Können und Wissen, ihrem Fühlen und Wollen und in der Ordnung ihrer Beziehungen untereinander dar. Der auf dieser Grundlage erwachsene immaterielle, ideale Besitz bildet die Summe dessen, was wir als Kulturgüter der Menschheit bezeichnen. Da aber die Kultur nicht unmittelbar in einer kosmopolitischen Menschheit, sondern in staatlichen Volksgemeinschaften mit nationalen Besonderheiten und eigenem geschichtlichen Leben entstanden ist, so zeigen auch die Kulturgüter im allgemeinen ein nationales Gepräge und zum Teil auch einen spezifisch nationalen Charakter. Das durch erlebte und überlieferte Geschichte auferzogene Nationalgefühl, die durch eine nationale Literatur ausgebildete Sprache, die dem Volksgeist entsprechenden öffentlichen Institutionen, die das Leben frei ordnende Sitte — das sind Besitztümer, die der Kultur jedes Volkes ihre Eigenart und zugleich der gesamten Kulturwelt ihre lebendige Vielseitigkeit verleihen.

Die Kultur bekundet sich äußerlich in materiellen Erzeugnissen, die wir im Unterschiede von den immateriellen Kulturgütern Kulturprodukte nennen wollen. Es sind dies zunächst wirtschaftliche Güter, in deren allmählicher Vermannigfaltigung und Verfeinerung wir die Entwicklung der Bedürfnisse der gesitteten Menschheit verfolgen können, während andererseits die Werkzeuge, Maschinen und sonstigen Hilfsmittel der Produktion den Fortschritt der technischen Kultur erkennen lassen. Das wichtigste Kulturprodukt aber ist der Boden, auf dem das Volk seine feste Heimat gefunden, der nicht nur durch vielhundertjährige Arbeit aus

dem wilden Naturzustande in ein Kapitalgut von enormem Wert umgewandelt, sondern auch mit der Geschichte und dem Gefühlsleben des Volkes aufs engste verknüpft ist und dadurch einen idealen, nicht bloß wirtschaftlichen Wert erhalten hat. Auch die Werke der bildenden Kunst sind äußerlich materielle Kulturprodukte, sie besitzen aber ebenfalls einen idealen Gehalt, der ihnen einen überwirtschaftlichen Wert und sogar eine über ihre materielle Existenz hinaus sich erhaltende Bedeutung verleiht.

Individuelle Triebkräfte der Kultur.

Die Kultur ist das Erzeugnis des Zusammenwirkens der einzelnen, wenn diese auch meistens bei ihrem Handeln nicht allgemeine Kulturziele im Auge haben, sondern durch persönliche, vielfach rein egoistische Motive bestimmt werden. Die Triebkraft der wirtschaftlichen Kultur ist das Bedürfnis. Um seine Bedürfnisse zu befriedigen, muß der Mensch entweder selbst arbeiten oder auf irgend eine Art andere für sich arbeiten lassen. Im ersteren Falle ersinnt er Hilfsmittel, um sich die Arbeit zu erleichtern, und begründet dadurch die Technik. Die Bedürfnisse selbst aber entwickeln und vermehren sich mit der steigenden Kultur. Der Naturmensch setzt ihrem Drange seine natürliche Trägheit entgegen und beschränkt seinen Bedarf lieber auf das geringste Maß, als daß er sich vermehrter Arbeit unterzieht. Wohl aber sagt es ihm zu — und diese Neigung besteht auch noch auf höheren Stufen der Halbkultur — sich durch Gewalt und Raub die Arbeitserzeugnisse anderer anzueignen. „Sie halten es für Faulheit, ja Feigheit“, sagt Tacitus von den Germanen, „mit Schweiß zu erwerben, was sich mit Blut gewinnen läßt.“

Einen Fortschritt gegen dieses einfache Raubsystem bildet der gegen Sklaven oder andere Unfreie ausgeübte Arbeitszwang. Es entsteht dadurch eine wenn auch sehr unvollkommene ständige Produktionsordnung, durch die wenigstens in den oberen Regionen der Gesellschaft die Ausbildung einer höheren Kultur ermöglicht wird. Je mehr sich die auf Eigentum und Tauschverkehr begründete Rechtsordnung befestigt, um so mehr geht der natürliche, meist kriegerische Tätigkeitsdrang der Menschen in wirtschaftliche Arbeitsenergie über, mit der zugleich der Erwerbsgeist erwacht. Dieser wirkt noch fort, selbst wenn alle persönlichen Bedürfnisse des Erwerbenden die vollste Befriedigung gefunden haben. Es wird dann eben die Tätigkeit selbst oder das Erwerben als solches als Bedürfnis empfunden. Wenn dabei nur Bereicherung des einen auf Kosten des anderen stattfindet, so hat eine solche Tätigkeit weder die Eigenschaft einer wirtschaftlichen Arbeit, noch überhaupt einen Kulturwert. Überwiegend aber ist sie auch mit einem positiven Schaffen verbunden, und insoweit ist der Erwerbsgeist die Kraft, die das ganze ungeheure Getriebe der modernen Volkswirtschaft in Bewegung setzt und durch große Unternehmungen und Anlagen von dauerndem Bestande die Grundlagen der wirtschaftlichen Kultur immer mehr erweitert. Auch der Erfinder neuer Schöpfungen der Technik wird in der Regel nur durch sein wirtschaftliches Selbstinteresse geleitet, aber der gehoffte Gewinn

wird ihm nur zuteil, wenn seine Erfindung sich auch objektiv als eine nützliche Verbesserung bewährt und demnach auch der ganzen Volkswirtschaft zugute kommt.

Die wissenschaftliche und die künstlerische Kultur gehen aus dem sich selbst befriedigenden Forschungstrieb und Schaffensdrange produktiver Geister hervor, aber die Mitwirkung minder hoher Motive, z. B. der persönlichen Eitelkeit, ist dabei nicht ausgeschlossen und auch nicht unvereinbar mit einem für das Gesamtwohl erwünschten Erfolge. So mögen auch Herrscher und Staatsmänner ihrem Ruhmbedürfnis oder ihrem Ehrgeiz gefolgt sein, ohne daß dadurch der Kulturwert ihrer Taten und Schöpfungen geschmälert worden wäre. Ideal angelegte Naturen werden auch vielfach durch religiöse Motive bestimmt, für allgemeine Kulturzwecke, insbesondere für die Verbesserung der Lage und die sittliche Hebung der großen Masse der Bevölkerung zu wirken.

Gesellschaftliche Triebkräfte.

Die individuellen Kräfte reichen jedoch für sich allein zur vollen Bewältigung der notwendigen Kulturarbeit nicht aus, und zwar um so weniger, je höher die bereits erreichte Stufe ist. Es ist daher eine Ergänzung der Einzelwirkung durch organisierte Vereinigung nötig, vor allem durch die organisierte Kraft der Gesamtheit, die der Staat vertritt. Ohne Staat gibt es überhaupt keine Kultur; aber er schafft nicht nur die Ordnung, in der die Tätigkeit und Wechselwirkung der Individuen stattfindet, sondern er hat auch aktiv einzutreten, um solche Kulturleistungen zu übernehmen, die über die Kräfte der einzelnen und ihrer freiwilligen Vereinigungen hinausgehen. Die Art und Ausdehnung dieser Staatstätigkeit ist freilich nach der Geschichte, der politischen Entwicklung und dem nationalen Charakter der Völker verschieden; ihre Notwendigkeit aber muß prinzipiell immer mehr anerkannt werden, je zahlreicher und mannigfaltiger neue Kulturaufgaben hervortreten, allerdings unter der Voraussetzung, daß nicht polizeiliche Bevormundung, sondern die in geeigneter Weise zum Ausdruck kommende aufgeklärte öffentliche Meinung über die zu verfolgenden Ziele entscheide.

Neben dem Staat hat sich auch die christliche Kirche als eine gesellschaftliche Macht bewährt, die für die Ausbreitung und den Fortschritt der Kultur mit großartigem Erfolge gewirkt hat.

Der mittelalterliche Feudalstaat hatte nicht die nötige zentralisierte Kraft, um seiner Aufgabe als Kulturfaktor voll genügen zu können. Die Kirche trat mit ihrer mächtigen, über die Einzelstaaten hinausgreifenden Organisation ergänzend ein und hat sich namentlich auch in der Pflege von Kunst und Wissenschaft hohe — natürlich im Lichte der Zeit zu beurteilende — Verdienste erworben.

Die Gesellschaft erzeugt aber auch ohne besondere Organisation kollektive Triebkräfte im Dienste der Kultur. Mag der einzelne auch seinem Egoismus folgen, wenn es sich um seine eigenen Interessen handelt: wo diese nicht im Spiele sind, hat er meist ein zutreffendes Urteil

über das, was vernünftig, recht und billig und für die Gesamtheit nützlich und erstrebenswert ist. So liefert jeder gewissermaßen eine Komponente zu einer auf das Gemeinwohl und den Kulturfortschritt gerichteten Massenwirkung, deren Erfolg immer um so größer sein wird, je mehr Mittel diesem Kollektivwillen zur Verfügung stehen, um sich als öffentliche Meinung durchzusetzen und einen Druck auf die Individuen auszuüben.

Art und Rasse.

Die Kultur setzt Staat und Gesellschaft voraus, ihren eigentlichen Sitz aber hat sie in den Individuen, deren geistiger Zustand von ihr abhängt und andererseits auch wieder auf sie zurückwirkt. Sie wird daher auch Verschiedenheiten aufweisen, die durch die physischen und geistigen Besonderheiten der Völker und insbesondere durch die Rassenunterschiede bedingt sind. Daß die jetzt lebenden Menschenrassen derselben Art im zoologischen Sinne angehören, wird von den meisten Sachkundigen zugestanden. Der Begriff der Art ist zwar heute schwankender als zur Zeit Cuviers, aber die normale Fruchtbarkeit nicht nur von Paaren aus verschiedenen Varietäten, sondern auch der weiteren Verbindungen von Mischlingen untereinander ist ein allgemein anerkanntes Kriterium der Arteinheit, und dieses trifft bei den Menschenrassen zu, wie schon das Gedeihen der Mestizen- und Mulattenbevölkerung in Amerika beweist. Die Gleichartigkeit der Geistesanlagen aber ergibt sich am deutlichsten aus der gleichen Sprachfähigkeit aller Rassen. Auch die Pescherähs und die Australier haben nicht nur selbst eine Sprache, sondern sie sind auch imstande, andere Sprachen zu lernen. Die drei Feuerländer, die auf dem „Beagle“ in ihre Heimat zurückgebracht wurden, hatten ziemlich gut Englisch gelernt, und von dem jungen Mädchen unter ihnen sagt Darwin ausdrücklich, daß sie sehr schnell alles lernte, besonders Sprachen, wie sie dadurch bewiesen habe, daß sie in kurzer Zeit in Rio de Janeiro und Montevideo auch etwas Portugiesisch und Spanisch aufgeschnappt habe.

Menschenrasse ist ein anthropologischer, also ein naturwissenschaftlicher Begriff. Die derselben Rasse angehörenden Individuen sind durch gewisse gemeinschaftliche körperliche Merkmale gekennzeichnet, die sich durch Vererbung übertragen und unter denen die Farbe wohl das wichtigste ist. Ob drei, fünf oder mehr Rassen zu unterscheiden sind, ist hier nicht zu untersuchen. Im allgemeinen aber ist hervorzuheben, daß der Rassentypus sich in den einzelnen Individuen keineswegs völlig gleichmäßig, sondern mit einem gewissen Spielraum ausprägt. Man kann für jedes Merkmal einen Mittelwert aufstellen, in dessen Nähe sich die Einzelfälle am meisten zusammendrängen, während die Abweichungen nach der einen und der anderen Seite um so seltener werden, je weiter sie sich von dem Mittel entfernen. Lassen sich die Merkmale in bestimmten Zahlen ausdrücken, wie die Körpergröße oder der Schädelindex, so stellt sich bei vielen in einer großen Zahl von Beobachtungen die Verteilung so dar, wie es nach dem Gesetz der zufälligen Abweichungen zu erwarten ist. Die Farbennuancen lassen sich nicht im bestimmter Weise

abschätzen, aber es ist augenscheinlich, daß sie bei derselben Rasse eine ziemlich weite Skala durchlaufen. So findet man bei der weißen — oder sogenannten kaukasischen — Rasse alle Abtönungen der Haut vom reinsten Weiß bis zum Braun, während auch die Haarfarbe von der hellsten Flachsfarbe bis zum tiefsten Schwarz variiert. Überhaupt kann eine Rasse mit ihren äußersten Ausläufern sogar den mittleren Formen einer anderen nahekommen, wenn auch die typischen Mittel beider weit voneinander abstehen. Auch unter Europäern findet man zuweilen Neger- und Mongolenphysiognomien, ohne daß diese auf irgend eine nachweisbare Rassenmischung zurückgeführt werden können.

Die Rassen zeigen auch Unterschiede in physiologischen Eigenschaften, wie Muskelstärke, Schärfe der Sinne, Widerstandsfähigkeit gegen gewisse Krankheiten, jedoch steht keineswegs fest, daß solche Merkmale spezifisch im Rassentypus begründet sind und daß sie sich nicht durch Übung, Anpassung und Auslese bei gleichen Lebensumständen auch bei Angehörigen anderer Rassen ausbilden können.

Geistige Rassenunterschiede.

Hauptsächlich aber erhebt sich hier die Frage, ob mit den körperlichen Rassenunterschieden auch intellektuelle und moralische zusammengehen, woraus sich dann die weitere ergibt, ob alle Rassen durch ihre geistigen Fähigkeiten in gleichem Grade zur Kultur veranlagt sind. Diese letztere Frage scheint ohne weiteres im verneinenden Sinne durch die Tatsache entschieden zu sein, daß auch heute noch die Völkerstämme in ihrer Kulturhöhe eine vielfach abgestufte Reihe bilden und die niedrigsten noch nicht über den Zustand primitiver Unkultur hinausgekommen sind. Indes dürfen Schlüsse auf die Kulturfähigkeit verschiedener Stämme aus den zu einer gegebenen Zeit bestehenden Kulturverschiedenheiten nur mit Vorsicht gezogen werden. Andernfalls hätte man ja zur Zeit des Tacitus ein sehr ungünstiges Urteil über die Kulturfähigkeit der Germanen fällen müssen, denn trotz der an ihnen gerühmten Eigenschaften fehlte ihnen die auf Kunst, Literatur und Wissenschaft beruhende geistige Kultur noch gänzlich, und sie standen darin um viele Jahrhunderte gegen die Griechen und um Jahrtausende gegen die orientalisch-ägyptische Welt zurück. Die Geschichte lehrt überhaupt, daß die als Kulturträger erscheinenden Völker zu verschiedenen Zeiten nacheinander in ihre Rolle eingetreten sind und daß sie einer Auslösung der in ihnen schlummernden Entwicklungskräfte durch die Berührung mit bereits weiter fortgeschrittenen Nationen bedurften. Es kommt also an auf die Kulturfähigkeit einer Rasse unter dem Einfluß einer höheren Kultur, und von diesem Gesichtspunkt kann nicht bestritten werden, daß einige Rassen in ihrer natürlichen geistigen Ausstattung hinter anderen zurückstehen. Die afrikanischen Zwergvölker, die Weddas in Ceylon, die Negritos auf den Philippinen befinden sich noch in einem wilden Naturzustande, trotzdem sie seit unvordenklicher Zeit in der Nachbarschaft höher gesitteter Stämme wohnen. Wir sehen auch, daß viele Naturvölker für die Ein-

wirkungen der europäischen Kultur nicht nur unempfänglich bleiben, sondern daran zugrunde gehen. Zum Teil wird dies durch Krankheiten und durch gewalttätige Vernichtung verursacht, zu einem großen Teil aber auch durch die Unfähigkeit dieser Stämme, sich in die wirtschaftlichen Bedingungen des modernen Kulturlebens zu finden. Der Naturmensch steht auf seiner niederen Stufe doch in Harmonie mit seinen äußeren Lebensumständen; unter der Herrschaft einer ihm fremdartigen Kultur aber wird er zu einem zerlumpten Proletarier degradiert, der den Kampf ums Dasein mit der höheren Rasse nicht bestehen kann. Die Australier werden den Tasmaniern folgen, von den Polynesiern und den nordamerikanischen Indianern wird sich wahrscheinlich nur ein kleiner Rest in zahmer Mittelmäßigkeit erhalten, in Mexiko und Südamerika wird sich neben den indianisch-kreolischen Mischlingen wohl ein größerer Stock der Urbevölkerung behaupten, aber schwerlich jemals zu einem aktiven Element in der Kulturentwicklung werden. Eine widerstands- und lebenskräftige Rasse sind die Neger. In den Vereinigten Staaten aber werden sie nur in einem erheblichen Abstande mit der weißen Rasse parallel gehen können, und wo sie, wie in Haïti, mit einem Anflug von Zivilisation sich selbst überlassen sind, zeigt sich ihr selbständiger Kulturwert in einem sehr ungünstigen Lichte.

Weiße und gelbe Rasse.

Die gelbe Rasse hat in China aus eigener Kraft eine vielseitige Kultur erzeugt, die aber der der weißen Rasse nicht gleichgestellt werden kann. Daß ihre Entwicklung seit mehreren Jahrhunderten gestockt hat, ist kein entscheidendes Argument zu ihren Ungunsten, denn auch die europäische Kultur weist lange Perioden des Stillstands auf. Und die Japaner haben gezeigt, mit welcher Schnelligkeit sie diese Stagnation zu überwinden und sich die Errungenschaften der europäischen Zivilisation anzueignen vermochten. China wird über kurz oder lang ebenfalls in diese neuen Bahnen gedrängt werden, und die Entscheidung über die Gleichwertigkeit der Kulturfähigkeit der gelben Rasse wird davon abhängen, wie sie auf gemeinsamem Boden den Wettlauf mit der europäisch-amerikanischen besteht.

Die Verschiedenheit der Befähigung der Rassen kann sich in allen Eigenschaften äußern, die für die Erzeugung der Kultur von Bedeutung sind. Sehr viel kommt auf die Arbeitsenergie an, die sich aus Arbeitskraft und Arbeitswillen zusammensetzt. Nur sehr unvollkommen kann der Wille durch äußeren Zwang, wie ihn die Sklaverei darbietet, ersetzt werden, und mit den höheren Formen der wirtschaftlich-technischen Kultur ist die Sklavenarbeit überhaupt unvereinbar. In der Arbeitsenergie aber stehen Chinesen und Japaner der weißen Rasse mindestens gleich, und auch ihr Erwerbsgeist ist nicht weniger lebhaft. Die Erfindungsgabe, die Quelle der höheren technischen Kultur, hat sich wenigstens in älterer Zeit bei den Chinesen in immerhin beachtenswertem Grade bekundet, und in der künstlerischen Technik haben es die Japaner ohne Zweifel sehr weit

gebracht. Diese haben auch mit Erfolg angefangen, in naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschungen den Europäern nachzueifern. Die Umgestaltung der Staatsordnung nach den Anschauungen der europäischen Kultur scheint sich in Japan zu bewähren und zu befestigen, in China aber wird der nach unseren Begriffen noch halbbarbarische Staat schwerlich in absehbarer Zeit auf das Niveau der abendländischen Gesittung gebracht werden, und es wird daher diesem Lande noch lange ein wichtiger Hebel des Kulturfortschritts fehlen.

Im ganzen ist es also wohl möglich, daß die Ostasiaten in der utilitarischen Richtung der Kultur den Vorsprung der weißen Rasse nach und nach einholen und in Zukunft vielleicht mit ihr Schritt halten werden. Daß sie aber auch den idealen Gehalt des von dem griechischen Genius befruchteten und seit fast zwei Jahrtausenden in der Schule des Christentums erzogenen abendländischen Geistes in Treibhauskultur hervorbringen werden, ist kaum zu erwarten, ja man darf sagen, sie werden nicht daran denken, es zu versuchen. Überhaupt wird es sich fragen, in welchem Maße die gelbe oder irgend eine andere Rasse die Originalität der künstlerischen, wissenschaftlichen und jeder anderen Begabung aufweisen kann, der die weiße Rasse ihre führende Stellung verdankt. In ihrer ganzen Macht tritt diese Originalität in den wenigen großen Geistern auf, mit denen neue Epochen in der Kultur der Menschheit beginnen. Wir wissen nicht, woher sie kommen, aber sie sind bisher nur aus der weißen Rasse hervorgegangen. Es gibt aber auch einen mittleren Typus der Befähigung zum selbständigen geistigen Schaffen, und nach der bisherigen geschichtlichen Erfahrung darf angenommen werden, daß auch dieser bei der weißen Rasse am höchsten steht, was aber nicht ausschließt, daß er in dieser Höhe auch von bevorzugten Angehörigen anderer Rassen erreicht werden könne.

Völkerfamilien und Volksstämme.

Die weiße Rasse setzt sich, wie auch die übrigen, aus mehreren Völkerfamilien zusammen, die auch einige Unterschiede in körperlichen Merkmalen erkennen lassen, jedoch nicht in solchem Grade, daß daraus eine Rassenverschiedenheit abgeleitet werden könnte, zumal auch ohne nachweisbare Mischung Übergänge in allen Schattierungen vorkommen. Ein wichtiges ethnographisches Kriterium liefert der Sprachstamm, jedoch keineswegs ein völlig sicheres, denn in vielen Fällen hat ein Volksstamm die Sprache eines anderen angenommen, und zwar nicht nur der Besiegte die des Siegers, sondern auch umgekehrt der Sieger die des Besiegten, wenn diesem eine höhere Kultur zu statten kam.

Die beiden wichtigsten Völkerfamilien innerhalb der weißen Rasse sind die arische und die semitische, von denen jede wieder in mehrere Zweige zerlegt ist. Ihre Bedeutung für die allgemeine Kulturentwicklung gegeneinander abzuwägen ist hier nicht die Aufgabe, und in wirklich wissenschaftlichem Sinne läßt sich diese Frage wohl überhaupt nicht beantworten. Semiten und Arier haben seit Jahrtausenden zur Ausbildung

der als eine geschichtliche Einheit erscheinenden orientalisch-europäischen Kultur zusammengewirkt, und zwar haben die semitischen Völker, denen sich auch die Ägypter zunächst anschließen, zeitlich den Vortritt gehabt. Aus beiden Völkergruppen sind große Geister hervorgegangen, die auf allen Gebieten des Kulturlebens dauernde oder sogar epochemachende Wirkungen ausgeübt haben. Nach welchem objektiven Maßstabe will man solche Leistungen abschätzen und gegeneinander in Rechnung stellen? Schätzungen nach subjektiven Eindrücken und Empfindungen sind selbstverständlich wertlos. Ebensowenig lassen sich die typischen Eigenschaften der Völkergruppen wie auch der einzelnen Volksstämme, der Germanen, Romanen, Slawen, Juden, aus sporadischen und subjektiv aufgefaßten Erfahrungen feststellen. Körperliche Stammesmerkmale lassen sich allerdings durch Massenbeobachtungen exakt ermitteln; aber in bezug auf Geistesanlagen und Charaktereigenschaften ist ein solches Verfahren praktisch nicht durchführbar. Ohne Zweifel haben sich durch geographische oder gesellschaftliche Trennung und durch die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage, der Erziehung und der Lebensgewohnheiten gewisse kulturelle Stammesunterschiede entwickelt, aber sie sind durch die mannigfaltigsten Übergänge verbunden und verwischen sich rasch bei veränderten Umständen. Die Betrachtung des ganzen Verlaufs unserer Kulturgeschichte und insbesondere die Tatsache, daß die verschiedenen Völker abwechselnd mit besonderen Leistungen hervorgetreten und dann auch wieder zeitweise mehr im Hintergrunde geblieben sind, rechtfertigt die Annahme, daß die aktive Kulturfähigkeit der Volksstämme der weißen Rasse sich im wesentlichen gleichstehe.

Äußere Einflüsse. Klima.

Wenn der menschliche Geist den Boden darstellt, in dem die Kultur emporwächst, so übt doch auch die äußere Natur auf ihren Charakter, die Richtung ihrer Entwicklung und die Größe ihres Wachstums einen Einfluß aus, der nicht unterschätzt werden darf. Die Versuche freilich, bestimmte Naturgesetze über die Einwirkungen des Klimas, des Bodens, der geographischen Lage usw. zu formulieren, sind nicht gelungen; man muß sich begnügen, tatsächliche Gleichmäßigkeiten in dem nachweisbaren Zusammenhang zwischen der Naturgrundlage und der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Menschheit zu suchen. Den stärksten Einfluß auf die Lage der Menschen übt das Klima aus. Denn nicht die Bodenbeschaffenheit ist es, was die Polarländer, die Steppen Asiens, die Wüsten Afrikas und Australiens wirtschaftlich wertlos oder völlig unbewohnbar macht, sondern der Mangel an Wärme oder an Regen. Schlechter Boden kann bei günstigen Temperaturverhältnissen und genügender Menge der Niederschläge durch künstliche Mittel verbessert und für den Menschen nutzbar gemacht werden, aber von einer Verbesserung des klimatischen Zustandes des nördlichen Sibiriens oder der Sahara wird nie die Rede sein können. Das Klima ist aber auch für die persönliche Leistungsfähigkeit, ja für die Existenzfähigkeit des Menschen wesentlich mit entscheidend.

In der eisigen Polarnacht wird seine Arbeitskraft brachgelegt, in der Tropenzone wird sie durch die erschöpfende Treibhaushitze gelähmt, der ganze Organismus des Nordländers erschlafft und verliert alle Widerstandsfähigkeit gegen die üppig wuchernden giftigen Mikroorganismen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die weiße Rasse Mittel- und Nordeuropas sich in der heißen Zone jemals unvermischt so weit akklimatisieren können werde, daß sie kompakte Bevölkerungsmassen mit gesicherter Fortpflanzung und Vermehrungsfähigkeit zu bilden imstande wäre.

Von großem Einfluß auf das Klima und zugleich auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ist der Wechsel der Jahreszeiten. Je weiter man von der Tropenregion nach Norden vorgeht, um so mehr findet man die Landwirtschaft und auch manche andere Zweige der Produktion an einen streng periodischen Gang gebunden und zeitweise sogar zur Untätigkeit gezwungen. Das mitteleuropäische Klima mit Frühling und Herbst als Übergangsjahreszeiten gestattet immerhin acht Monate im Jahre die Arbeit im Freien. In dem nördlichen Drittel der gemäßigten Zone gehen im Gebiet des Kontinentalklimas, wie in Rußland, Herbst und Frühling fast ganz in den harten Winter auf, die Feldarbeit muß in einen Zeitraum von kaum vier Monaten zusammengedrängt werden, und während des größten Teiles des Jahres hat die ländliche Bevölkerung, zumal auch die Länge der Nächte störend wirkt, große Schwierigkeit, ihre Arbeitskraft zu verwerten, und sieht sich vielfach zum zeitweiligen Betrieb einer minderwertigen Hausindustrie genötigt.

Bodenbeschaffenheit und Pflanzendecke.

Sehr mannigfach und entscheidend ist auch die Bedeutung der natürlichen Bodenbeschaffenheit für das Wirtschaftsleben und die Kulturentwicklung. Die Formen der Oberfläche begünstigen oder erschweren Ansiedlung und Verkehr, die chemische und physikalische Zusammensetzung des Bodens hat die ursprüngliche Pflanzendecke und die größere oder geringere Schwierigkeit bedingt, diese durch künstlich gezogene Nutzgewächse zu ersetzen, und der unterirdische Gehalt an nutzbaren Mineralstoffen hat in der neueren Zeit eine immer größere Wichtigkeit erlangt und ist nicht selten zum entscheidenden Faktor für den Reichtum eines Landes geworden. So hat England durch seine reichliche Ausstattung mit Kohlen und Eisenerzen längere Zeit einen weiten Vorsprung vor allen anderen Ländern behauptet und diesen auch gegenwärtig noch nicht gänzlich verloren. Wo lohnender Bergbau möglich ist, schreckt auch das unwirtliche nordische Klima die Unternehmungslust nicht zurück, wie sich jetzt in der Eisenerzregion des nördlichen Schwedens zeigt.

Nach seinem ursprünglichen Verhältnis zum Pflanzenwuchs erscheint der Boden als Waldland, als Savanne mit oft parkartigem Charakter, als Grasland, als Steppe, als Wüste, im arktischen Gebiet auch als Moos- und Flechtentundra. Diese Naturbedingungen haben auf den Gang der menschlichen Kulturarbeit stets ihre Nachwirkungen ausgeübt. Wo kräftiger Urwald gedeihen konnte, war der Boden auch zu einem ergiebigen Acker-

bau geeignet, aber in den ersten Stadien der Kultur wirkten die Schwierigkeiten der Rodung hemmend auf den Anbau. Fruchtbares Grasland, wie die russische schwarze Erde, ist nicht allzusehr verbreitet. Die Steppe leidet an Wassermangel und ist unmittelbar nur für die Viehzucht benutzbar, kann aber an Stellen, die der künstlichen Bewässerung zugänglich sind, häufig in sehr fruchtbares Ackerland umgewandelt werden. Die Salzsteppen im europäischen und asiatischen Rußland, das Dornbuschland in Südafrika, das undurchdringliche Scrubland in Australien werden wohl niemals eine erhebliche Bedeutung im Haushalt der Menschheit erlangen.

In den Kulturländern der alten Welt hat das Vegetationsbild durch eine mehrtausendjährige Arbeit ein vollständig verändertes Aussehen erhalten. Der Wald ist zum Teil so weit zurückgedrängt, daß ernstliche Nachteile, namentlich Gefahren der Überschwemmung, Versumpfung, Versandung oder Ausdörrung größerer Gebiete befürchtet werden. Das ganze für den Ackerbau geeignete Land wird von einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Pflanzenarten eingenommen, die dem Menschen zur Ernährung oder zu sonstigen wirtschaftlichen Zwecken dienen und die fast sämtlich durch lange fortgesetzte Züchtung und Veredlung bedeutende Abänderungen ihrer ursprünglichen Eigenschaften und dadurch erst ihren gegenwärtigen Grad von Nützlichkeit erhalten haben. Die Weiden sind größtenteils durch künstlich angelegte Wiesen ersetzt, eine kleine Anzahl von Baumarten ist veredelt worden und wird ihrer Früchte wegen gepflegt, der Urwald ist fast gänzlich verschwunden und ein künstlich gezüchteter Wald in verschiedenen Formen an seine Stelle getreten.

Auch die Tierwelt des alten Kulturgebiets hat große Wandlungen erfahren. Die gefährlichen Tiere, mit denen der Mensch ursprünglich einen ernstlichen Kampf ums Dasein zu führen hatte, sind ausgerottet, die Jagd hat ihre frühere wirtschaftliche Bedeutung für die Ernährung der Bevölkerung fast gänzlich verloren und wird nur noch als Sport gegen eine kleine Zahl von Tierarten ausgeübt, von denen mehrere zu diesem Zweck besonders geschont oder gehegt werden. Eine ebenfalls nicht große Anzahl anderer Arten ist durch Züchtung in Haustiere mit beträchtlichen Abänderungen ihrer ursprünglichen Eigenschaften verwandelt worden. Übrigens ist die Viehzucht nach den neueren Ansichten wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Ackerbau, nicht aber zuerst bei hypothetisch angenommenen nomadisierenden Hirtenvölkern entstanden. Denn ehe die Steppen Westasiens und Osteuropas sich mit Nomaden bevölkerten, die durchaus auf die Milch ihrer Herden angewiesen sind, mußten durch lange Züchtung Tierrassen geschaffen sein, die einen über das Nahrungsbedürfnis ihrer Jungen bedeutend hinausgehenden Milchertrag lieferten.

Geographische Bedingungen.

Über die Bedeutung der allgemeinen geographischen Bedingungen sowohl für die Staatenbildung als auch für die Verteilung der Ansiedlungen und Produktionszweige und die Entwicklung der Städte sind viele geistreiche und auch mehr oder weniger zutreffende Betrachtungen ange-

stellt worden, auf die indes hier nicht eingegangen werden kann. Nur in bezug auf die Städte, die als Ausgangspunkte der höheren Kulturentwicklung besondere Beachtung verdienen, sei bemerkt, daß die natürlichen Bedingungen — unter denen die Verkehrslage wohl die wichtigste ist —, die ursprünglich ihr Emporkommen und ihre Blüte besonders begünstigt hatten, unter den heutigen Verhältnissen in vielen Fällen ihre frühere Bedeutung eingebüßt haben, da die Verkehrsbedingungen durch das Eisenbahnwesen vollständig umgestaltet worden sind. Auch hat es von je her nicht an Städten gefehlt, die ihr Wachstum nicht der Gunst ihrer Lage, sondern ihrer politischen Stellung verdankten. Daß Berlin in der Mitte zwischen Oder und Elbe liegt, deren Verbindung durch Havel und Spree erleichtert wird, mag dazu beigetragen haben, ihm die Existenz einer kleinen Mittelstadt zu verschaffen, aber erst als Hauptstadt des Königreichs Preußen wuchs es zu einer Großstadt und erst als Hauptstadt des Deutschen Reichs zu einer Weltstadt heran. Wie die Kultur überhaupt dahin strebt, die Naturwiderstände zu überwinden, so ist es auch ihre Tendenz, den Menschen wenigstens in seiner individuellen Lebenshaltung von den klimatischen und geographischen Einflüssen immer unabhängiger zu machen. In großem Umfange ist dies bereits erreicht worden. Von Hammerfest bis Kapstadt, von Dawson City bis Punto Arenas herrscht derselbe Typus des gesitteten Lebens, wenn auch gewisse Anpassungen an die äußere Umgebung unvermeidlich sind. Ein bemerkenswertes Vorbild bieten die Engländer dar, die in allen Zonen mit Zähigkeit die gewöhnliche Ordnung ihres häuslichen Lebens so weit wie irgend möglich festhalten.

Vererbung der Kultur.

Die Kultur überträgt sich in jedem lebenskräftigen Volk von Geschlecht zu Geschlecht und man pflegt diese Übertragung als „Vererbung“ zu bezeichnen. Unter dem Einfluß der darwinistischen Anschauungen ist es dahin gekommen, daß man bei diesem Wort zuletzt an seine ursprüngliche und eigentliche Bedeutung denkt, nämlich an den Übergang von materiellem Besitz auf die Nachkommen. Streng genommen und ohne Bild aber kann man in bezug auf die Übertragung der Kultur nur in diesem letzteren Sinne von einer Vererbung reden, und zwar betrifft diese nicht die Kultur selbst, sondern nur ihre materiellen Erzeugnisse. Die Nachkommen erben von ihren Vorfahren den durch vielhundertjährige Arbeit aus Urwald, Sumpf und Steppe in nutzbares Land umgewandelten Boden, sie erben das in immer engeren Maschen ausgebaute Netz der Verkehrswege aller Art, den Gebäudebestand, den ganzen Apparat der technischen Produktionsmittel, kurz das gesamte stehende Kapital der Volkswirtschaft, den ganzen Reichtum an dauernden Gebrauchsgütern und an Kunstschätzen.

In einem mehr bildlichen Sinne wird das Wort Vererbung auch auf die Übertragung von staatlichen, kirchlichen und anderen öffentlichen Institutionen, von Gesetz und Sitte angewandt. Es sind dies Schöpfungen

des gesellschaftlichen Kulturlebens von dauerndem, wenn auch nicht unveränderlichem Bestande; jeder neu in die Gesellschaft eintretende einzelne findet diese Mächte der Gesamtheit als ein Gegebenes vor, dem er sich zu fügen hat, und man kann vielleicht mit größerem Recht sagen, daß sie ihn erben, nicht er sie.

Noch weniger zutreffend ist das Bild der Vererbung, wenn es auf die Vermittlung der Kultur durch Erziehung und Unterricht angewandt wird. Allerdings hat die Jugend den Kulturgehalt, den sie sich aneignen soll, nicht selbst zu schaffen, sondern er wird ihr durch andere überliefert. Aber im Gegensatz zur Vererbung ist diese Übertragung kein automatischer Prozeß, sondern sie ist nur möglich durch mühevolle Mitwirkung der Zöglinge. Jeder muß schließlich alles selbst erwerben, um es zu besitzen, er muß sich von dem Nullpunkt des Wissens emporarbeiten und den sittlichen Kampf mit Selbstsucht und ungebändigten Trieben und Leidenschaften selbst aufnehmen und durchfechten.

Durchaus bildlich endlich ist die Anwendung des Wortes Vererbung auf die physiologische Übertragung der Eigenschaften der Eltern auf ihre Nachkommen, wenn auch dieser Sprachgebrauch jetzt allgemein verbreitet ist. In diesem Sinne kann jedoch nur von einer Vererbung, nicht der Kultur, sondern der Kulturfähigkeit die Rede sein, der Fähigkeit des Nachwuchses, die gegebene Kultur der älteren Generation nicht nur passiv aufzunehmen, sondern sie auch selbsttätig zu behaupten und womöglich weiter zu fördern. Bei den einzelnen wird diese Fähigkeit, wie die übrigen Rasseneigenschaften, in zahlreichen Abstufungen um eine mittlere Größe erscheinen; wird aber der Durchschnitt annähernd konstant oder etwa im positiven Sinne langsam veränderlich sein?

Kulturfortschritt und Entwicklung.

Die Kultur wird im allgemeinen nicht einfach auf die folgenden Geschlechter übertragen, sondern sie weist in der Geschichte Perioden des Aufsteigens, der Stockung und des Niederganges, im ganzen aber einen Fortschritt auf. Man pflegt ihn mit dem durch den Darwinismus beliebt gewordenen Schlagwort „Entwicklung“ zu bezeichnen, was selbstverständlich nur eine bildliche Redewendung ist.

Als Grundbedeutung des Wortes „Entwicklung“ ist, umgekehrt wie bei der „Vererbung“, die physiologische anzusehen. Es bedeutet die Ausbildung von Formen und Eigenschaften eines zusammengesetzten Ganzen, die in dessen ursprünglicher Gestalt schon im Keime oder in der Anlage vorhanden sind. In diesem Sinne kennen wir erfahrungsmäßig streng genommen nur eine Art der Entwicklung, das embryonale Wachsen der Organismen, die Entwicklung des Hühnchens im Ei, um ein populäres Beispiel anzuführen. Auch das weitere Wachstum der organischen Individuen bis zu ihrem Höhepunkt kann noch unter diesen Begriff gebracht werden, obwohl äußere Einflüsse hier schon stärker mitwirken. Die Rückbildung und der Verfall in höherem Alter ist ohne Zweifel ebenfalls durch die ursprüngliche Naturanlage des Individuums bestimmt, aber man denkt

sich die Entwicklung nur als Fortschritt und schließt die rückläufige Lebensphase aus. Der typische körperliche und geistige Normalzustand einer menschlichen Gesamtheit wird also durch die durchschnittliche Maximalhöhe der individuellen Entwicklung dargestellt. Steht nun aber dieser Normalzustand selbst unter einem im Wesen und der Naturanlage der Spezies Mensch begründeten Entwicklungsgesetz, das sich allmählich im Laufe vieler Generationen geltend macht? Soweit unsere sicheren historischen Erfahrungen reichen, darf diese Frage verneint werden. Die durchschnittliche Körpergröße und Körperkraft hat seit den Tagen der alten Ägypter und der alten Germanen eher abgenommen als zugenommen, und es liegt auch keinerlei Grund zu der Annahme vor, daß die durchschnittlichen Geistesanlagen der heutigen Europäer höher ständen, als die der Griechen und Römer.

Theoretische Möglichkeit der Entwicklung der Kulturfähigkeit.

Eine phylogenetische Entwicklung der Kulturfähigkeit einer Rasse könnte man sich auf verschiedene Art vorstellen. Jedes Individuum entsteht durch die Kombination der Anlagen zweier Keime, die sich auf eine uns gänzlich unbekannte Art steigern, neutralisieren und schwächen können. Die Anlagen jedes einzelnen Keimes können um ein individuelles Mittel schwanken, das mit dem typischen Rassenmittel nicht zusammenfällt; aber durch die Verbindung mit einem andern Keim findet eine Ausgleichung in der Art statt, daß der durchschnittliche Rassentypus in den verschiedenen Eigenschaften der Individuen, also auch in ihrer Kulturfähigkeit im ganzen erhalten bleibt. Eine fortschreitende Entwicklung wäre nun denkbar dadurch, daß die die Kulturfähigkeit bedingenden Anlagen mehr oder weniger in allen Keimen gesteigert oder daß die Fälle überdurchschnittlicher Anlagen allmählich zahlreicher würden, wodurch ja auch eine Erhöhung des Durchschnittswertes selbst entstände. Dies könnte man entweder auf ein unbekanntes inneres Entwicklungsgesetz zurückführen oder durch die Annahme erklären, daß die überdurchschnittlichen Eigenschaften, wenn sie einmal bei einem Individuum aufgetreten sind, sich leichter vererben, als die geringeren Anlagen. Die darwinistische Auslese könnte hier höchstens hinsichtlich der wirtschaftlichen Anlagen mit einiger Analogie als Erklärungsgrund herangezogen werden, denn die höheren Seiten der Kulturfähigkeit, die wissenschaftliche, die künstlerische, die sittliche, stehen mit der physischen Lebenskraft und Fortpflanzungsfähigkeit in keinem Zusammenhang, und Männer von genialster Begabung haben sich für den wirtschaftlichen Kampf ums Dasein oft als sehr schlecht ausgerüstet erwiesen.

Wenn also eine überwiegende Vererblichkeit höherer Begabungen bestände, so müßte man einfach annehmen, daß die entsprechenden Keimanlagen eine höhere Kraft der Selbsterhaltung besäßen, was aber keine Erklärung, sondern nur eine andere Wortfassung für den vorausgesetzten Tatbestand wäre.

Keine fortschreitende Entwicklung durch Vererbung.

In Wirklichkeit aber liegt ein solcher Tatbestand überhaupt nicht

vor. Daß sich die durchschnittliche Kulturfähigkeit der weißen Rasse seit der Zeit des klassischen Altertums gesteigert habe, wird schwerlich jemand behaupten wollen. Daß sich ungewöhnliche Talente und Fähigkeiten leichter vererben, als Mängel der Geistes- und Willenskraft, ist nicht im entferntesten bewiesen, vielmehr könnte man aus den täglichen Erfahrungen eher schließen, daß „erbliche Belastung“ häufiger vorkomme, als erbliche Bevorzugung. Die von Galton und anderen gesammelten Tatsachen beweisen keineswegs eine entschiedene und nachhaltige Vererblichkeit besonderer Begabungen, zumal wenn ihnen die entgegengesetzten Erfahrungen, namentlich auch die Fälle völliger Degeneration, gegenübergestellt würden. Daß die Söhne talentvoller Väter sich ebenfalls, und vielleicht in demselben Berufe, als tüchtig erweisen, kommt gewiß nicht selten vor, aber daraus folgt noch nicht, daß die Erblichkeit einer besonderen Anlage dabei entscheidend mitwirke. Die Ursache kann auch in einer allgemeinen guten Veranlagung liegen, wie sie überhaupt ziemlich verbreitet ist, die bei dem Sohne eines berühmten Mannes durch Erziehung, Beispiel und sonstige Gunst der Umstände in der durch den Vater gegebenen Richtung ausgebildet worden ist. Die häufig beobachtete Vererbung der musikalischen Begabung beruht jedenfalls wesentlich mit auf der physischen Vererbung einer besonderen Nervenorganisation. Im übrigen geht aus Galtons Zahlen selbst hervor, daß die Vererblichkeit des Talents, die man zwischen Vater und Sohn vermuten könnte, in den folgenden Generationen bald gänzlich verschwindet.

Wenn aber auch das Talent bei seiner größeren Verbreitung nicht selten in einem wirklichen oder scheinbaren Erblichkeitszusammenhang auftritt, so erscheinen dagegen die großen schöpferischen Genies, die der Menschheit neue Wege gewiesen und neue Epochen der Geschichte eröffnet haben, in großartiger Isoliertheit. Auch sie sind Kinder ihrer Zeit, aber sie stehen außerhalb jeder erkennbaren Entwicklung. Ihre durch Geist und Wille bestimmte Originalität liegt jenseits der Grenze des normalen Spielraums der überdurchschnittlichen Begabungen. Diese alles gewöhnliche Maß überschreitenden Geister waren stets unvermittelt da, ohne daß der physiologische Boden, aus dem sie erwachsen waren, uns ihre Existenz erklären kann. Weder die Statur von Goethes Vater noch die Frohnatur seiner Mutter geben uns irgend einen Anhalt, um die Entstehung dieser außerordentlichen Persönlichkeit zu begreifen. Und wie das Genie plötzlich erscheint, so verschwindet auch alsbald wieder seine Spur. Keiner jener großen Geister hat einen Sohn von gleichem Range hinterlassen. In Goethes Familie trat sogar ein auffallend starker Verfall ein. Wenn dieser auch auf das weibliche Element zurückzuführen ist, so bleibt doch eben die Tatsache bestehen, daß dieses in so hohem Grade das Übergewicht erhielt.

Ein Kulturfortschritt durch Vererbung erworbener geistiger Eigenschaften wäre denkbar in der Art, daß die Ergebnisse der moralischen

Zucht der älteren Generation sich physiologisch auf ihre Nachkommen übertrügen. Aber nichts beweist die Richtigkeit dieser Annahme. Wenn die wilden Instinkte des Naturmenschen im zivilisierten Menschen zurückgedrängt sind, so ist man keineswegs genötigt, dies als eine ererbte Zähmung anzusehen, sondern es können die auf jeden einzelnen von Kindheit an wirkenden Einflüsse der Erziehung, der Sitte, der staatlichen und der gesellschaftlichen Beschränkungen zur Erklärung der Tatsache vollkommen genügen. Wo diese Einwirkungen versagen, bricht die urzeitliche Barbarei, Roheit und Grausamkeit auch aus dem Schoße der höchsten Kultur in einzelnen Individuen und sogar in ganzen Volksmassen mit elementarer Macht wieder hervor.

Übrigens würde auf einen durch solche Vererbung entstehenden Fortschritt der Ausdruck „Entwicklung“ nicht passen, da die Änderungen zum Besseren ja nicht durch selbständige Ausbildung einer inneren Anlage, sondern dürch äußere Einwirkungen entständen.

Überhaupt ist das Wort Entwicklung auch bildlich nur in einem beschränkten Sinne auf den Kulturfortschritt anwendbar, nämlich nur insofern, als er durch die großen und kleinen Anstöße verursacht wird, die innerhalb der Gesamtheit der gesitteten Menschheit von den kulturbildenden Fähigkeiten der einzelnen ausgehen und sich in ihren Wirkungen summieren. Gewaltige Anstöße mit unabsehbarer Nachwirkung treten hervor als das Werk der großen Männer, die als geistige Führer der Menschheit ihren Platz in der Weltgeschichte haben. Ein solches Werk ist selbst nicht Erzeugnis einer Entwicklung, aber mit ihm beginnt im Kulturleben eine neue Entwicklungsreihe. Das Christentum hat sich nicht aus dem Judentume „entwickelt“, wenn es auch ohne das Judentum nicht hätte entstehen können. Entwicklung im bildlichen Sinne.

Neben diesen nur selten erscheinenden einzigartigen Wirkungen außerordentlicher Kräfte sind fortwährend auch größere und geringere Talente im Dienste des Kulturfortschritts tätig. Ihre Leistungen haben aber keine langdauernden individuellen Nachwirkungen, sie kombinieren sich rasch mit anderen, und so entstehen Kollektivwirkungen, die sich unter günstigen Umständen von Geschlecht zu Geschlecht ansammeln und dadurch den Kulturstand erhöhen.

Es gibt aber auch Kulturanstöße, die von vornherein nicht als individuelle, sondern als Massenwirkungen auftreten und ein spontanes Erzeugnis des Volksgeistes zu sein scheinen. Sie gehen von Ideen aus, die gewissermaßen „in der Luft lagen“, bei vielen zu gleicher Zeit auftauchten und überall günstigen Boden für ihre Verbreitung fanden. Die deutsche Einheit, deren Verwirklichung auch objektiv als ein Kulturfortschritt zu betrachten ist, wäre nicht zustande gekommen, wenn nicht ihre Idee seit mehr als einem halben Jahrhundert im Volke lebendig gewesen wäre.

Überhaupt aber können auch die fruchtbarsten individuellen Kulturideen keinen Erfolg haben, wenn es ihnen nicht gelingt, sich auszubreiten

und eine sich fortpflanzende Bewegung hervorzurufen. Treten sie verfrüht auf, so bleiben sie unbeachtet und verfallen oft der Vergessenheit, bis die Menschheit zu ihrer Aufnahme vorbereitet ist.

Kulturfortschritt durch äußere Übertragung und Ausbreitung.

Neben den inneren, aus dem Schoß der Kulturwelt selbst entspringenden Antrieben gibt es auch eine äußere Übertragung der Kultur von weiter fortgeschrittenen Völkern auf noch zurückstehende. Sie kann auf friedlichem Wege stattfinden, wie der Übergang Japans zur europäischen Kultur, oder als Folge von Krieg und Eroberung, wie einst die Ausbreitung der römischen Kultur über Spanien und Gallien. Nicht immer aber ist der Sieger mit den Waffen auch der Träger der siegenden Kultur. Das besiegte Griechenland hat geistig den römischen Sieger unterworfen und die siegreichen Germanen fügten sich in Italien, Gallien, Spanien der Macht der römischen Kultur, der auch ihre Sprache nicht widerstehen konnte. Freilich fehlt es auch nicht an Fällen dauernder Kulturvernichtung durch barbarische Sieger, wie das Los der einst am höchsten stehenden Kulturgebiete unter der Türkenherrschaft zeigt.

Im ganzen ist die fortschreitende Entwicklung der Kultur immer sehr langsam von statten gegangen und erst in den beiden letzten Jahrhunderten in ein rascheres Tempo getreten. Die inneren Triebkräfte sind eben nicht allein entscheidend für den Erfolg, es kommt auch auf die äußeren Bedingungen an. Nicht nur wirken zerstörende Kriege und andere Kalamitäten hemmend ein, es müssen die zur Kulturförderung befähigten Kräfte auch die Gelegenheit und die geeigneten Bedingungen vorfinden, sich fruchtbar zu betätigen. Man könnte glauben, daß in der heutigen Kulturmenschheit das technische Talent mehr verbreitet wäre, als in den früheren Generationen. In Wirklichkeit aber bietet das Maschinenzeitalter diesem Talent nur in außerordentlich vergrößertem Umfange Gelegenheit, sich geltend zu machen: als Anlage aber ist es vermutlich in der alten Zeit verhältnismäßig nicht seltener gewesen, nur waren die Umstände seiner Entfaltung nicht günstig.

Auch die äußere Ausbreitung der Kultur ist als ein Fortschritt zu betrachten. Sie verschafft nicht nur einer größeren Zahl von Menschen den Genuß der Kulturgüter, sondern sie vermehrt auch die absolute Zahl der selbständigen kulturfördernden Kräfte. Dasselbe läßt sich auch von der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung sagen. Die Leistung jedes einzelnen aber erstreckt ihre Wirkung um so rascher und vollständiger auf die ganze Kulturwelt, je ausgedehnter und intensiver in dieser der Verkehr in allen seinen Arten entwickelt ist. Es unterliegt daher auch keinem Zweifel, daß die außerordentlich gesteigerte Schnelligkeit des Kulturfortschritts in der neuesten Zeit zu einem großen Teil der Wirkung der modernen Verkehrsmittel zu verdanken ist. Dazu kommt ferner, daß die Kulturarbeit um so produktiver wird, je wirksamer ihre Hilfsmittel werden und je mehr die Ansammlung ihrer Errungenschaften vorschreitet. Der gleiche relative Fortschritt im Vergleich zu einem Anfangszustande

ist absolut um so größer, je höher die Ausgangsstufe ist. Allerdings entsteht dadurch auch die Gefahr des übermäßigen Auswachsens einer einzelnen Seite der Kultur, das die Harmonie ihres Gesamtcharakters stören muß, wenn nicht rechtzeitig eine Reaktion und Ausgleichung eintritt. Überhaupt erhebt sich die Frage, ob ein unbegrenzter Fortschritt der Kultur in allen Richtungen möglich ist und ob nicht schließlich ein Zustand der Überkultur entstehen müßte, in dem der Mensch ein der Natur völlig entfremdetes Dasein unter durchaus künstlichen Lebensbedingungen führen würde. Wir werden auf diese Frage zurückkommen, zunächst aber hier einen allgemeinen Überblick über den geschichtlichen Verlauf der Kulturentwicklung anschließen.

Vorkultur. Kriterium der Kultur.

II. Entwicklung der Kultur. Wir gehen nicht zurück zu der Vorstufe der Kultur, in der der Mensch sich in einem ähnlichen Zustande befand, wie wir ihn jetzt noch bei den Resten der am niedrigsten stehenden Naturvölker finden. Diese Vorkultur gehört gewissermaßen zum Naturzustande des Menschen; denn im Unterschiede vom Tiere kann der Mensch überhaupt nicht existieren, wenn er sich nicht durch Anwendung seiner Geisteskräfte gewisse Hilfsmittel verschafft, um die Unzulänglichkeit seiner natürlichen Ausstattung zu ergänzen. Die paläolithische Zeit mit ihren rohen Werkzeugen, Waffen und Geräten aus Stein und Knochen entspricht der primitivsten Stufe der Vorkultur. Die ihr folgende neolithische Periode, deren Kulturstand etwa mit dem der Neuseeländer zu Cooks Zeit verglichen werden kann, reichte in Mitteleuropa noch weit in die Zeit hinein, in der wir in Vorderasien und den Mittelmeerländern bereits die Kultur finden, die die Ausgangsphase der ganzen späteren Entwicklung bildet und mit der heutigen in unmittelbarer Stammesverwandtschaft steht. Es gibt ein charakteristisches äußeres Merkmal, das diese Stufe leicht erkennbar macht: sie ist überall da vorauszusetzen, wo sich Reste von Tempeln oder Palästen mit künstlerischer Anlage und Ausschmückung und irgend welchen hieroglyphischen oder sonstigen Inschriften finden. Solche Werke konnten nur entstehen in einer dauernd, zum Teil in Städten, ansässigen, sozial gegliederten Bevölkerung mit fester, wenn auch despotischer Staatsordnung, mit einer mit dem Staate eng verbundenen Kultusorganisation, mit einer gewissen wirtschaftlichen Arbeitsteilung, mit einer schon bedeutend entwickelten Technik, die sich auch in den kunstgewerblichen Leistungen zeigt. Auch läßt sie, ebenso wie die bereits benutzte, wenn auch noch unvollkommene Schrift, darauf schließen, daß auch schon die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen Tätigkeit vorhanden waren.

Der älteste Sitz der so charakterisierten Kultur ist, wie es scheint, zwischen Euphrat und Tigris zu suchen, da man es jetzt für wahrscheinlich hält, daß auch die altägyptische Kultur ursprünglich von der babylonischen abhängig gewesen sei. Wie aber diese letztere entstanden ist,

bleibt ein Rätsel. Geschichtlich kennen wir nur Übertragungen der Kultur von Volk zu Volk, nicht aber ihr Entstehen, und wir werden an Goethes Wort erinnert: „Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken.“ Wenn die vorderasiatische Kultur aus einem neolithischen Stadium hervorgegangen ist, weshalb haben Kelten und Germanen sich trotz ihrer hohen Anlagen nicht selbständig auf diese Stufe emporgebracht? Zum Teil mag die Ursache in den ungünstigeren Naturbedingungen des nördlichen Teiles der gemäßigten Zone liegen. Die Winterkälte bringt dem Menschen eine bedeutende Verschärfung des Kampfes ums Dasein; sie vermehrt die notwendig zu befriedigenden Bedürfnisse und vermindert daher die Zeit und Kraft, die für die Betätigung künstlerischer und wissenschaftlicher Fähigkeiten verwendbar ist. Auch kommt wohl in Betracht, daß das Temperament der mitteleuropäischen Völker der despotischen Ordnung widerstrebte, ohne welche die Schöpfungen der vorderasiatisch-ägyptischen Kultur nicht denkbar wären.

Die altamerikanische Kultur

Neben dieser gibt es noch zwei andere Kulturkreise, bei denen das oben angeführte Merkmal zutrifft und die, soviel wir wissen, einen selbständigen Ursprung haben, nämlich der altamerikanische und der ostasiatische. Da wir hier nur die Entwicklung der europäischen Kultur im Auge haben, können wir uns auf einige kurze Bemerkungen über diese isolierten Bildungen beschränken.

Die altamerikanische Kultur, wie Cortez und Pizarro sie vorfanden, bildete keine Einheit, denn ein Zusammenhang zwischen dem mexikanisch-zentralamerikanischen Zweige und dem südamerikanischen ist nicht nachweisbar. Beide Gebiete lagen in der heißen Zone, in beiden herrschte ein despotisches System, das im Inkareich zu einem eigenartigen Staatssozialismus ausgebildet war. Dazu ein mit dem Staatswesen durchaus verwachsener, in Mexiko durch große Grausamkeit entstellter Kultus. Auch mit ihren Tempeln und Palästen, ihrer Kunst und Technik kann diese amerikanische Kultur mit der vorderasiatischen wenigstens in die gleiche Gattung gestellt werden, wenn sie auch im ganzen auf einem niedrigeren Niveau bleibt. Die Peruaner besaßen noch keinerlei Art von Schrift und begnügten sich mit ihren Quipus (Bündeln von bunten Schnüren) als Gedächtnishilfsmitteln. Bei den Mexikanern jedoch war eine Art von Hieroglyphen im Gebrauch und die noch unentzifferte Schrift der Maya-Völker scheint schon zu einer höheren Ausbildung gelangt zu sein. Alle hier in Frage kommenden Völker waren „bekleidet“, und das war das Merkmal, nach dem die spanischen Eroberer die zivilisierten Indianer von den wilden unterschieden.

Die altamerikanische Kultur erscheint als ein abgestorbener Zweig in der Entwicklung der Menschheit. Zu der europäischen Welt hat sie keine andere Beziehung gehabt, als daß sie durch die Berührung mit dieser vernichtet worden ist, ohne daß sie irgend eine merkliche Nachwirkung hinterlassen hat.

China und Japan.

Die ostasiatische Kultur hat ihren Stammsitz in China und hat von dort aus ihre Verzweigungen nach Korea, Japan und Indochina erstreckt. Ihre Wurzeln hatte die chinesische Kultur wahrscheinlich in dem nordwestlichen Gebiet, ihre eigentümliche Entwicklung aber hat sie in ihren heutigen Sitzen erlangt, jedoch keineswegs gänzlich unabhängig von äußerem Einfluß. Namentlich haben sich durch die Verbreitung des Buddhismus über das ganze Reich nähere Beziehungen zu Indien ausgebildet. Man ist nicht berechtigt, von einem seit Jahrtausenden dauernden Stillstande der chinesischen Kultur zu sprechen. Wichtige Erfindungen, wie die des Papiers, des Porzellans, des Drucks mit Holzplatten und sogar mit einzelnen Schriftzeichen, sind in China in der Zeit vom ersten Jahrhundert bis zum Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung gemacht worden. Aber auch in der Folgezeit bekundete die chinesische Kultur noch ihre Kraft durch ihre Ausbreitung über andere Völker und durch die geistige Bewältigung der zur Herrschaft gelangten Mongolen und Mandschu. Stabil jedoch ist die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung geblieben, die durch den festen Zusammenhang der Familie und des Geschlechts und durch die Autorität der väterlichen Gewalt gegeben ist. Diese gesellschaftliche Organisation ersetzt die Mängel der Staatsverfassung und Verwaltung und hat es möglich gemacht, daß das große Reich sich nicht nur vier Jahrtausende gegen furchtbare Stürme behauptet hat, sondern auch einer enormen Bevölkerung, die in einigen Provinzen die größte in Europa vorkommende Dichtigkeit erreicht oder gar übertrifft, Erwerb und Unterhalt darbieten kann. In der technischen Kultur steht China auf einer ähnlichen Stufe, wie das europäische Mittelalter. Es ist das Land der geschickten Handtechnik und des Kleinbetriebs, der in dem Fleiß und der Sparsamkeit des Volkes eine wertvolle Stütze hat. Die Kunst steht dem Kunstgewerbe noch nahe und ist noch kaum über das Dekorative hinausgekommen. Die Wissenschaft ist bisher nur durch eine literarische Buchgelehrsamkeit vertreten gewesen, die aber in hohem Ansehen steht und den Zugang zu den höchsten Stellungen eröffnet. In der Volksreligion sind die ursprünglichen Lehren des Taoismus, des Buddhismus und des Confucianismus durch abergläubische Auswüchse vollständig überwuchert. Sehr charakteristisch ist für China das Fehlen einer einflußreichen priesterlichen Hierarchie, während in dem Schutzlande Tibet eine solche auch die weltliche Herrschaft führt.

Die japanische Kultur ist eine Abzweigung der chinesischen; ihr besonderes Gepräge hat sie namentlich durch die feudale Staatsorganisation erhalten, durch die auch ein entschieden kriegerischer Geist im Volke genährt worden ist.

Die europäische Kultur hat der ostasiatischen unmittelbar nichts zu verdanken; denn daß durch einen dürftigen Handel aus zweiter Hand Seide, Porzellan und Tee und vielleicht einige Erfindungen durch arabische Vermittlung nach Europa geführt worden sind, war kein Verdienst der Chinesen. Dagegen ist der Andrang des europäischen Einflusses gegen

die so lange abgesperrten Reiche des Ostens im letzten Jahrhundert immer mächtiger geworden und hat schließlich in Japan den merkwürdigen Umschwung herbeigeführt. China sträubt sich noch gegen die Befolgung dieses Beispiels, weil es den dünkelhaften Glauben an die Überlegenheit seiner eigenen Kultur noch nicht aufgeben will.

Indien. Die indische Kultur hat einen gewissen Zusammenhang mit der vorderasiatischen, im ganzen jedoch einen selbständigen Entwicklungsgang. Die in das Pandschab eindringenden Arier fanden drawidische Völkerschaften vor, die den noch im Nomadenleben stehenden Ankömmlingen in der Kultur anfangs überlegen waren, da sie Burgen und feste Wohnsitze besaßen, Handwerke und Handel betrieben, Eisen und Kupfer und, wie es scheint, auch schon eine Art von Schrift kannten. Die weitere Entwicklung der indischen Kultur hat sich jedoch unter der Herrschaft des arischen Geistes vollzogen, der in den höheren Kasten seine Träger und Hüter fand. Daß die Priesterkaste, die Brahmanen, die Oberhand über die Kriegerkaste gewann, ist eine für die indische Gesellschaftsordnung besonders charakteristische Tatsache. Der Brahmanismus und die sich daran anschließende Volksreligion hat sich auch stark genug erwiesen, den ethisch höher stehenden Buddhismus aus Vorderindien wieder zu verdrängen und selbst gegenüber dem gewalttätigen Einbruch des Mohammedanertums bei der großen Mehrheit des Volks seine Stellung zu behaupten. Andrerseits aber hat die brahmanische Philosophie, wie sie im Wedanta und anderen Systemen ausgebildet ist, wie auch die esoterische Lehre des Buddhismus in Europa nicht nur als tiefsinnige Geistesarbeit Anerkennung gefunden, sondern seit Schopenhauer auch einen entschiedenen Einfluß auf gewisse Richtungen des abendländischen Denkens ausgeübt. Im übrigen jedoch hat Indien nur wenig zu dem europäischen Kulturbesitz beigesteuert. Durch Vermittlung der Araber sind einige mathematische Kenntnisse und namentlich das dekadische Ziffernsystem herübergekommen. Die literarische Bedeutung der Verbreitung der indischen Tierfabeln nach dem Westen ist nicht allzu hoch anzuschlagen. Die bildende Kunst hat in Indien nur in der Architektur bemerkenswerte Leistungen aufzuweisen, für Europa aber ebenso wenig Anregungen gebracht, wie die indische Handtechnik, die in der neueren Zeit durch die europäische Maschinenindustrie immer mehr zurückgedrängt worden ist.

Die Beziehungen zwischen der indischen und der abendländischen Kultur, die seit dem Zuge Alexanders angebahnt waren, würden sich ohne Zweifel enger und fruchtbarer gestaltet haben, wenn nicht durch das parthische und das ihm folgende Sassanidenreich ein die beiden Gebiete trennender Keil eingeschoben worden wäre. Dann aber kam die Flut der turkotartarischen Stämme, die die alte Kultur Westasiens wegschwemmte, ohne daß bis zur Gegenwart auch nur annähernd ein Ersatz geschaffen worden wäre. Man ist nicht berechtigt, dem Mohammedanismus als solchem die Schuld an dieser traurigen Rückbildung zuzuschreiben; denn daß dieser

keineswegs an sich kulturwidrig ist, haben die Leistungen der Araber in ihrer Blütezeit bewiesen. Auch fehlt es den Türken nicht an achtbaren individuellen Eigenschaften; aber ihre Rasse ist offenbar nicht imstande, die Herrschaft in einem Staat zu führen, der den Anforderungen der europäischen Kultur genügen soll.

Die vorderasiatisch-ägyptische Kultur.

Die vorderasiatische Kultur reicht mit ihren ältesten Spuren in Babylonien mehr als 4000 Jahre v. Chr. zurück. Als ihre ersten Träger erscheinen die rätselhaften Sumerer, von denen man nur sagen kann, daß sie weder arischen noch semitischen Stammes waren. Aber schon um das Jahr 3000 gab es in Nordbabylonien semitische Stadtkönige und in dem dann entstehenden größeren Königreiche Babylon erlangte das semitische Element infolge lange dauernder Einwanderung entschieden das Übergewicht. Über den vermuteten Einfluß der altbabylonischen auf die Entstehung der ägyptischen Kultur wissen wir nichts Bestimmtes; daß aber später ein solcher Einfluß vorhanden war, beweisen die aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. stammenden Keilschrifttafeln von El Amarna. Nahe Beziehungen der assyrischen, phönizischen, israelitischen Kultur zu der babylonischen sind zweifellos.

Man kann füglich diese orientalisch-ägyptische Periode mit der Zeit abschließen, in der der griechische Geist seine volle Kraft zu entfalten beginnt, also etwa mit dem Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. Der Fortschritt der Kultur bestand in den beiden vorhergegangenen Jahrtausenden hauptsächlich in ihrer weiteren Ausbreitung: sie griff hinüber nach den griechischen Inseln und dem griechischen Festlande und die Phönizier schoben ihre Vorposten hinaus bis zu den Säulen des Herkules. Von einer inneren Kulturentwicklung aber ist in diesem langen Zeitraum sowohl in den vorderasiatischen Reichen wie auch in Ägypten nur wenig zu bemerken. Die in den Gesetzen Hammurabis aufgestellte Rechtsordnung blieb auch jenseits der Grenzen Babyloniens vorbildlich für die folgenden Jahrhunderte, und die aus ihnen zu erkennenden wirtschaftlichen Zustände haben sich bis zum Ende der Periode nicht wesentlich geändert. Es gab unter Hammurabi Freie, Sklaven und eine Zwischenklasse, die sogenannten Freigelassenen. Es wurden aber auch freie Arbeiter gegen Lohn beschäftigt, dessen Sätze teils in Geld (Silber), teils in Getreide vorgeschrieben sind. Auch bei den Handwerkern, die eine zünftige Organisation hatten, scheint das „Lohnwerk“ vorherrschend gewesen zu sein. Es bestand bereits privates Grundeigentum, daneben aber auch Lehensbesitz und Pacht. Ehe- und Erbrecht waren genau geregelt. In den Städten wenigstens hatte sich, wie dies das Bedürfnis des täglichen Verkehrs erfordert, bereits in einem gewissen Umfange die Geldwirtschaft entwickelt, die durch zugewogenes Silber in kleinen Barren oder Ringen vermittelt wurde. Die Münzprägung (zuerst in Gold) kam erst im 7. Jahrhundert in Kleinasien auf. Das Kreditwesen und das Bankgeschäft war schon in bemerkenswertem Grade ausgebildet. Die Technik stand bereits im Anfang der Periode auf

einer hohen Stufe und machte innerhalb derselben keine großen Fortschritte, wenn auch den Phöniziern einige Erfindungen zugeschrieben werden. Am wichtigsten ist wohl die allmähliche Einführung des Eisens an die Stelle des Kupfers und der Bronze. Die Bewältigung der riesigen Massen, die zu den ältesten Pyramiden aufgetürmt wurden, setzt bereits eine Ingenieurkunst voraus, die später nicht übertroffen wurde, wenn sie auch mit anderen Mitteln arbeiten mußte, als die heutige. Die Kultur des Alltagslebens, wie sie in den gewöhnlichen Geräten, Werkzeugen und sonstigen Gebrauchsgegenständen zutage tritt, zeigt in Wandmalereien ägyptischer Grabkammern aus sehr alter Zeit schon beinahe denselben Stand, auf dem wir sie in der griechisch-römischen Periode und selbst im Mittelalter finden.

Orientalische Kunst und Wissenschaft.

Die Kunst hatte noch einen überwiegend dekorativen Charakter, zu einer freien Wiedergabe des Schönen war sie auch am Schluß der Periode noch nicht vorgedrungen. Einen Fortschritt innerhalb dieses Zeitraums bildete die allmähliche Umgestaltung der Schriftzeichen zur Buchstabenschrift. Eine nur um ihrer selbst willen, ohne jeden Nebenzweck betriebene Wissenschaft scheint es weder in Babylonien noch in Ägypten gegeben zu haben. Das sexagesimale Maßsystem der Babylonier, das vielleicht von den Sumerern übernommen war und mit mancherlei Abänderungen auf die ganze westliche Kulturwelt übergegangen ist, war mehr eine praktische, als eine wissenschaftliche Erfindung. Allerdings stand es in engem Zusammenhang mit der vielgerühmten babylonischen Astronomie, aber auch diese war nichts weniger, als eine reine Wissenschaft, sondern sie stand ganz und gar im Dienst der Astrologie und einer phantastischen, an die Sternbilder anknüpfenden Mythologie. Die babylonischen Sterndeuter haben sich den Himmel für ihre Zwecke zurechtgelegt und die Ägypter haben von ihnen, wie es scheint, die Tierkreisbilder erhalten — dann aber jedenfalls schon im 4. Jahrtausend v. Chr. Die Babylonier waren imstande, Finsternisse vorauszusagen, aber nur mit Hilfe empirischer Zyklen. Die Bewegungen der Planeten durch eine mathematische Theorie zu erklären, haben sie überhaupt nicht versucht. Wenn sie zweitausend Jahre lang ihre astrologischen Beobachtungen fortsetzten, so konnte ihnen die Präzession der Nachtgleichen nicht entgehen, wie diese auch für die Ägypter einfach durch den Unterschied der Tierkreise von Esneh und von Denderah augenfällig werden mußte. Aber die Priesterschaft hat diese Verschiebung als ein astrologisches Geheimnis behandelt und erst Hipparch hat sie wissenschaftlich entdeckt und vom geozentrischen Standpunkt auch richtig erklärt.

Die religiöse Mythologie der Babylonier bewegt sich in der bunten, zügellosen Phantastik, die allen polytheistischen Religionen eigen ist. Ein Vergleich des Schöpfungsmythus von Marduk und dem Drachen Tiamat mit der erhabenen Einfachheit des ersten Kapitels der Genesis ist gänzlich ausgeschlossen. Von der babylonischen und ägyptischen Literatur ist nicht

viel bekannt; die einzige größere Schriftensammlung, die aus dem vorderasiatischen Kulturkreise stammt, ist das Alte Testament. Daß auch in diesem vielfach babylonischer Einfluß merkbar ist, kann nicht bestritten werden. Gleichwohl sind diese Schriften von einem durchaus eigenartigen Geiste durchweht und es ist ihnen auch bei lediglich kritischer Betrachtung einer der ersten Plätze in der Weltliteratur zuzuerkennen. Marduk und Istar sind in der Nachwelt spurlos verschwunden: von der Jahvereligion des Alten Testaments aber ist die größte geistige Umwälzung ausgegangen, die die Menschheit erlebt hat.

Griechisch-römische Periode.

Als zweite große Kulturperiode fassen wir die allerdings innerlich schon mehr differenzierte Zeit des griechisch-römischen Altertums zusammen. Sie erstreckt sich auf ungefähr ein Jahrtausend und reicht bis zu dem vollendeten Siege des Christentums, der mit der letzten Phase des Verfalls des weströmischen Reichs zusammenfällt. Es ist die Entwicklungsperiode der europäischen Kultur, die aus der Verbindung des griechischen Genius mit der Errungenschaft des Orients erzeugt wird. Die Homerischen Gesänge erklangen als Vorspiel dieser neuen Zeit; auch hatte die griechische Kolonisation sich schon kulturverbreitend nach Sizilien, Italien und Gallien ausgedehnt, als das Griechentum durch seinen ersten Sieg über die Perser seine politische Macht zu entfalten begann.

Was ist nun der endgültige Kulturgewinn, den diese Periode der Menschheit hinterlassen hat? Daß die bei ihrem Anfang nur mit vorgeschobenen Posten besetzten Küstenländer des Mittelmeeres schließlich zu vollwertigen Gliedern der Kulturwelt wurden, war ein großer Fortschritt, aber unsere Frage bezieht sich auf den inneren Gehalt der Kultur, und dieser zeigt nicht nach allen, sondern nur nach bestimmten Seiten hin eine Vermehrung und Steigerung. An die Stelle des Despotismus in orientalischen Großstaaten trat zunächst republikanische Freiheit in kleinen Gemeinwesen, gestützt auf einen ebenfalls eng lokalisierten Patriotismus. Aber diese Freiheit stand doch nur einer Minderheit zu, die Mehrheit bestand aus Sklaven und aus Personen minderen Rechtes. In der zweiten Hälfte der Periode aber sind alle diese selbständigen Staatsbildungen von dem der Cäsarenherrschaft unterworfenen römischen Weltreich aufgesogen. Die feste Ausgestaltung des römischen Rechts war mehr eine wissenschaftliche, als eine neue kulturelle Leistung. Die Organisation der Verwaltung des römischen Kaiserreichs war vom technischen Standpunkt bewundernswert, konnte aber doch die Zunahme der inneren Schwäche und Zersetzung des Reichs nicht verhindern.

Die wirtschaftlichen und sozialen Zustände waren am Ende der Periode infolge eines Jahrhunderte dauernden Verfalls schlimmer als am Anfang. Schon in Griechenland erlangte die Sklavenarbeit als Faktor der Produktion eine weit größere Bedeutung als im alten Orient. Aristoteles betrachtet die Sklaverei als eine in gleicher Weise naturgemäße Einrichtung wie die Familie, und es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß

sie der höheren Kulturentwicklung in der von der schweren wirtschaftlichen Arbeit befreiten Bevölkerungsklasse förderlich gewesen ist. Auch ist die Sklaverei tatsächlich erst endgültig verschwunden, als die von Aristoteles gestellte Bedingung erfüllt war, „daß die Weberschiffchen von selbst fliegen müßten“. Dennoch war sie bestenfalls nur ein notwendiges Übel und bei der Entwicklung, die sie im römischen Reich gewonnen hat, erlangten ihre verderblichen Wirkungen mehr und mehr das Übergewicht. Die Verdrängung des römischen Bauernstandes, die Latifundienbildung und der gegen Ende des Zeitraums immer sichtbarer werdende Menschenmangel sind hauptsächlich ihr zu Last zu schreiben.

Die wirtschaftliche Technik und insbesondere der Handwerksbetrieb blieb in den hergebrachten Bahnen und auch das folgende Jahrtausend des Mittelalters brachte darin keine wesentlichen Änderungen. Über den Stand der technischen Mechanik um das Jahr 100 v. Chr. geben die Schriften Herons von Alexandrien genügende Auskunft. Von ihm selbst rühren wahrscheinlich nur einzelne Verbesserungen und Abänderungen her, die meisten der von ihm beschriebenen Apparate und Vorrichtungen aber stammen aus älterer Zeit und sind wohl größtenteils auf ägyptische oder babylonische Erfindungen zurückzuführen. Und andererseits ist nicht nur das Mittelalter, sondern auch die neuere Zeit über diese Leistungen der Alten bis zur Erfindung der Dampfmaschine kaum hinausgekommen. Heron zeigt, wie durch komplizierte Räderwerke, durch Wasser-, Luft- und Dampfdruck die mannigfaltigsten Bewegungen hervorgebracht werden können; er beschreibt eine der unserigen fast gleiche Feuerspritze, einen Automaten, der nach Einwerfen eines Geldstückes Weihwasser verabreicht, und einen Apparat, der nichts anderes ist, als das Urbild der Dampf-Reaktionsturbine. Die meisten seiner Automaten und Apparate sind nur Spielereien; manche hatten offenbar den Zweck, in den Tempeln durch priesterliche Kunststücke die Menge zu verblüffen. Aber es wäre leicht gewesen, die Elemente dieser Konstruktionen auch zu praktisch brauchbaren Maschinen zusammenzusetzen, wenn in der Zeit der Sklavenarbeit nur Bedürfnis nach solchen bestanden hätte.

Die griechische Wissenschaft und Kunst.

Die technische Mechanik ist als empirische Kunst durch die Intuition talentvoller Köpfe im Orient entstanden. Die ersten erfolgreichen Versuche aber, ihr eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, haben die Griechen gemacht. Und hier stoßen wir denn auf eine der großen Kulturleistungen, die die betrachtete Periode kennzeichnen: die Griechen haben zuerst die reine, sich selbst genügende Wissenschaft in die Welt eingeführt. So haben sie die Geometrie geschaffen, nicht um die Felder zu messen, sondern als Muster eines abstrakten, mit strengster Logik aus wenigen Axiomen abgeleiteten Lehrgebäudes. Und demselben Geist ist die von Aristoteles begründete formale Logik entsprossen. Aber auch der exakten Naturwissenschaft, d. h. der auf genauen Messungen und mathematischen Grundlagen beruhenden Darstellung der Naturerscheinungen,

haben die Griechen die Bahn eröffnet. Allerdings kamen sie nicht zu der vollen, voraussetzungslosen Objektivität der Erforschung der Naturvorgänge, wie sie die induktive Methode verlangt, sondern sie waren geneigt, von gewissen vorgefaßten Meinungen auszugehen, die nach der manierierten Baconischen Ausdrucksweise als Idola tribus zu bezeichnen wären. So hielten sie z. B. a priori die gleichförmige Bewegung in einem Kreise für die natürliche und vollkommenste. Auch die moderne Wissenschaft geht häufig von Hypothesen aus, aber sie prüft deren Richtigkeit durch das Experiment und gibt sie auf, wenn sie durch dieses nicht bestätigt werden. Die Griechen aber begnügten sich oft nur zu leicht mit ihren subjektiven, meistens aus unklaren metaphysischen Vorstellungen abgeleiteten Annahmen und glaubten dann die exakte und namentlich die experimentelle Untersuchung der Tatsachen ganz unterlassen zu können. So meint nicht nur Aristoteles — dem überhaupt die richtige Methode der Behandlung mechanischer und physikalischer Probleme fremd war —, sondern auch Heron, daß große Gewichte rascher fallen als kleine, ein Irrglaube, der sich bis in das 16. Jahrhundert erhalten hat. Heron behauptet auch, daß ein Körper mit breiter Grundfläche langsamer falle als ein gleich schwerer in Kugelform, und er gibt für diesen falschen Satz einen falschen theoretischen Grund an, und zwar mit Zurückweisung der Meinung, daß der verschiedene Widerstand der Luft den Unterschied verursachen könne.

Der zu wissenschaftlichem Streben erwachte menschliche Geist trat der Natur mit einem souveränen Selbstgefühl gegenüber, und dieses Vertrauen auf den Menschen als Maß aller Dinge erschwerte den Griechen die Anwendung der experimentellen Methode. Dennoch aber haben sie — und zwar als die ersten — auch in der exakten Naturwissenschaft Großes geleistet. Archimedes hat die Fundamentalsätze der Statik und der Hydrostatik gefunden; vor allem aber ist die wissenschaftliche, von astrologischen Phantasien freie Astronomie griechischen Ursprungs, und Hipparch gehört zu ihren größten Vertretern in allen Zeiten. Er war imstande, durch die Annahme der Exzentrizität der — kreisförmig gedachten — Sonnen- und Mondbahn und die Entdeckung der Bewegung des Apogäums des Mondes für beide Gestirne Tafeln zu berechnen, die mit ihren wirklichen Bewegungen innerhalb der Genauigkeitsgrenzen der damaligen Beobachtungen übereinstimmten. Er entdeckte selbständig die Präzession der Nachtgleichen und führte sie richtig auf eine (scheinbare) Bewegung des Pols des Himmelsäquators um den Pol der Ekliptik zurück. Zur exakten Erklärung der auffallenden Unregelmäßigkeiten in den scheinbaren Bahnen der fünf damals bekannten Planeten besaß Hipparch noch kein genügendes Beobachtungsmaterial, er trug aber selbst zur Ausfüllung dieser Lücke wesentlich bei. Schon Aristoteles und andere vor ihm hatten im allgemeinen die Vorstellung, daß die Planeten sich in Kreisen (Epizyklen) bewegen, deren Mittelpunkte wieder eine kreisförmige Bahn um die Erde beschreiben. Eine genaue mathematische Bestimmung der so

entstehenden Bahnen wurde aber erst dreihundert Jahre nach Hipparch von Ptolemäus gegeben. Dieses ptolemäische System mit seinen Epizyklen und exzentrischen Kreisen leistete in der Darstellung der Erscheinungen ebensoviel wie das Kopernikanische in seiner ursprünglichen Gestalt, denn die Epizyklen auf den deferierenden Kreisen waren nichts anderes, als gleichsam Spiegelbilder der Bewegung der Erde um die Sonne. Die Idee dieser letzteren Bewegung war den Griechen keineswegs fremd, sie sagte aber ihren subjektiven Ansichten über den Menschen und die Erde nicht zu.

In den beschreibenden Naturwissenschaften und in der Medizin machten die Griechen einen verdienstlichen Anfang mit der Sammlung von Beobachtungen und Tatsachen, die während vieler folgender Jahrhunderte nur wenig vermehrt worden sind. Um daran zu erinnern, was sie in der Ethik, der Staatslehre und der allgemeinen Philosophie geleistet haben, genügt es, die Namen Sokrates, Platon, Aristoteles zu nennen.

Wenn die Griechen in der Wissenschaft den Grund gelegt haben, auf dem erst zwei Jahrtausende später weiter gebaut wurde, so haben sie sich in der Kunst in raschem Anlauf zur höchsten Stufe der Vollendung erhoben und unerreichte Vorbilder für alle Zeit geschaffen. Die massige, schwerfällige Erhabenheit der ägyptischen Bauten haben sie durch die heitere Harmonie ihrer Tempel ersetzt; sie haben nicht nur das Schönheitsideal der menschlichen Gestalt gefunden, sondern diese Gestalt auch vergeistigt und ihr den lebendigen Ausdruck des höchsten Seelenlebens eingeprägt. Die griechische Literatur aber ist nach dem Ausspruch eines hervorragenden Kenners „die einzige im strengen Sinne originelle auf der Welt; denn die Griechen haben die literarischen Gattungen geschaffen".

Rom und das Christentum.

Die Römer haben die praktische Seite der Kultur, namentlich Ingenieurbaukunst und Rechtswissenschaft gefördert, in der reinen Kunst und den Wissenschaften aber dem von den Griechen übernommenen Erbe kaum etwas hinzugefügt. Ihre weltgeschichtliche Aufgabe war die Vereinigung der ganzen orientalisch-europäischen Kulturwelt zu einem Riesenreich, in dem die Unterschiede der Kultur sich verwischten, die Kultur sich allseitig auf einer immer mehr gleichmäßigen Höhe verbreitete, der innere Verkehr, begünstigt durch die Vorherrschaft von nur zwei Sprachen und durch großartige Straßenanlagen, eine früher nie dagewesene Ausdehnung gewann, zu einem Reich, das den Krieg nur noch an seinen äußersten Grenzen kannte. Die Existenz dieses Weltreichs aber war die Bedingung des großen Ereignisses dieser Periode: der Ausbreitung des Christentums. Die Lehre Jesu war ihrem Wesen nach international; sie sollte allen Völkern verkündigt werden und sie kannte nicht Griechen und nicht Römer, sondern nur Menschen als Söhne Eines Vaters. Auch in Israel hatten einzelne Propheten sich schon zu einem universalistischen Ideal erhoben, und die Bemühungen der im ganzen Römerreich verbreiteten Juden, Proselyten zu gewinnen, waren nicht ohne Erfolg. Aber

sie dienten vor allem dazu, dem Christentum den Boden vorzubereiten, denn erst nachdem dieses den Bann der jüdischen Gesetzlichkeit gebrochen hatte, konnte die monotheistische Lehre ungehindert ihre Anziehungskraft auf die vielen Tausende ausüben, in deren Herzen die Empfindung eines tieferen religiösen Bedürfnisses schlummerte. Die antike Volksreligion konnte dieses Bedürfnis schon lange nicht mehr befriedigen und man suchte Ersatz für sie in Mysterien und mystischen orientalischen Kulten. Wenn auch diese im Wettbewerb mit dem Christentum unterlagen, so ist das nicht zum mindesten der Persönlichkeit der Männer zu verdanken, die die neue Lehre verkündeten und für sie auch den Tod nicht scheuten. Das Christentum fand seine Anhänger vor allem unter den Mühseligen und Beladenen, denen es seine „frohe Botschaft“ brachte, aber seine Absicht war nicht etwa auf eine soziale Reform gerichtet. Es sah mit Gleichgültigkeit und Verachtung auf die Welt, den „Kosmos“, der, wie man glaubte, einem baldigen Untergang geweiht war. Man dachte nicht daran, eine neue weltliche Ordnung zu schaffen, Reiche und Arme, Herren und Sklaven sollten bleiben, was sie waren; aber wer die Güter dieser Welt besaß, der durfte seinen Bruder nicht darben sehen und sein Herz nicht vor ihm verschließen. Die auf brüderliche Liebe gegründete Wohltätigkeit erhielt eine gewisse Organisation, aber von einem kommunistischen oder sozialistischen System kann auch in der Anfangsperiode des Christentums nicht die Rede sein. Auch philosophische Zeitströmungen kamen der neuen Religion entgegen und wirkten andererseits auf sie zurück, indem sie ihren Dogmen vielfach eine spekulative Wendung gaben. Die stoische Philosophie mit ihrem überwiegend ethischen Charakter trat mehr und mehr zurück gegenüber der neuplatonischen Theosophie, und eine dieser gleichartige Geistesrichtung herrschte in dem von der Orthodoxie als Ketzerei sich abspaltenden Gnostizismus. Unter den Kirchenlehrern aber war der tiefsinnigste philosophische Geist Augustinus, der vierzehnhundert Jahre vor Kant die Relativität unserer Zeitanschauung richtig erkannte.

Die letzten Jahrhunderte des weströmischen Kaiserreichs erscheinen als eine Zeit des Verfalls, wenn man nur das betrachtet, was in ihr zur antiken Welt gehörte. Diese Welt war alterschwach geworden, ihre Produktivkraft erlahmte immer mehr auf allen Gebieten, ihre ganze Lebensanschauung brach zusammen. Aber gleichzeitig wuchs langsam aber stetig eine neue Macht heran, die katholische Kirche, die zwar nicht den Augustinischen Staat Gottes gründete, aber doch eine neue vom weltlichen Staat unabhängige Ordnung schuf, der sich auch die halbbarbarischen Völker unterwarfen, die die staatliche Existenz des westlichen Reiches vernichteten.

Mittelalter. Katholische Kirche und Papsttum.

So beginnt eine neue Weltperiode, die wiederum ungefähr ein Jahrtausend umfaßt und sich charakterisiert durch die Herrschaft der katholischen Kirche im Abendlande und die Aufnahme und Umbildung der

römischen Kultur durch die germanischen Völker, von denen sich ein großer Teil mit der römischen Provinzialbevölkerung zu neuen Nationalitäten verschmolz. Die Periode beginnt mit einer tiefen Depression der Kultur, wie sie durch die ausgedehnte Zerstörung des materiellen Kulturkapitals und das Eindringen der neuen naturwüchsigen, aber rohen Volkselemente verursacht werden mußte. Im byzantinischen Reich, wenigstens in seinem Hauptgebiet, wurde der Zusammenhang mit der alten Kultur weniger stark durchbrochen, aber obwohl es kurze Zeit seine Herrschaft wieder über den größten Teil des einstigen Gebietes des weströmischen Reiches auszubreiten vermochte, so blieb es doch ohne nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung des Abendlandes, zumal seine Kräfte mehr und mehr durch fortwährende Kämpfe mit Persern, Arabern und Türken verzehrt wurden.

Für die von den germanischen Eroberern neugegründeten Staaten bot das Feudalwesen längere Zeit eine den Verhältnissen im ganzen entsprechende Ordnung dar. Daß auch die Bischöfe und Äbte als Vasallen reichlich belehnt wurden, war ursprünglich eine Folge des mächtigen moralischen Einflusses, den die Kirche gewonnen hatte; ihre äußere Machtstellung wurde dadurch in hohem Grade verstärkt, aber die Verweltlichung der kirchlichen Würdenträger, die Ablenkung ihrer Interessen von ihren eigentlichen geistlichen Aufgaben wirkte nachteilig auf das religiös-kirchliche Leben. Andererseits lag darin auch ein Hindernis für die Politik des Papsttums, das nach Überwindung einer Periode des tiefsten Verfalls seit dem 11. Jahrhundert mit energischer Konsequenz das Ziel verfolgte, eine streng einheitliche Kirchengewalt mit Unterordnung der Bischöfe zu begründen. Nur soweit der weltliche Besitz ein Recht der Kirche war, hatte er Wert für das Papsttum und so weit konnte er auch als Handhabe dienen zur Erreichung der erstrebten päpstlichen Oberhoheit über die weltlichen Gewalten. Auch diese Herrschaftsansprüche ergaben sich als natürliche Folgerungen aus der von allen abendländischen Völkern anerkannten geistlichen Machtstellung des Papstes als des „Statthalters Christi". Als solcher erschien er als der gegebene Schiedsrichter in Streitigkeiten der katholischen Fürsten. Zugleich war ihm die höchste Entscheidung nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch in Fragen der Moral und damit auch ein weitgehender Einfluß auf Angelegenheiten des bürgerlichen Rechts, wie z. B. auf das Verhältnis von Schuldner und Gläubiger, von Käufer und Verkäufer zugestanden. Wenn die Päpste ihre geistliche Macht für weltlich-politische Herrschaftszwecke ausgenutzt haben, so ist das auf Kosten der ersteren geschehen, und daher war ihr moralischer Einfluß selbst in den Tagen eines Bonifacius VIII. nicht so groß wie in der Gegenwart. Immerhin wurde die katholische Völkerfamilie Europas — der Osten sonderte sich „schismatisch" ab — durch das mittelalterliche Papsttum zu einer gewissen geistigen Einheit verbunden, die auch der gleichmäßigen Entwicklung der Kultur zugute kam. Das Latein als Kirchensprache wurde überhaupt zur

internationalen gelehrten Sprache und zum wichtigsten Vermittler höherer Bildung; die Gleichheit der Kultusformen und der Lehre in allen Ländern erforderte auch eine gleichmäßige Ausbildung des Klerus, der seinerseits wieder die Vorbildung der anderen gelehrten Berufsstände in Händen hatte. Nach Rom kamen Priester, Mönche und Pilger aus allen Ländern, und so entstand ein auf geistigen Interessen beruhender internationaler Verkehr, der auch durch die Wanderungen von Kloster zu Kloster, von Universität zu Universität befördert wurde.

Mittelalterliche Wissenschaft und Kunst.

Daß die Wissenschaften im katholischen Abendlande nur bei der Kirche eine Zufluchtstätte fanden, daß insbesondere die Klöster sich um ihre Überlieferung und um die Erhaltung der Schriften des Altertums große Verdienste erworben haben, ist unbestritten. Aber man begnügte sich, das überkommene Wissen den gegebenen Bedürfnissen anzupassen, ohne daß man imstande war, es durch selbständige Forschung zu vermehren. Die scholastische Philosophie, auf deren Ausbau großer Scharfsinn verwendet wurde, blieb doch immer nur eine Dienerin der Theologie. Tiefere Denker, die sich in mystische Spekulationen versenkten, verirrten sich leicht über die Grenzen der korrekten Orthodoxie. Die Naturwissenschaften waren dem mittelalterlichen Geiste nicht sympathisch; man betrachtete sie mehr als Ausfluß einer bedenklichen Neugier, die den Menschen von seinen wahren, im Jenseits liegenden Zielen ablenke. Roger Bacon, der für die richtige Methode der naturwissenschaftlichen Forschung eintrat und einige ihrer künftigen großen Ergebnisse ahnte, wurde verketzert und eingekerkert und blieb gänzlich isoliert und ohne Nachwirkung auf seine Zeit. Der geringe Zuwachs an naturwissenschaftlichen Kenntnissen, den das Mittelalter aufzuweisen hat, stammt hauptsächlich von den Arabern, deren Leistungen aber auch nicht überschätzt werden dürfen. Wenn sie einige chemische Entdeckungen gemacht haben, so waren das nur glückliche Funde auf einem falschen Wege, denn ihre Chemie war eigentlich Alchimie, wie die Astronomie als Astrologie begonnen hat. Sie wandten ihre chemischen Kenntnisse auch auf die Medizin an, ohne indes diese über ihre ersten empirischen Anfänge hinauszubringen. Größere Verdienste haben sie sich durch die Erweiterung der Erdkunde erworben.

Erst die Wiederbelebung des Studiums der klassischen, namentlich der griechischen Literatur brachte im Geistesleben des ausgehenden Mittelalters mehr weltlichen Sinn zur Herrschaft. Es entstand allmählich eine neue Wissenschaft, die Wissenschaft vom klassischen Altertum, mit deren Verbreitung sich eine freiere Bewegung des Denkens, Erweiterung des Gesichtskreises, Verfeinerung des Geschmackes verband. Vor allem auf dem Gebiete der Kunst trat diese neue Geistesströmung in lebhaften Wettbewerb mit dem kirchlichen Einfluß. Am selbständigsten gegenüber der Kirche hatte sich die nationale Dichtung sowohl in der deutschen und englischen, wie in den nunmehr fest ausgebildeten romanischen Sprachen

entwickelt, und auch die Einwirkung der klassischen Vorbilder, obwohl tiefgehend und fruchtbar, hat die Eigenart der neu erwachsenen Literatur nicht beeinträchtigt.

Durchaus unter der Herrschaft des kirchlichen Geistes stand die bildende Kunst des Mittelalters, und eben deshalb war sie original im Verhältnis zur Antike. Die gotische Architektur entsprach aber nicht nur Stimmungen, Gefühlen und Ahnungen, die dem Altertum fremd waren, sie hatte auch künstlerisch und technisch ein selbständiges Verdienst durch die Art, wie sie das dekorative und das mechanisch-konstruktive Element in harmonischer Weise vereinigte und die naturgemäßen Verhältnisse von Druck und Gegendruck, Gewicht und Stütze bis in die Einzelheiten hinein in künstlerischer Form erkennbar machte.

Die Malerei hob sich am Ausgang des Mittelalters auf eine neue Stufe mit neuer Technik; auch sie wuchs, wie die mittelalterliche Skulptur, im Dienst der Kirche auf. Die Gestalten, die beide Künste schufen, sollten nicht das Ideal der natürlichen Schönheit verwirklichen, sondern sie brachten in durchgeistigten Zügen die der Zeit eigne asketische und weltflüchtige Stimmung zum Ausdruck. In eine ganz neue Phase vollends trat, ebenfalls unter Leitung der Kirche, durch Anwendung des Kontrapunkts und der Vielstimmigkeit die Musik.

Wirtschaftliche und soziale Entwicklung.

Die wirtschaftliche Kultur, die beim Beginn der Periode nach einer großen Zerstörung und vielfach von einer noch rückständigen Stufe aus ihre Entwicklung neu beginnen mußte, war am Ende des Zeitraums über den im Altertum erreichten Stand in manchen Richtungen hinausgewachsen. Die Sklaverei war durch mildere Formen der Unfreiheit ersetzt worden, wozu auch die Kirche mitgewirkt hat, indem sie auch dem Sklaven vor Gott gleichen Wert mit dem Freien zuerkannte. Indes wurde die Sklaverei auch unter der Herrschaft des Christentums nie vollständig abgeschafft; noch im 17. Jahrhundert gab es in Livorno einen Markt für türkische Sklaven, und in Amerika wurde bekanntlich von katholischen und protestantischen Nationen die Sklaverei in ihrer schlimmsten Gestalt für die Neger wiederhergestellt. Die in Europa entstandene Hörigkeit hing eng mit den Verhältnissen des Grundbesitzes zusammen. Während bei den germanischen Stämmen in ihrer Heimat, wie bei allen Völkern auf der gleichen Kulturstufe, der gemeinschaftliche Grundbesitz der Geschlechtsgenossen oder ähnlicher Verbände bestand, bildete sich nach der Eroberung der römischen Provinzen für die freien Volksgenossen das private Grundeigentum aus, wenn auch noch nicht in der vollen Strenge des römischen Rechts. Auf den Besitzungen der großen Grundherrschaften erhielten Unfreie und Halbfreie Bauernstellen oder Hufen zur selbständigen Bewirtschaftung gegen Leistung von Abgaben und Diensten. Aber auch Vollfreie übertrugen, um sich dem Druck des Kriegsdienstes zu entziehen, namentlich seit der Karolingerzeit, häufig ihren Hof einem Grundherrn, um ihn als bäuerliches Lehen mit geringer Belastung zurückzu-

erhalten. Durch die von den Grundherrschaften, zu denen auch die Klöster gehörten, veranlaßten großen Rodungen wurde das Land mehr und mehr in den Kulturzustand übergeführt.

Während die bäuerliche Bevölkerung größtenteils in mannigfaltig abgestuften Hörigkeitsverhältnissen blieb, bildete sich in den allmählich anwachsenden Städten aus ursprünglich meistens ebenfalls hörigen Handwerkern ein freier bürgerlicher Mittelstand. Das Zunftwesen gab ihm einen festen Halt und neben patrizischen Grundbesitzern und größeren Kaufleuten auch mehr oder weniger Anteil am städtischen Regiment. Die mittelalterliche Stadt bildete mit der sie umgebenden Landschaft einen eigentümlichen wirtschaftlichen Organismus, der, wie auf einer früheren Stufe die naturale Hauswirtschaft, sich im wesentlichen für die Befriedigung der Bedürfnisse seiner Mitglieder selbst genügte. Nur einzelne Waren, namentlich solche von größerem Wert, bei günstiger Verkehrslage am Meere oder an schiffbaren Flüssen auch Massenartikel, wurden durch den Handel aus der Fremde eingeführt oder auf ferne Märkte ausgeführt. Die durch die Kreuzzüge begünstigte Entwicklung des Verkehrs mit dem Orient, die wirtschaftliche Erschließung der Ostseeländer durch die Hansa und der lebhafte Verkehr mit England brachte eine Anzahl Städte als spezifische Handelsstädte zur Blüte. In ihnen kam auch die Geldwirtschaft, die am Anfang der Periode fast gänzlich zurückgedrängt war, wieder mehr und mehr zur Ausbildung und mit ihr zugleich trotz des kanonischen Zinsverbotes eine wirksame Kreditorganisation, die namentlich in den großen Wechselmessen zutage trat. Und nun begann auch die Ansammlung des mobilen Unternehmungskapitals, das sich zunächst in Bank- und Handelsgeschäften betätigte, nicht etwa Arbeiter in großer Zahl selbst beschäftigte, sondern den Verlag der Erzeugnisse hausindustrieller Handwerker, wie z. B. der flandrischen Weber, übernahm. Auch das Verhältnis des Staates zur Volkswirtschaft erfuhr in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine allmähliche Umgestaltung. In Frankreich, England, Spanien trat an die Stelle des losen Gefüges des Feudalstaates eine straffere, einheitliche Verwaltung, die auch anfing, sich in wirtschaftlicher Wohlfahrtspolizei zu versuchen. In Deutschland gingen wenigstens die größeren Territorialfürstentümer in gleichem Sinne vor, wie es auch die italienischen Stadtrepubliken schon früher getan hatten.

Sehr stark war andererseits die Rückwirkung, die auf die Staaten durch die Ausbreitung der Geldwirtschaft ausgeübt wurde. Sie mußten ihr ganzes, bis dahin noch überwiegend naturalwirtschaftliches Haushaltssystem umgestalten und sich neuen finanziellen Bedingungen der Kriegführung anpassen. Kein Wunder, wenn nunmehr die Heranziehung von möglichst vielem Gold und Silber als die Hauptaufgabe der Volks- und Staatswirtschaftspolitik galt.

Trotz der befriedigenden Fortschritte der wirtschaftlichen Produktion war die Zahl der wirklich neuen technischen Erfindungen im Mittelalter Technik.

nicht groß und die Technik kam nach ihrem allgemeinen Charakter nicht wesentlich über den im Altertum erreichten Stand hinaus. Der Kompaß ist keine europäische Erfindung; die merkwürdige Eigenschaft der Magnetnadel war schon den Chinesen bekannt. Für die Schiffahrt des Mittelalters hatte übrigens der Kompaß noch nicht seine volle Bedeutung; diese erhielt er erst, als im Zeitalter der Entdeckungen die große ozeanische Schiffahrt sich entwickelte. Die zufällige Entdeckung eines explosiven Gemisches, wie das Pulver, war an sich noch keine erhebliche Erfindung; die Chinesen hatten ein solches Gemenge nur zu Feuerwerksspielereien benutzt. Was dem Pulver seine kulturgeschichtliche Bedeutung gab, war die — nur sehr langsam fortschreitende — Ausbildung der Feuerwaffen, insbesondere auch der Handfeuerwaffen. Aber auch diese ist nicht einfach als die Ursache der völligen Umgestaltung des Kriegswesens anzusehen, vielmehr wirkten dabei auch wirtschaftliche Ursachen mit, namentlich die mit der Geldwirtschaft zusammenhängende Entstehung der Söldnerheere, die auch auf die Art der Bewaffnung zurückwirkte. Überhaupt war es die wirtschaftliche Entwicklung, die am Ende des Mittelalters der praktischen Verwendung technischer Vorrichtungen weitere Bahnen eröffnete. Diese beruhten alle auf mechanischen Kombinationen, die auch den Alten schon bekannt waren, aber erst jetzt die Bedingungen einer wirtschaftlichen Verwertung vorfanden. Dies darf auch von der kulturgeschichtlich wichtigsten Erfindung dieser Periode gesagt werden, die am wirksamsten den Übergang zu der folgenden angebahnt hat: der Buchdruckerei. Technisch ist die Anwendung beweglicher Lettern statt größerer Druckplatten keine außerordentliche Leistung, zumal die Chinesen schon ähnliches aufzuweisen hatten. Aber diese Erfindung kam zur rechten Zeit, um ein weitverbreitetes dringendes Bedürfnis zu befriedigen, das durch das Wiedererwachen des wissenschaftlichen Geistes und des Strebens nach höherer Bildung erzeugt war. Fünfhundert Jahre früher wäre dieselbe Erfindung wahrscheinlich spurlos vorübergegangen und in Vergessenheit geraten. Gutenberg erscheint auch insofern als ein moderner Erfinder, als er, wenn auch nicht mit dem verdienten Erfolge, bestrebt war, aus seiner Erfindung Gewinn zu ziehen.

Kultur der Neuzeit.

Ein bestimmtes Jahr als Anfang der nunmehr beginnenden neuzeitlichen Kulturperiode zu bezeichnen, hat etwas Willkürliches. Sie wird eingeleitet durch eine Zeitstrecke, in der zwei Ereignisse von unermeßlicher Bedeutung ungeahnte neue Entwicklungsreihen in Gang setzten; die Entdeckung Amerikas und die Reformation. Andrerseits aber reicht diese Periode noch nicht bis zur Gegenwart, sondern sie ist abzuschließen mit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, in denen die Wattsche Dampfmaschine, die Gründung der amerikanischen Union und die französische Revolution wiederum den Anbruch eines neuen Abschnitts der Kulturgeschichte bezeichneten.

Die großen überseeischen Entdeckungen, zu denen Columbus' glück-

liche Fahrt den Anstoß gab, wirkten vor allem mächtig auf das ganze Wirtschaftsleben der Kulturwelt ein. Jetzt erst entstand ein wirklicher, die Erde umspannender Welthandel, eine große Schiffahrt, ein stetiges Anwachsen der von dieser bewegten Warenmassen und der Summe des aus dem Handel fließenden Geldgewinns. Das aber führte zur vollen Ausbildung der Geldwirtschaft, zumal die Einfuhr aus Amerika länger als ein Jahrhundert fast ausschließlich aus Silber und Gold bestand. Große Unternehmungen aber auf Grundlage der Geldwirtschaft und der dadurch bedingten strengen Rechnungsnormen bilden den Kapitalismus. Die Anfänge desselben in Bank- und Handelsgeschäften zeigen sich zwar schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, aber erst in der neuen Periode steigt er allmählich zu seiner Herrschaftsstellung in der Volkswirtschaft empor.

Große Begünstigung erhielt der Kapitalismus auch durch die fortschreitende geldwirtschaftliche Umgestaltung der Finanzwirtschaft der Staaten und die damit verbundene Steigerung des staatlichen Kreditbedürfnisses. Die Staaten selbst aber wurden durch ihr Geldbedürfnis zur merkantilistischen Handelspolitik geführt, der sich bei den Seemächten eine prohibitive Kolonialpolitik anschloß. Immer mehr griff die Staatstätigkeit nun auch in das innere Wirtschaftsleben ein. Die mittelalterliche Stadtwirtschaft wurde durch eine Volkswirtschaftspolitik verdrängt, die den Staat als eine geschlossene, im Wettbewerb mit anderen stehende Individualität auffaßte und das wirtschaftliche Wohl des Ganzen, so gut sie es verstand, und daher auch oft mit ungeeigneten Mitteln zu fördern suchte. In den meisten Staaten kam der aufgeklärte Absolutismus zur Herrschaft; in England dagegen entwickelte sich unter besonderen Umständen als ein neues bedeutsames Erzeugnis der politischen Kultur, wenn auch zunächst noch in aristokratischer Beschränkung, der Parlamentarismus.

Die Reformation.

Das zweite große Ereignis am Eingange der betrachteten Periode war die Reformation. Nächst der Verchristlichung der alten Welt hat kein geschichtlicher Vorgang eine gleich große Bedeutung für die geistige Kultur der Menschheit gehabt, wie sie, ganz abgesehen von ihren weittragenden Folgen für die politische Geschichte, die anderthalb Jahrhunhunderte lang unter dem Einfluß der Religionspolitik stand. Die theologischen Streitfragen über Wirkung der Erbsünde, Rechtfertigung, Gnade, Willensfreiheit dürften heute nur noch in einem sehr beschränkten Kreise Interesse finden und für die Lehre, daß der Mensch in Sachen seines Seelenheils instar statuae salis sei, oder daß durch ein aeternum dei decretum die einen zur ewigen Seligkeit, die andern zur ewigen Verdammnis prädestiniert seien, werden sich wohl nicht allzu viele Lutheraner und Reformierte noch erwärmen. Die religiöse Bedeutung der Reformation lag nicht in der neuen Formulierung von Dogmen, ihrem Wesen nach war sie eine Reaktion des individuellen religiösen Bewußtseins gegen den in der katholischen Kirche zur Herrschaft gelangten Geist der Verwelt-

lichung und Veräußerlichung und gegen die gedankenlose Werkheiligkeit, die zwar nicht der theoretischen Lehre entsprach, aber tatsächlich in einer das tiefere sittliche Gefühl verletzenden Weise in Übung war. Daher sollte eine unsichtbare Kirche geschaffen werden, eine Gemeinschaft der nur Gott bekannten Heiligen, jede priesterliche Vermittlung zurückgewiesen und der Mensch Gott allein gegenübergestellt werden, freilich als ein aus sich selbst zu nichts Gutem fähiges Geschöpf.

Von dem Gedanken der „freien Forschung“ im heutigen Sinne waren die Reformatoren selbst noch sehr weit entfernt. Sie verstanden darunter nur die Freiheit, die Schrift unabhängig von der kirchlichen Autorität aufzufassen und auszulegen, indem sie annahmen, daß der Gläubige dabei nicht irre gehen könne, weil er, wie Luther sagt, innerlich von Gott selbst belehrt werde. Auch die katholische Kirche sah sich zu durchgreifenden Reformen gedrängt: sie gab vielen ihrer Dogmen festere Formen, faßte ihre Kräfte energisch zusammen und erlangte bald eine mehr und mehr zunehmende Widerstandskraft. Immerhin aber war eine breite Bresche in die mächtigste Feste der traditionellen Autorität gelegt und das bereits erwachte Streben nach Befreiung des menschlichen Denkens und Forschens von allen Schranken kirchlicher oder gelehrter Dogmen erhielt dadurch die kräftigste Unterstützung. Neben den humanistischen Wissenschaften erhoben sich nun auch die Naturwissenschaften nach mehr als tausendjähriger Stockung zu einem kühnen Vordringen, das sie seitdem unausgesetzt zu immer glänzenderen Errungenschaften geführt hat.

Die Wissenschaft.

Den Anfang machte die Astronomie mit der Aufstellung des heliozentrischen Sonnensystems. Das war weit mehr, als eine neue Erklärung der beobachteten Bewegungen der Planeten, es war die Verkündigung einer neuen Weltanschauung, nach der die alten Vorstellungen von Himmel und Erde fallen müssen und die Erde zu einem verschwindenden Atom in dem unermeßlichen All herabgedrückt wird. Kopernikus selbst freilich zog nicht solche Folgerungen aus seiner Lehre; er begnügte sich damit, zu zeigen, daß seine „Hypothese“ die Erscheinungen ebensogut erkläre, wie die Ptolemäische und daß sie vor dieser den Vorzug weit größerer Einfachheit und Anschaulichkeit habe. Giordano Bruno war der Erste, der die Kopernikanische Theorie unter einen allgemeinen kosmologischen Gesichtspunkt brachte und der Sonne selbst mit ihrem Planetensystem ihren Platz in der endlosen Fixsternwelt anwies. Galileis Fernrohr lieferte wertvolle Beweisgründe für das Kopernikanische System, Kepler entdeckte die wahre Form der Bahnen der Planeten und die Gesetze ihrer Bewegungen, und Newton endlich führte die Keplerschen Gesetze auf das eine weltbeherrschende Gesetz der Gravitation zurück. Die Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Newton und Leibniz eröffnete nicht nur eine neue Epoche für die reine Mathematik, sondern sie gab auch der mathematischen Naturwissenschaft ein Hilfsmittel von bewundernswerter Leistungsfähigkeit. — In der theoretischen Mechanik waren

die Alten nicht über die Anfangsgründe der Statik hinausgekommen, von den wahren Gesetzen der Bewegung und der Dynamik aber hatten sie noch keine Ahnung. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzt auch in dieser Wissenschaft der Fortschritt ein und Galilei endlich entdeckte die Fallgesetze und überhaupt die allgemeinen Grundlagen der Dynamik. Newton begründete die Mechanik des Himmels und die großen Mathematiker des 18. Jahrhunderts brachten die analytische Mechanik nach allen Seiten hin auf eine hohe Stufe der Vollendung. Von den verschiedenen Zweigen der Physik machte seit der Erfindung der Fernrohre im Anfang des 17. Jahrhunderts die Optik die bemerkenswertesten Fortschritte. Die Elektrizitätslehre trat erst im 18. Jahrhundert mehr hervor. Der Vorrat der chemischen Kenntnisse vergrößerte sich mehr und mehr, jedoch führt Kant noch immer die Chemie als Beispiel einer Kunst im Gegensatz zur Wissenschaft an und sie erhielt in der Tat ihre sicheren wissenschaftlichen Grundlagen erst am Ende der Periode durch die Arbeiten Lavoisiers. Die beschreibenden Naturwissenschaften erhielten ihre moderne Richtung und Gestaltung durch Linné.

Wie die Naturwissenschaft, so machte sich auch die Philosophie unabhängig von Aristoteles und zugleich von der theologischen Führung. Von den beiden Strömungen, die miteinander parallel liefen, ging die erste von Baco von Verulam aus, der die richtigen Grundsätze der induktiven Methode aufstellte, wenn auch seine eigenen Versuche, sie anzuwenden, sehr unglücklich ausfielen. Der Geist der Baconischen Philosophie ist die Quelle sowohl des englischen Empirismus und Sensualismus, wie der französischen Aufklärungsphilosophie und des Humeschen Skeptizismus. Dieser aber führte hinüber zu Kant, der andrerseits den von Descartes ausgegangenen und von Spinoza und Leibniz weiter entwickelten metaphysischen Dogmatismus überwand.

In engem Zusammenhang mit den neuen Weltanschauungen entstand auch eine neue Wissenschaft von Staat und Gesellschaft und im Anschluß an diese seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine rationalistische, auf naturrechtlichen Voraussetzungen gegründete Volkswirtschaftslehre.

Unterrichtswesen.

Mit der selbständigen wissenschaftlichen Forschung entwickelte sich auch der wissenschaftliche Unterricht. Die Universitäten, ursprünglich ganz unter kirchlicher Herrschaft stehend, wurden nach der Reformation in den protestantischen Gebieten Deutschlands zu Staatsanstalten. Bis in das 18. Jahrhundert hinein erscheinen sie jedoch wesentlich als Schulen zur Vorbereitung für die gelehrten Berufe und nicht frei von pedantischen und scholastischen Auswüchsen. Unter ihren Professoren fehlte es nicht an tüchtigen Gelehrten, aber die großen Führer der Wissenschaft gingen nicht aus ihnen hervor und ein Leibniz z. B. trug kein Verlangen nach einem Lehrstuhl. Als Träger der wissenschaftlichen Forschung galten mehr die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in größerer Zahl gegründeten Akademieen und gelehrten Gesellschaften. Erst seit der zweiten

Hälfte des 18. Jahrhunderts betrachteten wenigstens die deutschen Universitäten mehr und mehr neben dem Unterricht auch die Forschung als ihre Aufgabe, und dadurch erst sind sie zu der hohen wissenschaftlichen Stellung emporgestiegen, die sie heute einnehmen.

Die für die Universität vorbereitenden Mittelschulen hatten als Vorläufer die mittelalterlichen Kloster-, Dom- und Stadtschulen. In den protestantischen Staaten wurden sie verweltlicht und allmählich in ihre moderne Gestalt gebracht. In den katholischen Ländern aber kamen sie größtenteils unter die Leitung des Jesuitenordens, der in seiner Art bedeutende Lehrerfolge erzielte. Ursprünglich beruhte der Unterricht in den höheren Schulen durchaus auf humanistischer Grundlage; seit dem Ende des 17. Jahrhunderts aber nahmen manche Anstalten, wie die Ritterakademieen, auch die neueren Sprachen und die sogenannten „galanten" Wissenschaften in ihren Lehrplan auf, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten bereits Realschulen auf mit dem Zweck, den bürgerlichen Ständen eine höhere Bildung zu verschaffen.

Das eigentliche Volksschulwesen datiert erst seit dem Zeitalter der Reformation. Im 18. Jahrhundert begann man in den größeren protestantischen Staaten mit der Durchführung des Schulzwanges, in den katholischen Ländern aber blieb die Schulbildung der Masse des Volkes noch lange unbefriedigend.

Literatur und Kunst.

Die zunehmende Verbreitung eines höheren Unterrichts bewirkte in den Kulturländern vor allem eine Steigerung des Einflusses ihrer nationalen Literatur, in der das moderne Denken nicht weniger zum Ausdruck kam, als in der Wissenschaft. Dem erstaunlichen Genie Shakespeares merkt man nur in Nebendingen an, daß es noch dem 16. Jahrhundert angehört. Die eigentliche moderne literarische Periode beginnt indes in England wie in Frankreich erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in Deutschland aber ein Jahrhundert später. Freilich beschränkte die Literatur sich nicht darauf, im Gewande der Dichtung die tiefsten Empfindungen des Menschenherzens offenzulegen und die höchsten Ideale des Schönen und Guten zu versinnbildlichen; es kamen auch Zeiten, von denen gesagt werden konnte, daß „man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen". Der Buchdruck befriedigte auch mit Leichtigkeit die zunehmende Nachfrage nach bloßer Unterhaltungsliteratur, die auf Kunstwert keinen Anspruch hat, immerhin aber zur Erhöhung der geistigen Regsamkeit in weiteren Kreisen beiträgt. Noch stärker entwickelte sich mit Hilfe der Druckerpresse das Bedürfnis nach raschem Nachrichtenverkehr und öffentlicher Erörterung aller Tagesfragen. An die Stelle der vereinzelten Flugblätter des 16. Jahrhunderts traten Wochenschriften und andere regelmäßig erscheinende Blätter, und im 18. Jahrhundert große Tageszeitungen, die zu leitenden Organen der öffentlichen Meinung wurden. Es war zunächst England, wo die Presse, begünstigt durch die ihr gewährte Freiheit, zu einer bedeu-

tenden Machtstellung emporstieg; auf dem Kontinent aber war sie, wenn es auch manchen ihrer Organe, wie z. B. dem Schlözerschen Briefwechsel, nicht an Einfluß fehlte, durch das herrschende polizeiliche System zu vorsichtiger Beschränkung genötigt. Um so mehr galt auch hier die Preßfreiheit als das vor allem zu erstrebende Ziel, wie denn auch Kant in der „Freiheit der Federn“ eine notwendige Bedingung für den Bestand eines wirklichen Rechtstaates sah.

Während die Naturwissenschaften und die Philosophie in der betrachteten Periode auf neu eröffneten Wegen fortschritten, führten die humanistischen Studien zu einer wissenschaftlichen Wiederbelebung des klassischen Altertums, dessen Geist in der Zeit der sogenannten Renaissance auch in den bildenden Künsten die Herrschaft führte. Allmählich aber behaupteten auch hier ein moderner Geschmack und subjektiveres Empfinden ihre Rechte, so wenig auch Barock und Rokoko dem klassischen Schönheitsideale entsprechen mochten. Als neue Kunst, die die Leistungen der Alten, soweit uns diese aus den erhaltenen Werken bekannt sind, zu übertreffen vermochte, erhob sich die Malerei. Die Musik eroberte sich, unterstützt durch die Vermehrung und Verbesserung der Instrumente, ein neues weites Gebiet als weltliche Kunst, wobei sie freilich ebenso wenig, wie die Literatur, es vermeiden konnte, daß ein großer Teil ihrer Leistungen lediglich dem Vergnügen und der Unterhaltung dienstbar wurde und jede höhere künstlerische Bedeutung verlor.

Kulturperiode der Gegenwart.

III. Die Kultur des 19. Jahrhunderts. Die im obigen betrachtete Periode mündet aus in eine mächtige Bewegung, die mit einer früher nie gekannten Schnelligkeit die Kultur in eine neue Phase führte und ihr das für die Gegenwart charakteristische Gepräge gab. Man erhält den Eindruck, als hätten sich in dem Streben der Wissenschaft und der Technik Kräfte angesammelt, die in der neuen Periode gleichsam zu einer explosiven Wirkung kamen. In engem Zusammenhang mit der neuen Technik stand die nunmehr rasch fortschreitende Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise in ihrer modernen Gestalt mit ihren sozialen Folgeerscheinungen. Dazu kam das auch in den Massen erwachte politische Leben und das nachhaltige Vordringen einer neuen Weltanschauung im Kampf mit der alten.

Die Wattsche Dampfmaschine ist oben als die charakteristische Vertreterin der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in England entstehenden Maschinenindustrie genannt worden. Wie schon bemerkt, bleiben Erfindungen unfruchtbar, wenn die Bedingungen für ihre wirtschaftliche Ausnützung noch nicht gegeben sind. Zu jener Zeit aber war der Boden für sie genügend vorbereitet, da das Bedürfnis nach arbeitsparenden Maschinen in der kapitalistischen Unternehmung mehr und mehr empfunden wurde. In der Technik machte die Wattsche Dampfmaschine Epoche, weil sie, abgesehen von unvollkommenen Vorgängerinnen, seit Jahrtau-

senden die erste Erfindung in der technischen Mechanik war, die auf einem neuen Prinzip beruhte.

Die auf immer weitere Gebiete übergreifende Maschinentechnik führte zu einer tiefgehenden Umgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der ganzen Kulturwelt Die Anwendung von Maschinen setzt ein großes Kapital voraus und bewirkt andrerseits auch wieder eine zunehmende Kapitalansammlung aus dem Gewinn. Viele Arbeiter werden durch die Konkurrenz der Maschine zunächst „frei gesetzt", und um so leichter wird die dauernde Abhängigkeit der industriellen Arbeiter vom Kapital hergestellt. Es entsteht das moderne Proletariat, die moderne Arbeiterbewegung und die moderne soziale Frage. Von nicht geringerer Bedeutung, als die Maschinenarbeit in der Fabrikation, war die Verwendung der Dampfkraft im Dienst des Transports der Güter und der Personen. Die Intensität des Weltverkehrs wurde dadurch in ihrer Art noch weit stärker gesteigert, als einst seine Extensität im 16. Jahrhundert. Die fortwährende Erleichterung und Verbilligung der Produktion und des Transports durch wirksamere technische Hilfsmittel führte zu einer großartigen Vermehrung der Gütererzeugung, mit der in den meisten Ländern auch eine beträchtliche Zunahme der Bevölkerung zusammenging. Die letztere Tatsache hat sich allerdings der Arbeiterklasse in ungünstigen Zeiten durch einen größeren Druck des Arbeitsangebots fühlbar gemacht, dennoch aber ist im ganzen eine wachsende Bevölkerung unter den heutigen Kulturbedingungen als ein Symptom nationaler Gesundheit und sozialen Fortschritts anzuerkennen.

Kohlen und Eisen waren die Grundlagen der neuen technischen Entwicklung. So wurden die Steinkohlen, die noch im 18. Jahrhundert auf dem europäischen Kontinent als Brennmaterial verachtet und für gesundheitsgefährlich gehalten wurden, zu einem der wichtigsten Bestandteile des Naturreichtums der verschiedenen Länder, zumal sie nun auch im Eisenhüttenbetrieb an die Stelle der Holzkohlen traten, nachdem im Laufe des 18. Jahrhunderts in England zuerst ihre Verwendbarkeit bei der Darstellung des Roheisens und später der Puddelprozeß erfunden worden war.

Naturwissenschaften.

Die weitere Entwicklung der Technik im 19. Jahrhundert geht aufs engste Hand in Hand mit der der Physik und der Chemie. Für diese Wissenschaften aber war nunmehr ein wahres Zeitalter der Entdeckungen angebrochen, in dem sie ungleich weiter vorwärts kamen, als in der gesamten vorhergegangenen Zeit. Wie dürftig war es um die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus bestellt, als Galvani zuerst die elektrischen Zuckungen eines Paares Froschschenkel zufällig bemerkte, und welch ein Abstand zwischen diesem ersten Versuch, der nur ein physiologisches Interesse zu haben schien, und dem elektrischen Strom der Akkumulatorenbatterieen, dem Elektromagnetismus, den Hertzschen Wellen, den Kathoden- und Röntgenstrahlen. Und diesen wissenschaftlichen Entdeckungen schlossen sich unmittelbar technische Erfindungen an, die schon

der nächstvorhergegangenen Generation völlig unbegreiflich hätten scheinen müssen — die Dynamomaschine, die elektrische Eisenbahn, die elektrische Beleuchtung, das Telephon, die drahtlose Telegraphie! Das waren alles absolut neue Erfindungen auf Grund neuer Prinzipien, die selbst erst aus neuen wissenschaftlichen Quellen abgeleitet waren.

Auch die Chemie stand am Anfang des Jahrhunderts noch in den Kinderschuhen und sie erhielt damals erst ihre theoretische Grundlage durch das Gesetz der Verbindungen nach Atomgewichten. Gegenwärtig ist sie eine exakte Wissenschaft, die imstande war, die Existenzfähigkeit von tausenden von Verbindungen vorherzusagen, die dann auch wirklich dargestellt wurden. Nicht minder großartig entwickelte sich die chemische Industrie, und zwar nicht durch empirisches Probieren, sondern unter der sicheren Leitung der Wissenschaft. Als besonders fruchtbar erwies sich das Zusammenarbeiten von Physik und Chemie auf ihren Grenzgebieten. Es sei nur an die Spektralanalyse, die Elektrochemie und die Entdeckung der rätselhaften radioaktiven Körper erinnert. Auch hier wurde die Wissenschaft für die Technik nutzbar gemacht, z. B. in der Photographie und in der metallurgischen Verwendung des elektrischen Ofens.

In der Lehre vom Licht ist die ganze Theorie des Äthers ein Werk des 19. Jahrhunderts. In der neuesten Zeit aber sind Erscheinungen entdeckt worden, die auf einen ungeahnten Zusammenhang zwischen Äther und Elektrizität schließen lassen und zu einer elektrischen Lichttheorie geführt haben. Zugleich gaben diese Beobachtungen in Verbindung mit den Tatsachen der Radioaktivität Veranlassung zu veränderten Vorstellungen von der Konstitution der Materie. An den wichtigsten Fortschritt in der Wärmelehre, die Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalents, schloß sich die Aufstellung des allgemeinen Satzes von der Erhaltung der Energie im Weltall, ein Gesetz, auf dessen Erkenntnis der menschliche Geist nicht minder stolz sein darf, wie auf die des Newtonschen Gravitationsgesetzes.

Die Astronomie feierte einen Triumph in der Entdeckung des Neptun, und in der Astrophysik wurde ihr ein ganz neuer Forschungszweig angegliedert. Mit Hilfe der Spektralanalyse und der Photographie erhielt sie Aufschluß über die physische und chemische Beschaffenheit der fernsten Fixsterne und entdeckte Weltkörper, die mit dem Fernrohr allein nie gefunden worden wären. Auch die Vorstellungen über die geologische Entwicklung der Erde erhielten festere Grundlagen; noch wichtiger aber war die mit der geographischen Erschließung aller Weltteile zusammengehende Erforschung des gegebenen geologischen Baues der Erdrinde und ihrer fossilen Einschlüsse. In der Botanik und Zoologie wurde die äußere Kenntnis der organischen Welt außerordentlich erweitert und mit Hilfe des Mikroskops genaue Einsicht in die innerste Struktur und die Entwicklung der Organismen überhaupt erst gewonnen. In der neueren Zeit wurden die Forschungen der letzteren Art und die allgemein bio-

logischen, die in der Deszendenzlehre einen theoretischen Leitfaden erhalten hatten, im ganzen vor den systematischen bevorzugt. Die Medizin erhielt in Anatomie und Physiologie exakt naturwissenschaftliche Grundlagen und lernte auch in Diagnostik und Pathologie die naturwissenschaftliche Methode mit großem Erfolge anwenden. Die Entdeckung der mikrobischen Krankheitserreger und die daraus abgeleiteten Methoden der inneren Therapie wie auch die aseptische Wundbehandlung sind die größten Fortschritte, die die Geschichte der Medizin überhaupt bisher zu verzeichnen hat.

Geisteswissenschaften.

Auch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften herrschte überall reges Leben und erfolgreiches Streben. In der reinen Mathematik hatten alle Kulturvölker Männer ersten Ranges aufzuweisen, unter deren Führung diese Wissenschaft nach verschiedenen Richtungen zu den abstraktesten Höhen vordrang. In der Philosophie bildeten Fichte, Schelling und Hegel einen über Kant hinausstrebenden Idealismus aus, der unter der Annahme der Identität von Sein und Denken, von Objektivem und Subjektivem zu einer neuen Art von Metaphysik führte, die in anderer Auffassung auch wieder bei Schopenhauer und Herbart erscheint. Von naturwissenschaftlicher Seite trat dagegen eine materialistische Reaktion auf, nachdem vorher der Einfluß der Schellingschen Naturphilosophie auf die Entwicklung der Naturwissenschaften in Deutschland eine Zeitlang einen unzweifelhaft schädlichen Einfluß ausgeübt hatte. In der neueren Zeit sind an die Stelle der Metaphysik Versuche getreten, unsere Weltanschauung durch wahrscheinliche, den Ergebnissen der Naturwissenschaft möglichst angepaßte Hypothesen über die Grenzen der unmittelbaren Erfahrung hinauszuführen. In England und Frankreich bleibt ein empirischer Realismus vorherrschend. Als wertvollste Errungenschaft der neuesten Zeit auf diesem Gebiete ist die experimentelle Psychologie zu bezeichnen, die allerdings eher einen Zweig der Naturwissenschaft, als der Philosophie im herkömmlichen Sinne darstellt.

Die Geschichtschreibung, die früher mehr einen literarischen als eigentlich wissenschaftlichen Charakter hatte, wurde durch exakte kritische Methode und Zurückgehen auf das Urmaterial der Quellen in die Reihe der strengen Wissenschaften gestellt. Durch Ausgrabungen und antiquarische Forschungen wurde der Anfang der historischen Zeit weit zurückgeschoben und auch die prähistorische Existenz des Menschengeschlechts bis in die Quartärperiode hinein verfolgt. Zugleich wurden Rechts- und Wirtschaftswissenschaft, überhaupt die Wissenschaften von der menschlichen Gesellschaft unter den historischen Gesichtspunkt gebracht, indem man die Gegenwart aus der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen suchte und die Vergangenheit nach den für sie geltenden geschichtlichen Bedingungen beurteilen lernte; die vergleichende Beobachtung der in der Gegenwart unter verschiedenen Bedingungen und Formen auftretenden Erscheinungen des Gesellschaftslebens bildete die notwendige

Ergänzung der historischen Methode, mit der sich auch so weit wie möglich zahlenmäßige Feststellungen durch die Statistik verbanden. Eine neue Schöpfung des 19. Jahrhunderts war die vergleichende Sprachwissenschaft, die besonders durch das ebenfalls in diesem Zeitraum emporkommende Studium des Sanskrit ins Leben gerufen wurde. Eine ebenfalls neue Errungenschaft ist die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen und der babylonischen Keilschrift. Die klassische Philologie wurde in der Erfüllung ihrer Aufgabe der wissenschaftlichen Reproduktion des klassischen Altertums durch wertvolle literarische Entdeckungen und archäologische Funde in unerwarteter Weise gefördert. Auch die neueren Sprachen wurden Gegenstände einer wissenschaftlich-philologischen Behandlung, die sich sowohl nach der sprachgeschichtlich-grammatischen, wie nach der literaturgeschichtlichen Seite betätigte.

Literatur und Kunst.

In der schönen Literatur ist eine klassische Periode, wie sie in Deutschland mit dem Tode Goethes zum Abschluß kam, in der Folgezeit bei keinem Volke zu finden; die allgemeine kulturelle Bedeutung der Literatur ist darum nicht geringer geworden. Sie hat sich in die Breite entwickelt und die Zahl der Talente, die in ihrem Dienste stehen, ist wohl bei allen Nationen größer, als je zuvor. Aber weit verbreitet zeigt sich eine gewisse Überspannung des literarischen Strebens, und im Drama wie im Roman stellt man sich mit Vorliebe Probleme, die auf einen bereits überreizten Geschmack berechnet sind. Andrerseits aber ist die leichte, jedes höheren Interesses ermangelnde Unterhaltungsliteratur ins Maßlose angeschwollen, wozu die Einbürgerung des sogenannten Feuilletons in der Tagespresse — das aus Frankreich und dem Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stammt — und die Unzahl der in der neueren Zeit entstandenen illustrierten Wochenschriften sehr wesentlich beigetragen hat. Immerhin ist auch diese Art des Unterhaltungsbedürfnisses ein Symptom eines hohen Kulturstandes, wenn auch an sich kein Kulturfortschritt.

Auch in der Kunst der Neuzeit fehlt klassische Ruhe und einheitliche Richtung. Zeitweilig vorherrschende Strömungen werden bald von anderen abgelöst, und Naturalismus, Symbolismus und Mystizismus machen sich das Feld streitig. Überall jedoch zeigt sich auch hier geistige Regsamkeit und ernstes Streben, und Sinn und Verständnis für Kunst breitet sich in immer weiteren Kreisen aus.

Politische und soziale Entwicklung.

Die politische und soziale Entwicklung Europas erhielt durch die französische Revolution einen Anstoß, dessen Folgen über die unmittelbare Wirkung der Ereignisse in Frankreich selbst weit hinausgingen. Welchen Eindruck sie auf die größten Denker unter ihren Zeitgenossen machte, zeigen die Worte Goethes, der am Tage von Valmy sagte, mit diesem Zeitpunkt beginne eine neue Periode in der Weltgeschichte; und Kant, der in der Revolution nicht eine solche, sondern die Evolution einer naturrechtlichen Verfassung sah, sagte von ihr: „Ein solches Phänomen

in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Lauf der Dinge herausgeklügelt hätte.“ Frankreichs Vorgehen löste dieses Vermögen auch bei den übrigen Völkern aus, ohne daß sie in die blutigen Greuel der Revolution hineingezogen wurden. Die Gründung und das Gedeihen der Vereinigten Staaten auf der Basis einer nach den modernen Anschauungen konstruierten Verfassung trug zur Förderung dieser Entwicklung auch im alten Europa bei. Sie vollzog sich nicht rasch, aber sie ließ sich nicht zurückdrängen; die sie antreibenden Ideen blieben eben unvergessen. Die Bauernbefreiung, die in Preußen von 1807 datierte, drang in wenig mehr als fünfzig Jahren sogar bis Rußland vor. Nach längerer Verzögerung traten auch Preußen und Österreich in die Reihe der konstitutionellen Staaten ein. Die letzten Reste des alten Zunftwesens wurden in Deutschland durch die Gewerbeordnung von 1869 beseitigt. Die Reichsgesetzgebung führte allerdings in dem neuen Innungswesen wieder gewisse Rückbildungen herbei, die man in Frankreich, England und vollends Amerika nicht kennt. Auf die Dauer werden sie jedoch nicht verhindern können, daß minderwertige Formen des Gewerbe- und Handelsbetriebs durch solche, die der modernen Produktions- und Verkehrstechnik entsprechen, verdrängt werden. Immer mehr erweitert sich das Gebiet, auf dem nur durch den Großbetrieb die höchstmögliche Steigerung der Produktivität der Arbeit erreicht werden kann; diese aber ist volkswirtschaftlich das an erster Stelle zu erstrebende Ziel. Denn wenn der Anteil der einzelnen an dem Erzeugnis der nationalen Produktion erhöht werden soll, muß vor allem mit derselben Summe menschlicher Arbeit eine größere Gütermenge geschaffen werden. Man kann nicht mehr verteilen, wenn nicht mehr vorhanden ist; erst nach Erfüllung dieser Bedingung erhebt sich die Frage, wie die gesellschaftliche Ordnung der Verteilung verbessert werden könne.

Soziale Frage.

Diese Frage ist der Kern des großen Problems des gegenwärtigen Zeitalters, der sozialen Frage. Sie ist in dieser Form etwas durchaus Neues, denn sie geht nicht hervor aus dem Gegensatz von arm und reich oder von Sklaven und Herren, sondern aus dem durch die kapitalistische Produktionsweise erzeugten Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Die erste Bedingung des sozialen Fortschritts, die Ermöglichung einer unberechenbar gesteigerten Produktivität der Arbeit ist durch Großbetrieb und moderne Technik prinzipiell erfüllt; aber diese Produktionsweise ist nur möglich geworden unter der Herrschaft des konzentrierten Kapitals, dem die Arbeit als eine nach dem Marktpreise zu bezahlende Ware gegenübersteht. Die von dem Kapital beschäftigten Arbeiter aber sind zu einer neuen Gesellschaftsklasse geworden, deren Zahl immer mehr anwächst, während die der selbständigen Kleingewerbetreibenden relativ immer mehr abnimmt. Die Verteilung des Produktionsertrags unter diesen Bedingungen

ist nun zum Gegenstand eines Klassenkampfes geworden, der vielleicht niemals zu einem endgültigen Abschluß kommen wird, im ganzen aber einen für den Arbeiter günstigen Verlauf genommen hat, der sich, wenn auch nicht ohne Hemmungen, auch in der Zukunft noch fortsetzen wird. Daß die Bestrebungen der Arbeiterklasse teilweise unter dem Einfluß utopistischer Phantasieen stehen, die sich einen von Grund aus neuen Aufbau der Gesellschaft ausmalen, ist eine nebensächliche Erscheinung, die, wie so viele andere Illusionen, anregend und ermutigend auf die Gemüter wirken mag, aber durchaus nicht als Ursache und noch weniger als die eigentliche Triebkraft der sozialen Bewegung zu betrachten ist. Auch sind diese Utopieen ursprünglich nicht von Arbeitern oder politischen Arbeiterführern, sondern von „bürgerlichen“ Gesellschaftskritikern und grübelnden Theoretikern ersonnen und sie fanden ihre Verbreitung in den Arbeiterkreisen zu einer Zeit, als der moderne Kapitalismus im Vergleich mit der Gegenwart noch in seinen Anfängen stand. Die deutsche Sozialdemokratie behält ihre dogmatischen Zukunftsideale nur noch dem Namen nach bei, für ihr praktisches Parteiprogramm aber sind sie bedeutungslos. In Frankreich hat der Sozialismus seine politische Bedeutung nur durch die Verbindung mit dem bürgerlichen Radikalismus erhalten. In England haben die sozialistischen Theorieen immer nur wenig Boden gefunden; die Arbeiterbewegung steht unter der Führung der Gewerkvereine und diese betreiben ihre Sache geschäftsmäßig, im Grunde in demselben Geiste, wie die bürgerlichen *men of business*. Dasselbe gilt von Amerika, wo die Entwicklung in gewisser Beziehung der europäischen schon vorausgeeilt ist. Die Kapitalkonzentrierung hat sich dort in einem riesenhaften Maßstabe vollzogen, sowohl in den Händen einzelner Übermillionäre, als auch in der Form von Trusts und Riesenunternehmungen, die die Monopolisierung ganzer Produktionszweige erstreben. Ebenso aber schließen sich die Arbeiter immer fester zu mächtigen Organisationen zusammen, und beide Parteien stehen sich in strengster Interessenpolitik gegenüber. Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber kommen so gut wie gar nicht vor, werden aber von den auf ihre eigene Kraft vertrauenden Arbeitern auch gar nicht verlangt. Wohl aber werden oft von reich gewordenen Unternehmern — zuweilen allerdings um dunkle Seiten ihrer Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen — enorme Summen der Förderung allgemeiner Bildungs- und Kulturzwecke zugewandt. Es hat sich sogar eine besondere soziale Theorie in dem Sinne gebildet, daß die für den wirtschaftlichen Wettbewerb besonders Befähigten ihre Überlegenheit mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit ausnützen, den erworbenen Reichtum aber im Interesse des Gemeinwohls verwenden sollen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus wird aber nicht sowohl an den Schutz der „wirtschaftlich Schwachen“, als vielmehr daran gedacht, daß allen begabteren Elementen der Arbeiterbevölkerung die Mittel geboten werden sollen, sich durch Erwerbung von Kenntnissen und Bildung emporzuarbeiten. In Amerika wird also die

Herstellung des sozialen Gleichgewichts von dem freien Spiel der Kräfte erwartet, und wenn es auch an schweren Zusammenstößen und Erschütterungen nicht fehlen wird, so mag der Erfolg doch im ganzen günstig sein. Aber ein Schluß auf Europa wäre daraus nicht zu ziehen; denn die Vereinigten Staaten besitzen im Vergleich mit ihrer noch dünnen Bevölkerung einen großartigen Naturreichtum, und wenn ihre Volksdichte auch rasch zunehmen wird, so wachsen alle Gesellschaftsklassen unter steter gegenseitiger Anpassung in die sich bildenden Verhältnisse hinein. In den europäischen Staaten dagegen fehlt die amerikanische Voraussetzungslosigkeit; die Bevölkerung ist bereits äußerst eng zusammengedrängt, ihre sehr verwickelten Zustände sind historisch bedingt, und diese historisch gegebene Ordnung ist unvergleichlich viel fester und mächtiger, als es die sozialistische Schulweisheit sich träumen läßt. Jeder Versuch einer gewaltsamen Umwälzung würde scheitern; er könnte wohl zeitweilig das ganze Getriebe der Volkswirtschaft und damit zugleich die ganze Güterversorgung zum Stillstand bringen, aber die eiserne Notwendigkeit würde bald die alte Wirtschaftsordnung wieder in Gang setzen. Auch in Europa ist die Organisation der Arbeiter die Bedingung des Fortschritts, aber dieser muß durch den Staat als Vermittler zwischen den Klassengegensätzen in geregelten Bahnen erreicht werden. Aus dieser Vermittlung ist die Arbeiterschutzgesetzgebung und die gesetzliche Arbeiterfürsorge durch Wohlfahrtseinrichtungen hervorgegangen, unter denen die deutsche Arbeiterversicherung den ersten Platz einnimmt. Die Verstaatlichung und daneben auch die Verstadtlichung gewisser Produktions- und Verkehrsbetriebe, die schon in beträchtlichem Umfange stattgefunden hat, wird sich auf den dafür geeigneten Gebieten noch weiter ausbreiten und die öffentlichen Unternehmungen werden in der Regelung des Verhältnisses zu ihren Arbeitern vorbildlich wirken können.

Hebung der Masse. Unterricht und Presse.

Die politische Entwicklung ist im letzten Jahrhundert ganz überwiegend der Arbeiterklasse zugute gekommen. Die französische Revolution ging vom dritten Stande aus, der nach dem Siéyès'schen Programm „alles“ werden wollte. Die Masse leistete ihm Gefolgschaft, verlangte dann aber auch ihren Anteil, der ihr nur mit langer Verzögerung gewährt wurde. Der bürgerliche Liberalismus und das Proletariat forderten vermehrte politische Rechte in ihrem Klasseninteresse, und so mußte ein sich allmählich verschärfender Gegensatz entstehen, der sogar einen großen Teil des Bürgertums, wie namentlich in Frankreich unter dem zweiten Kaisertum, zu einer Wendung nach rückwärts bewog. Trotz solcher Widerstände erlangte die Arbeiterklasse in fast allen Ländern ein erweitertes Wahlrecht und in Frankreich und im Deutschen Reich das — in den Vereinigten Staaten von Anfang an geltende — allgemeine direkte Stimmrecht, dem auch England ziemlich nahe gerückt ist. Freilich muß als Voraussetzung für dieses Wahlrecht eine genügende Reife und Bildung des Volkes gefordert werden, und daher bildet der allgemeine Volksunterricht

sein unabweisbares Korrelat. In Preußen und den übrigen deutschen Staaten ist diese Bedingung schon in früheren Zeiten durch Einführung des Schulzwanges erfüllt worden. In Frankreich hat erst das Gesetz von 1882 den Volksschulunterricht für obligatorisch erklärt, nachdem im Jahre vorher seine Unentgeltlichkeit in allen öffentlichen Schulen festgesetzt worden war. In England erhielten die Lokalbehörden 1870 das Recht, den Schulzwang einzuführen; verallgemeinert wurde er durch Gesetze von 1876 und 1880, jedoch wird seine Wirkung noch immer durch die zu niedrige Altersgrenze für die gewerbliche Kinderarbeit beeinträchtigt. In der amerikanischen Union besteht er in den meisten, jedoch nicht in allen Staaten.

Mit den politischen Rechten und der besseren Bildung der Massen steigerte sich auch immer mehr die Ausbreitung und die Macht der Presse als des wichtigsten Organs des öffentlichen Lebens. Die Zensur wurde durch die Bewegung von 1848 in den Staaten, in denen sie noch bestand, mit Ausnahme Rußlands, weggeräumt und auch die an ihre Stelle tretenden Preßpolizeigesetze mußten mehr und mehr gemildert werden. Allerdings fördert die Preßfreiheit in dem Maße, wie sie jetzt in Frankreich, England, Amerika und anderen Ländern besteht, viele Lügen und andere verächtliche und abstoßende Erscheinungen zutage, dennoch aber entwickelt sich der politische Volkscharakter in dieser scharfen Luft selbständiger und fester, als unter polizeilicher Bevormundung.

Allgemeine Politik.

Die politische Emanzipation erst des Bürgertums, dann der Massen hat auch auf die allgemeine und die auswärtige Politik der Kulturstaaten einen starken Einfluß ausgeübt. Statt der Haus- und Kabinettspolitik ist für Fürsten und Regierungen die nationale Politik die leitende Norm geworden. Das von Napoleon III. proklamierte Nationalitätsprinzip hat Früchte gebracht, die sein Verkündiger nicht gewünscht und nicht erwartet hatte. Nach der Einheit Italiens erstand das Deutsche Reich, und dadurch ist nicht nur die politische Macht, sondern auch die Bedeutung des deutschen Volkes als Kulturträger nach allen Seiten hin in ungeahntem Maße gesteigert worden. Es konnte nicht fehlen, daß der neue Mitbewerb vielfach nationale Eifersucht hervorrief, die denn auch ihren Einfluß auf die Beziehungen der Staaten untereinander ausübte. Nach dem durch den französisch-englischen Vertrag von 1860 bezeichneten Wendepunkt in der europäischen Handelspolitik schien dem Freihandel der Weg gebahnt, auf dem er, wie man annehmen zu können glaubte, in wenigen Jahrzehnten in der ganzen Kulturwelt seinen Einzug halten würde. Mußte man ihn ja als die naturgemäße Folge der stets fortschreitenden technischen Verkehrserleichterung betrachten, durch die die Staaten sich jetzt wirtschaftlich näher gerückt sind, als früher die einzelnen Provinzen desselben Landes. Aber es kam anders. Eine langdauernde industrielle Depression traf in den siebziger Jahren mit der sich rasch entwickelnden Konkurrenz des überseeischen Getreides zusammen, durch die — allerdings nur als historische Episode — eine Herabdrückung der Rente und des Markt-

wertes des landwirtschaftlichen Bodens in Europa bewirkt wurde. So entstand ein Umschwung, der schließlich selbst in England sogar die ersten Axiome der Freihandelspolitik wieder in Frage stellte. Mit dem Programm des Freihandels trat das des Imperialismus in Wettbewerb, das auf Weltreiche mit freiem innerem Verkehr und Zollschranken nach außen hinausläuft. Das russische Reich verwirklicht schon bis zu einem gewissen Grade die Idee einer solchen Rieseneinheit; mehr noch gilt dies von den Vereinigten Staaten, die auf ihrer besseren Naturgrundlage ein höheres Maß von „Autarkie“ erreichen können. Noch günstiger würde in dieser Hinsicht das britische Weltreich bei einer zollpolitischen Einigung stehen, gegen die sich allerdings die vorherrschenden Interessen in den einzelnen Gliedern des Reiches kaum weniger sträuben, als wenn es sich um selbständige Staaten handelte. Sollten aber die Chamberlainschen Pläne vollen Erfolg haben, so würde das außerrussische kontinentale Europa sehr wahrscheinlich durch den Drang der Umstände über kurz oder lang gezwungen werden, sich ebenfalls zu einer größeren wirtschaftlichen Einheit durch Wegräumung der Verkehrsschranken zusammenzuschließen.

Der moderne Imperialismus hat jedoch nicht nur eine wirtschaftspolitische Bedeutung, sondern schließt auch eine Tendenz zur Macht- und Eroberungspolitik ein, die insbesondere in den Vereinigten Staaten seit ihrem Kriege mit Spanien die frühere Tradition zurückgedrängt zu haben scheint. Zugleich hat sich gezeigt, daß nationale Selbstsucht und Leidenschaft auch bei den modernsten Völkern noch stark genug sind, um die Aussichten auf ewigen Frieden in unabsehbare Ferne hinauszuschieben.

Kirchliche Verhältnisse.

Neben dem weltlichen Imperialismus hat sich der geistliche der katholischen Kirche ausgebreitet und befestigt. Ihre Macht ist intensiver geworden, als jemals, weil sie nur in ihrer geistigen Herrschaft begründet ist und ihre weltlichen Stützen verloren hat. Wer sich auf den Standpunkt des modernen strengen Katholizismus stellt, wird urteilen müssen, daß in den Jahrzehnten unmittelbar vor und nach der französischen Revolution die katholische Lehre stark von dem Geiste der Aufklärung beeinflußt und das kirchliche Leben nach den heute herrschenden Anschauungen in hohem Grade erschlafft war. Der Papst hatte den Jesuitenorden aufgehoben, in Frankreich herrschte der Gallikanismus, in Deutschland lehrte der Weihbischof eines geistlichen Kurfürsten den Febronianismus, dem ein anderer geistlicher Kurfürst in der neuen Universität Bonn eine Pflegestätte eröffnete. Die Revolution schien dem Katholizismus in Frankreich den Todesstoß zu geben; unter dem Staatskirchentum Napoleons konnte er nur vegetieren, und in Deutschland erscheint er noch zur Zeit eines Wessenberg und Erzbischofs von Spiegel nach ultramontanem Maßstab als schwächlich und mattherzig. Was brachte nun der katholischen Kirche ihre neue Erstarkung? Vor allem der Kampf um die Behauptung und Erweiterung ihrer Rechte, den sie jetzt auf dem Boden des modernen Verfassungslebens und unabhängig von den Rücksichten und Beschränkungen

führen konnte, die ihr früher durch einen engeren Zusammenhang mit staatlichen Einrichtungen und materiellen Interessen auferlegt waren. In Frankreich begann dieser Kampf bald nach der Julirevolution. In Preußen wurde das katholische Gefühl zuerst durch die sogenannten Kölner Wirren und die Verhaftung des Erzbischofs stark erregt, und diese Erinnerung blieb auch unter Friedrich Wilhelm IV. trotz vieler Zugeständnisse an die katholische Kirche lebendig. Die katholische Fraktion der preußischen zweiten Kammer war die Vorläuferin des Zentrums im Abgeordnetenhause und im Reichstag, das durch den „Kulturkampf" der siebziger Jahre zur zeitweilig stärksten und noch immer ausschlaggebenden Partei geworden ist. Die Partei ist eine politische, sofern es ihr Ziel ist, die Verfügung über den weltlichen Arm zu erlangen, um Staat und Gesellschaft nach dem kirchlichen Ideal zu modeln, wie es einst in bezug auf Unterrichtswesen, Presse, Eherecht usw. durch das österreichische Konkordat annähernd gelungen zu sein schien. Aber von einem solchen kirchlich-polizeilichen Programm will der moderne Geist nichts wissen, und so stoßen auch auf diesem Gebiet die Weltanschauungen nicht weniger heftig zusammen als auf dem religiös-wissenschaftlichen. Wenn der Protestantismus die katholische Kirche mit der Dogmatik des Reformationszeitalters bekämpfen wollte, so würde er seine Kräfte vergebens aufreiben. Ebenso wenig Erfolg werden die katholischen Reformfreunde haben, die der Ansicht sind, „der römische Papst könne und solle sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung versöhnen und verständigen". Der Syllabus von 1864 hat diesen Satz verdammt, denn die Kirche ist überzeugt, daß die absolute Starrheit ihres Lehrsystems die beste Bürgschaft für seine Festigkeit sei. Nur gegen den „Amerikanismus" in Amerika — nicht gegen den nach Europa übertragenen — hat sie eine gewisse Nachgiebigkeit gezeigt und wird sich dazu auch noch ferner entschließen müssen. Denn der amerikanische Katholizismus hat sich unter geschichtlichen, politischen und sozialen Bedingungen entwickelt, die von den in der alten Welt herkömmlichen durchaus verschieden sind; er hat sich zu einem besonderen Typus ausgebildet und auch Typen von Kardinälen und Erzbischöfen erzeugt, die in Europa sehr fremdartig anmuten.

Dem Protestantismus aber bleibt die schwere Aufgabe vorbehalten, die Sache der im Syllabus verworfenen modernen Bildung, der geistigen und sittlichen Freiheit und der wissenschaftlichen Objektivität zu vertreten und zugleich das Wesen des historischen Christentums und den christlichen Charakter unserer Kultur aufrecht zu erhalten, also seinen Platz zu behaupten zwischen dem katholischen Dogmatismus und dem wissenschaftlichen Naturalismus. Da es sich um Geistesrichtungen handelt, die im Wesen des Menschen begründet sind, so ist ein entschiedener Sieg der einen oder der anderen wohl nie zu erwarten, und Macaulays Neuseeländer auf den Trümmern der Paulskirche würde wohl noch dieselben Gegensätze vorfinden, die gegenwärtig bestehen.

Zukunfts-aussichten.

IV. Schlußbetrachtung. Überhaupt führt die Kulturentwicklung nicht zu einem Zeitalter des Friedens und des allgemeinen Glücks. Der zunehmenden Leistungsfähigkeit der Technik stehen die zunehmenden Schwierigkeiten gegenüber, die bei einer fortwährend wachsenden Bevölkerung durch den fortwährenden Verbrauch unersetzlicher Naturstoffe und überhaupt durch die Beschränktheit der Naturgrundlage des Wirtschaftslebens entstehen. Die Steinkohlen, die der heutigen Industrie als wichtigster Nährstoff dienen, werden bei Fortdauer des gegenwärtigen Zunahmeverhältnisses ihres Verbrauchs in einigen Jahrhunderten so weit aufgezehrt sein, daß der Rest wirtschaftlich nicht mehr in Betracht kommt. Man wird ohne Zweifel die Wasserfälle, die Flutwelle und die Sonnenwärme ausgiebiger als Kraftquellen verwerten, aber die elektrische Zuleitung der gewonnenen Energie in der nötigen Ausbreitung würde sehr schwierig sein und große Kosten verursachen. Dazu kommt, daß die Lager der Kupfer-, Blei- und Zinkerze bei dem jetzigen Fortschreiten ihres Abbaues wohl noch weniger lange vorhalten werden als die Steinkohlenflöze. Selbst die Eisenerze, die als wirtschaftlich verwendbar in Betracht kommen, sind nicht in unerschöpflicher Menge verfügbar. Es geht allerdings auf der Erde kein Atom verloren, aber die Metalle werden durch Oxydierung, Abreibung und Zerstäubung in Zustände übergeführt, aus denen sie nicht mehr zurückgewonnen werden können. Was die Schwierigkeit der Beschaffung der Nahrungsmittel betrifft, so sind Befürchtungen im Sinne Malthus' noch auf Jahrhunderte unbegründet. Aber bei einer unausgesetzt in der jetzigen Progression wachsenden Bevölkerung der Kulturwelt muß doch schließlich mit Notwendigkeit ein Mißverhältnis zwischen der Menschenzahl und der überhaupt verfügbaren Bodenfläche entstehen, zumal diese Fläche nicht nur für die Erzeugung von Nahrungsmitteln, sondern auch für andere unabweisbare Zwecke in Anspruch genommen wird. Allerdings wäre es möglich, daß mit der Zeit eine automatische Hemmung der Volksvermehrung einträte, indem durch die überfeinerte Kultur selbst eine Degeneration bewirkt würde, von der man in der großstädtischen Bevölkerung schon Anzeichen zu bemerken glaubt. Allein ein solcher Hemmungsprozeß wäre nicht weniger ein Übel als irgend einer der *repressive checks*, von denen Malthus redet. Aber auch wenn es nach gewissen optimistischen Rechnungen gelänge, durch eine über die ganze Erde verbreitete Treibhauskultur für das Hundert- oder Zweihundertfache der jetzigen Menschenzahl die Unterhaltungsmittel zu schaffen, so wäre ein solcher Zustand wieder an sich ein großes Übel, weil der Mensch in ihm selbst zu einem Treibhausprodukt würde und durch die völlige Entfremdung von der Natur ein Teil seines Wesens verkümmern müßte. Denn wenn die Kultur die Überwindung des Naturzustandes des Menschen bedeutet, so soll er doch weder geistig noch körperlich aus dem Zusammenhang mit der Natur losgelöst werden, und wenn dies schon jetzt bei einem großen Teil der Bevölkerung in unerwünschtem Grade der Fall ist, so ist das eine

bedauerliche Folge unserer gesellschaftlichen Zustände. Die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge hat ihre eigene Dialektik. Fortschritt und Verbesserung erzeugen aus sich selbst wieder Gegensätze und Widerstände, und die Menschheit ist zu steter Erneuerung ihrer Anstrengungen genötigt, wenn sie nicht rückwärts gedrängt werden soll. Wie weit aber ein Kulturfortschritt erreicht sei, kann nur durch das Werturteil der objektiven, die materiellen und geistigen Gesamtinteressen der Menschheit abwägenden Vernunft entschieden werden. Denn nicht alle Begleiterscheinungen der Kulturentwicklung haben selbst Kulturwert, und manche, wie übertriebener Luxus der Reichen und Verbreitung von unnützem Tand bei den Massen, sind schädliche Ausartungen. Gewiß aber ist es ein Fortschritt, wenn die wirklichen Kulturgüter immer mehr auch unter denen verbreitet werden, die bisher nur einen ungenügenden Anteil daran haben. Dies auf dem wirtschaftlichen Gebiete zu erreichen, ist die Hauptaufgabe der sozialen Reformen und der mit der Wissenschaft verbundenen Technik. Auch die Kunst soll der Masse zugute kommen, nicht nur zur Verschönerung ihres Lebens, sondern auch zur Veredlung ihrer Empfindungen. Vor allem aber wird die Zukunft der Kultur von dem Maße abhängen, in dem die sittliche Idee der Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft zur Herrschaft gelangt, jener Gerechtigkeit, die nicht durch schematische Rechtssatzungen bedingt ist, auch selbstgefälliges Wohltun verschmäht, aber fordert, daß jeder bei seinem Handeln in jedem anderen die gleichberechtigte Persönlichkeit anerkenne und achte. Menschliche Leidenschaft, Selbstsucht und Bösartigkeit werden freilich der Erfüllung dieser Forderung stets im Wege stehen; aber sie stellt ein ideales Ziel auf und eröffnet der sittlichen Kultur die Möglichkeit eines unendlichen Fortschrittes, während für die materielle Kulturentwicklung eine Grenze denkbar ist, jenseits der sie die Lebenszustände der Menschheit zwar noch ändern, aber nach dem Maßstabe der objektiven Vernunft nicht mehr verbessern kann, wobei dann auch die Übel, die den Menschen drücken, vielleicht ihre Form, nicht aber ihre Schwere ändern.

Literatur.

Wegen der speziellen Literaturangaben über die geschichtliche Entwicklung der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, der Religionen, der Wirtschaft und Technik, der Wissenschaften und Künste muß auf die entsprechenden besonderen Abhandlungen verwiesen werden. Hier führen wir nur einige allgemeine kulturgeschichtliche, geschichts- und gesellschaftsphilosophische Werke an, die übrigens für den Standpunkt der vorstehenden Skizze nicht bestimmend gewesen sind.

I. Anfänge der Geschichts- und Gesellschaftsphilosophie im 18. Jahrhundert.

G. B. Vico, Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni. Zuerst 1725.

Montesquieu, L'esprit des Lois. Zuerst 1748.

Ferguson, Essay on the history of civil society. Zuerst 1767, deutsch von V. Dorn, Jena 1904.

Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit. Zuerst 1784 ff.

Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Posthum erschienen 1795.

II. Betrachtung der Geschichte unter dem Einfluß der geographischen Verhältnisse und der äußeren Natur.

K. Ritter, Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen. Zuerst 1817—18; 2. Aufl. 1822—1859.

F. Ratzel, Anthropogeographie, 1891; 2. Aufl. 1899.

Th. Buckle, History of civilisation in England, zuerst 1857 ff., deutsch von Ruge, 6. Aufl. 1881. (Nimmt eine gewissermaßen mechanische Naturgesetzlichkeit in der Kulturentwicklung an.)

III. Allgemeine Werke zur Theorie und Geschichte der Kulturentwicklung.

H. Spencer, Principles of sociology 1870 ff. Deutsch von Vetter, 1877 ff. (Begründer der biologisch-evolutionistischen Gesellschaftslehre.)

G. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. 1892.

B. Kidd, Soziale Evolution. Deutsch von E. Pfleiderer, 1895. (Betont besonders die soziologische Bedeutung der Religion.)

G. Tarde, Les lois de l'imitation, 2. éd. 1898. (Selbständige Theorie.)

J. Kohler, Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit. (Einleitung zu der „Weltgeschichte" von H. Helmolt, 1. Bd. 1899.)

W. Wundt, Völkerpsychologie. Bd. 1 und 2. 1900.

H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 3. Aufl. 1901. (Entschiedener Vertreter der Rassentheorie.)

IV. Kritische Schriften.

W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. 1883.

P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Sociologie. 1897.

V. Primitive Kultur.

H. Morgan, Systems of consanguinity and affinity of the human family. 1870.

H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur. 1900.

Ed. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft der Menschen. 1896. (Behandelt die Priorität des Ackerbaus — in der Form des Hackbaus — vor der Viehzucht.)

Derselbe, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit. Ein Rückblick und ein Ausblick. 1905.

VI. Kulturhistorische Übersichten.

Whewell, History of the inductive sciences from the earliest to the present times. 3 vol. 3 ed. 1857.

J. Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit. 1886—87.

DAS MODERNE BILDUNGSWESEN.

Von

Friedrich Paulsen.

Begriff der Bildung.

I. Der Begriff der Bildung. Wenn man die Leistung und Bedeutung der Erziehung und Bildung vom allgemein geschichtlichen oder anthropologischen Standpunkt betrachtet, so kann man sie mit der Formel bestimmen: durch Erziehung und Unterricht vollzieht sich die Übertragung des gesamten Kulturbesitzes der elterlichen Generation auf ihre Nachfolgerin; oder genauer: die Hineinbildung aller Kultur erzeugenden und erhaltenden Kräfte und Fähigkeiten in die nachwachsende Jugend. Alle technisch-wirtschaftlichen Künste und Fertigkeiten, wodurch die materiellen Kulturgüter hervorgebracht werden, alle geistig-sittlichen Kräfte, auf denen die ideelle Kultur beruht, werden durch die gemeinsame Tätigkeit der beiden sich die Hände reichenden Geschlechter im Wechsel der Generationen erhalten und fortgepflanzt.

Den Erfolg können wir auch so aussprechen: durch Erziehung und Unterricht findet die Erhaltung des geschichtlichen Arttypus statt. Was im animalischen Leben durch den bloßen Naturprozeß der organischen Vererbung sich vollzieht, die Erhaltung und Fortpflanzung der Art, das erfordert im menschlich-geschichtlichen Leben bewußte Zwecktätigkeit. Zwar findet auch beim Menschen die Vererbung des psycho-physischen Arttypus auf organischem Wege statt, aber das eigentlich geschichtliche Leben, der menschliche Kulturbesitz, wird nicht durch einen Naturvorgang, sondern durch bewußte und gewollte Zwecktätigkeit fortgepflanzt; so daß auch hierin der spezifische Charakter des Menschen als *animal rationale* sich offenbart. Geschichtliches Leben ist nirgend ein bloßer Naturprozeß, sondern freie Tat der sich selbst verwirklichenden Vernunft.

So stellt sich die Bedeutung der Erziehung vom Standpunkt der Gattung gesehen dar.

Betrachten wir sie nun vom Standpunkt des Individuums, so werden wir sie mit der Formel bestimmen können: sie bedeutet seine Hineinstellung in das geschichtliche Leben, seine Erhebung aus dem bloß natürlichen Leben in die Sphäre der menschlichen Kultur. Der einzelne empfängt in der Erziehung die Ausstattung mit all den Kräften, Ein-

sichten und Tüchtigkeiten, worauf seine Teilnahme an dem geistig-geschichtlichen Leben des sozialen Ganzen beruht, aus dem er als Naturwesen geboren ist. Damit ist zugleich gegeben, daß er der Erziehung die Entwicklung der allgemeinen natürlichen Anlagen, die er durch Vererbung überkommen hat, zu jenen bestimmt ausgeprägten lebendigen Kräften verdankt, in deren Betätigung er seine individuelle Persönlichkeit auswirkt.

Führen wir nun für das, was dem einzelnen durch die Erziehung vermittelt wird, den Ausdruck Bildung ein, so wäre damit also ein Doppeltes bezeichnet: 1) die besondere Ausgestaltung des inneren Menschen; 2) die Fähigkeit, im geschichtlichen Leben des sozialen Ganzen als ein mitwirkendes Glied sich zu betätigen.

Persönliche Bildung.

Was das Erste anlangt, so können wir es als persönliche Bildung bezeichnen. Bildung in diesem Sinne bedeutet die volle Entfaltung und Ausgestaltung der ererbten unbestimmten Naturanlage zu einer individuell ausgeprägten Persönlichkeit. Sie geht auf alle Seiten des menschlichen Wesens, des leiblichen wie des geistigen, und hier wieder gleicherweise auf Intelligenz, Wille und Gemüt. Und zwar wird das Wort im prägnanten Sinn gebraucht für die vollkommene, die der Idee oder der Intention der Natur entsprechende Gestalt: Bildung die Wohlgestalt des ganzen Wesens (formositas).

Auf eine derartige Bedeutung des Wortes Bildung weisen auch die Etymologie und die Geschichte hin. Als die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel *bil* (erhalten auch in Beil) wird angegeben: durch behauen formen. Von Bild oder Bildwerk kommt dann die Bildung als organische Gestaltung, die Auswirkung gleichsam des inneren Bildes; endlich ist es auf den inneren Menschen und seine Formung übertragen. In diesem Sinne ist es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Es ist ein Lieblingswort Herders und der neuhumanistischen Pädagogik: Bildung zur Humanität das Ziel aller Erziehung; dann auch Pestalozzis und seiner Jünger: sie setzen die formale Bildung oder die harmonische Ausbildung aller Anlagen und Kräfte als das Stichwort der neuen Erziehung der alten Abrichtung und Gedächtnisdressur entgegen.

Gebildet wäre hiernach, wer alle natürlichen Anlagen zu menschlicher Vollkommenheit entwickelt hat, den Leib zum lebenden Werkzeug und Symbol des Geistes, die Sinne und den Verstand zu sicherer und freier Erfassung des Wirklichen und Wahren, den Willen zum festen, sich selbst treuen, auf das Gute gerichteten Charakter, das Gemüt zur verständnisvollen Freude an allem, was schön und groß ist. Die ruhige Geschlossenheit des Daseins, der sichere Selbstbesitz, die Unabhängigkeit von fremdem Meinen und Reden wäre nicht der kleinste Gewinn, den wahre Bildung dem Wesen bringt.

Berufsbildung.

Was das Zweite anlangt, die Ausbildung zur Fähigkeit tätiger

Teilnahme an dem Kulturleben der Gesamtheit, so wird sie, wenigstens in unseren Verhältnissen, ihren Mittelpunkt im Beruf haben. Der Beruf ist die Form, wodurch der einzelne der Gesellschaft eingegliedert ist. Durch den Beruf, gleichsam die durch die Gesellschaft erteilte Vokation, wird ihm seine Aufgabe innerhalb des Ganzen der sozialen Lebensbetätigung gestellt, die Arbeitsleistung bezeichnet, die sie von ihm erwartet. Durch den Beruf empfängt aber weit über das Gebiet der eigentlichen Berufsarbeit hinaus das Leben seine Bestimmung; Familienleben und geselliger Verkehr, die Teilnahme am öffentlichen und geistigen Leben, der ganze geistige und soziale Horizont stehen unter dem Einfluß des Berufs. Nennen wir daher die Bildung des einzelnen als sozialen Wesens a potiori Berufsbildung, so würde diese also die Gesamtheit der Fertigkeiten und Einsichten umfassen, wodurch ihr Inhaber zur vollkommenen Lösung aller Lebensaufgaben befähigt wird, die aus seiner beruflich-sozialen Lebensstellung fließen.

Das wäre der Begriff der Bildung in seiner ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung. Wozu denn noch zu bemerken ist, daß seine Bedeutung sich mehr und mehr nach der Seite hin verschoben hat, daß der Schwerpunkt in die intellektuelle Ausbildung fällt: der Ausbau einer reich entwickelten geistigen Innenwelt das Hauptstück der Bildung. Vor allem ist in Deutschland der Begriff nach dieser Seite gewendet, oft so, daß die Entwicklung der Willens- und Gemütsseite daneben ganz zurücktritt.

Folgerungen. Mit unserem Begriff der Bildung sind einige Folgerungen gegeben, die ich andeute.

1) Bildung kann nicht von außen gemacht werden, sie wächst von innen heraus. So wenig als der Leib durch mechanische Einwirkung von außen Gestalt erhalten kann, so wenig der innere Mensch. Nur durch Betätigung des inneren Formprinzips erwächst, wie organische Form, so geistige Bildung. Alles was von außen kommt, dient bloß als Anregung und Material für die spontane Tätigkeit.

2) Bildung besteht nicht in dem Besitz von Kenntnissen, sondern in dem Besitz lebendiger Kräfte des Erkennens und Wirkens, worin sich die innere Lebensform betätigt. Unser Sprachgebrauch neigt zu jenem Mißverständnis, als ob ein bestimmter Besitz von Kenntnissen die Bildung ausmache und der Nichtbesitz von ihr ausschließe. Wird doch überall in Prüfungen, die der Natur der Sache nach wesentlich auf gedächtnismäßig besessene Kenntnisse gehen, der Besitz dieser oder jener allgemeinen oder besonderen Bildung festgestellt und in Zeugnissen bescheinigt, z. B. daß jemand die „allgemeine Bildung“ in der Philosophie oder der Religion, der Geschichte oder der Literatur nachgewiesen habe. Dagegen wird zu sagen sein: Kenntnisse haben für die Bildung nur als Material Bedeutung; sie dienen der Bildung des inneren Menschen nur insoweit, als sie in lebendige Form und Kraft umgesetzt sind. Nicht auf das Viel oder Wenig kommt es an, sondern auf die innere Verarbeitung

und die Kraft der Verwertung. Es kann jemand selbst ohne die Wissenschaft der Orthographie ein gebildeter Mensch sein.

3) Es gibt keine allgemeine Bildung, sondern nur eine besondere und persönliche. Und darum geht die Meinung in die Irre, welche die Bildung als eine Art geistiger Montur ansieht, die man in höheren Schulen oder anderen Bildungsfabriken nach festem Zuschnitt für jeden herstellen lassen kann. Machte das bloße Wissen die Bildung aus, so möchte es so sein; denn ein bestimmtes Maß von Wissen läßt sich durch Nachdruck und Beharrlichkeit zuletzt jedem beibringen und aufnötigen. Aber solches aufgenötigtes Wissen hat an sich keinen Bildungswert; den gewinnt es erst durch die lebendige Teilnahme für die Sache, die zu liebevoller Beschäftigung und Vertiefung führt. Und diese können nicht erzwungen werden; sie hangen in der Hauptsache von der ursprünglichen Naturausstattung und der besonderen Richtung der Begabung ab. Wird ohne Rücksicht hierauf ein kanonisches Maß kanonischer Kenntnisse eingetrieben, so ist die Gefahr, daß der innere Mensch dabei formlos oder verbildet wird.

4) Was man „Halbbildung“ nennt, das ist im Grunde nichts anderes, als jene „allgemeine Bildung“ selbst, die aus lauter Bruchstücken aufgenötigter Kenntnisse besteht. Widerwilligen immer wieder vorgesagt und abgefragt, liegen sie ihnen als eine schwere und unverdaute Last im Gedächtnis. Halbbildung ist Aufnahme von „Bildungsstoffen“ ohne die Kraft und den Willen zu innerer Aneignung und Assimilation. Ihre Wirkung ist: Schwächung der Auffassungskraft und des Urteils. Es ist ein wahres Wort: Dummheit *fit, non nascitur.* Und mit der Schwächung der Urteilskraft geht Hand in Hand eine Steigerung der Einbildung; jener spezifische „Bildungshochmut“, wie er durch die Formel: nichts können, nichts lernen wollen und sich breit machen, beschrieben wird, das ist die der Halbbildung anhangende Charakterverbildung. Natürlich, Dinge die keinen wirklichen Gebrauchswert haben, dienen zur Aufzeigung und zum Prunk; sie erhalten für ihren Inhaber einen Wert eigentlich nur dadurch, daß andere sie nicht haben.

Faktoren des Bildungswesens.

II. Das Bildungswesen und seine Faktoren. Träger des Bildungswesens im allgemeinen Sinne des Wortes ist die Gesellschaft. Die Gesellschaft als Kulturgemeinschaft ist die Inhaberin des Kulturbesitzes, um dessen Erhaltung und Steigerung durch Einbildung in die folgende Generation es sich bei aller Bildung handelt. In letzter Absicht ist es die Menschheit selbst, die alle ihr neu zuwachsenden Glieder in die große Gemeinschaft ihres geistig-geschichtlichen Lebens hinein erzieht: ist doch kein Volk, was es ist, allein aus sich selbst geworden, sondern hat in tausendfältiger Berührung mit seiner geschichtlichen Umgebung seinen Lebensinhalt geschaffen. Die beiden großen sozialen Formationen, worin die Gesellschaft die Aufgabe der Erziehung und Bildung des Nachwuchses

löst, sind die Familie und die Schule. Es sind nicht die einzigen: außer durch die häusliche Erziehung und den schulmäßigen Unterricht wirkt die Gesellschaft durch tausend Mittel und Wege formend und bildend auf das sich entwickelnde Leben der Jugend ein. Straße und Spielplatz, Werkstatt und Wirtshaus, Zeitungen und Bücher, Theater und Schaustellungen, Gesellschaften und Vereine, Kirche und Predigt, alles was auf die öffentliche Meinung und durch sie wirkt, formt von frühester Jugend an die Empfindung und das Urteil, die Anschauungen und den Willen. Und zuletzt übt noch die Erziehung der männlichen Jugend für das Heer und durch das Heer einen höchst bedeutsamen Einfluß. Indessen finden alle diese Einwirkungen, abgesehen von der militärischen Erziehung, die aber wieder, wenigstens in unseren Verhältnissen, außerhalb des Rahmens der eigentlichen Jugendbildung liegt, mehr zufällig und gelegentlich statt. Und so bleiben die eigentlichen Träger der Erziehung das Haus und die Schule.

Familie. Die Familie, die erste, auf stärkste Naturtriebe und Naturbande gegründete menschliche Lebensgemeinschaft, der natürliche Ort für die physische Fortpflanzung der Gattung, ist zugleich der von der Natur selbst bestimmte Ort für die erste Pflege und Erziehung des Nachwuchses. Es ist das erste Recht und die erste Pflicht der Eltern, für das leibliche und geistige Gedeihen der ihnen geschenkten Kinder Sorge zu tragen. Vom Gesichtspunkt des Gesamtlebens aus kann man die Familie geradezu als die ursprünglich mit der Erhaltung des geschichtlichen Lebens der Nation beauftragte Organisation bezeichnen. Und es wird für ein Volk, das Leben und Zukunft haben will, keine wichtigere Aufgabe geben, als die: die Familie in ökonomischer, physischer und sittlicher Hinsicht für diese ihr anvertraute Funktion leistungsfähig zu erhalten.

Gehen wir den Leistungen der Familie näher nach, so finden wir, daß ihr, außer der leiblichen Pflege und Aufzucht, vor allem auch die erste Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens zufällt. Von der Mutter lernt das Kind die Sprache des Volks; die tiefsten, jenseits alles Bewußtseins liegenden Wurzeln des Zusammenhangs mit dem nationalen Leben und Empfinden werden hierdurch in seine Seele gesenkt. Zugleich findet die Einfügung in die Sitte und die sittliche Denkart des Volkes durch tausend tägliche Winke und Mahnungen, Äußerungen und Forderungen statt. Endlich ist auch heute noch, trotz der Schwächung des religiösen Bewußtseins, der erste Aufblick zum Göttlichen im Kinde regelmäßig an das Wort der Mutter geknüpft. Zu diesen für das geistige Leben des Kindes grundlegenden Bildungselementen kommt sodann auch die erste Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte. Zuerst im Spiel, das, vielfach die elterliche Tätigkeit nachahmend, so wirksam den künftigen Gebrauch der Kräfte vorbereitet; sodann in der hilfreichen Handreichung, die den Eltern bei der Arbeit geleistet wird. In einfachen Verhältnissen, vor allem im bäuerlichen Leben, bildet dieses Hineinwachsen

der Kinder in die Arbeitsgemeinschaft mit den Eltern ein überaus bedeutsames Stück der erziehenden Kraft des Elternhauses, ein Stück jenes Haussegens, von dem Pestalozzi spricht. Daß es in den großstädtischen und großindustriellen Verhältnissen mehr und mehr verloren geht, ist nicht der kleinste unter den Verlusten, mit denen diese Wandlung unser Leben bedroht.

Schule.

Zu der häuslichen Erziehung tritt mit steigender Kultur und wachsender Komplikation aller Verhältnisse als eine notwendige Ergänzung die Schule. Eine direkte Veranstaltung der Gesellschaft, ist sie überall aus einem gefühlten Bedürfnis der Gesellschaft hervorgegangen, vor allem also dem Bedürfnis, für das, was wir oben die berufliche Bildung nannten, Fürsorge zu treffen. Es handelt sich dabei in erster Linie stets um die Ausstattung mit den Kräften, Fertigkeiten und Einsichten, auf denen die sichere Lösung der durch Beruf und gesellschaftliche Lebensstellung gegebenen Aufgaben beruht. Daher die ersten Schulen meist als Berufs- und Standesschulen entstanden sind. Was der einzelne oder für ihn die Eltern von der Schule erwarten, das ist vor allem auch eine Steigerung seiner gesellschaftlichen Leistungsfähigkeit, damit auch eine Hebung seiner sozialen Stellung. In dem Maße, als sich das Schulwesen zu einem nationalen Bildungswesen auswächst, gewinnen allgemeinere Gesichtspunkte Raum, die Weitung und Vertiefung des geistigen Lebens wird als Selbstzweck anerkannt. Doch bleibt jenes Moment wirksam, sichtbar z. B. in dem Zudrang zu den „höheren“ Schulen. Und allgemein bleibt der Grundzug, daß die Schule in erster Linie auf die Ausstattung mit Kenntnissen und Fertigkeiten aller Art gerichtet ist; die sittliche Bildung steht an zweiter Stelle, sie bleibt der Familie als die ihr besonders befohlene Aufgabe. Was denn übrigens auch mit der begrenzten Leistungsfähigkeit der Schule in dieser Absicht, mit der größeren Kraft und Innigkeit der häuslichen Gemeinschaft zusammenhängt.

Sozialer und nationaler Charakter der Bildung.

Gegeben ist, das will ich noch anmerken, mit dem allen, daß alle Erziehung und Bildung sozialen und nationalen Charakter hat. Es ist in jüngster Zeit viel von Sozialpädagogik die Rede. Eine andere Erziehung und Bildung als eine soziale, Bildung durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft, hat es zu keiner Zeit gegeben, und so scheint die Freude an der Entdeckung der „Sozialpädagogik“ ein wenig der Freude jenes Trefflichen zu gleichen, der eines Tages entdeckte, daß er Prosa, wirkliche Prosa rede. Höchstens mag man sagen, daß der Akzent, mit dem das: für die Gesellschaft, betont wird, nicht immer die gleiche Stärke hat. Aber tatsächlich war es immer und überall die Gesellschaft, die erzog, durch die Eltern, soweit sie am Kulturbesitz der Gesamtheit Anteil hatten, durch die Lehrer, die für diesen Beruf eine besondere Ausstattung mit der Geisteskultur der Zeit empfangen. Und ebenso wurde für die Gesellschaft erzogen: auf irgend eine Weise war das ausdrückliche oder stillschweigends vorausgesetzte Ziel immer, daß der Zögling durch die

Erziehung auch an Fähigkeit und Geschick gewinne, in der Lebensstellung, für die er bestimmt war, zu wirken und sich durchzusetzen.

Nicht ebenso selbstverständlich als das soziale Moment ist das nationale. Ja man kann sagen, daß es erst in der jüngsten Vergangenheit, erst im 19. Jahrhundert mit stärkerem Nachdrucke betont wird. Den Jesuitenschulen pflegt ihr un- oder anti-nationaler Charakter zum Vorwurf gemacht zu werden. Im Grunde haben sie nur mit Bewußtsein festgehalten, was bis ins 18. Jahrhundert hinein allgemeine Übung war. Die älteren Schulen, vor allem die höheren Schulen, gingen nicht auf die Begründung einer nationalen, sondern einer kirchlich-konfessionellen und einer allgemein-humanistischen Bildung aus. Sie sahen es als ihre Aufgabe an, die Schüler aus der beschränkten Sphäre der Nationalität, in der die Familienerziehung bleibt, in die erweiterte Lebensgemeinschaft des größeren Kulturkreises zu erheben, der die gegenwärtige Kulturwelt mit der der alten Welt zur Einheit zusammenschließt. Und ich möchte sie nicht in jeder Absicht darum tadeln. War dort die Gefahr einer Unterschätzung des nationalen Lebens nicht ausgeschlossen, so ist die Überspannung des Nationalismus eine Gefahr, die uns jetzt bedroht. Fehlt es doch bei keinem europäischen Volk an Kreisen, die, auf eine niedere und mit dem Christentum definitiv überwundene Stufe zurücksinkend, das Fremde dem Feindlichen gleich zu setzen und die heidnische Vergottung des eigenen Volkes und Staates wieder aufzunehmen sich nicht scheuen.

Die einzelnen Bildungsmittel.

III. Die Bildungsmittel und ihr Bildungswert. Ein paar Andeutungen über die Mittel der Geistesbildung, wie sie dem Schulunterricht zur Verfügung stehen, und ihren Bildungswert mögen sich an das übliche Schema der Einteilung der Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften anschließen: es entspricht einigermaßen dem üblichen Unterschied realistischer und humanistischer Disziplinen. Dazu kommen die formalen Disziplinen, die mathematischen als das Organon vor allem der Naturwissenschaften, die philologischen als das der Geisteswissenschaften.

Daß für die allgemeine Geistesbildung die humanistischen Fächer mit Einschluß des Sprachunterrichts die erste Stelle einnehmen, kann bei unserer Auffassung des Wesens der Bildung als der Erhebung des Individuums in die geschichtliche Welt oder der Hineinbildung des geistigen Lebens der Gesamtheit in das Individuum nicht zweifelhaft sein. Freilich bildet die Eroberung der Natur durch den Menschen, die praktische und die theoretische Eroberung, ein Hauptstück der Geschichte seiner Kultur, und so lassen sich denn die beiden Gebiete auf keine Weise auseinander reißen.

Muttersprache.

Im Mittelpunkt des Unterrichts wird überall die Muttersprache stehen; durch sie ist jeder zuerst mit dem Leben des allgemeinen Geistes verknüpft. Mit Recht gilt daher Sicherheit und Reinheit in ihrem Gebrauch, in der Rede und in der Schrift, für das erste Stück der Schul-

bildung. Die grammatische Anlayse dient zugleich als elementarer Unterricht in der Logik; und Proben poetischer und prosaischer Darstellung führen zuerst in die literarische Welt, in das Verständnis der literarischen Formen und der sprachlichen Wirkungen ein. Auf höherer Stufe wird ein Einblick in das geschichtliche Leben der Sprache und das Werden der geistigen Schätze eines Volkes in dem Wachstum seiner Literatur ein wichtiges Mittel für die Vertiefung des Verhältnisses zum geistigen Leben des eigenen Volkes. Und andererseits wird fortgesetzte Übung in kleineren und größeren Ausarbeitungen darstellender und untersuchender Art die produktiven Kräfte hervorlocken und nach der logischen wie der stilistisch-rhetorischen Seite schulen und formen.

Geschichte.

Mit dem Unterricht in der Muttersprache zusammen bilden der Religions- und Geschichtsunterricht eine engere Gruppe. Dem Unterricht in der Geschichte wird als Ziel gesetzt sein eine übersichtliche Orientierung über den bisherigen Verlauf der Geschichte des eigenen Volks in seinen Beziehungen zu der umfassenden Völker- und Kulturgemeinschaft, deren Glied es ist. Die großen und bedeutenden Momente und die starken Persönlichkeiten hervorzuheben, die Zeiten geringerer Kraft und Produktivität zurücktreten zu lassen, sie nur, mit Oskar Jägers Ausdruck, zu punktieren, wird das Recht pädagogischer Didaktik sein; selbstverständlich ohne das erste Gebot aller Geschichte, das Gebot der Wahrhaftigkeit zu vergessen.

Religionsunterricht.

Die Aufgabe des Religionsunterrichts ist: in der Jugend das Verständnis für die tiefsten Erlebnisse der Menschenseele, der einzelnen Seele und des Gesamtgeistes vorzubereiten; lebendige Religion ist die eigentliche geistig-sittliche Substanz des Volkslebens. Zugleich führt der Religionsunterricht mit Notwendigkeit über die Beschränktheit des nationalen Daseins hinaus; die großen menschheitlichen Beziehungen des Volkslebens treten zugleich mit den höchsten Beziehungen des einzelnen, den Beziehungen zum Göttlichen, in den Gesichtskreis. Kann so der Religionsunterricht als der erste und wichtigste Unterricht überhaupt erscheinen, wie er denn auch zeitlich der Ausgangspunkt des allgemeinen Schulunterrichts gewesen ist, so wird man darüber einschränkende Momente nicht vergessen. Zunächst: hier am wenigsten ist es möglich alles zu sagen; es ist mit der Fassungskraft der Jugend zu rechnen, dem Mangel an den ernstesten und tiefsten Erfahrungen des Lebens. Außerdem wird der Unterricht bedrängt durch die mit so viel greifbareren und wuchtigeren Forderungen und Versprechungen auftretenden anderen Fächer. Kommt dazu, daß der Lehrer kein persönliches Verhältnis zu der Sache hat oder daß durch die Forderung äußerer Korrektheit die Persönlichkeit des Lehrers bei diesem allerzartesten und allerpersönlichsten Unterricht ausgeschaltet wird, so kann, was das Lebendigste und Wirksamste für die geistige Bildung sein sollte, zum Ödesten und Totesten werden.

Fremde Sprachen.

In den höheren Schulen nimmt der Unterricht in fremden Sprachen,

was die für sie geforderte Zeit und Kraft anlangt, überall den ersten Platz ein. Seine Bedeutung für die geistige Bildung wird vor allem in die Weitung des Blicks für menschliche Dinge zu setzen sein. Wer die Sprache eines fremden Volks beherrscht, hat damit die Möglichkeit gewonnen, die eigene Sprache und die eigene geistige Welt objektiv zu sehen, sie mit jenem „Blick der Entfremdung" zu betrachten, von dem Schopenhauer spricht. In besonderem Maß gilt das von den alten Sprachen: wer lateinisch und griechisch liest, ist wie in eine andere Kulturzone versetzt, wo jedes Wort und jeder Begriff fremdartige Bildung zeigt. Ist das Sicheinarbeiten in diese fremde Welt an sich eine treffliche Gymnastik aller Geisteskräfte, so belohnt es zugleich mit dem vertieften geschichtlichen Verständnis des Lebens der Gegenwart, dessen tiefere Wurzeln überall bis in den Boden des Altertums hinabgehen.

Mathematik und Naturwissenschaft.

Das wären die humanistischen Disziplinen. Neben ihnen wird in jedem Bildungsgang die Gruppe der realistischen Disziplinen, Mathematik und Naturwissenschaft, unentbehrlich sein. Schon darum, weil sie der Form nach die vollendetsten Wissenschaften sind; es kann keine Bildungsanstalt auf die Schulung der Anschauung und der Verstandeskräfte durch einen elementaren mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht verzichten wollen. Und ebenso sind beide durch ihre praktische Bedeutung eines Platzes in jeder Schule gewiß. Das gilt vor allem vom Rechnen und der Raumlehre, für die jeder Tag in jedem Beruf Verwendung gibt. Aber auch einige naturwissenschaftliche Erkenntnis wird mit jedem Jahr, mit jedem Fortschritt unseres wirtschaftlichen Lebens zu einer unentbehrlicheren Ausstattung für jedermann; an keinem Punkt will alte wissenschaftslose Praktik mehr ausreichen.

Zu diesen Notwendigkeiten kommt aber die andere: die Natur ist der Boden, auf dem sich das geschichtliche Leben entwickelt, sie bildet die Lebensumgebung und das Arbeitsfeld des Menschen; und darum setzt das Leben des Geistes auf Erden für sein Verständnis die Orientierung in der Natur voraus. Dies gilt für alle Zweige der Naturwissenschaft. Astronomie und Geographie zeigen die tellurisch-kosmischen Beziehungen des Menschen in anschaulicher Gestalt. Die Geographie ist unmittelbar wichtig als das verbindende Zwischenglied zwischen Natur und Geschichte. Die Astronomie, welche die Erde in ihren kosmischen Zusammenhang einordnet, führt zugleich den Blick über die Erde hinaus in die sichtbare Unendlichkeit, sie gibt damit dem Empfinden und Denken stärkste Antriebe zur Erkenntnis der eigenen Beschränktheit und Nichtigkeit, zur Anerkennung eines Jenseits alles menschlichen Wissens und Denkens. Die biologischen Wissenschaften stehen wieder in beziehungsreicher Mitte zwischen Natur und Geist; ihr Gegenstand ist das Leben in seinen unzähligen Formen, als deren eine sich auch das natürliche Leben darstellt, das zum Unterbau des Geisteslebens auf Erden geworden ist. Durch tausend Fäden innigster Wechselwirkung mit dem physischen Lebens-

prozeß verknüpft, wird dieses Leben zum Ausgangspunkt für jede metaphysische Deutung der Natur überhaupt. So bilden die biologischen Wissenschaften zusammen mit den kosmologischen die wesentlichste Unterlage jeder Weltanschauung.

Ist der unmittelbare Ertrag der Physik und Chemie in dieser Absicht geringer, so sind sie dadurch, daß sie die Konstruktions- und Erklärungsprinzipien an die Hand geben, wodurch jene beschreibenden Wissenschaften allein möglich sind, für die Entwicklung der Naturerkenntnis von absoluter und grundlegender Bedeutung. Und dasselbe gilt von den mathematischen Wissenschaften; vermehren sie nicht unmittelbar unsere Erkenntnis der Wirklichkeit, so haben sie indirekt die größte Wichtigkeit; ohne ihre Hilfe vermögen die physischen Wissenschaften nicht einen Schritt zu tun.

Seinen Abschluß aber und seine Einheit wird ein auf allgemeine Geistesbildung abzielender Unterricht in der Philosophie finden. Auf das Letzte und Allgemeine gerichtet, zieht sie Verbindungsfäden zwischen all den zerstreuten Erkenntnissen, die durch die Arbeit der einzelnen Wissenschaften gewonnen werden, vor allem zwischen dem Universum in uns und dem Universum draußen, und erneuert so beständig den Versuch, in einem einheitlichen Gedankensystem die ganze Wirklichkeit zur Einheit zu führen. Philosophie.

Genug, um wenigstens andeutungsweise die Stellung der einzelnen Disziplinen im Ganzen der Bildungsmittel ersichtlich zu machen; genug auch, um den eifersüchtigen Hader zwischen den Vertretern der großen Gruppen als Ausfluß jener Beschränktheit erkennen zu lassen, die nur das Eigene sieht und darum es für das absolut oder einzig Wichtige hält und gehalten wissen will. Wie Geistes- und Naturwissenschaften überall aufeinander angewiesen sind, so wird jede echte und umfassende Geistesbildung auf beide gegründet sein müssen. Hat der Humanismus recht, daß die geistig-geschichtliche Welt die eigentliche Heimat des Geistes und in ihr heimisch werden demnach für die allgemeine Geistesbildung von elementarster Wichtigkeit ist, so ist andererseits jede Erkenntnis dieser Welt an die anschauliche Erfassung dessen, was in Raum und Zeit als Erscheinung gegeben ist, also an Naturerkenntnis geknüpft. Umgekehrt, hat der Realismus recht, daß Naturwissenschaft die Unterlage für jede wissenschaftliche Erkenntnis der Wirklichkeit ist, so beruht andererseits alle Bedeutung der Wirklichkeit für uns auf dem, was der Geist in der Geschichte an Lebensinhalt und Lebensgütern schafft.

Für den einzelnen aber, ich wiederhole es, hat den größten Bildungswert die Beschäftigung mit dem, wozu ihn Lust und Liebe ziehen. Das kleinste Stück in spontaner Arbeit erworbener Einsicht, es mag sein auf welchem Gebiet es will, bedeutet für die Bildung des inneren Menschen, für die Entwicklung der geistigen Kräfte mehr, als eine ganze Last positiven Wissens, das einem widerwillig durch alle Wissenschaften Gehetzten

aufgeladen ist. Ein Universalismus in diesem Sinne, der die freie Betätigung nach individueller Neigung erdrückt, ist der Tod wahrer Bildung.

Ästhetische Bildung.

Noch berühre ich zum Schluß mit einem Wort die ästhetische Bildung oder, mit jüngstem Schlagwort, die Erziehung zur Kunst. Sie ist zu aller Zeit als ein nicht unwichtiges Stück der Jugendbildung betrachtet worden, vor allem Gesang und Musik; sie machten, wie in der griechischen, so in der auf kirchlichem Grunde ruhenden Bildung ein Hauptstück aus. Mit ihnen steht die Ausbildung der Empfänglichkeit für die Dichtung in ursprünglichem Zusammenhang. Für die Erziehung des Auges und der Hand zur Auffassung und Nachbildung der Form, die der Unterricht später aufgenommen hat, ist in jüngster Zeit ein lebhafter Eifer erwacht. Daß man hier an die natürlichen Kunsttriebe des Kindes Anknüpfung zu suchen begonnen hat, wird Lust und Liebe und also auch den Erfolg steigern. Jeder Erfolg aber in dieser Richtung darf als ein bedeutsamer Gewinn für die persönliche Bildung des einzelnen und für die Entwicklung der Künste selbst angesehen werden. Freude am Schönen ist nach alter Einsicht ein starkes Gegenmittel gegen die Lust am Gemeinen, sie bereitet der Freude am Guten den Boden. Und allgemeine Empfänglichkeit für die Werke der Kunst ist der Boden, in dem alle Künste gedeihen. Vielleicht ist die Hoffnung nicht ungegründet, daß auf eine überwiegend intellektualistische Epoche ein kunst- und formfreudigeres Zeitalter zu folgen im Begriff steht.

Aufbau des Schulwesens.

IV. Schematischer Aufbau eines öffentlichen Bildungswesens für gegenwärtige Kulturverhältnisse. Indem wir uns nun zur genaueren Betrachtung der wichtigsten unter den Veranstaltungen wenden, durch die gegenwärtig die Gesellschaft die Erhaltung ihres Kulturbesitzes im Wechsel der Generationen sichert, des öffentlichen Bildungswesens, bezeichne ich zunächst die Aufgabe: es ist ein System von Anstalten zu schaffen, worin einerseits für die verschieden gearteten persönlichen Anlagen, andererseits auch für die mannigfaltig gestalteten Berufsarten und Lebensstellungen die für jede geeigneten Bildungswege und Bildungsmittel bereit stehen. Die Idealverfassung hätte das Bildungswesen eines Volks dann erreicht, wenn jedem einzelnen der Weg zu der seinen persönlichen und beruflichen Bedürfnissen entsprechenden Ausbildung seiner Kräfte offen stände und erreichbar wäre. Ein Volk, das sein Erziehungswesen bis zu dieser Vollkommenheit entwickelt hätte, wäre der höchsten ihm überhaupt erreichbaren Kultur sicher.

Die tatsächliche Gestalt des Bildungswesens wird in der Hauptsache überall durch die Gestalt der Gesellschaft und ihre Gliederung bestimmt. Das gesellschaftliche Bedürfnis, für alle Aufgaben des Gesamtlebens ausgebildete Kräfte zur Verfügung zu haben, ist der Antrieb zur Errichtung von Unterrichtsanstalten, der Besitzstand an Kulturmitteln aller Art bezeichnet Maß und Grenze des möglichen Aufwands für die Lösung dieser

gesellschaftlichen Aufgaben. In der Gestalt des öffentlichen Bildungswesens spiegelt sich allemal der Zustand der Gesellschaft, die es hervorgebracht hat.

Die Gesellschaft zeigt überall eine doppelte Gliederung: die Gliederung nach der Form der gesellschaftlichen Arbeitsleistung und nach den Besitzverhältnissen. Die erste Gliederung gibt die Teilung in die Berufsstände; aus der Verschiedenheit des Besitzes entspringt die Teilung in Gesellschaftsklassen. Beide üben auf das Bildungswesen Einfluß; durch die großen Formen gesellschaftlicher Arbeitsleistung und beruflicher Lebensstellung werden im großen die Arten der Unterrichtskurse bestimmt; durch die Klassenzugehörigkeit oder den Besitzstand der Familien wird in erheblichem Maß die Zuteilung der Jugend an die verschiedenen Schulkurse beeinflußt.

Drei Berufsgruppen.

In drei große Berufsgruppen kann man, mit ungefährem Anschlag, die moderne Gesellschaft aus dem ersten Gesichtspunkt, der Rücksicht auf die Form der gesellschaftlichen Arbeitsleistung, einteilen: sie bedarf und besitzt motorische, disponierende und geistig schaffende und leitende Funktionen und Organe. Die erste Gruppe umfaßt alle diejenigen, deren Arbeitsleistung im wesentlichen Körperkräfte und Handgeschick fordert; hierher wären die industriellen Arbeiter und Handwerker aller Art, die ländlichen Arbeiter und Kleinbauern, endlich die im Handel und Verkehr als letzte ausführende Organe Beschäftigten zu stellen. Die zweite Gruppe umfaßt diejenigen, deren berufliche Arbeit wesentlich in der Leitung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses und der Anweisung und Leitung von Handarbeitern besteht; hier wären die Fabrikanten und Techniker, die Leiter größerer landwirtschaftlicher Betriebe, die Kaufleute und Bankiers, die höheren Angestellten im Handel und Verkehr, ebenso auch die Subalternbeamten im Staats- und Gemeindedienst einzuordnen. Die dritte Gruppe endlich umfaßt die Berufe, die man mit dem Namen der „gelehrten“ zusammenzufassen pflegt, Berufe, deren Ausübung die selbständige Erfassung und Weiterbildung wissenschaftlicher Erkenntnis fordert; es werden dahin gehören die Forscher und Erfinder, dann aber auch die Inhaber der höheren Stellen im Zivil- und Militärdienst, in Kirche und Schule, ferner die Ärzte, die Techniker in den leitenden Stellen usw. Wobei denn auch hier der Vorbehalt gilt, daß die Natur keine Sprünge macht, daß auch hier Übergänge und Mittelglieder die begrifflichen Teilungen überall verwischen. Und der fernere, daß die Einteilung nicht zugleich eine Abstufung der Wichtigkeit bedeutet: ein großer Kaufmann oder Industrieller übt eine soziale Funktion, die an Wichtigkeit der eines Amtsrichters oder Offiziers unermeßlich überlegen sein mag.

Diesen drei großen, durch die Form der gesellschaftlichen Arbeitsleistung unterschiedenen Berufsgruppen entsprechen drei große Formen von Schulkursen; sie können heißen: der Kursus der allgemeinen Volksbildung, der bürgerlichen und der gelehrten Bildung. Sie sind unter-

schieden durch die Unterrichtsgegenstände, durch die Form des Unterrichts und die dadurch bedingte Dauer des Kursus.

Drei Stufen des Unterrichts.

Mit dieser Dreiteilung kreuzt sich eine andere Dreiteilung, die aus der Natur des Unterrichts selbst entspringt, die Teilung des Kursus in Unter-, Mittel- und Oberstufe. Wir können die drei Stufen benennen: Primärschule, Sekundärschule, Hochschule. Sie kehren in jeder der drei Kursusformen wieder. Die Aufgabe der ersten wird vor allem die Einübung der elementaren Fertigkeiten sein, die der zweiten der Aufbau der allgemeinen und grundlegenden Kenntnisse, etwa das, was man „allgemeine Bildung“ zu nennen pflegt, die der dritten die eigentliche Berufsvorbildung, die Fachbildung im Unterschied von der allgemeinen Bildung.

Wir kommen so auf ein neungliedriges Einteilungsschema, das sich in folgender Weise übersichtlich darstellen läßt; ich setze gleich die bei uns üblichen Benennungen der Schulformen ein:

	1. Berufsgruppe. (*Handarbeit.*)	2. Berufsgruppe. (*Disponierende Berufe.*)	3. Berufsgruppe. (*Gelehrte Berufe.*)
1. Stufe	Primärschule: Elementarunterricht.	Primärschule: Elementarunterricht.	Primärschule: Elementarunterricht.
2. Stufe	Sekundärschule: Oberstufe der Volksschule.	Sekundärschule: Höhere Bürgerschule.	Sekundärschule: Gymnasium.
3. Stufe	Hochschule: Gewerbliche Fortbildungsschule.	Hochschule: Mittlere Fachschule, Technikum, Handelsschule etc.	Hochschule: Universität u. Technische Hochschule.

Ich füge über die einzelnen Schularten, ihre Aufgaben und ihre Darstellung in dem tatsächlichen Bildungswesen der Gegenwart das Folgende hinzu:

1) Unterstufe.

Der Unterricht der Primärschule, der Unterstufe aller drei Kurse, hat zur Hauptaufgabe die Einübung der elementaren Fertigkeiten, die Voraussetzung für jeden nachfolgenden Unterricht sind, des Lesens, Schreibens und Rechnens. Daneben wird im Anschauungsunterricht erste Erweiterung der Sachkunde und Entwicklung der Fähigkeit des Sehens, Aufmerkens, Beobachtens und Sprechens stattfinden. Das Ziel wird erfahrungsmäßig in einem etwa 3- bis 4jährigen Kursus erreicht, so daß also, den Beginn mit dem Anfang des 7. Lebensjahrs vorausgesetzt, der Abschluß der Primärschule etwa in das 10. Lebensjahr fiele. Da Gegenstände und Methode des Unterrichts auf dieser Stufe für alle Schüler dieselben sind, so kann der Natur der Sache nach die Primärschule für die gesamte Jugend des Volkes gemeinsam sein. Die Trennung, wie sie in Norddeutschland in den sogenannten „Vorschulen“ an den Gymnasien sich durchgesetzt hat, ist nicht aus einer sachlichen Notwendigkeit, sondern wesentlich aus der Separationsneigung der oberen Schichten der Gesellschaft entsprungen. Sie wirkt im Sinne der Herabdrückung der allge-

meinen Volkschule, indem sie ihr die Kinder und damit zugleich ein großes Stück der persönlichen Teilnahme der besser gestellten und gebildeten Familien entzieht. Sie trägt zugleich zur Überfüllung der höheren Schulen bei. Die Unterrichtsverwaltung wird daher, wenn sie auch der Errichtung von Privatschulen für den Elementarunterricht keine Hindernisse in den Weg legen wird, keine Ursache haben, die Entstehung besonderer Vorschulen zu fördern. Dagegen wird es eine Aufgabe der Zukunft sein, für abnorm angelegte und sittlich verwahrloste Kinder in weiterem Umfang besondere Erziehungsanstalten zu errichten.

Auf den Elementarkursus folgt die Mittelstufe, die Sekundärschule. Hier tritt nun die Notwendigkeit einer Differenzierung hervor; Unterrichtskurse mit verschiedenem Ziel und verschiedener Dauer fordern eine verschiedene Anlage schon auf der Mittelstufe. Wir nennen die drei den großen Berufsgruppen entsprechenden Formen der Sekundärschule mit den uns geläufigen Namen: Volksschule, höhere Bürgerschule, Gymnasium. Ihre Aufgabe wird sein: die grundlegende „allgemeine“ Bildung so weit zu fördern, als es die nachfolgende Fachbildung verlangt und der mit dem künftigen Beruf gegebenen Lebensstellung entspricht. 2) Mittelstufe.

Die Aufgabe der Volksschule wird diesem Prinzip gemäß mit der Formel umschrieben werden können: ihre Schüler in der geistigen und natürlichen Umgebung heimisch zu machen, der sie im Leben angehören werden, und sie mit den allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten, welche die nachfolgende Stufe der „Hochschule“ voraussetzt und für die in der künftigen Berufs- und Lebensstellung die Möglichkeit der Verwendung sich bietet. Das Ziel wird zu erreichen sein in einem 4- bis 5jährigen Kursus, so daß der Abschluß in das 15. Lebensjahr fiele, eine Zeit, wo der Abschluß auch aus anderer Rücksicht notwendig wird: die unbemittelte Familie kann den Aufwand für die Erziehung der Kinder über diese Zeit hinaus nicht tragen. Als Unterrichtsfächer ergeben sich von hier aus: die Muttersprache und ihre Literatur, soweit sie in diesem Lebensalter überhaupt behandelt werden kann; das Ziel wäre: die Fähigkeit verständnisvollen Lesens und einige Fertigkeit im schriftlichen Gebrauch der Sprache. Der Orientierung in der geistigen Lebensumgebung dient der Religions- und der Geschichtsunterricht; in das Verständnis der natürlichen Lebensumgebung führt die Erd- und Himmelskunde, verbunden mit der Naturkunde, ein; und notwendige Voraussetzungen hierfür, nicht minder aber auch für die künftige Berufstätigkeit, gibt der Rechenunterricht und ein elementarer Unterricht in der Mathematik. Endlich hätten Gesang- und Zeichenunterricht nebst dem Schönschreiben die Aufgabe, die vorhandenen Kunsttriebe zu wecken und zu entwickeln. Volksschule.

Der Kursus der höheren Bürgerschule wird um ein paar Jahre ausgedehnter sein müssen und können, also etwa bis zum Abschluß des 16. Lebensjahrs reichen. Zu den Unterrichtsgegenständen, die er mit der Oberstufe der Volksschule gemein hat, nur daß das Ziel bei längerer Bürgerschule.

Dauer etwas höher gesteckt werden kann, treten hier vor allem die neueren Sprachen. Der immer mehr sich ausdehnende und steigernde Verkehr mit den Nachbarvölkern macht für die Inhaber der „bürgerlichen“ Berufe einige Bekanntschaft mit ihrer Sprache unentbehrlich. Zugleich dient die Erlernung einer fremden Sprache der Erweiterung des geistigen Horizonts, der Schmeidigung des Denkens und Sprechens überhaupt. Auch der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht wird eine Erweiterung erfahren können, wie sie denn auch durch die beruflichen Erfordernisse als notwendig bezeichnet wird.

Gymnasium. Die Sekundärschule für die „gelehrten“ Berufe, das Gymnasium, wird dadurch seinen allgemeinen Charakter erhalten, daß es für ein nachfolgendes eigentlich wissenschaftliches Studium die Vorschule ist. Der Unterricht wird also hier, namentlich auf der Oberstufe, sich als eine Vorübung für eigentlich wissenschaftliches Arbeiten gestalten müssen, wie es auch das Lebensalter der Schüler zuläßt und fordert. Da die wissenschaftlichen Studien in zwei große Zweige sich spalten, in philologisch-historische und mathematisch-naturwissenschaftliche, so wird diese Spaltung schon auf die Vorstufe zurückwirken; ein „humanistisches“ Gymnasium wird für alle Studien überwiegend historischen Charakters, d. h. für alle Zweige der Geisteswissenschaften, ein „realistisches“ für die auf Mathematik und Naturwissenschaft gegründeten Studien die angemessene Vorbereitung bieten. Neben einem breiten Gemeinbesitz, der ihnen übrigens auch mit der Volks- und Bürgerschule gemeinsam ist, wird auf dem humanistischen Gymnasium die Erlernung der alten Sprachen als das besondere Hauptstück hervortreten; sie wird gefordert durch den innigen geschichtlichen Zusammenhang, in dem die moderne Geisteskultur, unsere Religion und unser Recht, unsere Literatur und unsere Wissenschaft, mit dem griechisch-römischen Altertum steht. Im „Realgymnasium“ werden die Grundlagen der exakten Wissenschaften breiteren Raum einnehmen; daneben wird das Studium der modernen Sprachen und Literaturen den erweiterten historischen Horizont geben. Die moderne Kultur als eine von den führenden Völkern Europas im Verlauf der letzten Jahrhunderte erworbenes Gemeingut zu verstehen, das wäre das Ziel. Sodann wird einige Kenntnis der lateinischen Sprache als ein zur Zeit unentbehrlicher Schlüssel zum Verständnis der älteren, lateinisch redenden Geschichte und Wissenschaft den Schülern mitgegeben werden müssen; wie sie denn auch durch die Rücksicht auf die Abstammung der modernen Fremdsprachen und die Herkunft eines großen Teils der unentbehrlichen Fremdwörter unserer Sprache aus der lateinischen empfohlen wird. Zugleich wird die Erwerbung dadurch so erleichtert, daß ein mit bescheidenen Zielen rechnender Unterricht keine über das Maß des Möglichen herausgehenden Anstrengungen fordert.

Ich schalte hier die Bemerkung ein: für die tatsächliche Gestaltung des deutschen Gymnasialwesens ist es bezeichnend, daß das Gymnasium

in weitem Umfang zugleich als höhere Bürgerschule dient. Wie schon die alte Lateinschule vom 16. bis 18. Jahrhundert nicht bloß Gelehrten-, sondern zugleich Bürgerschule war, so ist es das Gymnasium im 19. Jahrhundert geblieben; seine unteren und mittleren Klassen werden überwiegend von Knaben besucht, die nicht für wissenschaftliche Studien bestimmt sind und deren Schulkursus etwa mit dem 16. Lebensjahr abschließt. Die Entwicklung des Berechtigungswesens, besonders zum einjährigen Militärdienst, hat die alte Gewohnheit neu befestigt. Und schwerlich wird es den neuen „Realschulen“ gelingen, sie zu beseitigen; die äußere Unmöglichkeit, in kleineren Städten mehrere Formen höherer Schulen zu erhalten, noch mehr das Verlangen, an der sozialen Distinktion teil zu haben, die das Gymnasium verleiht, wird die alte Vermischung erhalten, sowenig sie an sich wünschenswert ist: die Schüler haben einen in der Mitte abbrechenden Kursus, die Gymnasien gedoppelte und mit ungeeigneten Elementen überfüllte Unter- und Mittelklassen, wodurch zugleich der Zuschnitt und die Leistungsfähigkeit der Anstalten und die Stellung der Gelehrtenschullehrer eine Herabsetzung erleidet.

3) Oberstufe.

Auf den Abschluß der Mittelstufe folgt die Oberstufe, die Hochschule, und zwar für alle drei Kurse. Ihre Aufgabe ist: ihre Schüler auf Grund der auf den beiden ersten Stufen gewonnenen elementaren und allgemeinen Bildung mit den besonderen Einsichten und Fertigkeiten auszustatten, die der Beruf und die durch ihn bestimmte Lebensstellung fordert. Hier wird daher die Differenzierung noch entschiedener als auf der zweiten Stufe hervortreten.

Universitäten und technische Hochschulen.

Am frühesten und bestimmtesten ist die Oberstufe für die „gelehrten“ Berufe ausgebildet worden; sie hat daher den Namen der „Hochschule“ für sich allein in Beschlag genommen. Hier treten nun so viel Hochschulen hervor als Formen des Berufs. Die ältesten sind die vier Fakultäten unserer Universitäten. Es sind in Wahrheit so viel wissenschaftliche Fachschulen für die Berufe des Geistlichen, des Juristen, des Arztes, des Lehrers; sie sind in der Universität zu einem korporativen Verband zusammengeschlossen, dessen innere Einheit jetzt freilich mehr auf geschichtlicher als auf sachlicher Notwendigkeit beruht, so große Ursache im übrigen das deutsche Volk hat, sich zu beglückwünschen, daß seine Universitäten den alten Zusammenhang festgehalten haben und nicht in isolierte Fachschulen, wie die französischen, zersplittert worden sind. Zu diesen ersten wissenschaftlichen Fachschulen hat das 19. Jahrhundert eine Fülle neuer hervorgebracht, vor allem die „Technischen Hochschulen“, deren „Abteilungen“ den Fakultäten entsprechen. Ferner die „Akademien“ aller Art: für Forst- und Bergwissenschaften, für Kriegs- und Handelswissenschaften. Daneben stehen auch die Akademien für die verschiedenen Künste.

Die mittleren technischen Schulen.

Die Oberstufe für die beiden andern Berufsgruppen ist später entwickelt, oder vielmehr ist überall erst in der Entwicklung begriffen.

Das allgemeine Gesetz, daß die Bildung von oben nach unten sich ausbreitet, gilt auch hier. Die Notwendigkeit einer schulmäßigen Vorbildung für den Beruf ist hier erst im 19. Jahrhundert fühlbarer geworden, früher wurden die nötigen Berufskenntnisse im Beruf selbst, in den man als Lehrling eintrat, gelernt. Die jüngste Entwicklung des technisch-wirtschaftlichen Lebens hat überall zu einem tieferen Eindringen der Wissenschaft in die Praxis geführt; der Besitz nur schulmäßig zu erlernender Kenntnisse hat damit an Wichtigkeit für die Arbeitsleistung beständig gewonnen. Aus diesem Bedürfnis sind die zahlreichen Formen der „Fachschulen" hervorgegangen, die dem Unterrichtswesen der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts das Gepräge geben, die Gewerbe-, Industrie-, Handels-, Landwirtschaftsschulen aller Art, die für die höheren bürgerlichen Berufe die fachmäßige Ausstattung geben. Die deutschen Länder haben diese Notwendigkeit am ersten begriffen; sie verdanken es nicht am wenigsten dieser Erkenntnis, daß sie den gewaltigen Vorsprung auf fast allen Gebieten der wirtschaftlichen Produktion, den die westlichen Völker am Anfang des Jahrhunderts vor ihnen voraus hatten, in so kurzer Zeit wettzumachen imstande gewesen sind.

Fortbildungsschule

Am weitesten ist die Oberstufe für die dritte Berufsgruppe, für die Berufe der Handarbeit, davon entfernt, gesicherten Bestand, oder auch nur sichere prinzipielle Stellung gewonnen zu haben. Ja man kann sagen, sie hat erst eben begonnen, als eine eigentümliche und notwendige Aufgabe der Gesellschaft erfaßt zu werden. Die alte „Fortbildungsschule", die auf den Abschluß der Volksschule hie und da folgte, war vielfach nicht mehr als ein dürftiger Anhang dieser, ohne festen Bestand und ohne festes Ziel, ihre Absicht oft auf nichts anderes gerichtet, als die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten in der nachfolgenden schullosen Zeit ein wenig aufzufrischen und vor völligem Vergessen zu bewahren. Erst in jüngster Zeit ist, im Zusammenhang mit dem Durchdringen des sozialen Gedankens, die hier vorliegende Aufgabe bestimmter in den Gesichtskreis getreten. Es handelt sich darum, auch an die Volksschule eine Oberstufe, den „Hochschulkursus", anzugliedern mit der Bestimmung, die dort erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten zu entwickeln und fruchtbar zu machen für die Lösung der mannigfachen besonderen Aufgaben, die Beruf und Lebensstellung einem jeden bringen. Auch für den einfachen Handwerker und Industriearbeiter, für den Bauer und selbst den ländlichen Arbeiter werden die Aufgaben, die das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben stellt, immer mannigfaltiger und verwickelter; er bedarf, um seine Arbeitsfähigkeit voll zu entwickeln, andererseits um sich als ein selbständiges Glied der Gesellschaft durchsetzen zu können, einer Fülle von Kenntnissen und Fertigkeiten, die ihm die Volksschule nicht zu geben vermag. Man denke nur an die neuen technischen Arbeitsformen und Arbeitsmittel, die überall zur Verwendung kommen, oder an das so erstaunlich rasch entwickelte Genossenschaftswesen und die neuen Auf-

gaben, die hier in der Organisation und Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten gestellt sind; endlich auch an die neue Stellung im politischen Leben, die von den Massen im letzten Menschenalter erobert worden ist. Und auch die volle militärische Brauchbarkeit setzt in immer steigendem Maße eine erweiterte Schulbildung voraus.

ihre Aufgaben

Es wird keinem Zweifel unterliegen, daß der mit dem 14. Lebensjahr abschließende Unterricht der Volksschule diesen unermeßlich gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügen kann. Ein nach den Berufen differenzierter gewerblicher Unterricht, der natürlich nicht auf bloßes Buchwissen sich beschränkt, sondern vor allem auf Fertigkeiten und praktisches Können sich richtet, an Auge und Hand sich wendet, der andererseits auch die notwendigsten Elemente kaufmännischen Wissens in sich aufnimmt, ferner ein staatsbürgerlicher Unterricht, der über Rechte und Pflichten des Staatsbürgers, über Aufgaben und Mittel des Staats und seiner Tätigkeit nach innen und nach außen, über die ersten Grundzüge des bürgerlichen und des Strafrechts sowie des Rechtsverfahrens die heranwachsende Generation belehrt, sind zu einer Notwendigkeit geworden. Vielfach wird auch schon einige Kenntnis einer Nachbarsprache zu den erwünschten oder nicht entbehrlichen Dingen gezählt werden müssen. Alle diese Dinge sind aber erst in einem fortgeschritteneren Lebensalter möglich, als es in der Volksschule erreicht wird; vielleicht kann ein solcher Unterricht überhaupt erst dann recht fruchtbar werden, wenn das Leben in wirkliche Berührung mit den Aufgaben bringt, für die der Unterricht Voraussetzungen und Hilfen zu bieten hat; das Interesse wird erst dann recht lebendig, wenn die Anwendung in den Gesichtskreis tritt. Die Erfüllung aber dieses Bedürfnisses wird in mannigfaltiger Gestalt, entsprechend den Verhältnissen der einzelnen Berufe und den örtlichen Möglichkeiten, geschehen können: in eigentlichen „Fortbildungsschulen“, aber auch in besonderen Kursen oder in „Volkshochschulen“ nach dem Vorbild der Anstalten, die bei den nördlichen Nachbarvölkern sich so glücklich entwickelt haben.

ihre Notwendigkeit.

Übrigens ergibt sich die Notwendigkeit eines solchen auf die Volksschule folgenden „Hochschulunterrichts“ auch aus einem andern Gesichtspunkt. Die erziehende Kraft des Hauses und der engeren gesellschaftlichen Kreise, der Lehr- und Dienstherrschaft, ist unter dem Einfluß der neuen großindustriellen und großstädtischen Lebensformen im Abnehmen, wie denn die alten, dauernden Abhängigkeits- und Autoritätsverhältnisse überall in der Auflockerung begriffen sind. Vielfach tritt die Jugend mit der Entlassung aus der Volksschule in eine Zeit absoluter Ungebundenheit ein, die bei der Unberatenheit und Hilflosigkeit des einzelnen leicht zur Zucht- und Zügellosigkeit wird. Die kritischen Jahre, die zwischen der Schulzeit und der militärischen Dienstzeit liegen, sind, namentlich in der Großstadt, von allem, was bindet und hält und aufrichtet, am meisten entblößt, Jahre leerer Freiheit, in denen, was in den vorangegangenen Schul-

jahren mit Mühe aufgebaut wurde, verwüstenden Einflüssen von allen Seiten her ausgesetzt ist. Auf der andern Seite sind aber diese Jahre eine Zeit größter Empfänglichkeit; die intellektuellen Triebe, die bisher mit dem bloßen Lernen befriedigt waren, gehen jetzt auf freiere und selbständigere Betätigung; die praktischen Aufgaben, vor die das Leben stellt, lassen den Wert der Kenntnisse in neuem Lichte erscheinen; auch die Neigung zum Nachdenken über Welt und Leben beginnt sich zu regen: es gibt keine dankbarere Aufgabe, als diesen Trieben Nahrung zuzuführen und die schwankenden Versuche eigener Gedankenbildung mit leise leitender Hand zum rechten Ziel zu führen.

Freilich sind die Schwierigkeiten, die es hier zu überwinden gilt, nicht gering. Nicht nur, daß guter Wille nicht überall vorausgesetzt werden kann, auch die Einengung durch die Berufsarbeit macht sich geltend; denn der Beginn der beruflichen Lehrzeit wird allerdings, aus äußeren, aber auch aus inneren Gründen nicht weiter hinausgeschoben werden können. Die „Fortbildungsschule“ wird also mit starken Hemmungen, die aus Ermüdung und Freiheitsbedürfnis ihrer Schüler, aus Bequemlichkeit und auch wohl aus Unverstand und Rücksichtslosigkeit der Arbeitgeber fließen, zu rechnen haben; ohne gesetzliche Verpflichtung werden diese Widerstände nicht zu überwinden sein. Und die notwendigen Mittel und Kräfte zu beschaffen, wird auch nicht überall eine leichte Aufgabe sein. Dennoch zweifle ich nicht daran, daß die Sache kommen wird. Die Vernunft, die in den Dingen ist, wird das Notwendige auch hier herbeiführen. Haben die beiden vorigen Jahrhunderte mit großer und rühmlicher Anstrengung die zweite Stufe, die allgemeine Volksschule ausgebaut, so werden die folgenden die Aufgabe nicht ablehnen können, die abschließende Stufe hinzuzufügen.

Zeugnis der Geschichte.

Man könnte die ganze bisherige Entwicklung zum Zeugnis für diese Voraussicht anrufen. Die Geschichte des Bildungswesens zeigt überall denselben Verlauf: Durchdringen der Bildung und der Bildungseinrichtungen von den oberen Gesellschaftsschichten zu den unteren. War im Mittelalter bloß für die Berufsbildung eines Standes, des geistlichen, durch öffentliche Anstalten gesorgt und hatte dementsprechend das Bildungswesen und das Bildungsideal einen klerikalen Charakter, so hat die Neuzeit auch für den zweiten und dritten Stand, für den weltlichen Herrenstand und für die bürgerlichen Berufe, Fachbildungsanstalten mit modernweltlichem Zuschnitt geschaffen: ich denke an die „Ritterakademien“ und Kadettenhäuser, an die moderne juristische Fakultät, die seit dem 17. Jahrhundert zur Berufsbildungsanstalt für den Herrenstand wurde und demgemäß ein höfisches und kavaliermäßiges Wesen annahm. Daran schließt sich dann die Entwicklung im 19. Jahrhundert; sie zeigt eine ausgeprägt „bürgerliche“ Tendenz, wie im öffentlichen Leben überhaupt, so auch im Bildungswesen: die Neugestaltung der Universität und der Gelehrtenschule, die Entwicklung der Realschule und des „technischen“ Bildungswesens,

alles weist in dieselbe Richtung: zunehmende Bedeutung des dritten Standes, wachsende Ausbreitung der Hochschulkurse für die Gesamtheit der bürgerlichen Berufe, fortschreitendes Durchdringen eines „bürgerlichen“ Bildungsideals. Ist eine Konsequenz in den Dingen, so würde darnach zu erwarten sein, daß die Entwicklung in derselben Richtung weiter verlaufend in der Zukunft den „vierten Stand“ erreichen wird. Daß dieser im Aufsteigen ist, daß er an Bedeutung für unser gesellschaftliches Leben gewinnt, ist ja eine zweifellose Tatsache. Die Folge wird sein, daß er auch an der geistigen Bildung in steigendem Maße Anteil gewinnt. Es wird eine fortschreitende Annäherung der Bildungsstufen, eine Ausgleichung der Bildungsunterschiede stattfinden, nicht durch Herabdrückung der höheren, sondern durch Emporbildung der niederen Stufen zu immer vollerer Teilnahme an dem gesamten geistigen Leben. Der Verbreiterung und Vertiefung der allgemeinen Volksbildung wird allerdings von oben entgegenkommen die fortschreitende Nationalisierung und Modernisierung der „höheren“ Bildung, wie sie die Entwicklung des Gymnasialwesens im letzten Menschenalter beherrscht. Auch auf die steigende Bedeutung des Realistischen und Technischen im höheren Unterricht wäre hinzuweisen; und die Zunahme von Sport und Spiel und Leibesübungen weisen in dieselbe Richtung; die in sich versunkene Buchgelehrsamkeit der alten Gelehrtenschule weicht überall einem neuen Typus. Als Ziel der Bewegung stellt sich von hier gesehen dar: eine einheitliche Volksbildung auf modern-nationaler Grundlage, an der alle Glieder des Volkes, wenn auch mit verschiedener Kraft und in verschiedenem Maß, Anteil haben. Die jüngste Ausgestaltung der Seminare für Volksschullehrer, die fortschreitende Vertiefung der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer, die Annäherung an die Universitätsbildung ist ein höchst bemerkenswertes Moment in dieser Bewegung. Auch in den überall hervortretenden Bestrebungen zur Ausbreitung der Universitätsbildung durch das Angebot „volkstümlicher Hochschulkurse“ und in der Aufnahme, die das Angebot findet, sehen wir von beiden Seiten ausgestreckte Hände sich begegnen.

Was hier in unserer Betrachtung unter einer „Volkshochschule“ verstanden wird, ist allerdings etwas anderes als solche gelegentlichen Belehrungen durch Vorträge. Es wird sich vor allem und zunächst um einen wirklichen, systematischen und schulmäßigen Unterricht handeln. Und der Charakter dieses Unterrichts müßte ein praktisch-realistischer sein. Nicht um bloße Erweiterung der allgemeinen Bildung, oder um eine halb spielende Unterhaltung wird es sich handeln, obwohl auch diesen Dingen ihr Recht nicht bestritten werden soll, sondern um „reelles“ Wissen, ein Wissen, das dem Können dient. An „papiernem“ Wissen haben wir vielleicht ohnehin schon da und dort ein Übermaß: an Wissen, das im Können sich bewährt und zugleich vertieft, kann niemand zu viel haben. Und von hier aus wird nun auch die Form des Unterrichts auf

dieser Stufe bestimmt sein: die selbsttätige Lösung von Aufgaben wird die Form des Lernens, das Finden und Stellen solcher Aufgaben, das Ermutigen und Anleiten bei ihrer Lösung die Form des Lehrens sein. Ein Wort Goethes, dessen Gedanken über Erziehung ganz im Sinne eines solchen praktischen Realismus sich bewegen, ist der „Volkshochschule“ besonders gesagt: das Geheimnis des Unterrichts sei: Probleme in Postulate zu verwandeln.

Das wäre das Schema eines Bildungswesens, wie es durch die gegenwärtigen Kulturverhältnisse zugleich gefordert und ermöglicht zu werden scheint.

Notwendigkeit sozialer Differenzierung des Schulunterrichts.

Ich füge noch eine Anmerkung hinzu. In der vorstehenden Betrachtung ist vorausgesetzt, daß sich die Ausbildung des einzelnen auch seiner künftigen Berufstätigkeit und gesellschaftlichen Lebensstellung anpassen müsse. Es gibt eine Ansicht, die diese Rücksichtnahme im Prinzip verwirft; man begegnet ihr wohl in den Kreisen eines verstiegenen Idealismus oder auch eines demokratischen Radikalismus. Sie fordert gleiche Bildung für alle, ohne Rücksicht auf soziale und berufliche Unterschiede; die Erziehung habe es mit dem Menschen, nicht mit künftigen Professionisten oder mit Angehörigen sozialer Klassen zu tun; die Natur wisse nichts von solchen Unterschieden, sie statte die Menschenkinder mit gleichen Gaben aus und habe sie zu gleicher Vollkommenheit geistig-sittlicher Bildung bestimmt.

Demgegenüber wäre zu erwidern: die Gleichheit der Bestimmung in Ehren, aber sie kann nicht Gleichförmigkeit der geistigen Bildung bedeuten. Und die Lehre von der natürlichen Gleichheit ist eine willkürliche und falsche Annahme; daß höchst bedeutsame Unterschiede in der Begabung und den Neigungen stattfinden, darüber kann sich nur täuschen, wer die Augen einem Dogma zulieb vor der Wirklichkeit verschließt. Sind aber derartige Unterschiede vorhanden und werden sie, soviel uns vorauszusehen gestattet ist, durch keine weitere Entwicklung, etwa der gesellschaftlichen Verfassung, ausgelöscht werden (die natürliche Entwicklung weist vielmehr überall auf zunehmende Differenzierung hin), so werden auch Bildungsmittel und Bildungsgang diesen Unterschieden der Naturausstattung soviel als möglich anzupassen sein: gleiche Ausbildung von Natur Ungleicher muß auf der einen oder der andern Seite zur Verbildung, zur Überbildung, zur Halbbildung führen.

Kann hierüber nicht füglich Meinungsverschiedenheit stattfinden, so kann es dagegen als fraglich erscheinen, ob auch die sozialen Unterschiede ein Recht haben, Verschiedenheit der Bildungswege zu begründen. Daß sie es tun, daß sie in Wirklichkeit vielfach die ausschlaggebende Stimme bei der Wahl des Bildungskursus haben, ist gewiß; aber sollte es nicht anders sein? sollten nicht allein die natürlichen und individuellen Unterschiede hier entscheiden? — Ich würde doch sagen: solange die sozialen Unterschiede vorhanden sind, werden sie nicht nur, sondern müssen sie

auch einen Einfluß auf die Erziehung und Bildung der einzelnen ausüben. Für jemand, der in der Folge durch die sozialen Verhältnisse in Beruf und Lebensstellung eines Handarbeiters festgehalten wird, wäre es auf keine Weise ein Gewinn, wenn er die Schulbildung eines Gelehrten empfangen hätte: sie würde sein Leben nicht heben, sondern erschweren; nur wenn es möglich wäre, ihn einem Beruf zuzuführen, der für die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten Gelegenheit zur Verwendung böte, bedeuteten sie für ihn einen wertvollen Besitz. Also, nur in dem Maße, als die Berufswahl von der sozialen Herkunft unabhängig wird, wird auch die Ausbildung des einzelnen, unabhängig von der Lage der Familie, aus der er stammt, allein nach seinen persönlichen Anlagen bestimmt werden können. Daß die Gesellschaft im ganzen, trotz zeitlicher Schwankungen, in der Richtung sich bewegt, daß die Abhängigkeit der Berufs- und Lebensstellung von der Herkunft abnimmt und dagegen die Bedeutung persönlicher Begabung und Willensenergie zunimmt, erscheint mir als eine glaubliche Ansicht. Auf jeden Fall wird es zu wünschen sein. Denn das ist nicht zu verkennen: die Alleinherrschaft des sozialen Prinzips in der Bestimmung des Bildungsweges, die Vernachlässigung des persönlichen Moments führt vielfach zu Verkümmerung und Verbildung. Auf der einen Seite gehen Talente aus Mangel an Ausbildung sich selber und dem Ganzen verloren, auf der andern werden Individuen, die von der Natur für einfache Handarbeit bestimmt waren und darin vollkommene Befriedigung gefunden hätten, zu ihrer eigenen und aller Welt Plage durch die höhere Schule getrieben, um dann ihr Leben lang in falscher Stellung zu sein und sich zu fühlen. Freilich wird man nicht erwarten dürfen, daß jemals die Aufgabe der rechten Wahl des Bildungsganges für den einzelnen ohne Rest aufgehen wird; sie würde es auch dann nicht, wenn einmal soziale Hemmungen und Vorurteile gar nicht mehr sich geltend machen sollten, schon um der Unmöglichkeit willen, die Anlagen auch nur mit einiger Zuverlässigkeit gleich am Anfang zu bestimmen, oder gegen nachfolgende Wandlungen in den Neigungen und Befähigungen Sicherheit zu geben.

Familie und Schule.

V. Überblick über die öffentliche Verfassung des Bildungswesens in seiner geschichtlichen Entwicklung. Ich gehe aus von dem Entwurf eines Schemas des Möglichen. Eine Schule kann man erklären als eine Anstalt, worin eine Vielheit von Lernenden durch einen Lehrer oder ein Kollegium von Lehrern in systematischem Stufengang zu einem bestimmten Bildungsziel geführt wird. Der Unterricht hat nicht notwendig diese Form; er kann auch in der Form des Einzelunterrichts stattfinden, wie es in der Familie durch die Eltern oder einen „Hauslehrer“ geschieht. Die Schule wird hervorgebracht durch die Gleichartigkeit des Bedürfnisses und die Vorteile gemeinsamer Befriedigung: einerseits Arbeits- und Kostenersparnis, andererseits Belebung des Interesses in der Gemeinschaft.

Die Schule kann nun mit Hinsicht auf ihre wirtschaftlich-gesellschaftliche Verfassung zwei Grundformen haben: sie kann entweder als Privatunternehmung von einzelnen ins Leben gerufen oder als öffentliche Veranstaltung von einer öffentlichen Körperschaft gegründet werden. Im ersten Fall kann sie wieder entweder als wirtschaftliche Unternehmung eines Lehrers, der auf eigenes Risiko eine Schule auftut, oder als Unternehmung einer Vereinigung oder einer Körperschaft, die Lehrer annimmt, vielleicht unterstützt durch Stiftungen, entstehen. In diesem Fall kommen in unserer geschichtlichen Welt im wesentlichen drei öffentliche Körperschaften in Betracht: Gemeinde, Staat und Kirche.

So das Schema. Seine Erfüllung mag nun die geschichtliche Übersicht zeigen.

Die Aufziehung des Nachwuchses liegt ursprünglich in der Hand der Familie; die Kinder wachsen durch die Familie in das Leben der Gesamtheit hinein. Demgemäß setzten wir oben die Bedeutung der Familie für das Volksleben eben darein, daß die Erhaltung des nationalen Arttypus nicht bloß in physischer, sondern vor allem in geistiger Hinsicht ihr anvertraut ist; die physische Fortpflanzung wäre auch ohne sie möglich, die Fortpflanzung von Sitte, Sprache und geistiger Art wird erst durch das dauernde Gemeinschaftsleben der Familie gesichert.

Der Staat.

Bei aufsteigender Kulturentwicklung wird eine Ergänzung der Kräfte der Familie für diesen Zweck mehr und mehr zur Notwendigkeit. In erster Linie ist es die kriegerische Ausbildung der männlichen Jugend, die eine solche fordert. So ist auf dem Boden der griechischen Welt in den vom Staat geschaffenen und unterhaltenen Gymnasien in großem Stil für die Heranbildung der Jugend zu männlicher Kraft und Tüchtigkeit öffentliche Fürsorge getroffen. Bei höherer Entwicklung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens wird auch ein systematischer Unterricht unentbehrlich, den die Familie mit den eigenen Kräften zu bestreiten in der Regel nicht in der Lage ist: so entsteht die Schule. In der alten Welt blieb sie im wesentlichen der Privatunternehmung überlassen, wenigstens der Elementarunterricht; für den höheren Unterricht, in der Beredsamkeit und Philosophie, wurden in späterer Zeit öffentliche Lehrer von der Stadt oder dem Staat bestellt.

Die Kirche.

Seit der Überwindung der alten Welt durch das Christentum tritt eine neue Form organisierten Gemeinschaftslebens auf den Plan: die Kirche. Sie hat seitdem in Konkurrenz und oft im Kampf mit dem Staat das geschichtliche Leben bestimmt. Besonders nahe berühren sich die beiden Gewalten im Gebiet des Erziehungswesens. Zunächst nahm die Kirche, die Inhaberin der geistlichen Gewalt und der Lehre, die Erziehung als ein Stück der ihr befohlenen *cura animarum* in Anspruch, und der mittelalterliche Staat, der sich in der Hauptsache auf das Gebiet der kriegerischen Selbsterhaltung nach außen und der Friedensbewahrung nach innen beschränkte, hatte weder die Fähigkeit noch den Willen,

diesen Anspruch, oder vielmehr dieses Angebot abzulehnen. Als aber in der Neuzeit der Staat sich zu der alle Kulturaufgaben umfassenden Form des Gemeinschaftslebens ausbildete, wurde es ihm mehr und mehr unmöglich, das Erziehungs- und Bildungswesen der Kirche zu überlassen; er konnte die Erfüllung so bedeutender, für alle Lebensgebiete, auch das wirtschaftliche und militärische Gebiet, wichtiger Aufgaben nicht mehr von der Einsicht und dem freien guten Willen einer fremden Macht abhangen lassen. Kann gar das Verhältnis zu dieser fremden Macht ein gespanntes oder feindliches werden, so wäre es für den Staat selbstmörderischer Leichtsinn, ihr die Erziehung zu überlassen; eine in der Jugend begründete Entfremdung der Seelen gegen sein Wesen und seinen Zweck würde seine Existenz untergraben.

Kirchliches Unterrichtswesen im Mittelalter.

Der Gang der Entwicklung ist nun näher der folgende gewesen. Ein kirchliches Unterrichtswesen setzte an zwei Punkten ein: dem Katechumenenunterricht und der Klerikerbildung. Jener führte, als die Welt christlich geworden war und durch die Kindertaufe schon die Jugend in die Kirche aufgenommen wurde, zu der Anerkennung, daß eine nachträgliche Unterweisung der heranwachsenden Jugend in der christlichen Lehre eine Pflicht der Kirche und ihrer Diener sei. Damit war in der Idee die allgemeine Volksschule gegeben, oder gefordert, denn die Verwirklichung der Idee ließ freilich auf sich warten, ja die Kirche verlernte wohl mehr und mehr, die Angelegenheit als eine dringliche anzusehen: Beichtunterricht und Predigt schienen für die Belehrung des Laientums auszureichen. Ein wirkliches Schulwesen ist von dem andern Punkt ausgegangen: die Notwendigkeit, dem Klerus eine für seinen hohen und umfassenden Beruf befähigende Vorbildung zu geben, führte zur Begründung eigentlicher kirchlicher Unterrichtsanstalten: es sind die Kloster- und Domschulen des Mittelalters. In ihnen erhielt der geistliche Stand die Ausstattung mit allen den Kenntnissen und Fertigkeiten, die für die Verwaltung des Kirchendienstes und der Predigt, des Kirchenrechts und der Kirchenzucht für erforderlich geachtet wurden, worunter denn die Erlernung der Kirchensprache natürlich das Erste war. Die weltliche Gewalt ließ der Kirche völlig freie Hand, oder wenn sie sich einmischte, wie es Karl d. Gr. durch eine Reihe von Verordnungen tat, so geschah es nicht im Gegensatz zur Kirche, sondern kraft der Vollmacht, die dem Kaiser als Schirmvogt der Kirche zuzustehen schien, und durch die kirchlichen Organe, Synoden und Bischöfe. Das ganze Mittelalter hindurch gilt die Anschauung unbestritten, daß alle Lehre und aller Unterricht von der geistlichen Gewalt ausgeht und ihrer Herrschaft untersteht. Daran ist auch durch die Universitäten, die seit dem 12. Jahrhundert zunächst in der Form privilegierter privater Korporationen, dann auch als Gründungen der geistlichen und weltlichen Gewalt entstanden, nichts Wesentliches geändert worden; als Lehranstalt *(studium generale)* wurden sie von der Kirche errichtet und beaufsichtigt, wenn sie auch im übrigen nicht dem Gebiet der kirchlichen Verwaltung

angehörten. Und dasselbe gilt von den Stadtschulen, die mit dem Wachstum des Städtewesens seit dem 13. Jahrhundert in großer Zahl entstanden. Wenn auch ein allmähliches Erstarken des weltlichen Wesens an beiden Punkten sich ankündigte, so behielten doch Unterricht und Lebensordnungen kirchlichen Zuschnitt. Freilich gab es neben diesem klerikalen Bildungswesen des Mittelalters auch eine rein weltliche Erziehung, die ritterliche, für den Herren- und Kriegerstand. Doch hat sie es nicht zu öffentlichen Anstalten gebracht. Und ebenso ist, was von deutschen Lese- und Schreibschulen in den Städten vorhanden ist, meist bloße Privatunternehmung.

Neuzeit.

Einen entscheidenden Wendepunkt auch in der Entwicklung des Bildungswesens brachte das 16. Jahrhundert, das große Revolutionsjahrhundert, in dem sich mit der Renaissance und der Reformation die Neuzeit vom Mittelalter loslöste. Der moderne Staat befestigte sich als selbständige Lebensform unabhängig von der Gesellschaft und der Kirche; in den protestantischen Gebieten übernahm er auch das Kirchenregiment und damit fiel ihm von selber das Schulregiment in die Hände. In dem Maße, als er sich zur umfassenden Form alles Gemeinschaftslebens ausbildete, wurde die Fürsorge für die Erziehung und Bildung der Jugend zu einer immer wichtigeren Aufgabe. Die fortschreitende Verstaatlichung der Verwaltung und die zunehmende Verweltlichung der Bildungsziele und Bildungsmittel, das sind die herrschenden Züge in der Geschichte des Bildungswesens der Neuzeit.

Staatliche Volksschule.

Das tritt in allen Formen und Stufen des Unterrichtswesens zutage. So im Gebiet der allgemeinen Volksschule, deren Geschichte eigentlich doch erst mit dem 16. Jahrhundert beginnt. Der erste Anstoß zur Verwirklichung der Idee eines allgemeinen Unterrichts ist freilich auch jetzt von religiös-kirchlichen Antrieben ausgegangen. Die Reformation mit ihrer Betonung der Lehre statt des Kults und ihrer Idee des allgemeinen Priestertums nötigte, mit der immer anerkannten Pflicht einer allgemeinen Christenlehre der Jugend Ernst zu machen; und ihr Vorangang führte hier wie an anderen Punkten zur Nachfolge der katholischen Welt. Aber schon im 16. Jahrhundert sind die allgemeinen Schulordnungen von der weltlichen Gewalt erlassen. Und im 17. Jahrhundert haben zuerst einige kleine mitteldeutsche Territorien das Prinzip der allgemeinen staatsbürgerlichen Schulpflicht durchgeführt: Schulerhaltungspflicht für die Gemeinden, Schulbesuchspflicht für die Familien. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts sind die größeren protestantischen Staaten mit der Durchführung des Prinzips des Schulzwangs gefolgt und im Zeitalter der Aufklärung schlossen sich auch die katholischen Staaten Deutschlands an. Im 19. Jahrhundert endlich hat das Prinzip seinen Siegeslauf durch alle Länder der europäischen Zivilisation vollendet; es wird jetzt überall als eine Pflicht der staatsbürgerlichen Gesellschaft anerkannt, einerseits für das Angebot eines elementaren Unterrichts aus staatlichen und Gemeindemitteln Sorge

zu tragen, andererseits seine Benutzung seitens der gesamten männlichen und weiblichen Jugend zu überwachen und zu erzwingen. Selbst das gegen den staatlichen Zwang so spröde England hat sich dem Zug der Zeit nicht verschließen können.

Gleichzeitig hat eine innere Entwicklung in dem Sinne stattgefunden, daß an die Stelle des kirchlich-konfessionellen Bildungsideals: Bindung des Individuums durch Kirchenlehre und Kirchenzucht, mehr und mehr das Ideal freier Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit und aller ihrer geistig-sittlichen Kräfte, das Ideal der „Humanitätsbildung" durchgedrungen ist. Die Pädagogik der Aufklärung hat in diesen Dingen, trotz mancher Schwankungen und Rückfälle, den Sieg davongetragen. Auch die Durchführung gymnastischer Übungen als eines Teils der öffentlichen Erziehung liegt in dieser Richtung. Mit der inneren Wandlung geht Hand in Hand die fortschreitende Verweltlichung des Lehrerstandes und der Schulaufsicht. Seit der allmählichen Durchführung einer besonderen Berufsbildung der Volksschullehrer auf den Seminaren, deren Begründung von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab ebenfalls eine Frucht der Aufklärung ist, hat der Lehrerstand mehr und mehr aufgehört, zu den „niederen Kirchendienern" zu zählen. Andererseits hat der Geistliche aufgehört, die Schulaufsicht als einen Teil des Kirchenamts zu besitzen, er übt sie, soweit es der Fall ist, im Staatsauftrag; und auf den oberen Stufen ist sie durchweg in die Hand von weltlichen, in der Regel aus dem Schuldienst hervorgehenden Berufsbeamten gelegt worden.

Gelehrtenschule.

Ich will auf die Entwicklung des gelehrten Schulwesens nicht näher eingehen, sie ist im großen denselben Weg gegangen: weltliche Lehrer, weltliche Wissenschaften und weltliche Verwaltung haben den theologisch-kirchlichen Zuschnitt der alten Lateinschulen beinahe vollständig verwischt. Und von den Universitäten gilt dasselbe. Oder vielmehr, sie haben zuerst den Charakter von reinen Staatsanstalten angenommen und zuerst und am vollständigsten die kirchliche Gebundenheit der Lehre abgestreift, ohne jedoch dafür eine staatliche Bindung einzutauschen: sie sind seit dem 18. Jahrhundert im ganzen auf das Prinzip der Freiheit oder der Selbstregulierung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Unterrichts gestellt. Auch hierin ist Deutschland vorangegangen.

Das wäre in großen Zügen der Entwicklungsgang des deutschen Bildungswesens. Im ganzen zeigen die Nachbarländer ein ähnliches Bild, wenn auch nicht ohne beträchtliche Besonderheiten. In England, wo die Staatsverwaltung so viel später und so viel unvollkommener sich entwickelt hat, ist der Einfluß der Religionsgemeinschaften auf das Erziehungswesen größer, besonders im Gebiet der Volksschule; und das Mittelschulwesen ist, außer einigen alten Stiftungsschulen, auch heute noch in weitem Umfang der Privatunternehmung überlassen. In Frankreich aber besteht, oder kann man jetzt sagen bestand? seit der großen Revolution neben

einem rein staatlichen, büreaukratisch verwalteten Unterrichtswesen ein „freies", d. h. von der Kirche und den kirchlichen Orden geleitetes Schulwesen, bis hinauf zur „freien" Universität.

VI. Ausblick auf die Zukunft. Wenn es zum Schluß gestattet ist, einer auf die Beachtung des zurückgelegten Weges gestützten Vermutung über die künftige Entwicklung des Bildungswesens Raum zu geben, so sehe ich zweierlei voraus. Das erste ist: fortschreitende Ausdehnung der gesellschaftlichen Fürsorge, das andere: zunehmende Verselbständigung des Bildungswesens innerhalb des Rahmens der allgemeinen Staatsverwaltung.

Weitere Zunahme öffentlicher Fürsorge für die Erziehung.

Zum ersten bemerke ich: Die öffentliche Fürsorge, die im letzten Jahrhundert so erstaunliche Fortschritte gemacht hat, Zeugnis dessen der Staats- und Gemeindehaushalt in allen Kulturländern, wird an Ausdehnung weiter gewinnen, vor allem im Gebiet der allgemeinen Volkserziehung, und zwar nach unten und nach oben. Nach unten durch die Fürsorge für die ersten Jugendjahre: das großstädtische und großindustrielle Leben mit seiner Beeinträchtigung des häuslichen Lebens, man denke an die Wohnungsverhältnisse der Massen und die Verwendung der Frau zur Arbeit außer dem Hause, macht den Ersatz durch gesellschaftliche Fürsorge mehr und mehr zur Notwendigkeit; die „Kindergärten", die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich über die ganze Erde ausgebreitet haben, zeigen den Weg. Nach oben durch die früher besprochene Weiterbildung der Anfänge der Fortbildungsschule zu einer allgemeinen „Volkshochschule". Und auch nach der Richtung mag die öffentliche Fürsorge sich erweitern, daß für die Ausbildung hervorragend begabter Kinder unbemittelter Familien notwendige Mittel in weiterem Umfang zur Verfügung gestellt werden: Talente sind der kostbarste Schatz, den ein Volk besitzt. Endlich noch in der Richtung, daß bei vollständigem Versagen der Familienerziehung rechtzeitig öffentliche Erziehung eintritt; das preußische Fürsorgeerziehungsgesetz vom Jahre 1901 eröffnet hier der Entwicklung weiten Spielraum. An eine allgemeine Ersetzung und Verdrängung der Familienerziehung durch gesellschaftliche Einrichtungen, wovon utopische Gesellschaftsreformer träumen, wird allerdings nicht zu denken sein. Das hieße der Familie ihr erstes Recht und ihre erste Pflicht nehmen und sie in der Wurzel zerstören; das Eintreten öffentlicher Erziehung muß als eine Minderung des Elternrechts und der Familienehre empfunden werden.

Autonome Stellung des Erziehungswesens im Staat.

Zum zweiten bemerke ich: ich halte es für nicht unwahrscheinlich, daß die Loslösung der Schule von der Kirche, die Sonderung des Lehrerstandes vom geistlichen als selbständiger Berufsstand, ihre Fortsetzung finden wird in einer entsprechenden Herauslösung des Lehrerstandes aus dem Staatsbeamtentum, und einer, nicht Lösung, aber doch Lockerung des Verhältnisses der Schule zum politischen Gemeinwesen. Oder mit anderen

Worten: als das Ziel der Bewegung erscheint mir eine relative Autonomie des Bildungswesens im Rahmen der allgemeinen Staatsverwaltung.

Am weitesten vorgeschritten ist in dieser Richtung die Universität; sie hat im 19. Jahrhundert, was ihre eigentliche Wirksamkeit, die Forschung und Lehre, anlangt, dies Ziel so gut als erreicht. Aber auch das niedere Schulwesen bewegt sich in dieser Richtung; vor allem ist eins sichtbar: die Leitung und Aufsicht im Gebiet des Schulwesens ist immer mehr aus der Hand von Theologen und Juristen in die Hände von Pädagogen, von Fachleuten der Erziehung und des Unterrichts, übergegangen. Das gilt im Gebiet der höheren Schulen wie der Volksschule: eine Art Selbstbestimmung und Selbstregulierung des Bildungswesens in Absicht auf die inneren Angelegenheiten scheint sich darin als das Ziel der Bewegung anzukündigen.

Zunächst wird angenommen werden dürfen, daß das neue Jahrhundert nicht zu Ende gehen wird, ohne die Schulaufsicht, trotz widerstrebender Tendenzen, auch trotz bestehender innerer Bedenken, ganz in die Hände von pädagogischen Fachmännern gebracht zu haben. Die Ausübung der Schulaufsicht durch Kirchenbeamte, soweit sie im Gebiet der Volksschule noch vorhanden ist, wird sich immer mehr als sachlich unzulänglich erweisen, und von dem Lehrerstande wird sie als herabdrückende Fremdherrschaft empfunden. Die Entwicklung des höheren Schulwesens zeigt hier den Weg.

Ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Wege zur Verselbständigung des Bildungswesens wäre die Errichtung eines besonderen Unterrichtsministeriums. Die Loslösung vom Kultusministerium, einem im strengsten Sinne politischen Ministerium, würde der Verwaltung des Erziehungswesens einen bedeutsamen Zuwachs an Selbständigkeit und Stabilität geben; die Erschütterungen, denen es ausgesetzt ist, stammen immer aus der Sphäre der Kirchenpolitik. Und ein fernerer Schritt wäre die Errichtung eines ständigen Landesschulrats an Stelle der von Fall zu Fall berufenen Schulkonferenzen. Aus dem Lehrkörper aller Stufen und aus berufenen Vertrauensmännern hervorgehend, würde er, als beratende Instanz der ausführenden Verwaltung beigegeben, die politischen Körperschaften in einigem Maße von den nicht immer sachlichen und fruchtbaren Schuldebatten entlasten können; wären auch in diesem Erziehungsrat politische und kirchliche Motive nicht überhaupt ausgeschaltet, so würden sie doch nicht in dem Maße über die pädagogischen das Übergewicht haben, als in den politischen Versammlungen.

Loslösung von der Politik.

Hätte endlich die Erfüllung dieser beiden schon oft ausgesprochenen Erwartungen die weitere Folge, daß der Abstand des Lehrerstandes vom eigentlich politischen Beamtentum etwas größer würde, daß der Einfluß politischer und kirchenpolitischer Parteitendenzen mehr und mehr aus diesem Gebiet zurückwiche, daß auch die bureaukratischen Formen des Gebietens und Reglementierens, der Inspektion und Kontrolle in immer

weiterem Maße durch sachkundige Leitung und pädagogische Beratung gemildert würden, so würde der Lehrerstand die große und wichtige Aufgabe, die im Leben des Volks ihm obliegt, mit mehr Freiheit und Freude, mit mehr Ruhe und Frieden erfüllen. Erziehung und Bildung der Jugend ist kein Schablonenwerk; alle tiefere Wirksamkeit beruht hier auf der freien Betätigung höchst persönlicher Kraft. Und auch das ist mit Recht gesagt worden: die Erziehung ist nicht eine Sache der Politiker; die Aufgabe des Politikers und des politischen Beamten liegt in der Gegenwart, er muß tun, was der Augenblick fordert; die Aufgabe des Erziehers liegt in der Zukunft, er blickt auf das, was kommen will, auf die Idee des Vollkommenen. Wenn es wahr wäre, jenes Wort, daß, wer die Schule hat, die Zukunft hat, dann dürfte die Schule am wenigsten den Politikern ausgeantwortet werden.

Notwendige Neugestaltung des Religionsunterrichts.

Noch eine notwendige Wandlung würde durch die Verselbständigung des Erziehungswesens erleichtert: die Neugestaltung des Religionsunterrichts. Der schulmäßige Religionsunterricht ist ein Werk der Reformation, dessen sie sich rühmt: die alte Kirche habe gar keinen Unterricht der Jugend im Christentum. Die neue Kirche legte auf die „reine Lehre“ das entscheidende Gewicht und sah darum schon die Unterweisung und Befestigung der Jugend in Katechismus und Schrift für eine notwendige Aufgabe an.

Dieser altprotestantische Religionsunterricht, und ebenso der nach seinem Vorbild eingerichtete katholische, hat drei Dinge zur Voraussetzung: daß die Schulen in erster Linie *seminaria ecclesiae* sind; daß die Lehrer ihrem Wesen nach zu den Kirchendienern gehören, wenn sie auch nicht im eigentlichen, höheren Kirchendienst stehen; endlich daß das Bekenntnis der Kirche Ausdruck des wirklichen, persönlichen Glaubens der Lehrer und der Eltern ist.

Keine dieser drei Voraussetzungen trifft für die Gegenwart noch zu. Die Schulen sind heute Anstalten des Staats und der weltlichen Gemeinde, die Schulordnungen sind nicht mehr, wie im 16. Jahrhundert, ein Stück der Kirchenordnung. Ferner, die Lehrer haben aufgehört, Kirchendiener zu sein, sie bilden einen Berufsstand mit eigener, in Staatsanstalten erworbener Berufsbildung. Endlich, das Bekenntnis ist nicht mehr der spontane Ausdruck der persönlichen Überzeugung aller oder auch nur der Mehrzahl derer, die als Angehörige der katholischen oder evangelischen Kirche in die Listen eingetragen werden. Das gilt eingestandenermaßen von sehr zahlreichen Gliedern der evangelischen, uneingestandenermaßen auch der katholischen Kirche. Lehrer und Eltern stehen nicht mehr auf dem Boden der Welt- und Lebensanschauung, auf dem die Bekenntnisformeln des 16. Jahrhunderts erwachsen sind. Im besonderen die Lehrer, auch die Lehrer der Volksschule; sie wissen zu viel von all den Dingen, die sich seit dreihundert Jahren im Gebiet der Naturwissenschaften und der geschichtlichen Kritik zugetragen haben, um zur Schrift und zum Be-

kenntnis noch dieselbe Stellung einnehmen zu können, wie ihre Vorgänger vor zweihundert oder dreihundert Jahren. Und dasselbe gilt von den Eltern, wobei man noch gar nicht einmal an die durch die sozialdemokratische Massenliteratur beeinflußten zu denken braucht.

Nur der Religionsunterricht ist von allen diesen Wandlungen in der Hauptsache unberührt geblieben. Er fährt fort das Bekenntnis in allen seinen Bestandteilen als die gewisseste Wahrheit, die Schrift als das untrüglichste Beweismittel, die Befestigung in der reinen Lehre als das Ziel zu behandeln. Die Folge ist, daß zwischen dem, was im Religionsunterricht gelehrt und gelernt, gesagt und bekannt wird, und den wirklichen Anschauungen und Überzeugungen der Lehrer und auch schon der Schüler ein klaffender Zwiespalt ist. Die weitere Folge ist bei einigen eine wirkliche Gewissensnot, bei vielen eine Abstumpfung des Wahrheitssinnes, bis zur vollkommenen Gleichgültigkeit, vielleicht bei noch mehreren eine wirkliche Feindschaft gegen die Kirche und gegen die Religion. Haeckels Welträtsel, die in kurzem ihren Weg durch die Hände der Lehrer, der Eltern und vielfach auch schon der Schüler unserer Schulen gemacht haben werden, sie sind die Antwort darauf, daß unser Religionsunterricht fortfährt die Tatsache zu ignorieren, daß wir nicht im 16., sondern im 20. Jahrhundert leben.

Der längst notwendigen, viel zu lange hinausgeschobenen Neugestaltung des Religionsunterrichts würde durch die angedeutete Verselbständigung des Bildungswesens, durch die Lockerung des Verhältnisses der Schule zur Politik, vor allem zur Kirchenpolitik der Weg geebnet werden. Unter rein pädagogischen Beratern der Schule dürfte sich bald Übereinstimmung darüber ergeben, daß die vorhandene Ordnung des Religionsunterrichts den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr angemessen, daß seine Fortdauer gefährlich für die Religion und für den Wahrheitssinn sei. Ebenso aber auch darüber, daß es nicht möglich sei, den Religionsunterricht überhaupt aus der Schule zu beseitigen, wie es in den westlichen Ländern meist geschehen ist und wie es von radikalen Politikern auch uns empfohlen wird. Das Christentum ist ein zu großes Stück unseres geschichtlichen Lebens, als daß ein Unterricht, der die Bestimmung hat, in das Verständnis des geistigen Lebens der Gegenwart einzuführen, an ihm vorübergehen dürfte; es gibt in der Geschichte der Literatur, der Malerei und Bildnerei, der Architektur, der Musik, der Philosophie, der Wissenschaft, der Sitten keinen Punkt, groß genug, den Finger darauf zu setzen, ohne daß man die Spuren jener großen geschichtlichen Lebensmacht berührt, die wir das Christentum nennen. Es kann sich also nur um eine Wandlung in der Form des Religionsunterrichts handeln, oder vielmehr um die Vollendung der Wandlung, die sich doch schon anzubahnen begonnen hat: die Aufgebung des eigentlich konfessionell-dogmatischen Unterrichts und seine Ersetzung durch einen historisch-exegetischen, durch „Christentumslehre“, wie im Norden sinnreich der Religionsunterricht

genannt wird. Wir müssen das Christentum in der Schule behandeln als das, was es unzweifelhaft ist: ein unermeßlich wichtiges Stück unseres geschichtlichen Lebens, und aufhören es zu behandeln als das, was es nicht ist, wenigstens ursprünglich nicht ist, und was es auch für uns nicht mehr sein kann: ein dogmatisches Lehrgebäude. Die Aufgabe des Unterrichts wird also keine andere sein als die: mit den großen Denkmälern dieses religiösen Lebens, wie sie vor allem im Neuen und auch im Alten Testament gesammelt sind, die Jugend bekannt zu machen und in lebendige Berührung zu bringen. Je unbefangener wir die Dinge hier, wie in jedem andern literarischen Unterricht, durch sich selbst wirken lassen, je mehr wir vor zudringlichem Auf- und Einreden, ebenso aber auch vor Verfrühung und dadurch herbeigeführter Abstumpfung uns in acht nehmen, desto eher wird auch eine Einwirkung auf das religiöse Empfinden der Jugend erwartet werden dürfen. Was hier wirkt und immer gewirkt hat, ist doch nicht die Formel, sondern die Anschauung wahrhaft religiösen Lebens in konkreter, persönlicher Gestalt. Die Formel bindet, der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Oder ist es nicht so, daß gegenwärtig die Inspirationstheorie die heiligen Schriften, die Theorie von der „Gottheit“ Christi und was daran hängt die Person Jesu in weitesten Kreisen um ihre Wirkung bringt? Nicht der Person und nicht der Schrift gilt eigentlich jene Abneigung, sondern der Formel.

Goethe hat auch hier alles gesagt: Mir ist klar, heißt es in den Sprüchen in Prosa: schaden wird die Bibel, wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nützen, wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Konfession und Schule.

Durch eine solche Wandlung würde aber ferner vorbereitet, was auch einmal kommen muß: ein unbefangenes Verhältnis der Schule zum Unterschied der Konfessionen. Gewiß ist mit Dörpfeld zu sagen: das Natürliche und an sich Erwünschte ist die Einheit der Konfession. Die Mischung der Konfessionen in der Schule bringt notwendig Hemmungen und Reibungen mit sich, Hemmungen, die sich doch auch in andern Fächern, in der Geschichte z. B. und im sprachlich-literarischen Unterricht geltend machen. Und gewiß ist es nicht weise, einer widerwilligen Bevölkerung ohne Not die Simultanschule aufzuzwingen. Auf der andern Seite darf man aber die Schonung konfessioneller Empfindlichkeit oder die Duldung kirchlicher Unduldsamkeit, denn der Widerstand wird fast immer nicht von den Laien, sondern von Geistlichen ausgehen, nicht zu einem unerträglichen Hemmnis gesunder Entwicklung des Bildungswesens werden lassen. Und gewisse Hemmungen, die aus der Anwesenheit „Andersgläubiger“ dem Unterricht erwachsen, wird man weder in pädagogischer noch in nationaler Absicht als ein Unglück ansehen dürfen: wird es dadurch unmöglich, im Geschichtsunterricht Luther als den Auswurf der Menschheit, wie er jüngst noch wieder von Denifle geschildert worden ist, oder umgekehrt den Papst als den Antichrist darzustellen, so ist das

kein Verlust. Ein Staat mit durchgängig gemischter Bevölkerung kann die reinliche Scheidung der Konfessionen in der Staatsschule doch nicht wohl als das an sich zu erstrebende Ziel ansehen; er wird vielmehr im Interesse des inneren Friedens, wie die Mischung der Bevölkerung, so auch die Berührung der Jugend in der Schule als wünschenswert zu betrachten nicht umhin können.

Aber, wird man sagen, die Kirchen würden dabei den letzten Einfluß auf die Erziehung verlieren. — Ich meine: nicht notwendig; das Beispiel Amerikas zeigt es. Sie könnten, was sie an äußerer Macht einbüßten, an innerem Einfluß wieder einbringen. Ist die Kirche im geistig-sittlichen Leben des Volkes eine Macht, so wird sie auch auf die Erziehung indirekt einen sehr starken Einfluß haben, während das Festhalten einer bloß äußerlichen Machtstellung jenes innere Widerstreben hervorruft. Das gilt wenigstens für die protestantische Kirche: jeder politische Druck zu ihren Gunsten entfremdet ihr die Seelen. Für die katholische Kirche liegen die Verhältnisse etwas anders; sie hat den Vorteil, daß sie in die Lage kommen kann, verfolgt zu werden und „Märtyrer“ zu haben.

Literatur.

I. Nachschlagewerke.

K. A. Schmid, Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. 10 Bde., 2. Aufl. (1876 ff.), fortgeführt von W. Schrader.

W. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 7 Bde. (1895 ff.). 2. Aufl. im Erscheinen.

(Das erste Werk behält seinen Wert vor allem durch die historischen Artikel, das zweite steht der Gegenwart näher und orientiert über alle jüngsten Bestrebungen in der Theorie und Praxis.)

II. Geschichtliche Darstellungen.

K. A. Schmid und G. Schmid, Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit. 5 Bde. in zahlreichen Abteilungen (1884—1902). (Eine reichhaltige Sammlung von Monographien, doch ungleichen Werts und ohne durchgreifende Organisation des Ganzen.)

K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik seit dem Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 4 Bde., 3. (letzte vom Verf. besorgte) Auflage (1857). (Die beiden ersten Bände enthalten eine frische, aus den Quellen geschöpfte Darstellung der führenden Männer in der Geschichte des Bildungswesens der Neuzeit bis auf Pestalozzi.)

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten, mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 2 Bde., 2. Aufl. (1896).

III. Darstellungen der Verfassung und Verwaltung des Unterrichtswesens.

Lorenz v. Stein, Die Verwaltungslehre. V. Teil: Das Bildungswesen. 1. Aufl. 1868, 2. Aufl. 3 Bde. 1883/4. (Die Übersicht der 1. Auflage über die verwaltungsrechtliche Gestaltung des Bildungswesens in den verschiedenen Ländern hat durch die breite und unfundierte historische Darstellung der 2. Aufl. nicht gewonnen.)

A. Baumeister, Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens in den Kulturländern von Europa und Nordamerika (1897). (Das vortreffliche, von zahlreichen Mitarbeitern aus allen Ländern geschaffene Werk bildet die 2. Abt. des I. Bandes von A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.)

R. Sendler und O. Kobel, Übersichtliche Darstellung des Volkserziehungswesens der europäischen und außereuropäischen Kulturvölker. 2 Bde. (1900/1). (Gibt die jüngste orientierende Übersicht über das geltende Recht für das Gebiet der Volksschule in den Hauptländern.)

IV. Pädagogische Werke.

Theodor Waitz, Allgemeine Pädagogik. 1. Aufl. 1852, 4. Aufl. 1899. Herausgegeben von O. Willmann. (Ein Werk, das seine Stellung noch gegenwärtig behauptet.)

Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung. 3. Aufl. (1903). (Grundanschauung katholisch-kirchlich.)

W. Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung. I. Bd. (1902): Die Lehre vom Bildungswesen.

A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, in vier Bänden; das Standard Work der Gymnasialpädagogik. Unter den zahlreichen Abteilungen, die von verschiedenen Autoren durchweg vortrefflich bearbeitet sind, hebe ich hier hervor: A. Matthias, Praktische Pädagogik, 2. Aufl. (1905).

DAS VOLKSSCHULWESEN.

Von

Gottlob Schöppa.

I. Wesen und Begriff der Volksschule. Schulen, in welchen den Kindern auch seiner unteren Schichten Elemente des Wissens gelehrt werden, besitzt heute jedes zivilisierte Volk der Erde. In Korea wie in den westlichen Staaten Nordamerikas, in den entlegenen Gegenden Kamtschatkas wie bei den Beduinen Nordafrikas sind sie zu finden. So verschieden die Völker und so mannigfaltig die Verhältnisse, unter denen sie leben, so verschieden und mannigfaltig die Einrichtung dieser Schulen. Es gehört Einbildungskraft dazu, in der „springenden Schule" der Nordländer Europas, in denen ein Wanderlehrer nur einige Monate des Jahres Kinder einer Familie unterrichtet, in der Zeltschule Nordafrikas, die mit dem nomadisierenden Stamm sich niederläßt, um nach kurzer Zeit wieder aufzubrechen, Schwestern der großstädtischen, vielgliedrigen, in gewaltigen Bauten untergebrachten Volksschulen unserer Kulturvölker zu sehen.

Einfluß von Religion und Nationalität auf die Verschiedenartigkeit der Volksschule.

Zwar das Gemeinsame haben sie, soweit es nachweisbar ist, alle, daß sie auf religiöse Grundlage zurückzuführen sind. Indes schon daraus ergeben sich die verschiedenartigsten treibenden Kräfte für ihre Entwicklung, die durch nationale Eigentümlichkeiten noch erheblich vermehrt werden. Weit voraus den Schulen der übrigen Länder der Erde stehen entsprechend ihrer Kultur im allgemeinen die Schulen christlicher Völker. Einzelne in der Bibel überlieferte Worte Jesu, wie das: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!", führten mit Notwendigkeit bald zur Errichtung von Schulen für alle Bevölkerungskreise, wenn auch vornehmlich zu solchen mit religiösem Unterrichte. Von Amerika ist gesagt worden: es war die Religion, die dort zur Aufklärung, und es war der Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, der die Menschen zur Freiheit führte; doch hat dies Wort seine Geltung von den christlichen Völkern überhaupt. Gerade bei den angelsächsischen Völkern tritt auch die nationale Beeinflussung der Volksschule sehr deutlich hervor. Ihr eigentümlicher Freiheitsdrang ließ es bei Einrichtung der Schule bis jetzt zu keiner Einheitlichkeit kommen. Ungestörte

Betätigung der Eigenart brachte es vielmehr zu außerordentlich vielartigen Gestaltungen der Volksschule; demgemäß aber auch zu stärksten Unterschieden ihres Erfolges. England lenkt erst jüngst in richtiger Erkenntnis von der Überlegenheit des Verfahrens bei den kontinentalen Stammesvettern mehr auf deren Bahn der Verstaatlichung und damit auf die Vereinheitlichung des Schulunterrichts ein. Den Schulen der Angelsachsen hat auch der stärker auf Erwerb gerichtete Sinn seinen Charakter ebenso unverkennbar aufgedrückt, wie den Schulen Frankreichs dessen sehr ausgebildetes Nationalbewußtsein, oder den Schulen Italiens das durch die Tradition seiner Bevölkerung anerzogene ästhetische Gefühl. Gleichartig sind die Volksschulen der genannten Völker darin, daß sie sich von ihrer Religion losgelöst haben. Was bei den Angelsachsen indes mehr durch den Drang nach voller Freiheit der Bewegung bewirkt ist, das hat bei den Romanen vornehmlich die scharf gegensätzliche Stellung zur Kirche herbeigeführt, die sie in Gegensatz zur Religion überhaupt führte.

Vorbildlichkeit der deutschen Schulen.

Auch die Schulen der Deutschen und Nordgermanen können die volkstümliche Eigenart nicht verleugnen. Nirgend sind die Schulfragen so eingehend praktisch und theoretisch erörtert worden, wie bei ihnen entsprechend ihrer nachdenklichen, auf die Gründe gehenden Volksart. Daraus erklärt es sich, daß die Volksschule als eine Einrichtung zur Vermittlung eines Mindestmaßes von Kenntnissen, zu deren Benutzung jeder verpflichtet ist und erforderlichenfalls auch gezwungen wird, wenn er nicht einen gleichwertigen Ersatz nachweist, bei den germanischen Völkern entstanden ist und bei ihnen sich auch am einheitlichsten entwickelt hat. Bei ihnen ist darum ein Mindestmaß von Kenntnissen tatsächlich ganz allgemein vorhanden, wie dies die fast völlig verschwundene Zahl der Analphabeten unter den Rekruten beweist. Wohl haben andere Völker einzelne Seiten der Volksschule kräftiger entwickelt, aber so allgemein umfassend, so einheitlich in ihrem Ziel hat sich diese sonst nirgend gestaltet. In Deutschland ist der Gedanke der Volksschule als einer Erziehungsanstalt am energischsten erfaßt und seine Realisierung am konsequentesten versucht und teilweis auch verwirklicht worden. Bis heute suchen daher Lehrer aus allen Ländern der Erde Deutschland auf, um an seinen Schulen sich ein Vorbild für die Einrichtungen der eigenen Heimat zu nehmen.

Wenn es infolge der unvereinbaren nationalen und sozialen Verschiedenheiten unmöglich ist, die Volksschule aller Völker als ein gemeinsames Ganzes zu betrachten, so wird doch ihr Wesen, ihre Struktur am ehesten deutlich werden durch Betrachtung des historischen Entwicklungsganges der deutschen Volksschule.

Rein kirchliche Schulen vor der Reformation.

II. Geschichte der Volksschule. Auch in Deutschland ist die Volksschule verhältnismäßig jung. Man hat lange ihre Entstehung mit der deutschen Kirchenreformation in Zusammenhang gebracht und sie als

deren unmittelbare Folge hingestellt. Schon vor diesem Zeitpunkt indes haben vielfach Einrichtungen existiert, in denen Kinder der verschiedensten Bevölkerungsschichten Unterricht empfingen; solche sind bis in das frühe Mittelalter nachzuweisen, aber es waren freilich nicht Volksschulen in unserem heutigen Sinne.

Die nach der Völkerwanderung einsetzende Kultivierung der mittel- und westeuropäischen Völker stand unter dem überwiegenden Einflusse der mit christlichen Elementen durchsetzten hellenistisch-römischen Bildung. Die wandernden Stämme der Germanen fanden sie in den weiten Gebieten vor, in denen sie seßhaft wurden. Ihre eigene niedrigere Kultur veränderte sich, falls sie nicht ganz unterging, wenigstens stark durch sie. Vermittler der neuen Kultur wurden in erster Linie die Glieder der Kirche, die das Bestreben hatte und mit Erfolg durchführte, die heidnischen Germanen zu Christen und zu Gliedern der Kirche zu machen. Vornehmlich der von Rom abhängigen Kirche gebührt das Verdienst, Schulen in Deutschland eingerichtet zu haben. Die Bildung, die sie vermittelten, war demgemäß eine ausgesprochen kirchliche. Sie zielte auch weniger auf eine allgemeine geistige Hebung des Volkes ab, als auf die Aneignung der einfachsten christlichen Grundlehren und, falls ihre Ziele weiter gingen, auf die Gewinnung geeigneter Kleriker.

In der Richtung der Volksschule bewegten sich, analog seiner Pflege fränkischer Volksart, die Erlasse Karls des Großen über den Unterricht der Kinder des Volkes durch Geistliche, aber infolge des schnellen Abbruchs dieser Bestrebungen unter Karls Nachfolgern kam es zu eigentlichen Volksschulen auch dadurch nicht. Es ist bei diesen Einrichtungen des Mittelalters zu beachten, daß den Geistlichen als Lehrern bei dem Unterrichte der Kinder aus den Volkskreisen, die das altgermanische Heidentum ganz und gar noch nicht völlig abgestreift hatten, nicht so an einer volkstümlichen als an einer nach Rom zielenden Bildung gelegen sein konnte. Je mehr die Bevölkerung sich verdichtete, je mehr Klöster gegründet wurden, je mehr Kirchspiele entstanden, desto mehr Unterrichtsgelegenheiten bildeten sich. Die Kirche des Mittelalters als die weitaus mächtigste Trägerin der Gesamtkultur ihrer Zeit hat durch ihre Arbeit den Gedanken einer allgemeinen Schule, wenigstens für die Knaben, in ausgedehntem Maße realisiert und ihn so gewissermaßen volkstümlich gemacht. Der Begriff der Schule als einer für das ganze Volk erwünschten Einrichtung war nach seinem Umfange da, wenn ihm auch die Bestimmung seines Inhalts als Volksschule fehlte.

Weltliche Unterströmungen.

In dem Maße, als neben der Kirche andre Kreise als Kulturträger auftraten, als volkstümliches Wesen auch in der Kultur sich stärker geltend machte, hatte sich in diesem Zustande auch schon während des Mittelalters eine Unterströmung gebildet. Ganz allmählich trat sie in die Erscheinung, als die Spannung zwischen einer neuen nichtkirchlichen und der alten kirchlichen Kultur nach den Kreuzzügen stärker wurde, als es

den selbstbewußten städtischen Geschlechtern nicht mehr zusagte, für den Unterricht ihrer Kinder lediglich auf die kirchlichen Schuleinrichtungen angewiesen zu sein. Handel und Gewerbe, im Inlande betrieben, forderten Fertigkeit im Lesen und Schreiben der Muttersprache sowie im Rechnen. Da gründeten Rat und Bürgerschaft vieler Städte, oft in hartem Kampfe mit der Kirche, die für sich das Privilegium der Schule beanspruchte, selbst Schulen. Indes auch in ihnen unterrichtete man meist nach Art der kirchlichen Lateinschulen. Nur in einzelnen Fällen ist es geschichtlich verbürgt, daß ihr Unterricht auf das Lesen und Schreiben deutscher Schriften beschränkt war, weil der Rat der Stadt von der Geistlichkeit genötigt wurde, streng auf diese Beschränkung zu halten. Die Volksschule als eine allgemeine Einrichtung hatte man auch mit diesen Schulen noch nicht. Willmann sagt mit Recht, daß es dem Mittelalter fremd war, Religion, Schreiben, Lesen usw. als ein besonderes Lehrgebiet anzusehen, dem eine besondere Schulgattung entspräche. Wo der Unterricht über die christlich-religiöse Kinderlehre hinausgegangen sei, habe er dem Lateinischen zugestrebt, ohne das man eine eigentliche rechte Schule nicht gedacht habe.

Einfluß der Reformation auf die Volksschule.

Diesen Zustand fand die deutsche Kirchenreformation vor, und sie hat an ihm unmittelbar nichts geändert, soweit die Volksschule in Betracht kommt. Man hat den Brief Luthers: „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ als den Stiftungsbrief der Volksschule bezeichnet. Doch trifft das nur mit Einschränkung zu. Luther lehnte sich durchaus an die Schuleinrichtungen an, die vor ihm da waren. Die Erlernung der Sprachen betonte er, und ebenso drängte er auf Grund der traurigen Erfahrungen bei den großen Visitationen in Sachsen darauf, daß die Küster die Kinder besser in den religiösen Elementen unterrichteten. Aber Luther machte durch seinen genannten Brief an Stelle der Geistlichen die Bürgermeister und Ratsherren für die Gründung von Schulen verantwortlich. Er setzte neben die kirchlichen Zwecke der Schule mit vollster Entschiedenheit auch die weltlichen als gleichberechtigt. Er führte den Unterricht der Jugend, der Knaben und Mädchen, auf Gottes Gebot zurück. Er schuf in dem kleinen Katechismus ein geeignetes Lernmittel für die Unterweisung in der christlichen Lehre. Er nötigte durch seine Bibelübersetzung dazu, aus ihr selbst zu schöpfen und dazu sich Lesefertigkeit anzueignen. So gab er, abgesehen von der durch ihn hervorgerufenen geistigen Aufrüttelung überhaupt, den kräftigen Anstoß zu einer unaufhaltsamen Bewegung, welche in der Errichtung von Schulen, die wir als Volksschulen bezeichnen, ausmündete.

Die weltliche Obrigkeit und die Volksschule.

Die Schule war durch Luther dem starken Arm der Obrigkeit zugewiesen; bald sahen sich die evangelischen Fürsten als ihre legitimen Förderer an. Die von ihnen als obersten Bischöfen ihrer Länder gegebenen Kirchenordnungen erhielten Abschnitte, die von dem Schulwesen handelten,

und zwar eine Anzahl ausdrücklich auch von Schuleinrichtungen, die als Volksschulen anzusehen sind. Diese kräftigen Bemühungen konnten auch in den altgläubigen Landschaften nicht ohne Wirkung bleiben. Die Obrigkeiten aller Gebiete Deutschlands sahen sich zuletzt genötigt, wollten sie nicht ganz zurückgedrängt werden, eifriger für allgemeine Schulen, für Volksschulen zu sorgen. Waren so der Staat und seine Herrscher eingetreten in den Kreis der Förderer der Schulen, so geschah die Arbeit doch auch jetzt noch an ihnen zum größten Teil durch Glieder des geistlichen Standes, weil andere geeignete Kräfte dafür nicht da waren. Manche grünende Saat schoß empor, um leider bald in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges zertreten zu werden. Aber doch erwuchs der Volksschule aus diesem Kriege und aus den Zeiten des Niederganges, dessen Tiefpunkt er bildete, ein Segen. Das Elend, das er herbeiführte, die unsägliche Armut, die er zurückließ, die Roheit der Bevölkerung, die er erzeugt hatte, zwangen die Regierenden unwiderstehlich, Mittel zur Beseitigung dieser unhaltbaren Zustände, zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt ausfindig zu machen. Der augenfällige Parallelismus, in dem die Not und die Unwissenheit des Volkes sich zeigten, führte von selbst auf den Zusammenhang beider und auf Beseitigung der Unwissenheit als das Mittel zur Hebung der Not und so zur Errichtung von Schulen auch für die untersten Volkskreise. Das Vorgehen in erster Linie evangelischer Fürsten auf diesem Gebiete wurde durch die geistige Bewegung unterstützt, die, von französischen and englischen Philosophen stammend, besonders durch zwei Männer Eingang fand, durch Ratke und Comenius (s. über sie auch S. 136 f.). Sie übertrugen die neuen Gedanken dieses Realismus auf die Pädagogik. Sowohl die Weimarsche Schulordnung von 1619 wie der Gothaische Schulmethodus Herzog Ernst des Frommen von 1642 stehen auf dem Boden der Ideen der genannten beiden Schulmänner. Freilich kann der Schulmethodus in seinen Anordnungen für die Volksschule es nicht verleugnen, daß er aus Bestimmungen über den Unterricht in den unteren Klassen des Gymnasiums hervorgegangen ist. Von ihm als dem Urahnen vieler späteren staatlichen Schulordnungen für Volksschulen ist ein Zug der Ähnlichkeit mit den Ordnungen für höhere Schulen auf seine Nachkommen bis in die neueste Zeit vererbt.

Günstige Folgen des Dreißigjährigen Krieges für die Volksschule.

Den weltlichen Dingen wird in den neuen Schulordnungen eine selbständigere Stellung eingeräumt. Es handelt sich für die Landesfürsten um die Erziehung nicht mehr ausschließlich zu guten Gliedern der Kirche, sondern auch zu verständigen Untertanen, die durch Verwertung ihrer geistigen Kräfte beitragen könnten, die vorhandene Dürftigkeit zu beseitigen und die Macht des Staates zu heben. Die notwendige Voraussetzung des Gelingens war „die allgemeine Schulpflicht“, deren Einführung einen außerordentlichen Fortschritt für die Volksschule bedeutete. Wohl fehlte viel, daß sie sofort voll durchgeführt wurde, aber im Prinzip war sie vorhanden, und soweit die Staatsgewalt reichte, wurde „der Schul-

Allgemeine Schulpflicht.

zwang“ gegen das heftige Widerstreben der beteiligten Bevölkerungskreise durchgeführt. Bemerkenswert ist es, daß auch in den Staaten Nordamerikas das 17. Jahrhundert Volksschulen aus denselben Motiven hervorbrachte. Die Kinder lernten hauptsächlich lesen zum Verständnis der Heiligen Schrift. Wie in den Staaten Deutschlands kam man unter den ersten Ansiedlern zu einer Art Schulpflicht. Gleichzeitig etwa mit dem Schulmethodus Ernst des Frommen sagt das Gesetz von Massachusets: „Keiner der Brüder darf dulden, daß es in einer Familie so viel Barbarei gebe, daß die Kinder nicht mindestens fließend lesen lernen.“ Und ähnlich lautet es in dem Gesetz von Connecticut aus der gleichen Zeit: „Gedenket, daß der Satan, der Feind des Menschengeschlechts, in der Unwissenheit der Menschen die gewaltigsten Waffen findet ... Wisset, daß die Erziehung der Kinder eine der ersten Interessen des Staates ist.“ Religiöse und staatliche Beweggründe erwiesen sich hier ebenfalls als die treibenden Kräfte für die Errichtung von Volksschulen. Unverkennbar wirkten in Nordamerika wie in Deutschland die Triebkräfte der Kirchenreformation nach.

Pietismus und Volksschule.

Die neuen pädagogischen Gedanken nahm der Pietismus auf und entwickelte sie weiter. Da er der Gunst vieler mächtigen Persönlichkeiten sich erfreute, so kamen seine Ideen auch in die Volksschulen der betreffenden Staaten. Besonders in die Länder des der Volksschule wohlgeneigten Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen fanden sie Eingang. Neben der Heranziehung zahlreicher Einwanderer war ihm die Errichtung von über 1000 Volksschulen das Mittel zur Hebung der durch Kriege und Seuchen ruinierten Provinz Ostpreußen. Mit der Ausdehnung des Pietismus auf außerdeutsche Länder begann die deutsche Pädagogik, wie sie in den Franckeschen Stiftungen zu Halle in vielgestaltiger, auch auf die Volksschule sich erstreckender und bei allen Schwächen doch großartiger Weise sich entfaltete, vorbildlich auch für fremde Völker zu werden. Die große Zahl derer, die als Studenten die Stiftungen kennen gelernt, als Informatoren wohl gar an ihnen mitgearbeitet hatten, wurden ihre Apostel in allen evangelischen Ländern der alten und der neuen Welt. Bewußte Ausbildung der Methoden für die Unterrichtserteilung, Herstellung geeigneter Lehr- und Lernbücher, starke, daher oft ungesunde und entgegengesetzte Erfolge erzielende Betonung der religiösen Unterweisung, daneben Pflege der Realien, soweit das vorhandene Lehrermaterial sie auszuüben vermochte, waren die Wirkungen dieser Epoche auch für die Volksschule.

Zeit der Aufklärung.

Die den Pietismus ablösende Aufklärung gewann in der Pädagogik Deutschlands namentlich durch die Wirkung Jean Jacques Rousseaus als Philanthropismus Einfluß. Auf die Volksschule hat er sich unmittelbar weniger erstreckt. Seine Vertreter hatten sich der Erziehung von Söhnen aus Familien besserer Kreise gewidmet. Ihre Ansichten stimmten daher zu wenig zu den Erfordernissen fester Zucht in den Volksschulen. Schon

der Gedanke, daß der Mensch zur Glückseligkeit in diesem Leben geboren sei, konnte sich nicht in die damaligen Grundanschauungen der Kreise, welche auf die Volksschule angewiesen waren, eingliedern. Die in ihr maßgebende Geistlichkeit stand zum großen Teile der religiösen Richtung der Philanthropen ablehnend gegenüber. So blieb zunächst der Pietismus am Ruder; das berühmte General-Landschulreglement, das Friedrich der Große gleich im Anschluß an die Beendigung des Siebenjährigen Krieges erließ, damit „der so höchst schädlichen und dem Christentum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit in den Schulen geschicktere und bessere Untertanen bilden und erziehen zu können", zeigt noch voll das Erziehungsziel des Pietismus: wahre Gottseligkeit und christliche Klugheit. Es ist nicht etwa durch die Glückseligkeit des Philanthropismus ergänzt, wohl aber geht etwas hindurch von der Untertanenpflicht im Sinne der absoluten Monarchie.

Bestrebungen des Freiherrn v. Rochow (1734—1805).

Was der Philanthropismus an brauchbaren Elementen für die Volksschule enthielt, hat der Freiherr von Rochow auf Rekahn ihr vermittelt, insonderheit der Dorfschule. Der fragend-entwickelnde Unterricht war ihm das Mittel, in dem Kinde Kenntnisse zu erzeugen, alles Denken und Urteilen schloß sich an sinnliche Wahrnehmungen. Neben die Religion als Mittelpunkt trat der Unterricht in allem, was „im gemeinen Leben vorfällt und den Kindern einst in jedem Lebensberufe nützlich sein kann". Anschauungsübungen, gemeinnützige Kenntnisse, weibliche Handarbeiten bildeten Erweiterungen des Lehrplans der Volksschule. Das Lesebuch hielt seinen Einzug in sie, um sie nicht mehr zu verlassen. Roher Barbarismus der Zucht wurde entfernt, ohne daß Schlaffheit der Ordnung an ihre Stelle trat. Rochow verlangte auch energisch, daß mit Handwerkern und unwissenden Bedienten keine Schule mehr besetzt werde, sondern womöglich mit Kandidaten der Theologie, oder doch mit geschickten, fleißigen jungen Leuten, die mit der Lehrart vertraut gemacht seien. Für die Schulstellen forderte er ein auskömmliches Gehalt, der Unterricht aber sollte unentgeltlich sein. Selbst für die Schulgebäude hatte er weitgehende Wünsche: Vorzüge vor den übrigen Gebäuden, Helligkeit der Zimmer, Schmuck an zweckmäßigen Bildern, Sachen und Modellen. Es ist das Ideal der Volksschule, das hier auf lange Zeit im voraus festgelegt wird. Stand und hohe Verbindungen Rochows sicherten ihm die Realisierung, wenn auch sehr langsam, teilweis durch die damals vorhandenen zahlreichen Garnisonschulen.

Die Volksschule um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, in der die Gedanken Rochows lebendig geworden und in Taten umgesetzt waren, hat trotz der geringen Ausdehnung ihrer Wissensstoffe ihre Wirkung nicht verfehlt. Das durch sie hindurch gegangene Geschlecht war der Einführung der Städteordnung, der Befreiung von der Erbuntertänigkeit und kurz darauf der Erhebung von 1813 fähig. Es braucht den Vergleich

mit der Generation nicht zu scheuen, die um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts zum Wettstreit der Industrien kühn in die Schranken getreten ist.

Im 18. Jahrhundert besonders dehnte sich mit dem starken Eindringen der Aufklärung in die katholischen Länder und an die Höfe gerade der geistlichen Landesfürsten die Volksschule auch auf die katholischen Gebiete Deutschlands aus; Österreich, Bayern und geistliche Länder gingen bedeutend vorwärts in ihrem Volksschulwesen, wenn es auch in einem Teil der letzteren infolge der geringeren Kraft des Staatsgedankens gegenüber der Kirche nicht so emporzublühen vermochte, wie in den evangelischen Gebieten.

Anfänge der Lehrerbildung.

Einen sehr wichtigen Fortschritt hatte das 18. Jahrhundert noch gebracht. Mit der Errichtung der Volksschulen hatte sich sofort der Mangel an geeigneten Lehrern eingestellt. Handwerker meist sitzender Lebensart, Hirten, Höker u. dgl., die zunächst aushalfen, erwiesen sich, zumal sie meist ihrem eigentlichen Berufe zu ihrem Unterhalte obliegen mußten, bald als nicht brauchbar. Invaliden, zu denen man in der Verlegenheit griff, konnten dauernd nicht genügen; sie hatten zu wenig gelernt und waren dabei nicht selten roh, wohl gar unsittlich. Man mußte eigene Lehrer der Volksschule heranbilden. Hatte grundsätzlich auch schon Ernst der Fromme von Gotha diese Notwendigkeit erkannt, so lehnten sich die ersten erfolgreichen praktischen Versuche der gesonderten Vorbildung von Volksschullehrern doch an Franckes seminarium praeceptorum an. Es entstanden auch einzelne Seminare für Volksschullehrer; daneben gab es Einzelbildung durch geschickte Geistliche oder durch die Schulmeister, die junge Leute wie Lehrlinge unterwiesen. Im ganzen kam es dabei über Aneignung methodischer Kunstgriffe namentlich beim Lesenlehren nicht viel hinaus; das Allgemeinwissen wurde auf andere Weise angeeignet, etwa durch Besuch einiger Klassen höherer Schulen. Wie natürlich fand viel Tasten im Dunkeln statt.

Die Volksschule im 19. Jahrhundert. Ausbreitung.

Gewaltig war der Aufschwung der Volksschule im 19. Jahrhundert. Zunächst ihre ungeahnte Ausdehnung bei allen zivilisierten Völkern. Dies nicht zuletzt durch das Beispiel Preußens. Im Anfang des Jahrhunderts scheinbar vernichtet, hatte es sich schon nach wenigen Jahren wieder machtvoll erhoben. Die lange Ruhe nach den Befreiungskriegen wurde auch für die Volksschule eine Zeit innerer Erstarkung durch Wiederherstellung des Zerstörten und Ausbau der vorhandenen Einrichtungen. Die glänzenden Erfolge Preußens im Jahre 1866 lenkten die Aufmerksamkeit auf die tieferen Gründe solch überraschenden Gelingens. Es entstand das Wort von dem preußischen Schulmeister als Sieger von Königgrätz, dem die richtige Erkenntnis zugrunde lag, daß Preußen seine großen Erfolge nicht seinen verhältnismäßig geringen äußeren Machtmitteln, sondern der inneren Kräftigung durch Mehrung der geistigen Güter bis in die untersten Volkskreise verdankte. Das Jahr 1870 verstärkte den Eindruck, und

nur zu erklärlich war es, daß die Unterlegenen den Vorteil besserer allgemeiner Volksbildung zu erlangen suchten.

Österreich, das bereits 1774 den Abt Ignaz v. Felbiger, den Verfasser des Preußischen General-Landschulreglements für die Römisch-Katholischen in Schlesien, zur Abfassung einer allgemeinen Schulordnung berufen hatte, erließ drei Jahre nach seinem unglücklichen Kriege von 1866 das Reichs-Volksschulgesetz, nachdem im Jahre vorher durch ein Reichsgesetz die Volksschule unter die Leitung und Aufsicht des Staates gestellt worden war.

In Frankreich hatten sich allgemeine Schulen als kirchliche Schulen unter den Königen einer teilweisen Blüte erfreut; die Revolutionszeiten fegten sie als Kirchschulen hinweg, ohne genügende neue Einrichtungen an die Stelle setzen zu können. Die Zeiten der Restauration und des zweiten Kaiserreichs hatten die Volksschule wenig gefördert, bis die dritte Republik bald nach den Niederlagen des Krieges gegen Deutschland mit Tatkraft ihre Ausgestaltung in die Hand nahm. Sie erzielte dabei sehr bedeutsame Ergebnisse, so daß die französische Volksschule mit in erster Reihe steht.

Auch durch die jüngste Bewegung in England für die staatliche Volksschule zieht sich die Beobachtung, daß in dem schweren Kampfe der Industrie und des Verkehrs Deutschlands Aufschwung ohne die Volksschule nicht wohl denkbar wäre.

Politische und wirtschaftliche Einflüsse.

Den Hauptimpuls für die Gründung von Volksschulen gab indes die gesamte Entwicklung der zivilisierten Völker während des 19. Jahrhunderts. Nachdem mit den Gedanken der französischen Revolution die Lehre von der Gleichheit aller Menschen wenigstens theoretisch sich überallhin verbreitet hatte und allmählich konstitutionelle Staatseinrichtungen getroffen worden waren, brachten sich die bis dahin mehr zurückgetretenen Stände der Bauern, der Handwerker, der sonstigen Gewerbetreibenden und der Arbeiter stärker zur Geltung und verlangten ihren Anteil an dem geistigen Besitze des Volkes. Die Nachwirkung philanthropischer Gesinnung in den bis dahin herrschenden Kreisen kam dem Verlangen auf halbem Wege entgegen. Weiter machte die starke Vermehrung der Bevölkerung sowie andrerseits das Streben nach mehr Verdienst, um eine bessere, bequemere Lebensführung zu erlangen, in schnell zunehmendem Maße die Benutzung neuer Erwerbswege nötig. Das Interesse des Staates ging ebenfalls auf Vermehrung des Volkswohlstandes hinaus, der lediglich durch die Roherzeugnisse wenigstens der alten Kulturländer nicht wohl zu erzielen war; ihm mußte daher das Anwachsen der Industrie, welche den Wert der aus dem eigenen oder aus einem fremden Lande bezogenen Roherzeugnisse außerordentlich erhöhte, sehr willkommen sein. Braucht der Staat die Kraft vornehmlich der Landbevölkerung zur Verjüngung der Gesamtbevölkerung und zur Verteidigung, so kann er doch der industriellen Bevölkerung nicht entbehren, welche ihm die Geldmittel verschafft, die

er für seine umfassenden Aufgaben nötig hat. Zu gleicher Einsicht gelangten auch die kommunalen Obrigkeiten, denen industrielle Anlagen bald höchst erwünscht waren, und die daher auch in steigendem Maße der Volksschule sich annahmen, während sie früher den entsprechenden Unterricht vorwiegend der Privattätigkeit überlassen hatten. Die Fortschritte der Wissenschaft kamen der ganzen Entwicklung zu statten. Mit dem Eindringen in die Natur wuchs die Herrschaft über sie und die fast unbegrenzt gesteigerte Möglichkeit ihrer Benutzung in mannigfaltigster Arbeit. Je stärker der menschliche Geist den Rohstoff umgestaltet, um ihn dadurch brauchbarer für die Menschen zu machen, desto höher steigert er dessen Wert. Die Arbeit solcher Umgestaltung setzt aber erhöhte Bildung nicht nur der Arbeitsleiter, sondern auch der Arbeiter voraus. Dem vereinten Drängen so verschiedener Gründe für Vermehrung und Hebung der Volksschulen ist es zuzuschreiben, daß diese in dichtem Netze heute die Länder aller zivilisierten Völker überziehen.

Gesetzliche Unterlage.

Die gewaltige Vermehrung führte wieder die Änderung der Gesamtstellung der Volksschule herbei. Der Staat des 18. Jahrhunderts hatte sie zu einer alle verpflichtenden, allen dienenden Einrichtung gemacht. Er ordnete im 19. Jahrhundert ihre gesetzliche Unterlage. In der Mehrzahl der Staaten entstanden Schulgesetze. Meist nur da, wo dem Staate eine nach Macht strebende Kirche seine Rechte bestritt, kamen solche nicht zustande. Die Kosten des Streites aber trägt das umstrittene Gebiet. Wie stark die gesetzliche Regelung auch nur der äußern Schulverhältnisse in den gesamten Zustand der Volksschule einzugreifen vermag, zeigt die Entwicklung des preußischen Volksschulwesens seit dem Erlaß der Gesetze über die Erleichterung der Volksschullasten. Der Begriff der Volksschule ist seitdem eingeengt auf die Schulen für die untersten Bevölkerungsklassen. Für die Schulen der mittleren Kreise in Stadt und Land ist kein Raum mehr da, sie sind seitdem verkümmert oder haben wenigstens nicht den Aufschwung genommen wie die Volksschulen der untersten Schichten.

Pestalozzi (1746—1827).

Schularbeit hat glücklicherweise ein Schulgesetz nicht zur unumgänglich notwendigen Voraussetzung. Sie geht ihren Weg auch ohne staatliches Gesetz. Pfadfinder hatte die Volksschule des 19. Jahrhunderts. Pestalozzi gab ihr die treibende Kraft: die Liebe zum Volke. Er setzte der Bildung auch der niedrigsten Menschen den höchsten Zweck: allgemeine Emporbildung der inneren Kraft der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit. Er zeigte die Methode der wahren Menschenbildung: die Bahn der Natur. Sie enthüllt alle Kräfte der Menschheit durch Übung, und ihr Wachstum gründet sich auf Gebrauch. Sie geht überall von der Anschauung aus, und sie schreitet ungezwungen, allseitig, stetig, lückenlos fort. Was um das Wohl ihrer Landeskinder besorgte Fürsten aus praktischen Erwägungen ins Werk gesetzt hatten, dem war durch Pestalozzi ein tiefer gegründetes Fundament gegeben. Am lautesten fanden seine Worte im Norden

Deutschlands ein Echo. Fichte wollte, daß die neue Nationalerziehung an Pestalozzis Unterrichtsgang anknüpfte. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung ihres Volkes hätte die Königin Luise so gern den Schweizer aufgesucht, „um ihm mit Tränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken“. Selbst Stein erhoffte die Entwicklung der Kräfte des folgenden Geschlechtes von der Anwendung der Pestalozzischen Methode.

Herbart (1776—1841).

Auf deren Grundgedanken fußend bauten Diesterweg und Harnisch die Methode der Volkschule weiter aus. Herbart aber vornehmlich verband sie mit der Wissenschaft, indem er sie hineinstellte zwischen die Ethik, die das Ziel der Erziehung bestimmt, und die Psychologie, welche die im Menschen liegenden Mittel zur Erreichung des Zieles aufzeigte. Durch Aufstellung fester Formen für den erziehenden Unterricht schuf er gewissermaßen eine pädagogische Kunstlehre, an deren Vervollkommnung namentlich in den Kreisen der Lehrer der Volkschule noch jetzt rüstig weiter gearbeitet wird.

Weiterbildung der Seminare.

Von der Erstarkung der Volksschulpädagogik zogen besonders auch die Lehrerbildungsanstalten Gewinn. Dem wachsenden Bedarf an Lehrern der Volksschule entsprechend wurden neue Seminare, allmählich fast ausnahmslos als Staatseinrichtungen, gegründet. In den Kreis der Arbeit wurde in verstärktem Maße die Aneignung des Wissens gezogen. Neben die Fächer der Volksschule trat die fremde Sprache, da man einerseits dem angehenden Lehrer die geistige Förderung nicht vorenthalten konnte, die der Unterricht in ihr gewährt, andrerseits aber auch ihn näher an die durch höhere Schulen hindurchgegangenen Bevölkerungsschichten heranrücken wollte. Dazu wurde die Zahl der Klassen vermehrt, oder es entstanden besondere Vorbereitungsanstalten.

Rückblick.

Eng an die geistigen Strömungen, an die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Völker hat sich der Weg der Volksschule angeschlossen. Aus rein kirchlichen vereinzelten Anfängen erwachsen, ist sie unter Anregung der Kirchenreformation durch eingreifende Arbeit der Landesfürsten und ihrer Ratgeber zu der allgemeinen sozialen Staatseinrichtung geworden, wie sie heute dasteht. Freilich blieben auch nach dem Eintritt des Staates in die Stellung des Schulherrn die Geistlichen und ihre Gehilfen zunächst noch in der das einzelne ausführenden Arbeit an der Volksschule, allerdings in allmählich abnehmendem Maße, da mehr und mehr eigens für ihren Beruf vorgebildete Lehrer sie in ihrer Tätigkeit ablösten, so daß ihre Arbeit zurzeit fast ausschließlich nur noch beaufsichtigend ist. Auch darin bringen sich aber naturgemäß in schnellerem oder langsamerem Fortschritte Fachleute zur Geltung. Daß dies in nicht stärkerem Grade bisher geschehen ist, erklärt sich aus der Unentbehrlichkeit des Einflusses, den der Geistliche in der Schulgemeinde für die Entwicklung der Volksschule besitzt, und dann aus der weit verbreiteten Ansicht, daß nur der Geistliche Vertreter wahrer Religiosität sein könne.

Das eine zeigt die Geschichte der Volksschule unwiderleglich: sie ist in ihrer jetzigen Gestaltung durch die Macht des Staates entstanden. Je stärker er zum umfassendsten Kulturträger wurde, desto mehr trat der Einfluß der an der Volksschule beteiligten anderen Faktoren, insonderheit der Kirche, zurück. So ist er der vornehmste Pfleger der Schule geworden, und es ist daher grundsätzlich falsch, seinen bestimmenden Einfluß auf die Volksschule einschränken zu wollen. Fürsten und Obrigkeiten handelten bei ihren Bestrebungen zur Einrichtung und Hebung von Volksschulen ganz und gar nicht aus sentimentaler Liebhaberei für gebildete Untertanen, sondern dem harten Drucke nachgebend, welchen der Niedergang ihrer Länder durch die Depravation ihrer Bevölkerung auf sie ausübte. Rechte Christen, doch auch geschicktere, bessere Untertanen wollten sie sich erziehen. Darum traten sie in den Kampf mit dem oft gewaltig sich sträubenden Volke. Es frei zu machen von den Ketten geistiger Gebundenheit war das Ziel, zu dessen Erreichung sie auch den Zwang nicht scheuten.

Herrschaft über die Volksschule.

III. Die Volksschule der Gegenwart. Die moderne Volksschule ist als allgemeine Unterrichts- und Erziehungsanstalt nicht denkbar ohne Schulzwang, da immer kulturell besonders tief stehende Kreise des Volkes vorhanden sein werden, die geistige Bildung als etwas Überflüssiges ansehen. In Landschaften mit fest ansässiger Bevölkerung fehlen allerdings solche Elemente gänzlich. Schulzwang aber vermag nur der Staat einzuführen und auszuüben, weil nur er die nötigenfalls erforderliche Macht und Gewalt dafür besitzt. In der geschichtlichen Entwicklung der Volksschule ist es begründet, daß an ihr neben dem Staate, dem meist schon in seiner Verfassung die Schulherrschaft zugesprochen ist, noch verschiedene, einander teilweise widerstrebende Kräfte sich zu betätigen suchen.

Familie.

Das stärkste Interesse an der Volksschule hat oder sollte wenigstens der engste Kreis haben, in den das Kind hineingeboren wird, die Familie. Sie ist die natürliche Erzieherin und Lehrerin ihrer Kinder; aber sie vermag in unterrichtlicher Hinsicht nicht mehr alle Ansprüche zu befriedigen, welche die neue Zeit an jeden stellt. Darum tritt der Lehrer für Vater und Mutter ein. Die Familie kann meist durch die geordnete Vertretung der Gemeinde ihren Einfluß auf die Schule geltend machen, leider aber erweist sie sich durch ihre Teilnahmlosigkeit und durch ihr Widerstreben gegen die Schularbeit öfter hinderlich als förderlich. Noch sind die Fälle sehr vereinzelt, in denen Vater oder Mutter sich als Herren der Schule fühlend in ihren Betrieb einzugreifen versuchen. Viel schwerwiegender sind die Versuche, die in dieser Richtung von anderer Seite her unternommen werden.

Kirche.

Kirchliche Kreise wollen der Kirche möglichsten Einfluß sichern, wenn auch in verschiedener Ausdehnung. Die einen beanspruchen, daß sie nicht im Auftrage des Staates, sondern aus eigener Machtvollkommen-

heit die Leitung und Beaufsichtigung der Schularbeit überhaupt habe, wobei des Staates starker dienender Arm verlangt wird, während andere die Beauftragung dazu durch den Staat voll anerkennen und noch andere sich mit der Stellung des Geistlichen als Pflegers der Volksschule begnügen. Die Kirche hat sich ganz von selbst mehr und mehr zur Pflegerin eines Spezialgebietes, eines für die Erziehung allerdings besonders bedeutsamen, in alle anderen eindringenden, des religiösen, entwickelt. Die Volksschule bedarf aber außer der Religion einer Reihe von weiteren Bildungselementen, zu deren Vermittlung die Kirche durchaus nicht am besten geeignet ist. Auch hier hat die geschichtliche Erfahrung das letzte Wort. Sie bezeugt aber, daß die unter dem besonderen Einfluß der Kirche befindlichen Volksschulen stark hinter denen rein staatlicher Territorien zurückstanden, und zwar nicht nur im Wissen.

Gemeinde.

Stark streben auch die Gemeinden als Schulunterhaltungspflichtige, ihre Interessen in der Volksschule zur Geltung zu bringen. Verhängnisvoll dabei ist der Umstand, daß die, welche am meisten für sie zu leisten verpflichtet sind, ihre Kinder fast ausnahmslos nicht der Volksschule anzuvertrauen pflegen. Daher finden sich bei ihnen auch leicht fremdartige Gesichtspunkte für die Beurteilung ihrer Aufgaben. Nicht lediglich die Gesittung der die Volksschule besuchenden Kinder an sich, nicht deren bessere Befähigung zu späterer praktisch-beruflicher Tätigkeit sind ihnen der auschlaggebende Faktor für ihre Einrichtungen, sondern nicht selten rein wirtschaftliche oder gar politische Gesichtspunkte.

Lehrerstand.

Dazu hat sich neuerdings als weitere Interessentengruppe der organisierte Stand der in der Volksschule Arbeitenden, der Volksschullehrer, gesellt. Man muß den großen Idealismus vieler, man darf sagen, der meisten seiner Glieder anerkennen, vermag sich aber doch nicht der Einsicht zu verschließen, daß hier die Standesinteressen, die materiellen wie ideellen, einen mächtigen Einfluß auf die Beurteilung der Schulfragen ausüben. Das ist zwar erklärlich, dient aber nicht zur gesunden Entwicklung der Volksschule, die einmal nicht identisch ist mit dem Stande ihrer Lehrer.

Staat.

Hart werden so von den verschiedensten Seiten die verfassungsmäßigen Rechte des Staates angefochten; die geordnete Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung gibt dafür die Möglichkeit. Daß wer die Jugend hat, die Zukunft habe, wissen alle und handeln demgemäß. Die Volksschule aber leidet darunter, daß sie der Spielball der scharf gegeneinander angehenden Parteien ist, daß die einen ihre Rückschraubung auf den Zustand vergangener Zeiten, die andern ihre Vorwärtsbewegung bis zum Bruch mit der seitherigen Entwicklung als nötig ansehen, während ihr Gedeihen doch nur dadurch gewährleistet wird, daß der Staat mit tatkräftiger Hand eng anknüpfend an das bisher Erreichte sie stetig zeitgemäß weiter ausbaut zu einem Hauptmittel der Hebung des sittlich-religiösen Charakters, der Kenntnisse und Fertigkeiten der unteren Bevölkerungsklassen. Dabei ist es selbstverständlich, daß den Ansprüchen der in Be-

tracht kommenden Interessenten an der Volksschule möglichst gesetzlich zu ordnende Rechnung getragen wird. Selbstverständlich muß es aber auch sein, daß der Staat als Herr der Volksschule sich seiner Pflichten gegen sie bewußt bleibt. Die Volksschule ist nicht lediglich um des Staates willen vorhanden, sondern um den einzelnen wie das ganze Volk seiner Eigenart gemäß zur sittlichen Freiheit emporzubilden. Im Staate existierend und durch ihn Gestalt und Bestand erhaltend, kann sie niemals Gegnerin des Staates sein, doch darf der Staat sie nicht um äußerer Erfolge willen halten, sondern um die Jugend für den letzten und höchsten Zweck des Menschentums vorzubereiten. Der Staat darf daher die Volksschule nicht nur unter dem Gesichtspunkt des äußeren Rechtsverhältnisses auffassen, er muß Verständnis betätigen für die feinen und doch unwiderstehlichen Triebe, durch die das Volks- und Menschentum zur Verwirklichung seiner Idee gelangen will. Sie vertragen nicht Behinderung ihres Wachstums durch eine nach Augenblicksbedürfnissen geformte gesetzliche Behandlung. Wo aber Staat und Volksschule nur gesunde Ziele verfolgen, da dient der Staat in Verfolgung seiner eigenen Interessen durch die Schule nicht allein sich selbst, sondern auch dem einzelnen.

Notwendigkeit der Volksschule für den Staat.

Die Mehrzahl der Staaten lebt infolge Verdichtung und dadurch erschwerter Erhaltung ihrer Bevölkerung in der Bewegung vom Ackerbau hin zur Industrie. Der Ackerbau ist allein nicht imstande, einer dauernd sich stark mehrenden Bevölkerung ausreichende Arbeit und damit ausreichenden Verdienst zu geben. Länder, in denen er überwiegt, sind gezwungen, hohe Prozentsätze ihrer Bevölkerung an weniger dicht besiedelte oder höher industrielle Gegenden abzugeben. Irland, auch Deutschland bis vor wenigen Jahren, die östlichen Länder unseres Erdteils sind, wenn man von minder kräftigen Auswanderungsgründen absieht, der Beweis dafür. Insonderheit Deutschland hat als vorwiegend Ackerbau treibendes Land im vergangenen Jahrhundert Millionen seiner Bewohner ans Ausland verloren, wo ihre geistige Kraft sich so vermehrt hat, daß sie dem alten Vaterlande eine starke Konkurrenz bereitet. Dem Staate muß daran liegen, seine Bevölkerungsvermehrung zu behalten und dadurch an Macht zu wachsen. Das ist aber nur möglich, wenn er für ihre Bildung so sorgt, daß sie durch verfeinerte, verbesserte Arbeit die Mittel für ihren Lebensunterhalt zu gewinnen vermag. Ein Blick auf manchen der kleinen deutschen Staaten, wie namentlich Sachsen, und auf die rheinisch-westfälischen Industriegebiete zeigt deutlich jedem diese Entwicklung. Friedrich Wilhelm III. hat nach dem großen Zusammenbruch des Staates 1807 gesagt, daß Preußen durch größte Aufmerksamkeit auf den Volksunterricht an innerer Macht und innerem Glanz gewinnen muß, was es an äußerer Macht und äußerem Glanz verloren hat, und sein Sohn, der große Kaiser, hat es 1858 als Regent ausgesprochen, daß Preußen durch seine Schulen die verschiedenen Klassen über ihre Sphären heben müsse. Beide Worte geben sichere Direktiven für die Stellung dieses Staates zur Volksschule, der seinen Platz

nur behaupten kann, wenn er sorgt das zu bleiben, als was Viktor Cousin ihn 1835 bezeichnet haben soll: „das klassische Land der Schulen und der Kasernen“. Die Stellung und Bedeutung der Volksschule Preußens ist aber typisch für die Stellung und Bedeutung der Volksschule überhaupt.

Die Wirklichkeit scheint allerdings vielfach der dargelegten Auffassung von der Bedeutung der Volksschule für den Staat ganz direkt zu widersprechen. Zwar ohne die Verallgemeinerung und Steigerung der Volksbildung wäre der fast einzigartig dastehende wirtschaftliche Aufschwung des Deutschen Reiches nicht möglich gewesen und ohne sie auch nicht die Aufstellung eines so kampfestüchtigen Heeres. Aber ohne sie, läßt sich dem entgegenhalten, gäbe es auch nicht die Feindschaft gegen Staat und Kirche in der Ausdehnung und Schärfe, wie sie heute besteht. Nicht als ob die Volksschule diesen Einrichtungen feindselige Lehren verbreitete. Was in ihr gelehrt wird, ist davon weit entfernt. Aber wer in seiner Jugend mit dem Lesen auch denken gelernt hat, der hört auf, ein leicht gefügiges Werkzeug der Herren zu sein, die nach Luthers Erklärung des vierten Gebotes neben den Eltern zu achten sind; die alten patriarchalischen Zustände schwinden, wenn der Bildungsstand steigt, das gilt in sozialer und in religiöser Hinsicht. Wo neue Ideen in der Menschheit sich durchsetzen, da fällt ganz von selbst viel Altes. Ihre Kraft haben diese großen Bewegungen aber nicht in dem Wissen, sondern in dem Gefühl, welches das Wissen oft zu den schwersten Irrtümern verleitet. Die Volksschule kann dagegen in erster Linie zur Erfüllung der eigenen Pflicht als dem sichersten Fundament des Glückes erziehen und im Unterrichte die überzeugte Erkenntnis anstreben von dem, was wahr, was wirklich und was in der Welt möglich ist, damit sie allmählich Herr werde über falsche Gefühle und den Willen vernünftig beeinflusse. Doch vergesse man dabei nicht, daß ein vierzehnjähriges Kind nicht ohne Schädigung über die Gedanken belehrt werden kann, die den Zwanzig- und Mehrjährigen bewegen.

Die Erörterung und Darstellung der Mittel zur Hebung und Förderung der Volksschule bildet ein im allgemeinen zwar viel, aber doch nicht entsprechend ertragreich bebautes Gebiet, auf dem hauptsächlich die sich betätigen, welche in der Volksschule und an ihr arbeiten, während die Vertreter aller an der Volksschule Beteiligten, insonderheit des Staates, als des Schulherrn, darlegen und beurteilen sollten, was die Volksschule leisten soll und leisten kann, auf welche Ziele sie hinzuarbeiten hat, welche Mittel für sie aufzubringen sind, damit sie ihre Aufgaben erfülle. Am kräftigsten und nutzbringendsten ist sie vorwärts gekommen, als Fürsten wie Ernst von Gotha, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, die pädagogischen Gedanken ihrer Zeit in sich aufnehmend, mit weitem, freiem Blick Bestimmungen über sie erließen.

Verschiedenartige äußere Gestaltungen der Volksschule und ihr Wert.

Höchst mannigfaltig ist die Volksschule in ihrer äußern Gestaltung. Die Kinder eines Dorfes mit fest ansässiger, bäuerlicher Bevölkerung, welche dereinst wieder als Bauer und Bäuerin zur Aristokratie ihres Dorfes

gehören werden, sind schon stark verschieden von denen eines Dorfes mit schnell wechselnder proletarischer Arbeiterbevölkerung. Von beiden aber weicht erheblich das Bild ab, das die Volksschule einer städtischen oder ländlichen Industriegegend gewährt. Die kleine, niedrige Hütte in der entlegenen Ansiedlung, abgeschlossen durch Wasser oder durch unwegsame Gebirge, wo ein Lehrer die wenigen Kinder, Knaben und Mädchen jeden Alters vereint, täglich während ihrer Schulzeit um sich versammelt, und das fast palastartige Gebäude einer dicht bevölkerten Gegend, voll heller, weiter Räume, in das tausend und mehr Kinder, Knaben und Mädchen getrennt, zusammenströmen, um gemäß der Anordnung eines Rektors nach ihren Jahrgängen in Klassen verteilt, von mehreren Lehrern unterrichtet zu werden: beides sind Volksschulen. Unendlich viel reicher sind letztere eingerichtet, und wer danach urteilt, müßte ihnen den weiten Vorzug als Kulturvermittlerinnen einräumen. Aber welche Volksschulsysteme noch so großer Ausdehnung haben die Erfolge aufzuweisen, wie die kleinen Volksschulen nicht dicht bevölkerter Gegenden, aus denen Gelehrte, Künstler und Dichter erster Ordnung hervorgegangen sind? Diese werden besucht von Kindern aller Volkskreise, die noch fest wurzeln in dem heimatlichen Boden; es ist ein besseres Kindermaterial, als das der Volksschule in der Gegend mit stark wechselnder Bevölkerung. Wohl ist die Errichtung großer Schulkomplexe billiger, bequemer und eindrucksvoller, aber wertvoller ist die Arbeit in den Schulen, wo die Voraussetzung jedes Gedeihens derselben: Stille und Wärme, möglich ist, wo wenigstens der Schulleiter, besser jeder Lehrer, noch sämtliche Schüler kennen kann und den Boden, auf dem die Kinderpflanze sich bis dahin entwickelt hat, wo er sie in ihrer Eigenart zu verstehen, ihre Vorzüge zu pflegen, ihre Mängel auszugleichen vermag, wo noch etwas zu spüren ist von Vaterernst und Vatertreue gegen jedes der Kinder. Nicht pädagogische Gesichtspunkte haben zu Massenschulen geführt, sondern hauptsächlich pekuniäre, und nicht zuletzt das Streben nach äußerem Glanz.

Große Schulen.

Der Wert der Volksschule beruht nicht in ihrer Größe, auch nicht in der aufsteigenden Zahl ihrer Klassen an sich. Für jedes Schuljahr eine Schulklasse zu haben, danach den Lehrplan einzurichten, ist nur richtig bei annähernd gleichwertig gut beanlagten Schülern. Es entspricht aber nicht der Entwicklung der Kinder in ihrer großen Mannigfaltigkeit. Nur wenige gehen so schnell und gleichmäßig weiter, daß sie jährlich größeren neuen Stoff sich assimilieren können. Die Ziele der Schulen aber nach der Leistungsfähigkeit ihrer schwachen Schüler festzusetzen, ist ein Vergehen an den tüchtigen Schülern und an dem Staate, der Weckung und Stärkung aller Kräfte seiner Bewohner zu seiner Existenz bedarf. Darum ist auch Mannigfaltigkeit, nicht Uniformität das Richtige für die Gestaltung der Volksschulen. Daß die Volksschule überall da, wo der Lehrer übergroße Klassen zu unterrichten hat, ihre Aufgabe nicht erfüllen kann, sondern an einer handwerksmäßigen Abrichtung sich genügen lassen muß, wird ver-

Zahl der aufsteigenden Klassen.

ständlich, wenn man mit den 80 und mehr höchst ungleichartigen Schülern einer Volksschulklasse die geringen Zahlen der weit homogeneren Schüler von Klassen höherer Schulen oder gar die kleine Zahl von Soldaten vergleicht, für deren Ausbildung in viel sinnenfälligeren Dingen ein Offizier und mehrere Unteroffiziere vorhanden sind.

Gemeinsamer Unterricht von Knaben und Mädchen.

Ganz aus den Verhältnissen der Volksschule heraus hat sich in ihr auch die Frage der gemeinsamen Erziehung (coeducation) der Knaben und Mädchen beantwortet. In den kleinen Volksschulen mit einem Lehrer ist die gemeinsame Erziehung selbstverständlich, aber auch bei Schulen mit vier und fünf Klassen zieht man mit Recht eine größere Zahl aufsteigender Klassen weniger aufsteigenden Klassen mit getrennten Geschlechtern vor. Und selbst in den großen Städten, wo man die Knaben und Mädchen getrennt unterrichtet, ist der Unterricht doch in den wesentlichsten Stücken nach Umfang und Ziel gleich, keinesfalls so verschieden wie der Unterricht der höheren Knaben- und der höheren Mädchenschulen. Wer je vor gemischten Klassen gestanden hat, weiß es, wie günstig die gegenseitige Ergänzung der Geschlechter wirkt: des Knaben Kraft, des Mädchens Anmut; seine Unbeholfenheit, ihre Geschicklichkeit; seine Ausdauer, ihre Schnelligkeit; sein nüchterner Verstand, ihr sinniges Gefühl. Aber die Grenze der Gemeinsamkeit ist sicher gesteckt von der Natur. Gemeinsame Erziehung ist förderlich nur so lange, als in dem Kinde die zwei Blumen noch vereinigt sind, so lange die Knospe noch beide, die Jungfrau und den Jüngling, in ihm zudeckt. Solange dies der Fall ist, sind die Geschlechter zu gegenseitigem Vorteil gemeinsam zu unterrichten.

Hilfsschulen.

Die Not hat dazu geführt, daß man wenigstens hier und da namentlich in größeren Städten besondere „Hilfsklassen“ und „Hilfsschulen“ mit geringen Frequenzen eingerichtet hat. Der körperliche und geistige Niedergang weiterer Bevölkerungskreise wird in verstärktem Maße dazu führen. Sie sind keine pädagogische Liebhaberei und kein Luxus, haben vielmehr eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung. Die immer zahlreicheren Elemente der Bevölkerung, die auf dem Wege der Schulbildung normaler Kinder zurückbleiben und in geringerem oder stärkerem Maße erwerbsunfähig sind, sollen geistig so weit gefördert werden, daß sie in einer Arbeit, die selbständigere Tätigkeit des Geistes nicht voraussetzt, ihren Unterhalt erwerben.

Innerer Betrieb.

Groß sind die Verschiedenheiten der Verhältnisse, unter denen die Volksschule arbeitet. Nicht so, wie es erwünscht wäre, hat sich der innere Betrieb dem angepaßt. Der formale Zweck der „Bildung geistiger Kraft“, wie ihn Pestalozzi betonte, hat, abgesehen von dem Einfluß der höheren Schulen auf die Volksschule, bei der großen Bedeutung der Persönlichkeit Pestalozzis in dieser Hinsicht nicht günstig auf die Gestaltung der Lehrpläne der Volksschule eingewirkt. Der Unterrichtsstoff löste sich zu sehr los von der Wirklichkeit, in der das unterrichtete Kind stand, und für die es erzogen werden sollte. Für die Wahl des Stoffes war dessen formal bildende

Kraft oft ausschlaggebender, als der ihm an sich innewohnende Wert. Mit dadurch wurde es veranlaßt, daß nicht immer grundlos der Volksschule und ihren Lehrern der Vorwurf gemacht werden konnte, sie gingen in den Kleinlichkeiten der Methodik auf, der vermittelte Stoff dagegen sei vielfach minderwertig, ja unrichtig. Nicht so sehr nach großen Gesichtspunkten als nach dem jeweilig hervortretenden Bedürfnis hat sich der Unterrichtsbetrieb der Volksschule ausgestaltet. Was in einzelnen fortgeschritteneren Bezirken erreicht war, galt bald als allgemeine Norm. Die Entwicklungslinie hat aber keineswegs immer gerade aufwärts geführt. Aktion und Reaktion kommen auch hier in fortwährendem natürlichen Wechsel zur Geltung.

Lehrfächer der Volksschule.

Zu den alten Unterrichtsfächern der Volksschule: Religion, Lesen, Gesang hat sich bereits im 16. Jahrhundert das Schreiben und Rechnen gesellt. Das 18. Jahrhundert brachte den Unterricht in den sogenannten Realien (Geschichte, Erdkunde, Naturkunde) und das neunzehnte Zeichnen, Turnen für Knaben und Handarbeit für Mädchen. Das sind die zurzeit in Deutschland und in den meisten andern Ländern üblichen Fächer. Nicht in der Schaffung neuer Kulturwerte, sondern in deren Vermittlung an die breitesten Schichten des Volkes besteht die Arbeit der Volksschule. Was für Kulturelemente aus den genannten Unterrichtsfächern die Volksschule vermittelt, ist davon abhängig, aus welchen Bevölkerungsschichten sie sich rekrutiert, und welcher Beschäftigung zum Erwerb ihres Lebensunterhaltes die Kinder sich später hauptsächlich zuwenden werden. Die Volksschule kann nicht Fachschule im eigentlichen Sinne sein, aber darauf muß sie hinarbeiten, durch Rücksichtnahme auf die Berufsarten und die ganze Lebensführung der Kinder zu befähigen, daß sie sich erwachsen in ihrem Lebenskreis zurechtfinden und Besserungen in ihm vorzunehmen vermögen.

Überwiegen städtischer Gesichtspunkte.

Im ganzen ist das Gepräge der Volksschule zu stark städtisch, ja man kann behaupten, großstädtisch geworden. Die ursprüngliche Anlehnung der Volksschule an die städtische höhere Schule, die Herübernahme von deren Einrichtungen mangels selbständiger Entwicklung infolge des Fehlens klarer Erkenntnis der verschiedenen Aufgaben beider Schularten haben dazu von vornherein hingeführt. Die größere geistige Regsamkeit der städtischen Volksschullehrer und die Möglichkeit, der Schularbeit sich uneingeschränkter widmen zu können als der durch allerlei sonstige Beschäftigung wie Land- und Gartenbau oder Kirchendienst in Anspruch genommene Landlehrer, die Herstellung von Lehr- und Lernmitteln überwiegend durch städtische Volksschullehrer haben diese Richtung auf das städtische Leben besonders gekräftigt. Einfluß darauf hat auch die Führung des Volksschullehrerstandes durch seine großstädtischen Glieder infolge des festorganisierten Lehrervereinswesens gehabt. Anfänge zum Bessern sind da, aber sie müssen erheblich kräftiger werden, wenn sie nachhaltig wirken sollen. Die größere Seßhaftigkeit der ländlichen Lehrer ist dazu notwendige Voraussetzung, da nur dem Lehrer, der auf der gleichen Stätte

seiner Tätigkeit länger verweilt, möglich ist, an den mitgebrachten Vorstellungskreis der Kinder anzuknüpfen und auf ihn abzuzielen. Zurzeit findet sich aber wie bei unsrer Gesamtbevölkerung so auch bei den Lehrern der kräftigere Beharrungszustand in den größeren Städten.

Sittliche Beeinflussung durch die Volksschule.

Die Kultur, welche die Volksschule den Kindern vermitteln will, ist in erster Linie sittlicher Art. Normalerweise sollte da vornehmlich das Elternhaus wirken. Indes seine Einwirkung ist nicht immer ausreichend, weil seine Kraft durch schwierige Lebensverhältnisse gelähmt wird oder weil es infolge des Mangels eigner Sittlichkeit dazu außerstande ist. Der Staat aber hat nicht nur zu seiner eignen sicheren Fundamentierung die Sittlichkeit nötig, sondern ohne sie vermag auch kein einzelner glücklich zu sein. Darum sorgt der Staat durch die Schule für Erziehung zur Sittlichkeit. Die Volksschule hat das Elternhaus zu vertreten. Und ihr stehen Mittel dafür zur Verfügung. In diesem täglichen Gleichmaß der Arbeit während acht Jahren bildungsfähigsten Alters liegt ein gut Teil erzieherischer Kraft. Mehr als zweitausendmal hat das Kind der Volksschule während seiner Schulzeit häusliche Aufgaben gefertigt, hat es sich bemüht, pünktlich zur Schule zu kommen, hat es gesorgt, daß es rein, heil und glatt an Körper und Kleidung vor den Lehrer trete. Da wächst es hinein in die Liebe zur Arbeit, zur Pünktlichkeit, zur Ordnung. Durch Gewöhnung geht der Weg zur Gewohnheit. Die Hauptsache dabei ist die Persönlichkeit des Lehrers. Sein Ernst, seine Treue, sein Fleiß, sein Eifer, sein Frohsinn drücken dem kindlichen Gemüte unverwischbare Spuren auf, wenn sie ohne Aufdringlichkeit ihm entgegentreten. Freilich auch nur da, wo inneres Gleichmaß, Ruhe und Besonnenheit vorhanden sind, wo nicht hastende Neueindrücke die früheren verwischen. Der Lehrer in reiferen Jahren ist dabei im natürlichen Vorteil gegenüber dem jungen, der ja nicht meinen darf, durch viele Neuerungen etwas zu erreichen, sondern der die Stetigkeit der Arbeit ganz besonders anzustreben hat. Ruhige Besonnenheit ist dem Lehrer auch unentbehrlich bei der Anwendung der äußersten ethischen Erziehungsmittel, bei Belohnung und Strafe. Wer erstere weise zu verwenden versteht, wird zu letzterer selten genötigt werden.

Lehrerpersönlichkeit.

Zusammenleben der Kinder.

Auf ethischem Gebiete liegt weiter der Einfluß des Gemeinschaftslebens der Kinder untereinander. Die Familie übt viel, oft zu viel Liebe und Nachsicht, so daß selbstisches Wesen im Kinde entsteht und gepflegt wird. Die Volksschule kann Rücksichtnahme allein nicht walten lassen. Die Gerechtigkeit verlangt gleichen Maßstab für alle, deren Kräfte gleich sind. Da streift Eigensucht sich ab. Nächstenliebe, Mitleid und Barmherzigkeit, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft sind Pflanzen, die auf dem Boden des gemeinsamen Lebens der Volksschule fröhlich gedeihen. Doch die Münze dieser kräftigen Miterziehung durch Mitschüler hat ihre Kehrseite: die Gefahr des schlechten Beispiels und unmittelbarer Verführung. Der Lehrer vermag sie mindestens abzuschwächen, wenn in allem, was er tut, der Geist uneingeschränkter Reinheit und Wahrhaftigkeit waltet. Dann

wird ein sittlich verkommener Schüler so leicht die anderen nicht anstecken, weil sie ihn meiden.

Religiöse Einwirkung der Volksschule.

Die sittliche Einwirkung der Volksschule ist ohne die religiöse nicht denkbar. In der christlichen Religion insonderheit liegen unverwüstliche Kräfte der Sittlichkeit, die ihre Betätigung im gesamten Volksleben fordern. Der französische Ministerialerlaß über die Volksschule vom 27. Juli 1882 bringt in den Artikel XV beigegebenen Lehrplänen einen Lehrplan für den sittlichen Unterricht. So sehr er sich bemüht, vermag er die religiösen Gefühle nicht zu entbehren und als Hauptpflicht gegen Gott nennt er den Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze. Die Volksschule ist eine Erziehungsanstalt, die der Religion benötigt, sie muß darum ihrem Lehrer auch den Religionsunterricht belassen. Wird er ihm genommen, sinkt seine Autorität bei den Schülern, die sehr wohl empfinden, daß der Lehrer als nicht befähigt dafür angesehen wird.

Religionsunterricht.

Es ist aber auch für die Volksschule, ja vielleicht da am meisten eine Täuschung, wenn man glaubt, durch Unterricht allein den Kindern Religion aneignen zu können. Sie wird anerlebt, nicht angelernt. Das gilt besonders für den geistigen Zustand, in dem die Kinder zur Schule kommen, schließt aber nicht aus, später, nachdem der Keim religiösen Lebens sich weiter entwickelt hat, ihn durch das Licht religiöser Belehrung zur vollen Entfaltung zu bringen. Darum kann aller Unterricht der Volkschule eines religiösen Zuges nicht entraten. Es ist ein großes Ding um die Errungenschaften der Naturwissenschaft, aber das von ihnen erhoffte Glück haben sie nicht gebracht; ja bei ihrem Eindringen in die breiteren Kreise drohen sie das geistige Leben stark zu vergröbern und seines tieferen Gehaltes zu entleeren, wenn dagegen nicht der Damm einer idealen Welt- und Lebensanschauung aufgeworfen wird, dessen Krone die Gewißheit einer überweltlichen Wirklichkeit, der religiöse Glaube, bildet. Auch die Geschichte lehrt es, daß die Glanzzeiten der Völker religiös stark beeinflußt waren. Darum ist es unmöglich, dem Gedanken ernsthaft näher zu treten, den Religionsunterricht aus der Volksschule zu entfernen. Für unsere deutsche Volksschule wenigstens, die nicht nur Wissen vermittelt, die erziehen will und muß, wenn sie sich nicht selbst aufgeben soll, ist der Religionsunterricht das Herz der gesamten Schularbeit. Aber nicht die Menge des religiösen Wissens gibt einen richtigen Maßstab für die Kraft des religiösen Lebens ihrer Besitzer, ja oft stehen beide in umgekehrtem Verhältnis zueinander, weil der Religionsunterricht nicht innerlich den Lernenden erfaßt hat und nur erreichte, Gedächtnisstoff anzuhäufen, weil zu dem Wissen nicht das Gewissen getreten ist. Die schwerste und bedeutsamste unterrichtliche Aufgabe auch für die Volksschule besteht zurzeit wohl darin, einen Weg zu finden, wie in ihr ein gedeihlicher Religionsunterricht erteilt werden kann, nachdem eine Kluft entstanden ist zwischen der altkirchlichen und der neutheologischen Anschauung. Eine allgemeingültige Beantwortung der Frage kann es nicht geben, denn das

Christentum hat sich ganz naturgemäß nach Konfessionen ausgestaltet und seine Art ist nicht unbeeinflußt geblieben von dem Charakter der Volksstämme. Nur das darf nie aus dem Auge verloren werden, daß die Volksschule nicht Aneignung theologischer Kenntnisse, sondern Wirkung religiösen Lebens anstrebt. Der Pulsschlag eines solchen ist nirgends so fühlbar, als in der mannigfaltigen Darstellung der Bibel. Theologische Einleitungsfragen interessieren das Kind nicht. Daß aber die Sprache und die Anschauungsweise eines zeitlich und räumlich fernen Volkes manches anders zur Darstellung bringt, als das Kind gewohnt ist, merkt es selbst bald. In den verschiedenartigsten Formen den ewig wertvollen religiösen Gehalt zu finden und verstehen zu lehren, ist Aufgabe auch der Volksschule. Kirche und Volksschule sind zwei aufeinander angewiesene Einrichtungen. Ihrer beider Ziel ist die religiös-sittliche Erziehung des Volkes. Die Vertreter beider haben die ernsteste Pflicht, sich zu helfen und zu dienen. Wer das gegenseitige Verhältnis nur in dem Gesichtswinkel der Machtfrage ansieht, wer sie beide als Vertreter verschiedener, ja entgegengesetzter Welt- und Lebensanschauung hinstellt, bringt dem Volke schweren Schaden. In der unersetzlichen und überragenden Bedeutung der Religion für die Erziehung wie für die Gewinnung einer zuverlässigen Lebens- und Weltanschauung aller derer, die sie auf dem Wege philosophischer Denkarbeit nicht zu erlangen vermögen, liegt es, daß die Volksschule grundsätzlich konfessionell einzurichten ist. Am allerwenigsten sind Zeiten konfessioneller Spannungen geeignet, sie simultan zu gestalten. Feste Geschlossenheit in der eignen Konfession für die Tätigkeit der Volksschule ist aber nicht identisch mit Polemik gegen Andersgläubige und hat nichts zu tun mit der Herrschaft der Kirche über die Volksschule. Wirkliche Toleranz, nicht Indifferentismus, in religiösen Dingen gedeiht nur auf dem Boden der Sicherheit des eigenen Glaubensstandpunktes. Tatsächlich ist die Volksschule unter normalen Verhältnissen auch stets konfessionell gestaltet gewesen. Die Auffassung, daß in dem preußischen Landrechte die gesetzliche Unterlage für die allgemeine Simultanschule gegeben sei, konnte nur zu einer Zeit entstehen, die zu wenig geschichtlich in die Anschauung der Zeit des großen Friedrich eingedrungen war, der jeden nach seiner Fasson selig werden lassen wollte, und die die staatskirchlichen Grundsätze seiner Regierung übersah. Daß aber doch hier und da in Gegenden mit national gemischter Bevölkerung Simultanschulen entstanden, hatte seinen Grund in dem Mangel verfügbarer Mittel und geeigneter Lehrer, sowie in nationalen Gesichtspunkten. Die Not der Zeit führte zu ihnen, nicht grundsätzliche Neigung.

Kirche und Volksschule.

Auf dem sittlichen Gebiete liegt auch die Pflege des vaterländischen Sinnes in der Volksschule nicht nur durch ein bestimmtes Unterrichtsfach etwa, wie die Geschichte, sondern vielmehr dadurch, daß aller Unterricht, gerade weil er beschränktere Wissensgebiete umfaßt, durchaus bodenständig und national sein kann. Hier hat die Volksschule einen Vorzug vor der

Vaterlandssinn in der Volksschule.

höhern, die schon durch den Betrieb der fremden Sprachen in ihr ganz von selbst zu einer gewissen Internationalität gedrängt wird. Nicht zufällig hat seinerzeit die Volksschule der Franckeschen Stiftungen in Halle den Namen „Deutsche Schule“ erhalten im Gegensatz zu dem Hauptbestandteil der sonstigen Stiftungsschulen, zu der „Latina“. Der Volksschullehrer ist in der Lage, wurzelecht nationale Bildung zu vermitteln. Ganz besonders gilt dies von dem Landlehrer, in dessen gesamtem Unterrichte die Heimat die erste Rolle spielt, der dadurch aber auch einen Heimatsinn zu erzielen vermag, wie ihn die Volksschule der Großstadt trotz aller Bemühungen der Lehrer nicht erreichen kann. In diesem grundnationalen Charakter der Bildung der Volksschule liegt ein großes Stück ihrer Bedeutung. Die Glieder des Volkes, die durch sie ihre Bildung erlangt haben, sind ein Ferment für das Volksleben, das ein Gegengewicht bildet zu der mehr oder weniger nivellierten Masse der Gebildeten.

Intellektuelle Beeinflussung durch die Volksschule.

Durchaus vereinbar mit der religiös-sittlichen Beeinflussung des Willens als der ersten Tätigkeit der Volksschule ist es aber, daß sich darin deren Arbeit nicht erschöpft. Die Kinder, die sie besuchen, werden fast durchweg darauf angewiesen sein, sich später durch ihre Arbeit zu ernähren. Je stärker das Anwachsen der Bevölkerung, desto mehr Glieder des Volkes sind gezwungen, den alten ursprünglichen Ernährungsweisen des Ackerbaues und der Viehzucht den Rücken zu kehren und zu industriellem Erwerbe überzugehen. Aber auch Ackerbau und Viehzucht selbst verlangen in der ganzen Einrichtung ihres Betriebes, in der Handhabung der immer verfeinerten und zusammengesetzteren Geräte geistige Zutat zu der körperlichen Arbeit, wenn sie in dem schweren Ringen der Konkurrenz noch ernähren und nicht zur Ab- und Auswanderung zwingen soll. Dem Staate, der Gemeinde liegt daran, Bürger zu erziehen, die etwas zu leisten imstande sind. Darum muß die Volksschule in allerlei nützlichen Dingen unterrichten.

Unterricht in der Muttersprache.

Lesen und Schreiben stehen nach Alter und Bedeutung voran, sie sind die Grundlage für alle spätere Weiterbildung. Buchstaben zu Silben, Wörtern und Sätzen zusammenzufügen, ist nicht das letzte Ziel des Leseunterrichts. Unsere deutschen Volksschullesebücher wollen dem Kinde des Volkes seinen Anteil an den reichen Schätzen des Geisteslebens in unsrer Literatur vermitteln. Das Kind lernt aus ihm die besten Dichtungen neben den Arbeiten hervorragender, volkstümlich schreibenden Gelehrter der verschiedensten Wissensgebiete kennen. Man fordert heute mit Recht auch Berücksichtigung der Neueren und Neusten, und man wird sie erhalten. Die starke Benutzung der Volksbibliotheken, der Ankauf der mancherlei Ausgaben der Klassiker gerade durch die Bevölkerungsschichten, welche in der Volksschule unterrichtet wurden, sind Beweis für ihre anregende Tätigkeit auf diesem Gebiete. Aber Schriftsteller und Dichter setzen fast immer gereifte Menschen als Leser ihrer Werke voraus. Daher sind richtige Auswahl der Stücke für Kinder und eine Behandlung, die das

Interesse weckt, nicht ertötet, die fern von allem Schematismus ist, Hauptforderungen an das Lesebuch und seine Behandlung in der Volksschule.

Theateraufführungen für die Volksschule.

Um die Kinder der Volksschule tiefer in unsere Literatur einzuführen, hat man ihnen neuerdings auch den Besuch klassischer Schauspiele ermöglicht. Das kann bei nicht langweilender Vorbereitung gewiß auf manche Kinder gut wirken, aber längst nicht alle haben erziehlichen Gewinn davon. Rüstungen, Waffen, Gewänder und sonstige Ausstattungsgegenstände sind nicht wenigen am wichtigsten. Wolkengekräusel um den Mond sehen sie, den Mond selbst nicht. Es ist eine Verkennung, zu glauben, daß man Kindern der Volksschule die psychologischen Probleme in der Jungfrau von Orleans, in Maria Stuart verständlich machen kann. Nur Wilhelm Tell mit seiner menschlich einfachen, vielfach volkstümlichen Handlung dürfte auch eine pädagogische Wirkung ausüben können. Anders liegt es, wenn man diese Theatervorstellungen für Kinder als ein Mittel der Erziehung zu edlem Genuß ansieht. Da werden sie wichtige Dienste leisten.

Schreiben.

Mit dem Lesen verbindet sich in den Volksschulen das Schreiben. Noch sehr viel fehlt, daß es eine auf die Dauer leicht geübte Fertigkeit ist. Auch bei den Aufsätzen gilt dies und bei einfachsten Schriftsätzen. Es ist mehr Selbständigkeit und eigne Arbeit anzustreben, weniger ängstliche Leitung. Lieber einfache eigne, als geistreiche fremde Gedanken, lieber schlichte und selbstgemachte, wenn auch nicht immer korrekte Ausdrucksweise als hochfrisierte. Gesunde Natürlichkeit muß in den deutschen Unterricht einziehen und volle Sicherheit in den Elementen, wie sie nur viel Übung erzielt.

Rechnen.

Auf richtigere Bahnen hat der Rechenunterricht der Volksschule eingelenkt, seitdem er mehr und mehr die seinem Betriebe anhaftende Erinnerung an die Zeit seiner Entstehung bei den Geldgeschäften mit den italienischen Handelsemporien abstreift und Zahlkraft wie Rechenfertigkeit an Aufgaben aus den Sachgebieten des Lebenskreises der Kinder übt. Auch die Raumlehre sieht viel richtiger ihr Ziel in Abmessung, Schätzung und Berechnung der einfachen Flächen- und Körperverhältnisse, als in dem Beweis des Pythagoras.

Geschichte und Realien.

Der Unterricht in den sogenannten Realien zeitigt erfahrungsmäßig oft recht geringe Erfolge. Er lehnt zu stark an den Betrieb in den höheren Schulen an und behandelt nicht selten Dinge, die dem Kinde zu fern und zu hoch liegen. Der Anschauungskreis jedes Kindes bietet Objekte, welche auf ältere Zeiten führen und darauf, daß sie nicht immer besser waren als die Neuzeit. An sie lehne der kulturgeschichtliche Unterricht an, er bringe auch von den wirtschaftlichen Dingen das, was Kindern verständlich ist. Etwas Blut und Eisen ist indes der Kultur in dem Geschichtsunterricht beizumischen. Ein ordentlicher, herzhafter Junge und auch ein tüchtiges, gesundes Mädchen begeistern sich

noch immer am meisten an den Helden ihres Volkes, die ihr Leben mutig wagten zum Ruhme und zur Freiheit ihres Vaterlandes. Das Beste an der Geschichte ist einmal die Begeisterung, die sie erzeugt.

Erdkunde. Naturkunde.

Ebenso wie der geschichtliche muß der erdkundliche und der naturkundliche Unterricht die Heimat benutzen. Er lehre die Kinder deren Eigenart sehen und lieben. Der Sumpf, die Dünenbildung der Ebene, die Quelle, das Gebirge bieten für beide Unterrichtsfächer eine Fülle von Stoff. Der Zusammenhang ist aufzuweisen zwischen den natürlichen Zuständen der Heimat und ihrer Kultur. In der Heimatkunde muß alles Papierwissen schwinden; sie darf kein Unterrichtsfach sein, das in einer Klasse der Mittelstufe abgetan wird, sondern sie muß ein Unterrichtsprinzip werden, das mit der zunehmenden Reife der Kinder zunehmend sich geltend macht. Wenn irgendwo, so gilt hier: der Unterricht sei Wirklichkeitsunterricht.

Ästhetische Bildung. Gesang.

Neben der ethisch-religiösen und der intellektuellen Bildung vermittelt die Volksschule auch ästhetische. Alt in ihr ist die Musik in Gestalt des Gesanges zu kirchlichem Zwecke. Das vorige Jahrhundert setzte ihm den Gesang weltlicher Volkslieder an die Seite. Eine große Menge, vielleicht die Mehrzahl der Organisten und Chorleiter verdanken ihre musikalische Anregung dem tüchtigen Unterrichte ihrer Volksschullehrer. Stammesart hat dabei große Bedeutung. Hauptsache bleibt die Natürlichkeit des Gesanges. Das Volkslied ist das Lied der Volksschule. Neben dem Chorgesang steht der Einzelgesang; es steckt einmal viel Wahrheit in Hagedorns singendem „muntern Seifensieder“.

Zeichnen.

Außer dem Gesange treibt die Volksschule das Zeichnen. Überall ist man dabei, es einem geisttötenden Formalismus zu entheben. Sinnlich scharf sehen, innerlich klar vorstellen, das Vorgestellte mit der Hand möglichst getreu durch den Stift darstellen, ist Aufgabe des Zeichenunterrichts. Außer acht darf dabei aber nicht bleiben, daß die Kinder der Volksschule nicht angehende Künstler, sondern angehende Broterwerber sind, die das Zeichnen für ihre praktische Tätigkeit gut verwenden können.

Deutsch.

Neuerdings wird auch der Unterricht im Deutschen vielfach mit Rücksicht auf die Ästhetik betrieben. Wer je erlebt hat, wie zarteste, duftigste Blüten unserer Lyrik von starkknochigen Händen zerpflückt wurden, wird das wohl begründet finden. Aber man soll nur nicht meinen, daß man die Ästhetik für unsere Kinder an die Stelle der Ethik setzen kann. Ein Lesestück ethischen Inhalts, das ästhetisch nicht besteht, gehört nicht in das Lesebuch, doch soll man aus ihm ästhetisch unanfechtbare Stücke nicht entfernen wollen deswegen, weil sie ethische Tendenz haben. Der unübertrefflichen Auffassung, wie sie Schiller von der ästhetischen Erziehung hatte, sind Volksschulkinder nicht gewachsen. Μηδὲν ἄγαν.

Schmuck der Schulräume.

Für die ästhetische Bildung geschieht zur Zeit auch manches in Ausstattung der Lehrräume. Die konzentrierte Steuerkraft der Städte leistet darin noch am meisten. Indes auch der Einzellehrer in verlassener

Gegend vermag etwas dafür zu tun, und wäre es nur durch Pflege von Blumen im Zimmer und Garten. Nur darf auch hier das „nichts zuviel“ nicht unbeachtet bleiben. Verständnis für die beschränkte Fähigkeit des Kindes, namentlich des Knaben, ästhetische Anregungen in sich aufzunehmen, ist die notwendige Voraussetzung für die zu gewährenden Anregungen, sonst entsteht ein Zerrbild. Sprungweises Vorgehen macht bald lahm, und Reinlichkeit, Ordnung, Sauberkeit sind für die Volksschule auch heute noch die Vorhalle, die man erst durchschritten haben muß, um in das Heiligtum der Ästhetik zu gelangen.

Höflichkeit.

Hiermit hängt die Pflege der Höflichkeit zusammen. Sie ist in Deutschland noch zurück hinter den Ländern im Süden und Westen Europas; noch sind die Zeiten längst nicht vorüber, wo Biederkeit und Grobheit notwendig zusammenzuhängen schienen. Schulklassen mit gesellschaftlich gut gebildeten Lehrerinnen zeichnen sich aus.

Turnen.

Der Turnunterricht, der für die körperliche Haltung der Bevölkerung schon manches geleistet hat, kann das Kind auch zu größerer äußerer Manierlichkeit erziehen. Seine eigentliche Aufgabe bleibt aber systematische Kräftigung des Körpers bei Pflege seiner Geschmeidigkeit, Stärkung des Wagemuts und Aufgehen des einzelnen im ganzen, keinenfalls darf er sich ganz in Sport und Spiel verlieren.

Praktische Beeinflussung. Handarbeit für Mädchen und Knaben.

Neuerdings sind in die Volksschule Gebiete hineingezogen worden, die man früher durchaus dem Hause zuwies: Handarbeit für Mädchen, ebenso für Knaben, Haushaltungsunterricht für Mädchen. Die erstere hat sich volles Bürgerrecht erworben, weil die Arbeitsverhältnisse es in sehr vielen Fällen der Mutter nicht gestatteten, ihr Kind selbst zu unterrichten, sie auch längst nicht immer dazu befähigt ist.

Für den Handarbeitsunterricht der Knaben ist das Bedürfnis nicht so allgemein vorhanden. Die Hand, die später den Pflug führen, den Hammer schwingen soll, muß fest und kräftig werden, für sie wäre Buchbinder- und leichtere Tischlerarbeit nicht ausreichend. Aber wo der Knabe nicht herangezogen wird zu angemessener Betätigung seiner Kräfte in Haus und Hof und auf dem Acker, da ist Handarbeit für Knaben ein wichtiges Stück der Erziehung, das Förderung verdient.

Haushaltungsunterricht.

Änlich liegt es mit dem Haushaltungsunterrichte der Mädchen. Das Haus bietet nicht immer Gelegenheit, daß die Tochter, der Mutter zur Hand gehend, hineinwächst in die vielen Fertigkeiten, welche eine Hausfrau in Stube, Küche und Garten ausführt. Und selbst, wo es noch geschieht, ist es für das Mädchen gut, diese Fertigkeiten mit „warum“ und „weil“ auszuüben, wozu die Mutter nur selten Anleitung zu geben vermag.

All' den vielerlei sonstigen Ansprüchen gegenüber, die auf Einführung neuer Lehrstoffe erhoben werden, muß sich die Volksschule reserviert stellen. Am besten erfüllt sie ihre Aufgabe überall da, wo sie ohne äußeren Schein arbeitet, wo sie in Einfachheit den Grund für eine feste Herzensbildung legt, wo sie das Kind zur Arbeitslust und Arbeitstreue

Arbeitslust und Arbeitstreue.

erzieht, wo sie ihm die Elemente des Wissens so fest und sicher aneignet, daß es seine Lebenserfahrungen daran ankristallisieren kann, um sich mit ihrer Hilfe in seinem späteren Lebenskreise zurechtzufinden. Nicht Vorwegnahme der Wissensgebiete der Erwachsenen, sondern Vorbereitung auf sie frommt dem Kinde. Wertvoll für eine gesunde Entwicklung sind nur die Bildungselemente, welche den Durchschnittskräften der Kinder angemessen mit den ihnen in ihrem gesamten Erfahrungskreis zufließenden Bildungsstoffen zu einem geschlossenen Ganzen verarbeitet werden können.

Anleitung zur Selbsttätigkeit der Kinder.

Bei jeder Aneignung des Wissens darf die Volksschule nicht außer acht lassen, daß Wissen an sich noch keinen Wert hat, daß der Satz „Wissen ist Macht“ nur richtig ist, wenn das Wissen einer Persönlichkeit angehört, die es zu gebrauchen die Kraft und den Willen besitzt. Das Wissen der Volksschule hat dem höheren Zwecke zu dienen, die Kinder zu tüchtiger Leistungsfähigkeit zu erziehen, was nur auf dem Wege ihrer Selbsttätigkeit geschieht. Darum ist nicht das die beste Methode, die den Kindern möglichst leicht viele Kenntnisse aneignet, sondern die, welche sie kräftig zu selbständiger Arbeit nötigt. Durch sie werden die im Kinde liegenden Keime hervorgelockt und zum Wachstum gebracht. Die Tätigkeit des Lehrers muß daher in erster Linie darin bestehen, die eigene Arbeit des Kindes zu lenken und zu leiten.

Allgemeine Volksschule.

Die Volksschule vermittelt eine beträchtliche Menge von Kulturelementen, auf denen auch der Bau der über sie hinausgehenden Schulen ruht. Daraus hat man gefolgert, daß jede Beschulung eines Kindes überhaupt mit ihr beginnen müsse. Gründe für ein solches Verfahren lassen sich mancherlei anführen: technische und soziale. Ebenso sind aber auch sehr schwerwiegende, besonders psychologische Gegengründe vorhanden. Man wird sich in der Annahme nicht täuschen, daß bei dem Streben nach der allgemeinen Volksschule vielfach, bewußt oder unbewußt, die Absicht leitet, damit mehr Beziehungen zu den Kreisen zu gewinnen, die jetzt ausschließlich durch die höhere Schule hindurchgehen. Die naturgemäße Entwicklung zu höherer Kultur erfolgt in erster Linie auf dem Wege der Differenzierung, dann erst auf dem der Nivellierung der Bildung. Beides muß sich ergänzen. Sowohl die allgemeine Volksschule, wie die von unten an gesonderte höhere Schule fördern die Kultur in eigentümlicher und darum berechtigter Weise. Aus der Frage der allgemeinen Volksschule darf man daher auch keine Prinzipienfrage konstruieren, sondern sollte nach kühler Erwägung aller Verhältnisse des besonderen Falles entscheiden, ob sie oder die gesonderte höhere Schule einzurichten ist.

Vorbildung des Volksschullehrers.

Die treffende Auswahl der Wissensstoffe der Volksschule setzt freie, beherrschende Stellung des Lehrers dem Wissen gegenüber voraus. Seine Vorbildung erfolgt gemäß der geschichtlichen Entwicklung gerade in den fortgeschritteneren Staaten durch eigene Fachschulen: durch die Seminare. Der Volksschullehrerstand rekrutiert sich in seiner Mehrzahl aus

den Kreisen der kleineren Landwirte, Gewerbetreibenden und der untern Beamten, das macht ihn zu einem besonders wichtigen Zwischengliede in der Entwicklung einer mehr handarbeitenden Bevölkerung zu solcher mit überwiegend geistiger Arbeit. Das verlangt aber auch, daß die jungen Leute zu ihrem Berufe nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen werden. Dafür hat man, aus Rücksicht auf die Billigkeit, vielfach das Internat. Es darf nicht Kaserne, nicht Kloster sein. Gut geleitet steht es aber nicht zurück hinter dem Externat. Damit der junge Lehrer nicht Sklave seines Wissens werde, muß ihm die Lehrerbildungsanstalt ein tüchtiges Wissen mitgeben. Sein Beruf ist indes kein gelehrter, sondern er besteht in der Ausübung einer Kunst. Bildhauerei, Malerei, Musik, Kriegskunst usw. lehrt man auf besonders eingerichteten Fachschulen, auch die technischen Hochschulen zeigen eine erheblich andere Struktur als die Universitäten. Welche Bildung von einem Anzustellenden verlangt werden muß, darüber entscheidet auch der Anstellende, nicht der Anzustellende. Die Unterhaltungspflichtigen der Volksschule werden sich zu Lehrern ihrer Kinder nie einen Mann mit gelehrter Bildung wählen, wohl aber einen solchen, der offenen Auges für die Erscheinungen des Lebens aus diesem fortwährend sein Wissen bereichert, und der nicht nur befähigt, sondern auch mit innerer Anteilnahme und Lust bereit ist, Kindern das relativ geringe Maß von Wissen mit Rücksicht auf ihr späteres Dasein zu übermitteln. Dazu macht nicht die Erwerbung von Gelehrsamkeit an sich geschickt. Man darf bei Beurteilung der Frage, welche Bildung der Volksschullehrerstand haben soll, nicht außerhalb liegende Motive mit der eigentlichen Aufgabe der Volksschule vermischen, besonders nicht solche der Stellung und des Ansehens der Lehrer. Ansehen und Stellung werden durch treue, geschickte und erfolgreiche Anwendung der angeeigneten Bildung innerhalb der Grenzen des Berufes, nicht durch diese an sich erworben. Daß die heute vielfach geforderte Universitätsvorbildung aller Volksschullehrer wesentlich höhere Ausbildungskosten und einen erheblichen Mangel an Lehrern für die Elemente des Wissens zur Folge haben, und daß andrerseits die große Zahl dieser neu hinzuströmenden Elemente die Universitäten zu tiefgreifenden Änderungen ihrer äußeren Einrichtungen wie ihres inneren Betriebes veranlassen müßte, soll neben den grundsätzlichen Erwägungen hier wenigstens angedeutet werden.

Studium der Volksschullehrer.

Zu den Volksschullehrern gesellen sich in steigendem Maße die Volksschullehrerinnen. Zum Teil stammen sie aus sozial besseren Gesellschaftsschichten. Das gibt ihnen im ganzen auch eine bessere gesellschaftliche und soziale Stellung, trotzdem ihre wirtschaftliche geringer ist als die der Lehrer. Ihr erziehlicher Einfluß ist unverkennbar günstig; darum wird man ihr stärkeres Eindringen in die Schule gern sehen; doch nur, solange die Lehrerin noch weiblich sein will und es wirklich ist. Nicht nur für die kleineren und größeren Mädchen ist das weibliche Element heilsam, sondern auch für Knaben, namentlich für jüngere. Gewünscht kann aber

Volksschullehrerinnen.

nie werden, daß die Zahl der Frauen im Unterrichte der der Männer gleichkomme, ja, wie es in Amerika der Fall ist, sie gar übertreffe.

Außeramtlicher Einfluß des Volksschullehrers.

Für die Bedeutung der Volksschule als Kulturfaktor sind die mannigfachen, nicht unmittelbar amtlichen Bestrebungen ihrer Lehrer nicht zu übersehen. Im Rahmen der Gesamtkultur tritt dabei der städtische Volksschullehrer hinter den ländlichen zurück. Wohl sind beide beteiligt an den Fortbildungsschulen, den allgemeinen, den landwirtschaftlichen und den gewerblichen, die ohne die Volksschullehrer tatsächlich nicht existieren könnten. Beide sind auch vielfach tätig in der Erforschung der Natur. Beide haben ebenso einen nicht unwesentlichen Anteil an den auf Kenntnis der Heimat gerichteten Bestrebungen. Aber der städtische Volksschullehrer wird doch vielfach durch andere verfügbare Kräfte ersetzt. Nicht so der Landlehrer. Fast ausschließlich ist die Förderung kirchlicher Musik, die Pflege des Gesanges der Erwachsenen seine Domäne. Für die mancherlei Vereine kultureller Art ist er unentbehrlich. Den Kreisen des Volkes nahestehend und mit ihnen vertraut, vermag er oft besonders gut die Töne der Vaterlandsliebe anzuschlagen, versteht er durch sachgemäße Belehrungen Sinn und Verständnis für die Fortschritte der Landwirtschaft, der Bienenwirtschaft u. dgl. zu wecken, wie auch sein Garten nicht selten das Vorbild für die Gärten der übrigen Bewohner abgibt. Neuerdings kommen als eine wertvolle Kulturarbeit der Lehrer Volksunterhaltungsabende, die Gründung und Verwaltung von Volksbibliotheken, die Herausgabe von Volksschriften und Schulbüchern hinzu. Der große Nutzen, den solche Bestrebungen haben, darf nicht dahin führen, den Volksschullehrer zum Volkslehrer werden lassen zu wollen. Soweit seine Kraft reicht, darf er sich Aufgaben widmen, die zwar außerhalb der Schule liegen, aber doch der Volkserziehung dienen und seine Arbeit als Erzieher und Lehrer nicht behindern. Seine Pflicht ist nicht, neue Scheite zu dem großen Feuer der Wissenschaft herbeizutragen, wohl aber Funken von diesem Feuer durch das Land in die Hütten der Dörfer und Städte zu bringen, damit sich hie und da ein Feuer daran entzünde.

Nicht Einheitlichkeit, sondern Mannigfaltigkeit der Volksschule.

IV. Ausblick auf die weitere Entwicklung der Volksschule. Der Begriff des allgemeinen Menschentums, der zur Zeit der Aufklärung in die weitesten Kreise ganz von selbst als Reaktion gegen die herrschenden engbegrenzten Vorstellungen vom Wesen des Menschen eindrang, hat mit Notwendigkeit zu einer allgemeinen Volksschule mit allgemeinen Aufgaben und allgemeinen Einrichtungen geführt. Unsere Zeit aber fordert mit Recht um des Fortschrittes der Menschheit willen, daß das allgemeine Menschentum in der Ausgestaltung der berechtigten und in der natürlichen Beschaffenheit des Landes begründeten Eigenart des Volkstums sich darstellt. Sodann hat sich das Leben der zivilisierten Nationen immer verschiedenartiger gestaltet. Landwirtschaftliche und gewerbliche Arbeit schaffen getrennt und vereint in fast unbegrenzter

Zahl und Mannigfaltigkeit die Werte, welche die Mittel für den Lebensunterhalt gewähren, und der Handel mit seinen immer stärker sich verzweigenden Verkehrsadern sorgt für ihren gegenseitigen Austausch. Die immer mehr zunehmende Dichte der Bevölkerung, durch Gesundheits- und Wohlfahrtspflege, durch Friedensliebe gefördert, verlangt eindringendste Einsetzung aller Kräfte, wenn den sich fortwährend steigernden Ansprüchen an die Erhaltung des Lebens genügt werden soll. Der weit überwiegende Teil der Bevölkerung, der gerade auch die schwerstringenden Kreise umfaßt, erhält in der Volksschule seine Vorbereitung für den Kampf ums Dasein, da tatsächlich etwa neun Zehntel sämtlicher Kinder durch sie hindurchgehen. Sie entstammen den Kreisen mit einfachster natürlicher Beschäftigung wie solchen mit höchstentwickelter industrieller Kultur. Diesen Verhältnissen hat sich die Volksschule anzupassen. Nach zwei Seiten kann es geschehen: durch mannigfaltigere Gestaltung ihrer Organisation, wie ihres Unterrichtsbetriebes. Die Einrichtung der Volksschule hat unter dem Gesichtspunkte zu erfolgen, daß möglichst alle Schüler einen ihrem geistigen Niveau angemessenen Abschluß der Schulbildung erhalten. Nur die Erfahrung aus der Statistik, nicht die Theorie kann entscheiden, wieviel aufsteigende Klassen dazu in jedem einzelnen Falle gehören. Die schwächsten der Schüler sind gesondert zu behandeln, ebenso müssen, wo ausreichendes Kindermaterial vorhanden ist, die besten Schüler die Möglichkeit erhalten, eine über den Durchschnitt hinausgehende Bildung zu erlangen. Der Zug der Zeit geht dem entgegen. Und doch muß hier an dem Prinzip des Individualisierens festgehalten werden, wenn die Entwicklung gesund bleiben soll. In den Hilfsschulen und den Mittelschulen sind die Ansätze dazu da. Durch die weitere Ausgestaltung der letzteren in Anlehnung und engem Zusammenhang mit der Volksschule ist diese mannigfacher auszugestalten und ihr wiederzugeben, was sie früher besaß: die Vorbildung aller Kinder, die eine höhere Schule nicht besuchen, entweder zum Übertritt in das Leben oder in eine höhere Schule behufs Erweiterung des Schulwissens für höhere Berufsarten.

Mit dieser Mannigfaltigkeit der Organisation im engsten Zusammenhange steht die größere Mannigfaltigkeit des Unterrichts, sei es in stärkerer Betonung der intellektuellen oder der ethisch-religiösen Förderung, sei es in Bevorzugung einzelner Wissensgebiete oder in besonderer Anpassung derselben an die Verhältnisse der in Betracht kommenden Bevölkerungsschichten. Leben und Volksschule müssen aufs engste verbunden sein, und die Schule muß das Leben widerspiegeln. Das wird von selbst dazu führen, der Einzelentwicklung der Volksschule freieren Spielraum zu geben als bisher.

Beschränkung des Wissensstoffes.

Das Entscheidende für den Erfolg der Volksschularbeit ist nicht allein die Größe des angeeigneten Wissens am Ende der Schulzeit, sondern auch die Fähigkeit, die wirklichen Dinge und Geschehnisse sachgemäß aufzufassen und zu beurteilen, soweit ein Kind dazu die Reife besitzt.

Darum muß in der Volksschule an Stelle des Gängelns der Kinder ihre leichte Leitung zu und bei eigener Tätigkeit treten. Das setzt von vornherein voraus, daß nicht Pflege der Intelligenz allein dem Lehrer obliegt, sondern ebenso Weckung des Gefühls und vor allem eindringlichste Anregung und Festigung des Willens. Soll diese Aufgabe in der Volksschule gelöst werden, ist eine Beschränkung der Lehrpläne unweigerliche Voraussetzung. Sie dürfen nicht Lehrpläne höherer Schulen in etwas verminderter Ausgabe sein, sondern sie haben sich auf die Stoffe zu beschränken, in denen das Kind beim Eintritt in das Leben orientiert sein muß, und auf die Fertigkeiten, welche es als unverlierbares Eigentum in die praktische Arbeit mitzunehmen einen Anspruch hat. Wenn eine Schule, so sollte die Volksschule beherzigen, was Lessing in seinem Nathan (Aufz. V, Auftr. 6) der Recha und Sittah über Bücherweisheit und Lebensschule in den Mund legt.

Notwendigkeit größerer Mittel für die Volksschule.

Zweifelhaft kann es auch niemand sein, der die Dinge mit Rücksicht auf das Ganze anschaut, daß die Volksschule erheblich größere Mittel in Anspruch nehmen muß, wenn sie ihre Kulturaufgabe, so wie es zu verlangen ist, erfüllen soll. Die Zeiten, wo man glaubte, daß ein Lehrer hundert und mehr Kinder mit Erfolg in der Schule versorgen könne, sind vorüber. Überall, wo die Bevölkerung dichter sitzt, wo also die Kinderzahl ausreicht, hat man meist so starke Klassen gebildet, daß Individualisierung beim Unterrichte völlig ausgeschlossen bleibt. Darum ist Verminderung der Kinderzahl in den Klassen und demgemäß Vermehrung der Mittel für die Volksschule eine unabweisliche Notwendigkeit.

Ergänzung durch die Fortbildungsschule.

Zu der größeren Freiheit der Entwicklung und zu der gründlichen Revision des ganzen Betriebes, insonderheit der Lehrpläne und der Etats der Volksschule muß noch ein Weiteres treten, wenn die Erziehung der Volksschuljugend gelingen soll. Die Volksschule entläßt ihre Zöglinge zu einem Zeitpunkte, in dem sie sittlich stärker gefährdet sind als je zuvor, kurz vor oder mitten in der Entwicklung zur Geschlechtsreife. Ungezählte gehen in den Gefahren dieser Periode zugrunde, weil der feste Halt, den bis dahin die Schule durch ihre Ordnungen noch gewährte, zu jäh abgebrochen wird. Der Übergang muß allmählicher geschehen. In dem Maße, als die Arbeit des praktischen Lebens dem Kinde stärker auferlegt wird, muß die mehr geistige Arbeit der Schule zurücktreten, indem sie sich unmittelbar an die praktische Berufsarbeit anlehnt. Ganz gebieterisch ist darum die Errichtung von Schulen nach Art der Fortbildungsschulen zu verlangen. Sie sollen nicht bloß Fortsetzungen der Volksschule sein, aber sie können der Kraft der Gesittung durch ethische Beeinflussung nicht entraten, durch welche allein der einzelne, durch welche ein ganzes Volk stark wird.

Volksschule und Heer.

Wer die Volksschule mit der andern großen Organisation für Volkserziehung, mit dem Heere, vergleicht, vermag nicht zu übersehen, wie überlegen die geistigen und materiellen Kräfte sind, welche in dem Heere

wirken, und zwar trotzdem es einen erheblich kleineren Volksausschnitt darstellt als die Volksschule. Ohne ungerecht zu sein, darf sich daher auch niemand wundern, daß die Heereserziehung vielfach kräftiger in ihren Wirkungen sich erweist als die Erziehung der Volksschule.

Soziale Aufgaben der Volksschule.

Sie gewinnt aber in dem Maße erhöhte Bedeutung für unser ganzes Volksleben, als der vierte Stand, dem sie die abschließende allgemeine Bildung vermittelt, sich in die Reihe der andern Stände vorschiebt, als die zur Zeit in ihm großenteils noch gebundenen Kräfte frei werden und sich entfalten. Daß er sich vorschiebt, ist eine nationale, ja auch eine sittliche Notwendigkeit, die sich mit und ohne Willen der Beteiligten vollzieht. Jedes Volk stellt in seiner Eigenart ein Stück Menschentum dar, das bestimmt ist, der Vervollkommnung der Menschheit zu dienen. Nicht eine kleine Zahl der Volksgenossen vermag die Eigenart des ganzen Volkes zu erhalten und in dem Streite der mannigfachen Kulturkräfte durchzusetzen. Die Erfahrung lehrt, in welch starkem Grade der internationale Verkehr mit seinen stetig gewaltig fortschreitenden Mitteln abschleift und ausgleicht. Die volkstümliche Eigenart wird nur durch die geschlossene Bevölkerungsmasse erhalten, welche den vierten Stand mit umfaßt, mag er sich gegenwärtig auch noch in der Mehrzahl seiner Glieder international fühlen. Das Volk kann sich ohne ihn nicht zur Höhe seiner Kultur emporarbeiten. Es muß um seiner selbst willen auch den vierten Stand zum nationalen Leben mit heranziehen, wenn es seine Vollkraft zur Darstellung bringen, wenn es seine besonderen Kulturaufgaben in der Gesamtheit der Völker erfüllen soll. Das helle Licht der Geschichte liegt über den Vorgängen, die zum Eintritt des dritten Standes in das öffentliche Leben geführt haben. Wie verschieden hat er sich bei den großen Völkern Europas, den Franzosen, den Deutschen, den Russen vollzogen, soweit bei letzteren davon schon gesprochen werden kann! Keiner wird verkennen, daß dabei die Bildung des dritten Standes starke Einflüsse gehabt hat. Und nun tritt der vierte Stand hervor. Ein echter roi des gueux, ist der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches von dem edlen Ehrgeiz beseelt gewesen, in seinem hohen Alter noch für die wirtschaftlich schwächste Klasse der Bevölkerung, für den vierten Stand, einen Zustand zu erstreben, wie er für den dritten in der Emanzipation herbeigeführt wurde, die an die Namen Friedrich Wilhelm III., Stein, Hardenberg sich knüpft. Unbeirrt ist ihm in dem gleichen Streben sein Enkel gefolgt. Die Schwachen auf ihre eigene Kraft oder auf Privathilfe zu verweisen, vertrug sich damit nicht. Nicht der schwankende Boden freundlicher Nächstenliebe konnte das Fundament werden für den zu errichtenden Bau, sondern nur der feste Boden des Rechts. Damit wurde das Vertrauen des vierten Standes auf den Staat gelenkt, sein Wohlergehen an die Blüte des Staates gebunden. Damit war dieser Stand auch genötigt, sich tätig an dem Leben des Staates zu beteiligen. Noch fehlt viel, ja alles, daß das in fruchtbringender Weise geschehe. Es will gelernt werden, seine sozialen

Rechte mit Verständnis und Einsicht zu gebrauchen, seine sozialen Pflichten mit dem Blick auf das Ganze zu erfüllen. Hier liegen schwere, noch ungelöste Aufgaben für die Volksschule. Auch ihren Schülern muß zum Bewußtsein kommen, daß der einzelne die Gewähr der Sicherheit seiner angemessenen Lebensführung nur als dienendes Glied des großen Ganzen, des Staates, hat, dem er angehört, dem er seine Kraft zu widmen verpflichtet ist. Auch das Kind der Volksschule muß lernen, daß die gepriesene Gleichheit unmöglich, weil widernatürlich ist, denn die Natur kennt keine Gleichheit, sondern ihr oberstes Gesetz ist Abhängigkeit und Gehorsam, und daß der Kommunismus den Tiefstand menschlicher Gesittung darstellt. Erst wenn der enge Zusammenhang begriffen sein wird, der zwischen den sozialen Problemen und der Volkserziehung besteht, deren Anfänge die Volksschule vermittelt, wird es gelingen, die schweren Hindernisse zu überwinden, welche der gesunden Entwicklung der Volksschule von den verschiedensten Seiten entgegentreten. Wie die Wehrhaftigkeit des Volkes, so muß auch seine innere Erstarkung von jeder staatserhaltenden politischen oder wirtschaftlichen Partei gleichmäßig gefördert werden.

Treue, geschickte Lehrer, tatkräftige, weitschauende, warmherzige Herren muß die Volksschule haben, wenn sie für die Gesittung, das Wissen und Können feste Unterlagen schaffen, wenn sie bewirken soll, daß das Leben sichere Fundamente vorfindet, auf denen es die Kultur jedes einzelnen zu der ihm entsprechenden Höhe weiterzubauen imstande ist. Der in ihr herrschende Geist aber sei allezeit bestimmt durch das Doppelgebot „Du sollst lieben Gott, deinen Herren, und deinen Nächsten als dich selbst“: von seiner Erfüllung hängt das Gedeihen auch der Volksschule ab.

Literatur.

Die am Schluß der vorhergehenden Abhandlung über das „Moderne Bildungswesen" von PAULSEN aufgeführten Werke enthalten auch besondere eingehende Artikel über die Volksschule, ihre Einrichtungen und ihren Betrieb, oder sie gelten in einem Teil ihrer Darlegungen für die Volksschule mit.

Außerdem sind noch zu nennen:

I. Nachschlagewerke.

v. RÖNNE, Das Unterrichtswesen des preußischen Staates. Berlin, 1855. (Auch heute noch für die Rechtsfragen der älteren Zeit unentbehrlich.)

SCHNEIDER und v. BREMEN, Das Volksschulwesen im preußischen Staate. 3 Bände. Berlin, 1887. (Neben den Rechtsfragen von bleibendem Werte durch geschichtliche Angaben und Berichte aus amtlichen Quellen.)

v. BREMEN, Die preußische Volksschule. Stuttgart und Berlin, 1905. (Enthält in teilweiser Fortführung des vorigen Werkes eine allgemeine Darlegung der tiefgreifenden Reformen auf dem Gebiete des preußischen Schulrechts während der beiden letzten Jahrzehnte.)

ZENTRALBLATT FÜR DAS GESAMTE UNTERRICHTSWESEN IN PREUSSEN. Monatshefte seit 1859. (Sammlung der allgemeinen Erlasse. Daneben auch statistische Angaben und einzelne geschichtliche Ausführungen.)

PETERSILIE, Das öffentliche Volksschulwesen im Deutschen Reiche und den übrigen europäischen Kulturländern. Leipzig, 1897.

II. Geschichte der Volksschule.

HEPPE, Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gotha, 1858—1860.

KELLER, Geschichte des preußischen Volksschulwesens. Berlin, 1873.

Außerdem findet sich historisches Material über unseren Gegenstand in den Lehrbüchern der Volksschulpädagogik, die allerdings nicht einen eigentlich wissenschaftlichen Charakter tragen. Als die bekanntesten sind zu nennen: SCHORN, Geschichte der Pädagogik (21. Ausg. von F. v. WERDER). Leipzig, 1903. — HEILMANN, Handbuch der Pädagogik, 7. Aufl. 1903. — SCHUMANN-VOIGT, Lehrbuch der Pädagogik. 3. Aufl. 1903. — OSTERMANN-WEGNER, Lehrbuch der Pädagogik. Oldenburg. — KAHLE, Grundzüge der evangelischen Volksschulerziehung. Breslau. — LEUTZ, Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts. Tauberbischofsheim. — DITTES, Schule der Pädagogik. Leipzig.

III. Betrieb der Volksschule.

KEHR, Praxis der Volksschule. Gotha. (Von bleibendem Wert durch die Fülle aus der Praxis geschöpfter Lehrweisheit.)

KEHR, Geschichte der Methodik des Volksschulunterrichts. Gotha. (Ein grundlegendes Werk großen Sammelfleißes vieler Schulmänner, aber sehr verschieden in der Ausführung und mehrfach ohne rechte kritische Sichtung.)

HOHMANN, Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer. Breslau, 1902.

Das Wissenswerteste über den eigentlichen Volksschulbetrieb enthalten auch die vorhergenannten populären Lehrbücher.

DAS HÖHERE KNABENSCHULWESEN,

SEINE ENTWICKLUNG UND SEIN VERHÄLTNIS ZUR DEUTSCHEN KULTUR.

Von

Adolf Matthias.

Einleitung. Aus der Kultur der Gegenwart, soweit sie im Leben der höheren Knabenschulen zum Ausdruck kommt, führen zahlreiche Beziehungen hinüber in des deutschen Volkes nahe und ferne Vergangenheit und darüber hinaus in das Leben derjenigen Kulturvölker, unter deren Einfluß deutsches Geistesleben sich entfaltet hat. Diese Beziehungen alle aufzusuchen und zu verfolgen ist nicht leicht. Denn es ist ein weiter Weg von dem Schüler unserer Gymnasien und Oberrealschulen bis zu dem Zögling der merovingischen Palastschule, in der man ein grausames Latein zu lernen sich quälte, oder zu dem Rhetorenschüler Spätroms, der unterwiesen wurde in der Weisheit griechischer und lateinischer Beredsamkeit und nicht gerade ehrfürchtig wie zu einem geliebten und geachteten Mentor aufblickte zu dem Freigelassenen oder Klienten, der als mißachteter Pädagog das Urbild eines neuzeitlichen Hofmeisters abgab. Und weiter noch ist der Weg von diesen Schulen, in denen man den vollkommenen Menschen im vollkommenen Redner sah, bis zu den Bildungsstätten der Alexandriner mit ihren sieben Disziplinen, die man später freie Künste nannte, auch wenn sie noch so unfrei geübt wurden und Geisteszwang statt Geistesfreiheit förderten. In weiteste Ferne aber wie zu einem unerreichbaren Ideal verläuft der Weg zu den unseren Gymnasien namensverwandten, aber wesensungleichen Lehrstätten Athens, wo im Schatten der Platanen und in herrlichen Säulenhallen die Knaben und Jünglinge in schönstem Wettstreit bald in geistiger Übung, bald in körperlichem Spiel, unterstützt von der Kunst der Musik, zur Kalokagathie erzogen wurden und der Weisheit eines Sokrates, Plato und Aristoteles lauschen durften. Da der Weg zu diesen ältesten Schulanfängen, die zum Teil sogar noch jenseits griechischer Kultur und Bildung liegen, so weit und die Spuren vielfach so dunkel sind, ist Beschränkung auf unseres eigenen Volkes Werdegang nötig. Dieser berührt sich ohnedies so viel-

fach mit der Kultur andrer Völker, mit denen die Deutschen in freundliche oder feindliche Berührung kamen, daß ein Ausblick in die Weite der Weltkultur immer damit verbunden ist.

Römische Kultur und Anfänge von Germanenschulen.

I. Bis zum Ausgang des Mittelalters. Als das Germanenvolk in die Geschichte eintrat und auf dem Boden römischer Kultur erschien, brachte es scheinbar nichts mit, was kulturfördernd war, scheinbar alles, was zerstörend wirken mußte. Ein Volk in Waffen, dem Krieg und Raub die Mittel seines irdischen Daseins gaben, dem es träge und mattherzig schien, mit Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann, das in sich den wunderbaren Widerspruch vereinigte, daß es die Trägheit und den Müßiggang liebte, wenn kampflose Zeiten waren, die Ruhe aber haßte, sobald das Schwert aus der Scheide fuhr — ein solches Volk bot wenig geeigneten Stoff für den Schulmeister und die Schulstube. Wohin denn auch dieses Volk kam, gingen viele Stätten, wo Knaben Gelehrsamkeit finden konnten, zugrunde, und keine Kunde ist auf uns gekommen, daß man dem Untergange jener verdorrten Bildungsstätten viele Tränen nachgeweint habe.

Und doch war diese Kulturfeindlichkeit der Germanen nur ein Schein. Für die Tiefe und Schwungkraft ihres Geistes sprach ihre Poesie und die tiefsinnig einfache Auffassung religiöser Dinge; vor allem aber legte für ihre Kulturempfänglichkeit Zeugnis ab die Sprache, die sich in der Bibelübersetzung des Ulfilas wunderbar schmiegsam nicht nur den einfachen Erzählungen, sondern auch den ethischen und dogmatischen Fragen des Urtextes anzupassen wußte. Dieses wilde Volk in Waffen trug doch in sich eine Kulturmission und ein hellenischer Schöpferkraft vergleichbares Anpassungsvermögen. Und wenn die Rhetorenschulen der Römer nicht den Gefallen der deutschen Stämme fanden, so mag die natürliche und ursprüngliche Frische und die Liebe zur eigenen Sprache und zu eigenem Wesen noch kräftiger gewesen sein als die Hinneigung zu dem kunstvollen Gefüge der Sprache und des Wesens römischer Schulmeister, denen Natürlichkeit und Frische fehlte.

So sehen wir denn in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt die zwei Seelen, die kulturfeindliche und die kulturfreundliche, im Widerstreit. Wo die Germanen einherzogen, gingen die meisten Rhetorenschulen zugrunde. Aber es wird uns auch berichtet, daß sie die Schuleinrichtungen Spätroms aufrecht erhielten. Selbst die Vandalen haben ihre Söhne die hohe Schule in Karthago besuchen lassen; auch Theoderich liebte römische Wissenschaft und Schule und pflegte beides; aber nach seinem Tode kam es über Segen und Unheil der Schulstube zu einem tragischen Konflikt zwischen Amalasvintha und den Führern des Volkes; denn diese forderten, daß die Herrscherin den jungen König in der freien Kunst des Schwertes erziehen möge, nicht aber unter der unfreien Fuchtel des Schulmeisters aufwachsen lasse. Bei den Franken ließ man die

gallischen Rhetorenschulen bestehen, weil die Merovinger die lateinische Sprache nicht entbehren konnten. So wurde die römische Bildung mehr und mehr heimisch unter den Vornehmen der germanischen Stämme, und die langsam hereinwachsende höhere Schule wurde eine Wirkungsstätte fremder Bildung, fremden Geistes und fremder Sprache. Wie die fremden Gartenblumen und Obstbäume in die Klostergärten deutscher Mönche wanderten, so drang allmählich auf tausend Pfaden römisches Denken und römisches Wollen in deutsche Köpfe und deutsche Herzen, und mehr und mehr hüllte sich deutsches Wesen in römisches Gewand. Wir haben kaum ein Seitenstück eines solchen Vorgangs in der Geschichte, daß ein eigenartiges Volk mit einem solch stolzen Besitz an eigener Sprache und eigener Poesie ein geistiges Joch fremder Kultur so willig auf sich genommen und ohne erheblichen Widerstand und ohne lautes Murren bei den Fremden in die Schule ging und auf die Herrchaft eigenen Volkstums im eigenen Schulhause vollkommen verzichtete.

Die Kirche Herrin in der Schule.

Dieser Verzicht, der dadurch angebahnt wurde, daß der Staat die lateinische Sprache nicht entbehren konnte, wurde vollständig, als die Kirche die Hand auf die geistige Ausbildung der heranwachsenden Jugend und auf die Schule legte. Wenn auch strenggesinnte Männer des Glaubens lebten, daß Christi Reich nicht von dieser Welt sei und nicht durch weltliche Bildung gestützt werden könne, und wenn diese Bildung von ihnen auch als Teufelswerk angesehen wurde, die Verteidigung des Glaubens zwang schließlich doch den Christen dieselben Waffen des Geistes auf, durch welche die Feinde des Glaubens stark im Geiste waren. So wurden die christlichen Katechetenschulen des Ostens, wie z. B. in Antiochia und Alexandria, die ursprünglich nur theologischen Studien zugewandt waren, Pflegestätten weltlicher Bildung; und im Westen, im Reiche der Westgoten, dann im fränkischen Gallien, später auch im angelsächsischen Britannien traten Geistliche und Mönche die Nachfolge in den Rhetorenschulen an. Was sie lehrten, waren vorzugsweise die lateinische Schrift und die ersten Elemente des Lateinischen; später erweiterte sich der Lehrplan zu den sieben freien Künsten, von denen in der Regel das Trivium: Grammatik, Rhetorik und Dialektik den Lehraufgaben derjenigen Anstalten des Mittelalters, die wir als höhere Knabenschulen bezeichnen dürfen, zugrunde lag. Vor allem ging ein reicher Strom auch weltlicher Weisheit und tiefeingreifender Kultur aus von der altehrwürdigen Erziehungshochveste, dem Benediktinerkloster auf dem Monte Casino; und wo diese Kultur deutsche Arbeit für sich gewann, wie in St. Gallen, Reichenau, Weißenburg, Fulda, Hersfeld und Corvey, wuchs die Kraft christlichen Geistes und Wissens, und zugleich wurde hier von antiker Weisheit und Kultur gerettet, was noch zu retten war. Ursprünglich waren solche Schulen nur für Ordensmitglieder bestimmt; aber die immer größere Bedeutung, welche die lateinische Sprache im fränkischen Staatswesen gewann, zwang auch die Söhne der Edlen und vornehmen Freien und die Königsöhne

in diese Schulen, wo neben der schola claustri oder interior eine schola canonica oder exterior ihnen Aufnahme bot, damit sie im Lesen, Schreiben, Rechnen und Latein so fest gemacht würden, wie es eben ging. Daß durch solche Schulen mancherlei Bildung in weltliche Kreise hinausging, das ist zu erkennen an den schriftlichen Verordnungen, welche germanische Könige erließen, und an den Gesetzsammlungen, welche ihre Weisen verfaßten. Im 6. Jahrhundert schrieb der Frankenkönig Chilperich ein lateinisches Buch über die Dreifaltigkeit und machte lateinische Verse, und die arge Königin Fredegunde ließ sich in lateinischen Versen ansingen. Doch dürfen wir uns von dieser Bildung keine zu großen Vorstellungen machen; denn zahlreich sind die Zeugnisse, daß in den hohen Kreisen feinere Bildung nicht ständig zu Hause war. Hören wir doch, daß Königsöhne nicht lesen konnten und daß, wer in Waffen ging, verächtlich auf die Buchstabenweisheit sah, die Gedanken aussprach, ohne lautes Wort zu wagen. Nach 600 wird höhere Bildung immer seltener. Die altgermanische Trägheitsliebe, von der schon Tacitus berichtete, bot immer wieder der geistigen Schulung Widerstand, der sich steigerte, wenn zuviel Fremdartiges in deutsche Köpfe gepreßt werden sollte und wenn strenge Schulzucht viele Schläge darbot, die Fehler aufsummierte und diese auf den Rücken maß an schweren Streichtagen. Man kann es der damaligen Jugend nicht zu sehr zum Vorwurf machen, wenn sie, um für rohe Pädagogik sich zu rächen, dem Magister liberalium artium einmal die Schule über dem Kopfe anzündete oder bei Festlichkeiten ihm die empfangenen Schläge heimzahlte und wenn sie da, wo sie zu solchen Gewaltmitteln nicht griff, sich durch Humor und jugendlichen Mutwillen ebenso fröhlich und heiter über allzu schwere Belastung hinweghalf, wie heutzutage auch.

Karls des Großen Schulreform.

Dieser Niedergang höherer Bildung im 7. und 8. Jahrhundert war so stark, daß Karl der Große seine liebe Not hatte, als er sich anschickte, Jung und Alt im Frankenreiche an Schulgelehrsamkeit zu gewöhnen. Die lateinischen Buchstaben mögen das Geschlecht jener Tage zunächst so unheimlich angeschaut haben wie heute den Anfänger die mystischen Zeichen der Keilinschriften. Denn selbst Geistliche konnten nicht immer lesen; waren sie Analphabeten, so starrten sie ins Buch und hatten die Worte auswendig gelernt oder ließen sie sich von einem Kundigen vorlesen. Um so tiefer mußte Karl der Große, als er 781 länger in Italien weilte, den geistigen Adel empfinden, den das Verständnis antiker Bildung den Römern gab. Er entschloß sich, seinen Franken dasselbe zu geben; er rief die schola Palatina aus der Merovingerzeit zu neuem Leben und begann eine Schulreform an Haupt und Gliedern, der selbst der königliche Hof sich nicht entziehen durfte. Er warb die größten Gelehrten seiner Zeit, einen Alkuin, einen Peter von Pisa, den Longobarden Paulus Diakonus für seine Hofschule, in die er selbst mit seinen Kindern und den Söhnen des höchsten Adels fleißig ging, sich die Arbeiten selber vor-

legen ließ und in eigener Person Strafen und Belohnungen austeilte. Vor allem lag ihm an der Bildung und Hebung des geistlichen Standes; Aachen wurde ein zweites Rom im christlichen Geiste. Kathedral- und Domschulen erstanden, die Klosterschulen wurden mit neuem Leben erfüllt. Alkuin übertrug der Kaiser die Klosterschule in Tours, aus der Hrabanus Maurus hervorging, der Gründer der Klosterschule Fulda, den man mit dem Titel praeceptor Germaniae zu viel Ehre antut, da er vor allem ein praeceptor clericorum war. Von Fulda aus strömte nach Reichenau und St. Gallen neues Leben. Gelehrt wurden in diesen Schulen die Schriftzeichen, Gesang, die Berechnung der Kirchenfeste und Grammatik. Man las Psalmen und mit Eifer römische Dichter und Prosaiker und ahmte sie in didaktischen, lyrischen und epischen Dichtungen nach. Bildungsbedürftige Laien hatten Zutritt. Die Zahl der Schüler muß nicht gering gewesen sein. Denn in den nächsten Generationen finden wir überall Männer, die in jenen Schulen ihre Bildung empfangen hatten. Auch hier waren die Träger der Bildung, mochten sie lehren oder lernen, fast ausschließlich Geistliche, so daß man die Gelehrsamkeit, die man trieb, Clergie nannte und auch die Laien in diese Bezeichnung einbegriff, wie man von den Söhnen Karls des Großen sagte: sie wurden große Kleriker. Aus römischen Schulen hervorgegangen, bewahren die Schulen des Mittelalters ihre römische Tradition und ihre kirchliche Autorität. Die lateinische Sprache stand im Mittelpunkt und schied die mittelalterliche Welt in zwei Hälften, in eine, welche teilnahm an der Bildung, und in eine andre, die ihr fern stand. Germanischem Wesen aber war diese Bildung fremd; es gehörte zum guten Ton, daß, wer zu den Gebildeten zählen wollte, auf Muttersprache und heimische Überlieferungen mit Verachtung blickte. Und wenn auch Karl der Große barbarische, d. h. deutsche uralte Lieder, in denen die Kriege und Taten der alten Könige besungen wurden, aufschreiben ließ, und wenn er den Plan einer deutschen Grammatik faßte, nach seinem Tode finden wir nichts mehr von solchen Bestrebungen. Einheimischer Sprache und Dichtung maß man eben keinen größeren Bildungswert zu als einheimischem religiösem Empfinden, wie es der „Heliand“ ausströmte, dieses Buch vom praktischen Christentum germanischer Art, das Jesus dem Herzen menschlich näher bringen sollte und das lebendige Anschauung vollen Lebens in wechselnder Fülle brachte und eine Germanisierung christlicher Geschichte und christlicher Lehre bot, wie sie uns im ganzen Mittelalter nicht wieder entgegentritt.

Wiederbelebung von Bildung und Schule unter den Ottonen.

Schon unter den Nachfolgern Karls des Großen kamen schwere Zeiten für Reich und Schule. Die Einfälle der Normannen und Magyaren zerstörten, was Karl geschaffen, und verursachten einen starken Rückgang der Bildung, den auch die Schule mitempfand. Unter Otto I. haben wir eine kurze Renaissance, der aber nicht ein Mann, wie Karl zu seiner Zeit, das Gepräge gab, sondern kluge Frauen, wie Hroswitha von Gandersheim, die den klassischen Formen christlichen Gehalt einflößte und die meisten

Männer ihrer Zeit an Bildung überragte, und wie die Herzogin Hedwig, die in der Einsamkeit des Hohentwiel unter Leitung des Mönches Ekkehard lateinische Dichter las und auch des Griechischen sich kundig machte. Außer diesen Frauen finden wir am Kaiserhofe selbst weibliche Wesen, die gebildet und gelehrt waren und ihren Einfluß geltend machten in der kaiserlichen Hofschule, welche unter Bruno und Rotharius von neuem Leben erfüllt wurde. Aber im ganzen wurde derselbe Faden gesponnen, wie ehemals. Alle schönen Geistesgaben widmete man fremden Sprachen; in der eigenen Sprache hatte man den Gebrauch der Schrift nicht. Das Ziel war nach wie vor die Ausbildung tüchtiger Kleriker; die Laien mußten sich begnügen mit den Brosamen, die von dieser Herren Tische fielen. Der grammatische Unterricht wurde sorgsam gepflegt, die Lektüre fand ihre Wertmessung nach grammatischen Ergebnissen. Der sittliche und historische Gehalt trat zurück; die Lehrmethode war gedächtnismäßig; mangelhaftes Interesse glich man aus durch harte Zucht; Stock und Fasten half der Ungeschicklichkeit der Lehrer und der fehlenden Begabung und Begeisterung der Schüler nach. Unter Otto III. trat griechisch-römische Bildung am Hofe immer mehr in den Vordergrund; Herrscherhaus und Bildung entfremdeten sich allmählich heimischem Volkstum, die Schule verfiel wiederum der Erstarrung.

Erstes Eindringen weltlicher Bildung in die Schulen; Universitäten; ritterliche Bildung und Stadtschulen.

Auch die Kreuzzüge mit ihrer Erweiterung des Gesichtskreises, mit ihrer reichen Anregung und Vertiefung auf dem Gebiete mathematischer, astronomischer, geographischer und philosophischer Kenntnisse vermochten nichts an dem erstarrten Zustande zu ändern, da Kloster- und Domschulen sich nicht aufnahmefähig erwiesen, zumal eine Art von Monopol sich ausbildete, dessen Hüter in den Klosterschulen der magister principalis, in den Domschulen der magister scholarum, der Schulmeister, später auch der scholasticus oder Scholaster war. Diese sahen ihr Monopol als eine einträgliche Präbende an, die allmählich zu einem erblichen Lehngut auswuchs, aus dem Rektor und Lehrer ihren kärglichen Lohn ausgezahlt erhielten. Bresche in diese stolze Monopolschanze wurde erst gelegt, als aus freien Vereinigungen gelehrter Männer und wißbegieriger Jünglinge sich die Universitäten bildeten mit ihren drei Fakultäten, zu dem eine höhere Schule als Unterbau nötig war. Diesen bildete in Paris die Kathedralschule von Notredame. Allmählich aber begann die Artistenfakultät, die Wiege der späteren philosophischen Fakultät, die Vorschule für jene Universitäten abzugeben. Die theologische Fakultät war zwar immer noch die erste; die Kirche beherrschte noch immer die höhere Bildung; aber weltliches Werk und weltliches Wissen schob sich doch langsam hinein und nahm den alten Schulen ganz allmählich ihre Alleinherrschaft. Auch die ritterliche Bildung tat das Ihrige, um der ganz auf theologische Zwecke gerichteten Erziehung eine andere Richtung zu geben. Die höhere Schule des Adels war die Ritterburg, in welcher der wißbegierige Page zu Füßen einer schönen Herrin feine Lebensart, Musik und Minne-

sang studierte und an Bildung alles lernte, was Frauen anmutig zu lehren verstehen. Diese Frauen waren nicht nur, wie die Frauen der Ottonenzeit, lateinischer Dichtung kundig; sie verstanden auch die deutschen Dichtungen zu lesen, und bei den engen Beziehungen der Minnesänger zu Frankreich trug auch die französische Sprache manches zu feinerer Bildung bei. Doch diese Art von Bildung bewegte sich nur in engen Kreisen, in denen gar bald der Sinn sich mehr und mehr verengerte und rauhe Kriegeszeiten das Weitere taten, daß gute Zucht und feine Sitte nicht über zarte Anfänge hinauskamen.

Das Bild mittelalterlicher Bildung, soweit diese in den Kreis unsrer höheren Knabenschulen gehört, würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch auf die Bestrebungen der Städte hinwiesen, der höheren Knabenschule zu vollerer Entfaltung zu verhelfen. Aufblühende Städte, erfüllt von bürgerlichem Selbstbewußtsein und Freiheitssinn, empfanden es beengend, daß die Kirche das Gebot des Herrn: „Gehet hin und lehret alle Völker“ mehr und mehr als eine Vollmacht ansah, auch Grammatik, Logik und alle sieben freien Künste zu lehren und Sprache und Denken vielfach unanschaulicher, künstlicher und weltfremder zu gestalten. Man versuchte seit dem 12. Jahrhundert eigene Schulen zu gründen. Doch der Scholaster machte seine Rechte geltend auf Verleihung von Lehrbefähigung und Lehrberechtigung. Wohl wurde den Städten hier und da gestattet, bei den Pfarrschulen den ersten weltlichen Lehrer oder weltliche Hilfslehrer zu unterhalten; aber die geistliche Bevormundung blieb. Gegen Ende des Mittelalters sehen wir an diesen Schulen einen großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, die bei Bürgern betteln gingen; darunter auch alte Knaben, die von Stadt zu Stadt vagierten, die Söhne der Bürger unterrichteten, auch Schreiberdienste versahen, Gedichte verfertigten und trotz geistlicher Bevormundung allerhand Schelmenstreiche und Possenreißereien trieben. Es muß so in den Städten mancherlei weltliche Bildung übermittelt sein. Denn in den Kaufmannskreisen der Hansa finden wir weniger Gelehrsamkeit als weltgewandte und weltmännische Bildung, die niemandem aus der Luft anfliegt. Wer hinauszieht in fremder Herren Länder wie diese Männer, die den Verkehr mit dem Orient, mit Rußland, England, Schweden und Dänemark vermittelten, und wer so gewandt, unbeugsam und tüchtig sich erweist und starke Spuren auch theoretischer Tüchtigkeit zeigt, der muß in keine üble Schule daheim gegangen sein. Vielleicht boten die Bürgerhäuser selber mit privater Unterweisung, was Staat und Kirche nicht darzubieten imstande waren.

So haben wir überall vielversprechende Ansätze; aber dort, wo hätte eingesetzt werden müssen zur Besserung, überwog der Stillstand, der dem Rückgang gleich zu achten ist. Das wissenschaftliche Leben in der Kirche war in Verfall; was sich als Gelehrsamkeit ausgab, war ebenso anspruchsvoll wie geistlos und spitzfindig. Die Kunde alter Sprachen war gering;

das Hebräische und Griechische fast unbekannt; ein barbarisches Latein hatte die Herrschaft; alle Zeugen und Quellen ernster Wissenschaft (die Kirchenväter, die Historiker, die altsprachlichen Texte) lagen unbenutzt in bestäubten Handschriften.

II. Humanismus, Reformation und Gegenreformation (1450—1600). Da brachte Italien neues Leben in Wissenschaft und Schule. Aus dem Studium einzelner Dichter, Historiker und Philosophen wuchs eine neue Bildung hervor. Die Freude an der Schönheit der lateinischen Sprache und Poesie nahm zu, man suchte wie Cicero zu reden, bewunderte seine Dialektik und dichtete wie Virgil; mit Erstaunen erkannte man die Kraft des Lebens, das im römischen Volke pulsiert hatte. Die Bewunderung Platos stieg; Aristoteles trat vor ihm zeitweise sehr zurück. Homer las man mit Entzücken. Besonders regten Petrarca und Bocaccio Wanderlehrer und Apostel an. Und als Konstantinopel gefallen war, trugen griechische Schulmeister und Gelehrte viel dazu bei, daß die Studien der Antike festere Stützen gewannen, an denen Poesie, Geschichte und Rechtskunde sich emporranken konnten. So blühte neues Leben aus den Ruinen der Vergangenheit und eine Auferstehung begann, die eine rein menschliche Bildung wiederbrachte mit ihren Schönheiten, aber auch mit ihren Gefahren. Selbst Geistliche und Päpste zog der Zauber dieser Bewegung in ihre Kreise. Es war natürlich, daß auch die Schule teil am neuen Leben nahm. Unter den italienischen Humanisten war der liebenswürdige und bedeutende, von allem Pennalismus freie Prinzenerzieher von Mantua Vittorino da Feltre des trocknen und gemütlosen Tones am meisten satt; er gründete in Mantua eine Musteranstalt zur Erziehung junger Leute, welcher der Volksmund den Namen „La Giocasa“, das fröhliche Haus, verlieh. Mit feinem Gefühl empfand das Volk Vittorinos Gedanken nach, daß die Freude die Seele alles menschlichen Tuns und der Quell alles Guten, auch in der Erziehung sein müsse, daß sie vor allem Bedeutendes schaffe, daß der Grundsatz „fröhlich auf Erden und anderen helfen fröhlich zu werden“ auch dem Schulmeister nicht übel anstehe, daß nicht Muß und Stock, sondern freudiges Spiel des Geistes Kenntnisse schaffen und fördern könne, die nicht nur totes Wissen bleiben, sondern der Ausbildung des Charakters dienen. Auch in den pädagogischen Schriften jener Tage klingen ähnliche Gedanken durch; das Streben nach Lob, der Wert des Freude erregenden guten Beispiels, der Grundsatz ne quid nimis und der Wert der Erholung und des Spiels werden betont; auch zum Kampf gegen die Lüge wird ermahnt und gewarnt vor körperlichen Strafen, da Schläge für den Sklaven, nicht für den Schüler freier Wissenschaft bestimmt seien. Leise melden sich auch schon Forderungen wie die, daß den Naturwissenschaften und der Mathematik ein Anteil an Menschenbildung gebühre. So war Italien die Heimat neuen Lebensgefühls und neuer Erziehungsgedanken, unter denen der wertvollste, daß

Neubelebung der Schulen durch den Humanismus.

der Schule ein Platz an der Sonne gebühre und nicht hinter dumpfen Mauern, voller Verwirklichung noch immer entgegenstrebt.

Humanistische Studien und humanistische Gedanken drangen bald auch über die Alpen. Schon Karl IV. war empfänglich für die antikisierenden Leistungen der Gelehrten. Allmählich mehrten sich diese und nahmen den Charakter jener überschwenglichen Verehrung an, die leicht in eine servile Verehrung alles dessen ausartet, was aus der Fremde stammt, und in eine unwürdige Herabsetzung eigener Sprache und eigener Kultur. Das Konstanzer und das Baseler Konzil mit seinem Zusammenfluß Gelehrter aus allen Ländern boten neue Anregung; manchem hohen Geistlichen lagen mehr die Bücherschätze St. Gallens am Herzen als die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die Vernichtung des Ketzertums. Die Erfindung der Buchdruckerkunst trug das Ihrige dazu bei, den Strom humanistischer Bildung zu verstärken. Persönlichkeiten wie Eneo Silvio Piccolomini, Friedrichs III. Sekretär, traten mit großem Pathos für klassische Studien und lateinische Beredsamkeit unter den Deutschen auf. Mancherlei Dichtungsarten gelangten so allmählich zur Kenntnis in Deutschland, ciceronianische Beredsamkeit wurde geübt, lateinische Briefe bekannt; klassische Vorbilder wurden nachgeahmt; die Wissenschaft und Geistesbildung wurde ihres theologischen Charakters enthoben, der Betrieb klassischer Studien vom Staube der Scholastik frei; die wissenschaftliche Behandlung der alten Autoren schärfte den Blick; die Lehren der Alten trugen dadurch auch auf anderen Gebieten ihre Früchte. Im Gegensatz zu Italien waren die humanistischen Studien in Deutschland nüchterner, aber auch eindringlicher, methodischer, fast könnte man sagen zunftmäßiger und schulmeisterlicher; die logische Seite wurde mehr betont als die des Wohlklangs und der Schönheit, die Weisheit des Inhalts mehr als die Eleganz der Form; die Gymnastik des Geistes war hier angestrengter und deshalb dauerhafter. Aber auch die Gefahren dieses Betriebes zeigten sich: das Formale gelangte infolge gelehrter Kleinkrämerei mehr und mehr zur Herrschaft; Fremdes zu kopieren galt rühmlich, rühmlich ebenso, in erborgter Maske vor das Publikum zu treten und den ehrlichen deutschen Namen mit griechischen und lateinischen Namen zu vertauschen. Das ganze Gebaren erhielt schließlich etwas Steiftheatralisches. Die Verfolgung der deutschen Sprache kam hinzu und trug bei zum Verfalle deutscher Literatur und Kultur, dem auch aus anderen Quellen zerstörende Wirkungen zuströmten. Die Folgezeiten hielten nicht, was die Begeisterung im Anfange versprochen hatte, als Agricola mehr durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines Beispiels die humanistische Bewegung in Deutschland anbahnte. Er war ein ganzer Mensch, voll Unabhängigkeit von bindender Kirche und starrer Schule, der etwas von dem natürlichen altgermanischen Haß gegen Schulzwang und Lehramt in sich trug, wenn er schrieb, die Schule sei etwas „Herbes, Mühseliges, Unerquickliches, traurig und widerwärtig anzusehen und zu betreten, mit ihren ewigen

Prügelszenen, ihren Tränen und ihrem Geheul einem Kerker zum Verwechseln ähnlich". Dieser größte Feind und Verächter der Schule wurde Stifter neuer Schulformen, weil in seiner Verachtung eine tiefe Sehnsucht nach idealen Formen und nach Besserung lag. Ihm folgte Hegius im Norden mit seiner Schule in Deventer, und in seinem Geiste wurden die Schulen in Münster und Lüttich geleitet. Über die Formen sind wir wenig unterrichtet; im ganzen wird ein Plan zugrunde gelegen haben, wie wir ihn durch Sturm von der Lütticher Schule kennen: In acht Klassen mit stufenmäßig aufgebautem Unterricht, von halbjährlichen Prüfungen und strenger Versetzungsordnung stieg man auf von den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik bis zur freien Nachahmung lateinischer Klassiker; vom vierten Lernjahre an trat das Griechische hinzu, das zu lernen erst die Humanisten der Schule Mut gemacht haben. — In Süddeutschland schaffte Reuchlin dem Humanismus freie Bahn. Von tiefer Wirkung für den Zauber der neuen Bildung war Erasmus von Rotterdam, der auf tüchtige Lehrer drang, die Lernfreude schafften, die die Humaniora in humanem Sinne lehrten, die Lektüre in den Vordergrund stellten, krassem Ciceronianismus sich abgewandt hielten und auch die Griechen liebten. Erasmus trug neben der Begeisterung einen feinen ironischen Zug in die Bewegung, und da er nicht aufhörte ein guter katholischer Christ zu sein, wenn er auch gelegentlich das Pfaffentum verhöhnte, so warb diese Richtung für die Schulen Freunde in den Bürgerhäusern der Reichsstädte, an Fürstenhöfen und sogar in Domkapiteln und an Bischofsitzen.

Die Reformation; Luther (1483—1546); Melanchthon (1493—1560).

Hatte der Humanismus kräftig eingesetzt für die innere Befreiung des höheren Knabenunterrichts von der Kirche, so schaffte die Reformation weiter, um die äußere Stellung der Schule so zu gestalten, daß sie Herrin im eigenen Hause werden könne. Luther, der uns vom Übergewicht römischer Sprache, Tradition und Autorität befreit hat durch die geniale Schöpfung unserer Volkssprache und durch diese den Sieg über fremdes Wesen und fremde Sprache anbahnte, stellte für die Schulen den Grundsatz auf, daß ihre Einrichtung und Erhaltung eine Pflicht weltlicher Obrigkeit sei, daß der Unterricht nicht nur für zukünftige Geistliche, sondern auch für weltliches Regiment, nicht nur für Gelehrte, sondern auch für jedermann im Volke, nicht nur für Knaben, sondern auch für Mädchen einzurichten sei. Moderne Anschauungen, wie wir sie heute für selbstverständlich halten, treten hier zum erstenmal in voller Klarheit in ihre Rechte. Luthers Anforderungen für die höheren Knabenschulen bewegten sich aber nicht, wie seine Bibelübersetzung und alle seine literarischen Taten, in nationaler Richtung, sondern blieben zum Teil in alten Banden gefesselt. Beamte in Stadt und Staat, in weltlichem und geistlichem Regiment, so folgerte Luther, bedürften gründlicher wissenschaftlicher Bildung, die nicht möglich sei ohne die alten Sprachen. Diese hätten die weltlichen Beamten nötig wegen der mannigfachen und nützlichen

Kenntnisse, die das Studium der Alten bringe, die geistlichen wegen des Evangeliums. Der Wert fremder Sprachen steht bei Luther so hoch, daß er diejenigen „deutsche Narren und Bestien“ nennt, die Künste und Sprachen nicht kennen, welche gut sind, die Heilige Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen. „Durchs Mittel der Sprachen ist das Evangelium kommen und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch erhalten bleiben; sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod traget; sie sind das Gefäß, darinnen man das Kleinod fasset; sie sind die Kammer, darinnen diese Speise lieget.“ Freilich nicht alle Kinder sollten in fremden Sprachen tüchtig werden, sondern der „Ausbund“, d. h. eine Auswahl; und nicht mehr „der Pfaffheit halber und wegen der geistlichen Pfründen“ sollten sie studieren, sondern auch des weltlichen Regimentes wegen. Neben die kirchliche wollte Luther die weltliche Bildung als ebenbürtig rücken. Ohne es zu empfinden, rückte der Mann des starken und freien Glaubens gleichwohl die Schule wieder unter den Zwang der Theologie.

Unter der Übergewalt von Luthers Persönlichkeit gab denn auch Melanchthon mehr von seiner humanistischen Herkunft preis, als er es ohne Luther würde getan haben. Gleichwohl hat die höhere Knabenschule dem praeceptor Germaniae unendlich viel zu danken, da ihm unter schwierigen Verhältnissen und großen Hindernissen die Verschmelzung von Humanismus und Reformation gelang. Er legte Gewicht auf eifriges Studium der römischen und besonders der griechischen Klassiker. Sein Ziel dabei bildete die Eloquenz. Rasches Einführen in die Lektüre empfahl er, nicht zur Anwendung von grammatischen Regeln, sondern um Muster und Stoff zu haben für richtige Imitation. Stilübungen stehen im Vordergrund. Anfertigung von Briefen, Disputationen und Vorträgen werden gefordert. Aber auch zu Sachkenntnissen soll die Lektüre der Klassiker verhelfen. Mathematik, Physik, Metaphysik, Ethik — kurz alle Gebiete des Wissens sollen unter der Pflege der Lektüre mit gedeihen. — Wir sehen also: Wenn auch geistloser Betrieb aus den Schulen entfernt werden sollte, ein nationales Gepräge ward ihnen nicht gegeben. Luthers Werke haben Lebens- und Gestaltungskraft der deutschen Prosa gefördert, sie haben Gesetz und Regel in unvergänglichen Mustern uns gegeben; die Kanzel wurde eine reiche Pflegestätte deutschen Wesens und deutscher Sprache; das Kirchenlied wirkte mit, um heimischen Geist zu stärken. Die gelehrten Schulen aber trieben Mißachtung und wohl auch Mißhandlung der deutschen Sprache nach wie vor. Das Latein blieb alleinherrschend und unduldsam; und wenn es bei Luther das Evangelium der Liebe war, um dessentwillen er die fremden Sprachen nicht lassen wollte, seine Epigonen setzten an die Stelle des Evangeliums der Liebe dogmatischen Haß, Zänkereien und beschränkten konfessionellen Hader und hielten sich nicht an das Mahnwort Melanchthons, der den „ungeschickten Schulmeistern verboten hatte, von Hadersachen zu sagen oder die Kinder zu gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen“. Wenn gesagt ist, der

Humanismus sei am Bündnis mit der Reformation zugrunde gegangen, so liegt darin ein gutes Korn Wahrheit, weil die Zukunft nicht hielt, was die Tage Luthers und Melanchthons versprochen. Sieht man aber auf alle die trefflichen Schulordnungen, die unter Mitarbeit Melanchthons zustande kamen, und auf die zahlreichen kleinen und großen von Melanchthons Geist getragenen protestantischen Schulen, besonders die prächtigen Schulen zu Meißen, Pforta, Grimma, Ilfeld, Augsburg und in hundert anderen Städten und Städtchen, dann muß man jenes Bündnis der Reformation und des Humanismus als einen Segen preisen.

Sturms protestantisches Gymnasium in Straßburg (1538 begründet).

Unter allen Schulen der Reformationszeit bildet das von Johann Sturm 1538 begründete protestantische Gymnasium eine Welt für sich und eine Macht als Muster und Vorbild, von dem wir noch heute Spuren in unseren Gymnasien und an ihren Direktoren und Lehrern finden. In Lüttich hatte Sturm die tiefsten Eindrücke für die Zukunft empfangen; Reformation und Humanismus ließen diese zu reifen Gedanken werden, als er in Straßburg sein Werk begann und die drei vorhandenen Lateinschulen zu einem zehnklassigen Gymnasium umwandelte, dessen Ziele in dem Satze beschlossen liegen: „Propositum a nobis est sapientem atque eloquentem pietatem finem esse studiorum.“ Protestantische Frömmigkeit das Endziel; Sachkenntnis und Herrschaft über lateinische Rede die Mittel. Für die Sachkenntnis waren die alten Klassiker Fundgrube allen realen Wissens. Da sie für das Rechnen keinen Anhalt boten, lernten die Sturmschen Schüler diese Kunst nicht mit. Das Hauptziel wurde nach und nach die Kunst der lateinischen Rede und der Rhetorik, vor der schließlich die Sachkenntnis und Frömmigkeit in zweite Linie treten. Mit Gedächtnis und Verstand wurde vorzugsweise operiert; das Gemütsleben und Wärme des persönlichen Empfindens trat ganz zurück hinter dem Intellekt und hinter Ausbildung starken Willens im Reiche rhetorischer Formen. Denn auf diese lief alles hinaus, Auswahl sowohl wie Behandlung der Lektüre; Cicero und Demosthenes standen im Vordergrunde, besonders jener, mit dessen vollkommenem Latein die Schüler wetteifern sollten. Homer trieb man nicht wegen seiner naiven Kraft, sondern um seiner rhetorischen Vorzüge willen. Historiker waren so gut wie ausgeschlossen. Die Aufführung lateinischer Dramen diente denselben rhetorischen Zwecken. — Es waren nicht die Bahnen eines Agricola, Erasmus und Melanchthon, die hier gewandelt wurden, auch nicht die Bahnen Luthers; denn die deutsche Sprache war innerhalb und sogar außerhalb des Unterrichts verpönt. Das ist verständlich, wenn man in Erwägung zieht, daß Latein damals die Sprache der Gebildeten war, nicht verständlich, wenn man bedenkt, daß soeben die mächtige Sprache der Lutherschen Bibelübersetzung durch alle deutschen Lande hallte.

Der Einfluß Sturms war gewaltig. Wir finden ihn überall in den Personen jener Zeit, wie z. B. in Trotzendorf, dem Begründer der Schülerrepublik in Goldberg, und in Thomas Platter, dem schweizerischen Schul-

mann; aber auch in den Schulordnungen wie der württembergischen, braunschweigischen und kursächsischen und weiterhin auf Jahrzehnte und Jahrhunderte in vielen deutschen Gymnasien. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts dürfen wir aber darin wohl Sturms Geist erkennen, daß bedeutende Pädagogarchen mit charakteristischen Zügen an vielen höheren Schulen sich zeigen, die ungehemmt durch amtliche Vorschriften in ihren Kreisen mit großem Nachdruck wirkten.

Der Humanismus und die katholischen Schulen.

In den protestantischen Gebieten also überall reiches Leben und Bewegung; nicht minder in der katholischen Welt. Stand doch die Wiege des Humanismus auf katholischem Boden. Das machte sich weithin bemerkbar; denn in Italien blieben Wissenschaft und Schule humanistisch gerichtet, und von dem frischen Leben sprang in die romanischen Schwesterländer viel hinüber: von großer Bedeutung ist der Spanier Vives (geb. 1492). Der alten Kirche treu wirkte er in den Niederlanden für die neue humanistische Bewegung mit Geist und Überzeugung und zeigte sich als eine durchaus moderne Natur, da seine Gedanken über Pädagogik weit seiner Zeit vorauseilten. Mit kräftigen Worten trat er auf gegen das Gelehrtenmonopol und den Gelehrtenhochmut in den Schulen, gegen die dialektischen Klopffechtereien, die auch aus humanistisch gerichteten Schulen nicht schwinden wollten, gegen das rhetorische Phrasentum und gegen die hohlen Imitatoren Ciceros, die er als Affen verspottete. Er wandte sich gegen die barbarische Behandlung der Kinder in den Schulen und betonte die Pflege des Körpers neben der des Geistes. Auch die Muttersprache will er zu Rechte kommen lassen und der Lektüre vor der Grammatik ihre Stelle geben. Den Lehrerstand wünscht er selbständiger zu sehen durch staatliche Besoldung und ihm eine geachtetere und unabhängigere Stellung zu schaffen. Es ist eine überaus feine Natur, die in ihrer Einsamkeit um so bemerkenswerter ist. Schule hat Vives nicht gemacht; dazu war er nicht grobkörnig und nicht eitel genug. So blieb es einer ferneren Zeit vorbehalten, seine lebenswerten Gedanken zu verwirklichen. Wäre die Kirchenspaltung nicht gewesen, wie vieles hätte sich aus der Einigkeit solcher Geister wie Vives, Erasmus, Melanchthon und Luther für die Welt der Wissenschaft und Schule zum Segen der Jugend schaffen lassen!

Die Jesuitenschulen und der Protestantismus.

Zunächst nahmen andere weniger zarte Gewalten das Heft in die feste Hand; in der katholischen Schule vor allem die Jesuiten, deren Herrschaft man richtig würdigen wird, wenn man die Grundlagen ihrer Macht in der Schule unbefangen würdigt und einen gerechten Vergleich anstellt mit den protestantischen Schulen des 16. und 17. Jahrhunderts. Die katholische Kirche, aufgerüttelt durch den Ansturm ketzerischen Geistes gegen sie, suchte mit erneuter Kraft historische Gelehrsamkeit und dialektische Schriften in ihren Schulen zu pflegen, da sie dieser Waffen bedurfte im Kampfe mit der protestantischen Theologie und da sie in einer Welt, die an Bildung und geistiger Selbständigkeit viel ge-

wonnen hatte, in Ehren bestehen mußte. Nachdem sie sich in diesen Wettstreit begeben, hat sie Bedeutendes zuwege gebracht, was protestantischer Stolz zu übersehen und zu unterschätzen leicht geneigt, protestantische Wissenschaftlichkeit anzuerkennen gern bereit ist.

So sind vor allem die Jesuitenschulen, in welchen die katholischen Völker bis zum 18. Jahrhundert in ihrer Mehrheit erzogen wurden und die den allgemeinsten Ausdruck und die Pflegestätten katholischer Wissenschaftlichkeit bilden, in ihrer Art sehr tüchtig und als Zwillingsschwestern der humanistisch-protestantischen Schulen zu bezeichnen, die an allen den Stellen, wo der Kirchenglaube außer Betracht kam, vor allem in den exakten Wissenschaften durch Genauigkeit und Schärfe Vorzügliches geleistet haben. Als Zwillingsschwestern kann man sie bezeichnen. Denn hier wie dort ist Imitation ihr Hauptziel, selbst im Griechischen war Versemachen und Sprechen ihr Streben; rhetorische und dialektische Gesichtspunkte waren auch bei ihnen ausschlaggebend; Cicero beherrschte das Lateinische; in der Lektüre wogen Grammatik und Rhetorik vor. Memorieren, um imitieren zu können, war ihnen Hochgenuß. Auswendiggelernt wurden mit zähen Kräften die Phrasen der Schriftsteller, die Regeln der Grammatik und die wenig verdauten Lehren des Katechismus. Wie in den protestantischen Schulen war auch hier die deutsche Sprache verpönt, die Abneigung dagegen wegen römischer Kirchlichkeit noch stärker. Verschieden von protestantischem Betriebe, der die Lehre gründlich vornahm, war der Religionsunterricht. Die eigentliche Belehrung beschränkte sich auf Einprägung des Katechismus, sonst widmete man sich mehr der Religionsübung, in deren Dienst die Anleitung zu Gebet stand, die regelmäßige Gewissenserforschung, die Beichte, die Messe, der sonntägliche Gottesdienst und die gegenseitige Beaufsichtigung in religiösen Schülerverbindungen und marianischen Kongregationen. Wenn solche pädagogische Verirrungen, die harmlosen Verkehr und harmlose Freundschaften ausschließen, zum Heile der Jugend den protestantischen Schulen auch fern blieben, so litten diese an anderen Mißständen. In bedenklichem Umfang herrschte hier der Gebrauch des Stockes, den unter Umständen die Lehrer der Reihe nach zur Besserung des einzelnen handhabten. Das überließen die Jesuiten dem Korrektor oder Stockmeister, der sparsamer war, weil er allein allen Ansprüchen genügen mußte, aber auch sparsamer sein konnte, weil der Wetteifer und Ehrgeiz von den Jesuiten als Lehr- und Erziehungsmittel reichlich gepflegt wurde: Wetteifer der einzelnen, Wetteifer der Parteien und Wetteifer ganzer Klassen im Zertieren. Preisskripta, Examina über Examina, Disputationen, öffentliche Schulakte, dramatische Aufführungen jagten sich außerdem in buntem Wechsel, um den Ehrgeiz lebendig zu halten. Daneben pflegten die Jesuitenschulen den äußeren Schliff, gewandtes und sicheres Benehmen und militärisches Auftreten; alles das fehlte bei den Protestanten an den meisten Stellen. Daß man auch

lehrte, über alle Dinge mitzureden, selbst wenn die Sachkenntnis nicht weit her war, soll ebenfalls vermerkt werden; das brachte die Konzession an die Oberflächlichkeit gebildeter Kreise so mit sich. Mit Rücksicht auf diese lebte man in den jesuitischen Internaten auch gut, während bei den Protestanten Schmalhans vielfach Küchenmeister war. Jede Überbürdung hielt man in Jesuitenschulen fern; mehr als fünf Stunden tägliche Arbeit galt als Übel; der Unterricht war durch verständige Pausen unterbrochen; auf menschenwürdige Subsellien wurde gehalten und Bewegung im Freien in reichem Maße vergönnt. So kam es, daß die Jesuitenschulen viel besucht wurden und daß selbst protestantische Eltern ihre Kinder ihnen anvertrauten. Die Jesuiten eroberten sich eine Art von Bildungsmonopol, das Macht und Geld und sonstige weltliche Dignitäten in seine Kreise zog. Daß der Unterricht unentgeltlich war, war auch nicht die schwächste Seite dieser Schulen; denn auch vermögende Kreise lassen es sich gern gefallen, wenn sie Geist und Bildung gratis haben können. Auf die Dauer allerdings hielten diese Schulen nicht, was sie versprachen. Ihre Uniformität, die ja eine wirksame Gleichmäßigkeit und Sicherheit der Methode schuf, eine angemessene Auswahl des Stoffes für die verschiedenen Klassenstufen anbahnte und auch die Vorbildung der Lehrer gewährleistete, nahm doch schließlich etwas Starres, Unempfängliches und Totes an und vernichtete die Aufnahmefähigkeit für neue Lebensideale und die historische Entwicklungsfähigkeit, ohne welche kein geistiger Organismus Dauerwert besitzt.

Die Protestanten hatten nicht den unverrückbaren Glauben der Kirche, sie hatten nicht alleinherrschende und unfehlbare Autoritäten, nicht die Einheitlichkeit des Lehrplans in einer ratio studiorum und die Einheitlichkeit der Lehrbücher. Dafür hatten sie den Vorteil, daß bei ihnen Verkalkung und Verkümmerung des Geistes nicht möglich war und daß nicht des Gesetzes Gespenst einen unverrückbaren Platz auf ihrem Katheder hatte. Trotzdem kamen sie erst spät zur Geltung, weil es ihnen „am Besten“, am Gelde fehlte, das die Jesuiten in reichlichem Maße besaßen. Und dieser Geldmangel hat sich bis in unsere Tage gerächt von Luthers Zeiten an. Schon Luther hatte in verhältnismäßig günstigen Zeiten geklagt: wo es sich um Stiftung von Schulen handle, seien alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen. Was konnte man nun gar in Zeiten leisten, wo Krieg und Unruhen zahlkräftige Gönner von Schulen nicht aufkommen ließen. Und außer dem Gelde fehlte den Protestanten eine große weltliche Macht und das allgemeine Interesse für die Schulen. Schon Melanchthon klagte über die Geringschätzung der wissenschaftlichen Arbeit in den herrschenden Kreisen: „Wir erleiden die hochmütige Verachtung, nicht bloß von den Unkundigen, den Kaufleuten, den Verächtern aller Bildung, sondern auch von jenen Halbgöttern, die an den Höfen regieren.“

Niedergang der Schulen nach der Reformationszeit.

So gingen denn nach kurzem Aufschwung zu frischerem Leben die Schulen ihrem Niedergang entgegen. An die kräftigen Folgerungen,

die das 16. und 17. Jahrhundert aus der Reformation und aus humanistischer Bewegung für Geistesfreiheit oder, besser gesagt, für eine unbefangene, vorurteilsfreie und freimütige Bildung des Geistes und des Herzens hätte ziehen sollen, wagte sich jene Zeit nicht heran und konnte es nicht tun, weil sie die Fesseln vergangener Tage nur zum Teil abzustreifen vermochte, um andere, neue dafür einzutauschen. Und wie die Zeit ihre Schuldigkeit nicht tat, so erfüllte sie die Schule noch viel weniger. Melanchthons Klage über den Mangel an Interesse für die Schulen mochte in gewissem Sinne ihre Berechtigung haben. Vollkommen beistimmen kann man ihm nicht. Hätte die Schule jener Tage die Zeichen der neuen Zeit voll verstanden, hätte sie aufmerksam gelauscht auf alles, was neu, gesund und lebenswert zugleich an diesen Zeichen war, hätte sie in Tat und Wirklichkeit umgesetzt, was an großen Ideen die neue Zeit heraufgeführt, die Mächte des Tages hätten sich vermutlich anders zur Schule gestellt. Denn es ist noch immer so gewesen, daß Schulen, die Lebenskraft in sich tragen und die den wahren Bildungsbedürfnissen klug entgegenkommen, gern gesehen und geachtet worden sind bei den urteilsfähigen Mächten des Lebens. Wenn aber, wie um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, in der Schule das Gezänk der Theologen, das mehr auf „Pietät der Augsburgischen Konfession“ und sonstige Pietäten als auf Wissen, Können und feine Bildung sah, wenn die Glaubens- und Selbstgerechtigkeit, wenn hohle Dialektik und Rhetorik, wenn die Vorliebe für das Unnatürliche, Formalistische im Vordergrund stand und die Armseligkeit des Inhalts hinter formalistische Redeformen, die im fremdländischen Gewande der mali grammatici einherschritten, sich verbarg, dann soll man sich nicht wundern, wenn Begeisterung nicht erweckt wurde, man muß vielmehr staunen, daß solche Fesseln der Langeweile und Geschmacklosigkeit mit Geduld getragen worden sind, Fesseln, welche schulmeisterlicher Dünkel dem Sohne des verachteten Bürgersmannes auferlegte, der doch keineswegs viel Achtung haben konnte vor Lehrmeistern, die für „Eselsarbeit Zeisigfutter“ bekamen und dabei submisseste Devotion prästierten vor allen Persönlichkeiten, die gewaltig in Staat, Stadt oder Kirche waren. Kurz, der Geist jener Zeit und ihrer Schulen war unerquicklich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt. Die Kriegsfurie, die bald durch die deutschen Lande zog, fand deshalb auch an Geist nicht viel vor, was sie hätte zerstören können.

III. Die französisch-höfische Bildung, die Aufklärung (1600—1790). Doch wie unter dem absterbenden Herbstlaub schon Keime neuen Lebens sich regen, so hielten mit dem Niedergang der Schulen die ersten Regungen einer neuen besseren Zeit gleichen Schritt. Philosophen und Naturforscher wie Kepler, Galilei, Baco und Descartes zeigten dem Denken neue Wege, indem sie von den Büchern, von der verstaubten

Keime zu neuem Leben im 16. und 17. Jahrhundert und die ersten Regungen realer Bildung.

Wort- und Schulweisheit hinweg auf die Erfahrung und das Leben in der umgebenden Natur hinwiesen. Den Wert der klaren und deutlichen mathematischen Begriffe erkannte Descartes; Baco, den man zutreffend den „empiristischen Generalstabschef“ genannt hat, betonte die Bedeutung der ars inveniendi, d. h. der Induktion, Milton das Lernen der Sachen, für welches die Sprache — die bisher Selbstzweck gewesen — nur als Mittel diene; wie Descartes betonte er den Wert der Mathematik, der Naturwissenschaften und der nützlichen Dinge des Lebens, auch schon den Wert der körperlichen Übungen; kurz, was man heute als neue Weisheit preist, liegt schon in seinen Keimen in jenen Tagen des Niedergangs, in welchen der Stuben-, Buch- und Wortweisheit gegenüber kluge Geister auf das große Buch der Welt und des vielgestaltigen Menschenlebens hinwiesen. Ihre Ideen hatten aber, um aus Schulweisheit Lebensweisheit zu werden, noch manchen Kampf um ihre Daseinsberechtigung auszuhalten.

Ratichius (1571—1635) und Comenius (1592—1670) Bahnbrecher auf pädagogischem Gebiet.

Pädagogen, wie Ratichius und Comenius, gesellten sich den großen Philosophen und Naturforschern zu, um der Entwicklung der Schule neue Wege zu weisen, nicht so sehr durch ihre Schulgründungen als durch ihre Ideen, die sie in die Zeit hineinwarfen als ein Ferment, das eine vollständige Umwälzung des Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesens hervorgerufen hätte, wenn jene Zeit aufnahmefähiger gewesen wäre und wenn die Männer selbst nicht durch unpraktische Sonderbarkeiten der Verwirklichung ihrer eigenen Ideen den Weg verlegt hätten. Ratichius suchte vor allem die Muttersprache aus ihrer jahrhundertelangen Vernachlässigung zu befreien, indem er verlangte, der Knabe müsse deutsche Sprachkunst recht und wohl gelernt haben, bevor er weiter gehen könne. Er setzte ferner die Sinne in ihre Rechte, indem er auf Induktion hindrängte und auf lebendige Übung der Sprache durch Lektüre und auf Verwendung anschaulicher Beispiele im grammatischen Betriebe; er betonte weiter ein natürliches Nacheinander der verschiedenen Lehrgegenstände gegenüber dem unnatürlichen zerstreuenden und bunten Nebeneinander der alten Schule. Daß er schließlich Front machte gegen die rauhe Zucht der bisherigen Schulmeisterei und die Freude an der Arbeit als wirksam pries, ist nicht sein geringstes Verdienst. Daß seine an sich gesunden Ideen nicht zur Geltung kamen, verschuldete er durch sein unstetes, unverträgliches und reklamesüchtiges Wesen, zu welchem eine seltsame Geheimnistuerei hinzukam, welche die Pädagogik fast wie eine schwarze Kunst behandelte.

Wirksamer als dieser pädagogische Adept war Comenius, der steter war trotz seines Flüchtlingselends im Dreißigjährigen Kriege und trotz seines Wanderlebens. Auch origineller, feiner und tiefer war er angelegt und bei aller seiner chiliastischen Schwärmerei frei von religiöser Engherzigkeit und Zanksucht — dabei als echter Pädagoge ein Optimist von reinstem Wasser. Ziel seiner Bestrebungen war wissenschaftliche Bildung, tugendhafte Sitten und wahre Gottesfurcht. Die Mittel zum Ziele gleichen denen, die Ratichius

empfahl. Vor allem suchte auch er den Sinnen zu ihrem Rechte zu verhelfen durch Anschaulichkeit im Unterricht, durch Wertschätzung der Realien, der Naturgeschichte, der Geographie und der Geschichte und dadurch, daß er auf den Kern der Dinge, auf die Sache gegenüber dem inhaltsleeren Wort hinwies; das Beispiel setzte er vor die Regel, die Anschauung vor die Gedächtnisübung, das Wesentliche löste er aus dem Unwesentlichen; die Ordnung und den Lauf der Natur legte er der Ordnung und dem Lauf der Gedankenwelt zugrunde, um zu klarer und bestimmter Urteilskraft als dem Ergebnis des Unterrichts zu kommen. Dabei hielt er auf Einheitlichkeit des Unterrichts: ein Lehrstoff zu seiner Zeit, ein Lehrbuch, ein Lehrer in derselben Lehrzeit waren seine Ideale. Die Muttersprache, nicht das Latein, betrachtete er als den gesundesten Boden, auf welchem alle Erziehung und aller Unterricht am gedeihlichsten wachsen könne. Und die Sonne, welche dieses Bodens Keimkraft hob, war ihm die Freude an der Arbeit, nicht aber die rauhe Zucht der prügelvollen und strafreichen Vergangenheit: sonnige Schulstuben mit Bildern geschmückt und vom Spielplatz begrenzt, sonnige Lehrer und Pflege des Körpers durch Wechsel von Ruhe und Arbeit, diese erziehenden Kräfte schätzte er sehr hoch ein.

Alles in allem — Comenius war der größte Didaktiker und Pädagoge des 17. Jahrhunderts, auch ein hervorragender Sozialpädagoge, weil er die Bildung ganz allgemein jedem jungen Erdenmenschen, ob arm, ob reich, ob hoch, ob niedrig, zubilligen wollte, eine lux in tenebris, ein leuchtender Geist in dunklen Tagen, dem man aber unrecht tut, wenn man ihn als einen Heiligen verehrt und gar als Schutzheiligen aller Reformschulen der Gegenwart und Zukunft preist. Denn auch sein System, auch seine Ideale trugen Mängel an sich, die den Grund bildeten, daß der Erfolg auch hier hinter den Erwartungen zurückblieb. Des Comenius Realismus ging so weit, das ganze Altertum so zu verachten, daß er es zu den heidnischen Büchern warf, die dem Feuer preiszugeben seien. Damit verkannte er den Wert und die Bedeutung der Antike, die deutschem Leben und Wesen einen großen Teil seiner Kraft und Gesundheit verleiht. Die Einheitsschule war sein Ideal, damit tötete er das mannigfache Leben, das der Vielgestaltigkeit deutschen Geistes ihren Reiz verleiht; die Überbürdung mit Wissensstoff an Sachen und Worten schuf er als neues Übel zu dem alten erdrückenden Verbalismus, der der Schule des Comenius nicht fern blieb, weil Sachen und Namen unzertrennlich sind und das „Gebrauchslatein“ des Comenius eine Unsumme unlateinischer Wörter in den Betrieb hereinführte. So klafften Theorie und Praxis an vielen Stellen weit auseinander, und der Erfolg, der denn doch der beste Prüfstein aller gesunden Pädagogik ist, entsprach nicht den Hoffnungen, die man auf Comenius gesetzt hatte. Trotz alledem bleibt Comenius der Ruhm, neue Pfade gewiesen zu haben, welche viele Schulen jener Zeit einschlugen und die wir heute noch wandern.

Neue Gegensätze gegen die althergebrachte Schule. Die Ritterakademien. Bedeutung der Mathematik in den Lateinschulen; Opposition gegen das Lateinische.

Zunächst richteten die Ideen des Ratichius und Comenius mehr Verwirrung und Zersetzung an als umfassende Besserung. Das ist nicht zu verwundern und nicht zu beklagen. Alles Sprunghafte, was neu ins Leben der Geschichte eingreift, wirkt vorerst beunruhigend und bildet deshalb meist den Ausgangspunkt für einen neuen Entwicklungsprozeß; denn das Absterben des Bestehenden wird gehemmt und neue Lebenskraft herbeigeführt, deren sich die späteren Zeiten erst voll erfreuen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege sahen doch die Männer, die aus den höheren Schulen jener Zeit hervorgegangen waren, recht erbärmlich drein. Mit ihrer Gelehrsamkeit wußten sie nichts Rechtes anzufangen, ein Verständnis für ihre schwere aufgabenvolle Zeit hatten sie nicht. Unpraktisch standen sie da inmitten der reichen Forderungen, die an sie gestellt wurden in einer Zeit, die offenen Blick für das Nützliche, Zweckmäßige und Lebenskräftige verlangte. Mit ihrer lateinischen Beredsamkeit konnten sie keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Und die dumpfen, stumpfsinnigen und weltfremden Hörsäle der Universitäten verdarben, was die höheren Schulen etwa an gesundem Sinn noch übrig gelassen hatten. Daher regte sich denn Opposition außerhalb und innerhalb der alten Schulen. Vor allem war der Hof- und Beamtenadel nicht mehr zufrieden mit der scholastischen Bildung, welche die Gymnasien boten. Man verlangte Bildung eines Hofmanns und gründete deshalb Adelsschulen (Ritterakademien), auf welchen das Französische in den Vordergrund trat und an manchen Stellen bis zur Nachäffung getrieben wurde. Solche Schulen erstanden nach dem Dreißigjährigen Kriege in Kolberg, Lüneburg, Halle, Wien und Wolfenbüttel. Aber die Fülle des Unterrichtsstoffes (Latein, Französisch, Italienisch, Spanisch, Religion, Ethik, Staatswissenschaft, Weltgeschichte, Chronologie, Beredsamkeit, Mathematik, Mechanik, Logik, Metaphysik, Kriegswissenschaft und wer weiß was noch alles) wurde so erdrückend, daß aus der Planlosigkeit Unsicherheit der Lernenden hervorwuchs und die Schulen, die nur mit schwerem Gelde zu erhalten waren, bald ihrem Niedergange entgegengingen. Dennoch haben sie in der Entwicklungsgeschichte der höheren Schulen die Bedeutung gehabt, am Alten kräftig zu rütteln und Neues zu heischen. Auch in den alten Schulen selbst verlangte das Neue gebieterisch sein Recht und genoß das Alte nicht mehr unangefochten sein Ansehen. Die Mathematik nahm an Bedeutung und Umfang zu; Männer wie Professor Weigel in Jena traten für größere Berücksichtigung dieses Unterrichtsgegenstandes wie der Realien überhaupt ein, und schon konnte man Worte vernehmen wie die, daß wer nicht studieren wolle, nicht mit Latein geplagt werden solle. Und als ein Mann wie Leibniz den Gebrauch des Lateinischen als Monopolsprache beklagte und Thomasius in Halle die Bahn frei machte für das Deutsche, auch in Gelehrtenkreisen, da gewann allmählich der Gedanke an Kraft, daß die Kenntnis des Lateinischen nicht unbedingt nötig, daß Latein zwar die Gelehrtensprache sei, aber nicht mehr die Sprache aller Gebildeten. So

zeitigten sich allmählich im Leben der Schule Ideen, deren Ergebnisse erst in der Kultur der Gegenwart vollkommen zur Geltung gelangen und zum Siege sich durchzuringen scheinen.

Aug. Herm. Francke (1663–1727).

Seltsam erscheint es, daß auch der Pietismus, daß auch August Hermann Francke im modernen Sinne für die Kultur der Gegenwart mit seinen Bestrebungen auf dem Gebiete der Schule gearbeitet hat, und doch nicht seltsam, wenn wir bedenken, daß die Probleme der Frömmigkeit zusammenhängen mit den Problemen unseres inneren Wesens überhaupt, also auch mit pädagogischen Problemen, und daß eine Religion voller Liebesarbeit und Werktätigkeit praktische Probleme befruchten muß auch auf dem Gebiete der Erziehung, besonders wenn jene Liebesarbeit aus solchem Starkmut und solcher Willensstärke hervorgeht wie bei Francke. In seinem Pädagogium, das er als Ersatz der zu kostspieligen Ritterakademien für die Söhne Adeliger gründete, und in seiner lateinischen Schule für Bürgersöhne kamen wichtige methodische Grundsätze zur Geltung, die reich befruchtend auf die Folgezeit bis in unsre Tage wirksam waren, so die Bedeutung anregenden Katechisierens, die Beschränkung in der Zahl gleichzeitig zu betreibender Unterrichtsfächer, der Wert der Wiederholung, die Wertschätzung der Anschauung (botanischen Garten, Modelle im naturkundlichen Unterricht, physikalische und geographische Apparate finden wir in seiner Schule), die Pflege des Zeichenunterrichts, der hier zuerst seine berechtigte Stellung fand, die Fühlung mit dem praktischen Leben durch Besuch von Werkstätten und die Zugeständnisse an die modernen Sprachen, besonders das Französische, das an Stelle des Griechischen gelernt werden konnte. Das Lateinische blieb ja noch der Schwerpunkt des Unterrichts. Aber bei der Auswahl der Lektüre waren sittliche Gesichtspunkte maßgebend; und das Deutsche vor allem kam nicht dabei zu kurz, da Francke im Anschluß an Ratichius und Comenius der deutschen Stillehre eine wichtige Stätte gab, indem er sie in Redeübungen, Briefen und Gedichten pflegte. Ein hervorragendes Verdienst aber kommt Francke dadurch zu, daß er an seinem Pädagogium die Lehrerbildung in die Hand nahm. Wenn er auch noch nicht den letzten bedeutsamen Schritt tat, die pädagogische Kunst von der Theologie zu emanzipieren, so bewies er trotzdem eine so bedeutsame Empfänglichkeit für die Zeitinteressen, daß er mit dem Plane umging, ein Pädagogium für praktische Berufsarten zu gründen, das unseren Realgymnasien insofern würde ähnlich gesehen haben, als Latein und Französisch die Fremdsprachen sein sollten, auf denen die sprachliche Ausbildung sich gründete, und als daneben die Realien treten sollten, welche „zu nützlichen Künsten“ gebraucht würden.

Die philanthropine Bewegung und Rousseaus (1712–1778) Einfluß.

Im Bündnis mit der neuheraufziehenden Kultur und dem Wandel im Wesen der höheren Knabenschulen standen auch die Philanthropinisten Basedow, Salzmann und Trapp, die zunächst starke Wirkungen ausübten, weil ihr Führer die Reklametrommel zu rühren verstand, die aber — ab-

gesehen von Salzmann — dauernd keinen unmittelbaren Erfolg hatten, weil Versprechen und Halten, Theorie und Praxis sich nicht entsprachen; Basedows Dessauer Philanthropin hat keine 20 Jahre gelebt (1774—1793); Salzmanns Schnepfenthaler Schule hat Bestand gehabt, weil ihr Begründer ein geborner Erzieher und eine selbstlose Natur war und weil die Schule in abgelegener ländlicher Lage den Verkehr mit der Natur wirklich pflegen konnte, der die Voraussetzung für die Erziehungsanstalten der Philanthropinisten bildete. Was diesen Schulen die Aufmerksamkeit weiter Kreise zuzog und worin ihr Einfluß auch auf die Kultur der Gegenwart lag, das war ihr Grundsatz, Wert zu legen auf Anschauung und Erfahrung, dagegen das verhaßte Verbalmemorieren und die gehaltlose Verbalkenntnis hinter die Realien und das „Realmemorieren“ zu stellen. Daß diese Realkenntnis im engsten Anschluß an ein barbarisches Latein und ein nach des Comenius orbis pictus umgemodeltes Lehr- und Anschauungsbuch vermittelt wurde, war ein Zopf, den eine dieser Haartracht noch nicht entwöhnte Zeit ohne Murren trug. Eindrucksvoll war ferner an den Bestrebungen der Philanthropinisten, daß die Erziehung ihnen wichtiger war als der Unterricht, die Berufsbildung hinter allgemeiner Menschenbildung zurücktrat und daß als diejenigen Schulen, die diese Allgemeinbildung pflegen sollten, nicht mehr die alten Gymnasien, sondern Realschulen mit wenig Latein empfohlen wurden. Es frappierte geradezu, von den Philanthropinisten (Trapp) einen Gedanken ausgesprochen zu hören, den mancher auf der Zunge trug, ohne ihn laut werden zu lassen, daß nämlich die wenigsten Schüler so viel Verständnis für die alten Schriftsteller hätten, um Muster guten Geschmacks und ein Urbild des Schönen darin zu sehen. Und vollends neue Weisheit war es, daß Erlernung fremder Sprachen ein notwendiges Übel und Kenntnis fremder Sprachen nicht gleichbedeutend sei mit allseitiger Verstandesbildung. Die Konsequenzen, die man für die Stellung der Sprachen im Unterricht zog, ergaben sich naturgemäß von selbst. Daß man Latein beibehielt, betrachtete man als eine Konzession an die Tradition und an die Bedürfnisse vorurteilsvoller Leute, welche sich von jener nicht frei zu machen wüßten; daß die modernen Sprachen ihrer Dignität nach vor dem Lateinischen ständen und daß man vor allem das Deutsche zu pflegen habe, sah man als selbstverständlich an. Den Wert des Griechischen schätzte man an sich nicht gering, weil man Griechisch für die vorzüglichste aller Sprachen wegen Beschaffenheit und Reichtum der griechischen Schriftsteller hielt; aber sehr fraglich schien es, ob der Nutzen der eigentlichen Spracherlernung der darauf verwandten Zeit entspreche und ob nicht ein Ersatz durch gute Übersetzungen förderlicher sei, da es sich doch vor allem um Gedankeninhalt handle. Noch mehr kam hinzu, was den Philanthropinisten Freunde und Einfluß verschaffte. Die Religion, zu der möglichst früh erzogen werden sollte, sollte tätiger Glaube sein, nicht aber Anerziehung von Empfindungen, die ein Kind noch nicht haben könne, vor allem nicht Überbürdung mit gedankenlosem Bibellesen,

stumpfer Andacht und dumpfem Beten. Auch der Lehrerbildung nahmen sich die Philanthropinisten an, indem sie diese der Staatsfürsorge zuzuweisen suchten, die Theologen zu beseitigen und die Abhängigkeit von der Kirche zu lösen sich bestrebten, damit das ganze Erziehungswesen freier und natürlicher sich gestalte. Auch die körperliche Ausbildung stand hoch im Werte; vor allem aber die Gerechtigkeit gegen die Kindesnatur, die feinere Zucht und Förderung des Vertrauens zwischen Lehrern und Schülern und der Gedanke, daß dieses Vertrauen durch edlen Sinn gebunden werde, der tiefer wirke als aller erzieherische Verstand.

Doch der Philanthropinismus hatte auch seine Schattenseiten, die seinen Erfolg beeinträchtigten. Es fehlte ihm das lebendige Verständnis für die ideale Seite des klassischen Altertums fast gänzlich. Das Gemeinnützige und Triviale wurde überschätzt, auch im Religionsunterrichte, in welchem das Nüchterne und Phantasielose überwog. Vielwisserei drang vielfach ein und die Übertreibung des „natürlichen", spielenden Lernens schadete. Es war denn doch ein pädagogischer Aberglaube, daß Bildung dem Menschen zufliegen könne gleich den gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes, während echte Weisheit im alten Bauerspruche liegt: „Bitter für den Mund ist für das Herz gesund." Die Verkennung und Vernachlässigung des Gedächtnisses rächte sich denn auch durch hohle Köpfe, die man zu füllen sich bemühte, indem man den Ehrgeiz zum Lernen anzufachen trachtete durch ein Übermaß von Geschenken und Belohnungen.

Das volle Verständnis für die Wirkungen der philanthropinistischen Bestrebungen würde fehlen, wenn wir Rousseaus Einfluß auf sie und auf die Kultur jener Zeit nicht mit in Rechnung zögen. Der Philanthropinismus kam doch erst recht zur Geltung in jenen Tagen, da Rousseaus Emil seinen Siegeszug durch die gebildete Welt hielt und zur Abhängigkeit von diesem Buche oder zu abweichender Stellung zwang. „Natur und Freiheit" waren die Losungsworte, die aus Rousseaus Munde in die bisher vielfach gefängnisartigen Schulstuben gerufen wurden, um das Verhältnis der Erziehung zur Kindesnatur und Kinderwelt völlig umzugestalten. Aus pennalistischer Unnatur sollte die Jugend zur Natur geführt werden, Künste und Wissenschaften sollten den ursprünglich guten Menschen nicht weiterhin zur Unnatur verderben, sondern in Zukunft nur alle Einflüsse fern gehalten werden, welche von schädlicher Wirkung auf das heranwachsende Geschlecht sein könnten; der natürlichen Entwicklung habe aller Lehrstoff sich anzupassen, nicht aber habe er unnatürlichen Zwang auszuüben. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das solle in Einfalt das kindliche Gemüt zu üben lernen. Schönklingende Worte, doch voller Widerspruch und voller Mangel an historischem Sinn! Aber sie wirkten, denn sie rüttelten die Geister auf, griffen den Schlendrian an und führten dazu, erbarmungslos die alten Schäden aufzudecken. Vor allem aber stellten sie den Grundsatz fest, daß Erziehung die allgemeine Menschenbildung,

nicht Gelehrsamkeit zum Ziele habe und daß man zu dem Ende die Kindesseele höher zu respektieren habe als alle tote Buchgelehrsamkeit, die dieser Seele Seligkeit gar leicht verderben könne. Rousseau und die Philanthropinisten haben nun zwar nicht in unmittelbaren Schulgründungen ihre Erfolge gehabt, aber mittelbar haben sie bedeutsam gewirkt, weil sie die Erziehungsfragen volkstümlich gemacht haben und weil ihre Spuren bis in die Schulstube und die Schulfragen der Gegenwart hinein zu verfolgen sind.

Friedrich der Große (1740—1786) und sein Minister von Zedlitz (im Amt 1770—1788).

Der Geist der Aufklärung war aber nicht nur volkstümlich; er bestieg mit Friedrich dem Großen den Königsthron. In besonderem Maße kam das dem Volksschulwesen durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht zugute. Aber auch im höheren Schulwesen zeigte jener Geist seine Wirkungen. Das bezeugt das Schreiben des großen Königs vom 5. September 1779 an seinen Minister Freiherrn von Zedlitz. Die höheren Schulen, so hieß es hier, hätten nicht die Aufgabe für bestimmte Berufsarten abzurichten, sondern zu erziehen zu einer allen höheren Ständen gleichmäßig zukommenden allseitigen Geistes- und Charakterbildung und zu festen sittlichen Grundsätzen; dabei sei die Individualität zu berücksichtigen und, wie die französischen Jesuiten das so meisterhaft verständen, ein jeder an den Platz zu stellen, der seinen Fähigkeiten und Berufsneigungen entspreche. Besser angebahnt werden müsse das Verständnis für Literatur und Wissenschaft; die Auswahl der Lektüre und des Lehrstoffes habe zu geschehen nach dem Werte, die sie für die Gebildeten hätten; nicht Gelehrsamkeit solle den Ausschlag geben, aber auch nicht der geschäftliche Nutzwert. Latein sei zu betreiben; ebenso das Griechische. Xenophon, Demosthenes, Tacitus, Livius, vor allem aber Cicero, desgleichen Horaz und Virgil seien zu pflegen, und zwar auch als stilbildende Kräfte. Die Muster richtiger Interpretation finde man bei den französischen Jesuiten, der deutsche Gelehrte könne selten einen Schriftsteller ohne Schwierigkeiten lesen. Neben den alten Sprachen sei das Französische mehr zur Geltung zu bringen, auch Deutsch nach guter Grammatik zu treiben; vor allem aber sei auf Rhetorik und Logik viel Gewicht zu legen. — Außer solchen theoretischen Belehrungen gingen aber vom großen König auch praktische Maßregeln aus. Schulreform im heutigen Sinne allerdings konnte man damals nicht ins Werk setzen. Das ganze Schulwesen war nur locker gefügt und nicht in heutigen Formen organisiert. Neben den Dorfschulen zog sich eine größere Anzahl von Lateinschulen über das Land hin, etwa 80 fünf- und mehrklassige und ungefähr 300 kleinere dreiklassige. Die Hälfte aller Stunden beanspruchte das Latein, daneben wurden Religion und Gesang befriedigend gepflegt, leidlich waren Geschichte und Geographie, kümmerlich Mathematik bedacht, ganz armselig stand es mit den Naturwissenschaften. Deutsch mußte sich begnügen mit den Abfällen, die vom griechischen und lateinischen Tische fielen. Besser gestellt waren die größeren Anstalten in den größeren Städten, die als Vor-

schulen für Juristen und Theologen im besonderen Ansehen standen und je nach Leitung und Zusammensetzung des Lehrerkollegiums Bedeutsames leisteten. In diese Verhältnisse griff Zedlitz nach dem Maße seiner amtlichen Zuständigkeit ein. Und diese war recht beschränkt. Gingen doch die Rechte der Patronate so weit, daß das Breslauer Stadtkonsistorium den Reformversuchen des Königs den Widerspruch entgegensetzte, daß „der Untertan der beste sei, der am meisten glaube, und der der schlechteste, welcher am meisten räsonniere", worauf dann der energische Bescheid erfolgte, daß diese Einwendung eine „auf Dummheit gegründete Sicherheit" enthalte. Und ebenso energisch ging der Minister gegen den unfähigen Abt Hähne in Klosterberge vor, über den der König das Urteil gefällt hatte, er tauge nichts, weil „der Kerl ein übertriebener pietistischer Narr" sei. Anderswo gingen die Verbesserungen glatter von statten. In Berlin wurden das Joachimsthalsche Gymnasium unter Meierotto, das Friedrich-Werdersche Gymnasium unter Gedicke Musterschulen. Der Geist der Aufklärung zog in sie ein, denn selbständiges Denken trat an die Stelle geistlosen Imitierens; der wissenschaftliche oder Sachunterricht rückte an die Stelle des öden Verbalismus im sprachlichen Betriebe; die Realien wurden im weiteren Umfange als bisher zugelassen. Sodann wurden die Lehrer besser gestellt. Der Professorentitel, der tüchtigen Männern verliehen wurde, kennzeichnete die Absonderung von Kantoren und Küstern. In Halle kam Friedrich August Wolf solchen Bestrebungen zu Hilfe, indem er die Lehrerbildung von Theologenbildung schied und kräftig in die Hand nahm. Am Friedrich-Werderschen Gymnasium wurde ebenfalls im Seminar die Lehrerbildung als eine eigene Kunst betrieben, die gelernt sein will und nicht etwa nur als theologisches Beiwerk zu betrachten ist. Mit der Begründung des Oberschulkollegiums (1787) wurde das Schulwesen ganz von der Kirche losgelöst und immediat unter den König gestellt. Und weiterhin wurde, wenn auch nicht mehr von dem großen Könige und seinem Minister, so doch im friderizianischen und zedlitzschen Geiste 1788 mit der Einrichtung des Abiturientenexamens, das der Unwissenheit der Studierenden einen Damm entgegensetzen sollte, der erste Schritt zur Organisation eines einheitlichen Gymnasialunterrichts, aber auch zur Monopolisierung dieser Bildungsanstalten getan. Zweifelhaft war man gewesen, ob man dieses Examen als Aufnahmeprüfung an die Universität oder als Abgangsprüfung an das Gymnasium legen sollte; man entschied sich für das letztere. Doch blieb der Universität noch das Recht, vom Gymnasium Reifgesprochene zu prüfen und auch solche zum Studium zuzulassen, die ohne Reifezeugnisse kamen. Nur das Recht auf Stipendien und Benefizien war fortan gebunden an das Reifezeugnis eines Gymnasiums. Unstreitig wurde mit dieser Einrichtung das ganze Niveau, auf welchem Lehrer und Schüler sich bewegten, merklich gehoben.

Im Zusammenhang mit den friderizianischen Bestrebungen erscheint Die Anfänge der Realschulen.

es angemessen, die Anfänge des Realschulwesens zu besprechen, weil sie dem Geiste der Zeit nahestehen und weil sie ein Lieblingsprojekt des Ministers Zedlitz bildeten, wenn sie auch vor den Augen Friedrichs insofern keine Gnade fanden, als er ihrer umfassenden Ausdehnung im Schulwesen nicht zustimmte. Den ersten Gedanken vom Werte der realistischen Lehrstoffe sind wir bei Ratichius und Comenius begegnet. In Franckes System nahm die Realschule schon einen ganz bestimmten Platz ein für diejenigen Kinder, die sich praktischen Berufen widmen wollten, dazu aber mehr bedurften als bloße Volksschulbildung. Zur Ausführung seiner Gedanken kam aber Francke nicht. Dagegen verwirklichte, den praktischen Forderungen der Zeit entgegenkommend, sein Zeit- und Berufsgenosse, der Pastor Semler, 1708 den Gedanken durch Begründung einer „mechanischen und mathematischen Realschule", die aber mehr eine Handwerkerschule als eine Stätte allgemeiner Bildung war. Ihr Glück hat diese Schule nicht gemacht; sie ging bald wieder ein. Mehr Lebenskraft bewies eine andere Schule, die von Hecker, einem Schüler Franckes, im Jahre 1747 zu Berlin als „ökonomisch mathematische Realschule" gegründet und bald als königliche Realschule anerkannt wurde. Neben der eigentlichen Realabteilung in ihr lief eine deutsche und lateinische Abteilung (ohne Griechisch, mit Französisch) her; zwischen den Abteilungen war ein gewisses Hin- und Herüber freier Wahl gestattet. Im Grunde war die eigentliche Realschule ein Bündel von Fachgruppen, die wahlfähig waren. Es charakterisiert die Schule, daß bei Vakanzen von Küstern und Schulmeistern „die Subjekte von denen Leuten, so bei der Real-Schule in Berlin zu dergleichen Bedienung angezogen und zugleich zum Seidenbau und zur Kultur der Maulbeerbäume angeführt werden, preferablement vor anderen genommen werden sollten und deshalb im vorkommenden Falle an den qu. Hecker allhie geschrieben werden solle, um dergleichen vorzuschlagen". Langdauerndes Leben hatte auch diese Schule nicht. Im Anfang des 19. Jahrhunderts ging sie den Weg, den fast alle höheren lateinlosen Schulen zu den Zeiten des Gymnasialmonopols gingen, — sie nahm Latein an und wurde ein Gymnasium nebst Realgymnasium. Eine reinere Auffassung vom Wesen der Realschule, als Semler und Hecker, hatte der Minister Zedlitz; das zeigte sein Verhältnis zu Resewitz, der in Kopenhagen eine Realschule mehr im heutigen Sinne begründet hatte mit der Aufgabe, „die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zu gemeinnütziger Geschäftigkeit" zu übernehmen und demgemäß in der Methode vor allem von der Erfahrung und der Anschauung auszugehen und so Sinne und Verstand gesund und tüchtig zu gestalten. Zedlitz berief Resewitz nach Preußen und wünschte solche Bürgerschulen in allen Städten. Doch zwei Schwierigkeiten stellten sich in den Weg. Resewitz war ein zu arger Theoretiker und Friedrich der Große bestand auf seinem Willen, daß „die jungen Leute absolut Lateinisch lernen müßten". Selbst für eine Realschule mit Latein war er nicht zu haben, wenn er

auch seiner Ritterakademie in Berlin einen realen Lehrplan zubilligte, damit seine jungen Leute für Krieg und Politik tauglich würden, ihre Vernunft entwickelt und ihr Urteil gebildet würde. Latein, Französisch, Religion und die praktischen Lehrfächer bis zum Staatsrecht hin sollten hier gelehrt; die Antike sollte auch durch das Medium des Französischen gelehrt werden, wo Latein nicht reichte. Dieser Lehrplan ähnelt bereits dem Lehrplan der späteren Realgymnasien und trägt manchen Keim modernster Kultur in sich.

Die hohe Karlsschule in Stuttgart (1781 zum Gymnasium erweitert).

Noch reicher an Zukunftskeimen und noch lehrreicher für die Kultur der Gegenwart war die hohe Karlsschule in Stuttgart. Ursprünglich für Soldatenkinder gegründet, die einen praktischen Beruf vom Gärtner bis zum Ballettänzer hin ergreifen sollten, dann mit Französisch ausgestattet einer modernen Realschule ähnlich, weiterhin als militärische Pflanzschule mit kräftigerem Latein eine Art von Realgymnasium, erweiterte sich die Anstalt unter der unruhigen Leitung des Herzogs Karl Eugen zu einem gymnasialen Wesen, das durch den Einfluß der Tübinger Stiftler reich mit philosophischem Unterricht getränkt wurde und schließlich sogar zu einer Art von Universität auswuchs, indem für Kameralisten, Juristen und Mediziner hier die genügende Ausbildung möglich wurde. Festen Bestand hatte diese Schule nicht, weil der originelle Tyrann es nicht begreifen konnte, daß historische Entwicklungen und gebildete Menschen nicht so seinem Willen sich fügten wie seine Kammerdiener, und weil er zu hastig, ähnlich wie Josef II., den zweiten und dritten Schritt nicht selten vor dem ersten zu tun versuchte. Wenn nun auch diese Schule keine nachhaltige Wirkung hatte, — den Beweis hat sie an Jünglingen wie Schiller erbracht, daß Philosophie in der Schule zu pflegen wohl möglich ist.

Derselbe Geist der Aufklärung, der den großen König und den tyrannischen Herzog erfüllte, hielt auch in Österreich und Bayern seinen Einzug; Württemberg verharrte — abgesehen von der Karlsschule — auf dem althumanistischen Schulbetrieb des 16. Jahrhunderts.

IV. Der Neuhumanismus (1790—1840).

Der Neuhumanismus. Gesner (1691—1761). Ernesti (1707—1781). Heyne (1729—1812).

Der Geist der Aufklärung hatte neues Leben und Bewegung in die Schulen gebracht und das Althergebrachte erschüttert. Aber im ganzen und großen verharrte in den Schulen, in denen das Phlegma geblieben, aber der Spiritus schon längst dahin war, der alte freudlose Geist; erst der Neuhumanismus, das klassische Zeitalter unserer Dichtung und vor allem Männer wie Herder und Friedrich Aug. Wolf mußten tiefer eingreifen in das Wesen und den Unterrichtsbetrieb, um Wandel zu schaffen.

Der Neuhumanismus, der schon vor den Philanthropinisten seine ersten Regungen zeigte, setzte tiefer und nachhaltiger ein, als der Geist der Aufklärung fast seinen Zug durch die Schulen beendet hatte.

Gesner, den Rektor der Leipziger Thomasschule und späteren Professor in Göttingen (1737), darf man als den Vater des Neuhumanismus bezeich-

nen; er ging vielfach auf Ratke und Comenius zurück, machte Front gegen den Gelehrsamkeitsdünkel der Gymnasien, gegen die allgemeine Forderung des Latein und gegen den ekelerweckenden Betrieb des Lateinischen, dessen Ergebnisse Ungeschicklichkeit, Dummheit und Unvernunft seien. Gegenüber dem schulfuchsigen und pedantischen Betrieb des Lateinischen ging er zum anderen Extrem über, indem er ohne Grammatik durch Routine diese Sprache übermitteln wollte. Auch schob er diesen wie den Unterricht im Französischen, Geschichte und Geographie für das Alter vom 7.—13. Jahre dem Privatunterricht zu; Griechisch engte er auf bestimmte Berufsarten ein. Vor allem aber sprach er den Grundsatz aus, daß in allen Lektionen philosophiert werden müsse, daß die Schriftsteller dazu da seien, Urteil und Geschmack und nicht nur grammatische Regeln zu bilden, daß der historische Zusammenhang der Kultur sich aus dem Unterricht ergebe und das Griechische als die Quelle anzusehen sei, aus welcher der alten Römer Weisheit fließe. Sodann brachte er die Realien sowie das Deutsche und Französische zu größerer Wertschätzung. Alles das bewegte sich nicht lediglich in theoretischen Erörterungen: Gesner sorgte auch für die Ausbildung der Kandidaten im neuhumanistischen Geiste, stellte eine Schulordnung für Hannover auf und sorgte durch eifrige Visitationen dafür, daß alles in Wirklichkeit sich umsetze. Nach Gesner wirkte an der Leipziger Thomasschule der Rektor Ernesti, der ebenfalls eine Schulordnung im neuhumanistischen Geiste schuf, den Gedanken, die alten Sprachen mehr als Mittel zu allgemeiner Bildung denn als Selbstzweck zu betreiben, zu kräftigerer Geltung brachte und dem Unterricht im Deutschen, auch in deutscher Literatur, seine Stellung gab. Daß er aus den antiken Schriftstellern allerlei nötige und nützliche Sachen, die von Gegenwartsnutzwert seien, zu schöpfen suchte, zeigte seine Wertschätzung der Realien, aber auch noch das Hängen an alten Vorurteilen. Gesners Nachfolger in Göttingen, Chr. Gottlob Heyne, erweckte Freude an antiken Studien besonders dadurch, daß er Verständnis und Begeisterung wachrief für die antike Dichtkunst und der jungen Generation, zu der Wilhelm von Humboldt, die Gebrüder Schlegel und Voß zählten, Geschmack am Griechischen beibrachte.

Das klassische Zeitalter der Dichtung.

An der reichen Anregung, welche die Blüte klassischer Dichtung der ganzen Zeit mitteilte, nahm auch die Schule insofern teil, als die Behandlung der Schriftsteller frischeres Leben und besseres Verständnis annahm. Wenn Hagedorn in gefälligen Gedichten horazische Lebensweisheit und anakreontischen Lebensgenuß verkündigte, Klopstock die Verschmelzung des antiken mit dem modernen Geiste in seinem Messias und seinen in horazischen Metren sich bewegenden Oden versuchte, wenn Winckelmann mit schönheitstrunkenem Auge das Wesen der antiken Kunst zu erfassen suchte und Lessing das wahre Wesen der antiken Poesie ergründete, Homer, Sophokles und Virgil in neue frische Beleuchtung rückte und die aristotelische Poetik seinen Zeitgenossen naheführte und Herder den Be-

griff der Humanität in Anlehnung an die Antike vertiefte und verklärte, so mußte etwas von diesem neuen Geist einer alten herrlichen Zeit auch in die Behandlung der antiken Schriftsteller der Schule übergehen. Und als nun Goethe und Schiller in Wort und Wesen die Antike mit ihren klassischen Bildungsidealen verjüngten und deutschen und hellenischen Geist in ihrer Dichtung vermählten, da konnte auch die Schule nicht mehr im alten Schlendrian dahingehen, wenn sie den Zeitgenossen nicht ein Stein des Anstoßes werden wollte.

Herder (1744—1803).

Unter den Großen aus der Zeit unserer klassischen Dichtung steht aber als Pfadfinder neuer Ziele und neuer Ideale für die Schule am beachtenswertesten Herder da, dem wir viel schulden und der immer mehr an Bedeutung gewinnen wird, je mehr der Geist, unter dem sich die preußische Schulreform von 1890 und 1900 vollzogen hat, Gemeingut der Gebildeten in Deutschland wird.

Herder hatte zu feinhörig den Stimmen vieler Völker in ihren Liedern gelauscht, er war zu tiefgründig den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gefolgt und er hatte den Begriff der Humanität zu klar erfaßt, um noch in irgend eine der Fesseln, die der alten Schule anhingen, sich schlagen zu lassen. Deshalb ist er frei von Vorurteilen und reich an Empfänglichkeit für die Bedürfnisse seiner Zeit. Keine Schule ist gut, wo man nichts als Latein lehrt. Realschulen müssen unabhängig vom Latein die Grundlage bilden, wo man für die Menschheit und das ganze Leben tüchtig lernt. Mit der Muttersprache ist anzufangen, dann das Lateinische zu treiben, schließlich das Griechische, das wertvoller ist als das Lateinische. Bis Tertia soll die Schule eine Realschule sein, um nützliche Kenntnisse und Wissenschaften in Anlehnung an Anschauung und Erfahrung zu vermitteln. Dann mag sich das Gymnasium anschließen in zweckmäßiger Ordnung und Proportion. Das ist in kurzem Herders praktischer Plan. Seine theoretischen Erörterungen sind noch tiefgründiger und erweitern den Horizont so großartig, daß das Auge sich erst schärfen muß, um alles zu schauen, was Herder als Ideal erblickte. In den Humaniora — so faßt er den Begriff der Humanität — ist alles eingeschlossen, „was den Menschen zum Menschen macht, was die Gabe der Sprache, der Vernunft, der Geselligkeit, der Teilnehmung an anderen, der Wirkung auf andere zum Nutzen der gesamten Menschheit, kurz alles, was uns über das Tier erhebt und die sein lehrt, die wir sein sollen, ausbildet und befördert“. Als Prophet des gebildeten Menschenverstandes, den die Schule der Zukunft an Stelle des von der Vergangenheit gepflegten gelehrten Menschenverstandes rückt, spricht er den Grundsatz aus, „daß man sich selbst in allen seinen Anlagen, Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem Bilde, was Leben heißt, an sich, soweit es die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde“. Durch diese Forderung be-

kommt ein jeder seine besondere Lektion zu hören, hat jeder sich selbst in richtiger Proportion zu bilden und seine besondere Eigenart zu bilden. Tat das die Schule, die zu Herders Zeiten blühte? Sehen wir, wie der hervorragendste Schulmann jener Tage — Fr. Aug. Wolf —, der Herders Geiste verwandt war, das Ideal zu verwirklichen suchte.

Fr. Aug. Wolf (1759—1824). Die Emanzipation der Lehrer von theologischer Abhängigkeit.

Fr. Aug. Wolf hatte sich, als er sein Studium begann, als Studiosus der Philologie eintragen lassen; er war also der erste seines Faches; denn vorher pflegte man Theologiestudierender zu sein, wenn man der Schule sich widmen wollte. Nunmehr sollte — das war Wolfens Meinung — die Philologie einen Wert für sich haben, indem sie in streng wissenschaftlichen Bahnen die Beförderung rein menschlicher Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemütskräfte zu schöner Harmonie des inneren und äußeren Menschen sich zum Ziele setzte. Der Philologe sollte frei von aller Maßlosigkeit, Engherzigkeit und Verstiegenheit seinem eigentlichen Berufe leben und nicht in einer Summe von Kenntnissen knechtisch untergehen, sondern mit eigener Einsicht und wissenschaftlichem Geist Herr seines Wissens bleiben. Um gut unterrichten zu können, müsse er zunächst selber etwas Rechtes gelernt haben; deshalb müsse zuvörderst das Hochschulleben für sich wirken und nicht zu früh allzusehr mit der Praxis des schulmännischen Wirkens verquickt werden. Zu dem Wissen müsse die Kraft des Denkens sich gesellen und die Kunst auch andere zum Selbstdenken zu erziehen; ferner solle der Lehrer erfüllt sein von Liebe zu seinem Studium und zu den Jünglingen, die ihm anvertraut sind, er müsse dabei nach moralischer Vollkommenheit streben, frei von Launen und jeder Zeit bereitwillig sein, seinem Amte zu dienen, und schließlich auf Achtung und Dankbarkeit der Menschen keinen Anspruch erheben und dem Beifall der Leute nicht nachlaufen.

Um zu solchen Eigenschaften zu erziehen, verlangte Wolf völlig von der Theologie getrennte Vorbildung für das Lehramt und stellte er den Lehrerberuf als selbständige Lebensaufgabe hin. Diesen Zielen gemäß verfuhr er in seinem Hallenser Seminar.

Für das Gymnasium erhob er im Lehrplan maßvollere Forderungen, als sie bisher üblich waren. Deutsch und Latein (denn jenes ist an diesem zu erlernen) 4 Wochenstunden, Latein 7 Stunden, Griechisch 5, Französisch 2, Hebräisch oder Englisch 2, Völkergeschichte 3, Geographie 2, allgemeine Literaturgeschichte 1 und Mathematik 3 Stunden — das etwa waren seine Forderungen. Dazu sollten in jedem Vierteljahr einige Supplementstunden in Religion, Philosophie und Physik treten. Die beste Art das Sprachstudium zu beginnen sei mit dem Lateinischen anzufangen, vielleicht auch mit dem Griechischen, jedenfalls nicht mit dem Französischen. Für Lektüre und Sprechfertigkeit stellte der selbst so tüchtige Mann die maßvollsten Forderungen; für weitere Ansprüche solle in den Oberklassen eine Art von Selekta eingerichtet werden. So galt ihm das Gymnasium noch immer als eine Vorschule der gelehrten Berufe, und weil dem so

war, wünschte er energisch eine Vermehrung von Volks- und Bürgerschulen.

Die höhere Schule in den ersten 30 Jahren des 19. Jahrhunderts. W. v. Humboldt (1767—1835). Süvern (1775—1829). Johannes Schulze (im Amt 1818—1858).

Wie entsprachen nun die Einrichtungen der Zeit den Forderungen, die wir bei Herder und Wolf aufgestellt finden? Das unter dem Einfluß der großen Steinschen Reformen zum führenden Staate gewordene Preußen fand in Humboldt einen geeigneten Mann, große Ideen in Wirklichkeit umzusetzen. Er sah in der Bildung am Altertum das vorzüglichste Mittel vollendeter Menschenbildung und in dem antiken Bildungsideal Goethes und Schillers das Bildungsideal auch für das deutsche Volk, das aber (so war seine ursprüngliche Anschauung) zu verwirklichen außerhalb der Wirksamkeit des Staates liege und Sache des Individuums und der Familie sei. So war er zum Reformer auf dem Gebiete des staatlichen Schulwesens eigentlich der ungeeignetste Mann. Und doch wurde er, als im Ministerium des Innern die dritte Sektion für die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, die wieder unerquicklich verquickt wurden, gegründet wurde, zum Leiter dieser Abteilung berufen. Damit hielt der Neuhumanismus und das antike Bildungsideal seinen Einzug in die höheren Schulen und zeigte sich in manchen Entwürfen der nächsten Zeit. Zunächst wußte unter Humboldts Anregung der Referent für das Unterrichtswesen, Süvern, Wolfsche Ideen in Wirklichkeit umzusetzen, indem durch Edikt vom 12. Juli 1810 die Lehrerprüfung eingeführt und damit der Anstellung von untauglichen Subjekten entgegengewirkt wurde. Jeder Schulamtskandidat hatte nunmehr bei den wissenschaftlichen Deputationen eine Prüfung abzulegen. Mitglieder dieser Deputationen waren vorzügliche Männer aus allen Fächern, welche auf den öffentlichen Unterricht Einfluß hatten, die als wissenschaftlicher Beirat die Verwaltungstätigkeit der Unterrichtssektion mit dem Geistesleben der Nation in dauernder Verbindung halten, Vorschläge zur Besetzung der Lehrerstellen machen und die Prüfung der Kandidaten übernehmen sollten. So wurde denn nach Wolfs Ideale der Lehrerstand eine pädagogische Genossenschaft; der einzelne, der bisher als verunglückter Theologe meist ein unstandesgemäßes Dasein geführt hatte, wurde nun aus seiner Vereinsamung befreit und unter den kräftigen Einfluß und Enthusiasmus einer staatlichen Gemeinsamkeit gestellt. Da auch die Lehrer städtischer Anstalten einbezogen wurden in diesen Kreis, waren die Patronate genötigt, dafür zu sorgen, daß die staatlicherseits getroffenen Anordnungen auch zweckmäßigen Eingang hielten in die lokalen Stadtverhältnisse, um diese auf der Höhe zeitgemäßer Bildung zu halten. Eine neue tiefwirkende Maßregel brachte das Jahr 1812 in der Instruktion für die Entlassungsprüfungen. Diese wurden nunmehr für alle zur Universität abgehenden Jünglinge allgemein gemacht. Nur die Nichtschüler konnten auch an Universitätskommissionen ihr Reifezeugnis bekommen. Die klassischen Sprachen standen unter den Zielforderungen im Vordergrund; Deutsch und Mathematik rückten nahe an jene Unterrichtsfächer heran. Dispensationen vom Griechischen waren fortan ausgeschlossen.

Der Instruktion folgte im Jahre 1816 ein Lehrplan, der nicht bindend sein und den Unterricht in gleiche Einförmigkeit wie eine Maschine bringen, sondern nur ein Muster bilden sollte für die Grundlinien der Lehrverfassung. In diesem Plane (50 Stunden Griechisch, 76 Lateinisch, 44 Deutsch und 60 Mathematik) weht einerseits der Geist des Neuhumanismus — bis zu Äschylos und Pindar stieg er hinauf — und der mannhafte Geist der Befreiungskriege; denn Anforderungen, wie sie hier gestellt wurden, konnte nur eine Generation stellen, die im Kampfe eisenfest geworden war und von der Jugend Kräftiges verlangte, weil sie selbst in Kraftentwicklung sich groß erwiesen hatte. Andrerseits aber liegt in diesem klassischen Idealismus eine Art von Weltflucht, die in der Welt der Ideale das Große zu finden sich sehnte, was eine rückschlägige kleine Zeit zu bieten nicht vermochte.

Ein Jahr nach diesem Lehrplane wurde das Departement für Kultus und öffentlichen Unterricht vom Ministerium des Innern losgelöst und ein selbständiges Kultusministerium errichtet. Minister von Altenstein war der erste Kultusminister, sein Hauptratgeber Johannes Schulze. Anfänglich blieb alles beim Alten; allmählich aber rückte der Geist der Zeit mehr und mehr an die Stelle des alten Geistes; daß es nicht zu viel geschah, darf man dem zähen Widerstande der beiden Männer danken; wäre dieser nicht gewesen, es wäre vielleicht noch mehr als das Turnen unter polizeiliche Aufsicht geraten. Nach zwei Dezennien seines Wirkens (1834) brachte das neue Ministerium ein neues Abiturientenreglement für die Gymnasien. Der Zutritt zum akademischen Studium wurde nunmehr nur mit dem Reifezeugnis der Schule gestattet; Nichtschüler hatten also hier ihr Zeugnis sich zu holen. Unter den Zielforderungen trat das Griechische mehr zurück; Übersetzung der Tragiker und griechisches Skriptum fielen fort; auch im Lateinischen wurden geringere Ansprüche erhoben; im Deutschen erschien neu die vaterländische Literatur, außerdem — Hegels Einfluß zeigte sich — die philosophische Propädeutik und die griechische, römische und vaterländische Geschichte. Auch die Prüfungsordnung für Lehrer war einige Jahre zuvor (1831) im Geiste der Zeit erneuert, indem man in allen Fächern eine Prüfung verlangte, in einer Gruppe aber besondere Lehrbefähigung forderte und einen Ausgleich suchte zwischen Klassenlehrer- und Fachlehrersystem. Der Normallehrplan vom Jahre 1837 krönte dann gleichsam das Gebäude. Die Klassenzahl wurde von 10 auf 9 herabgesetzt, die Gesamtstundenzahl von 320 auf 270. Griechisch verlor 8 Stunden (Bestand 42) und trat damit wesentlich hinter das Lateinische zurück, das 10 Stunden Zuwachs erhielt (Bestand 86). Das lag mehr im Geiste des Alt-, als des Neuhumanismus. Auch das Deutsche ging um 22 Stunden (22 behielt es statt 44) zurück, ein schmerzlicher Schnitt, der aber das Erstaunliche verliert, wenn man bedenkt, daß nunmehr im Lateinischen und Griechischen das Deutsche Unterrichtssprache wurde. Auch die Mathematik hatte 27 Stunden abzu-

geben (Bestand 33). Diese Verminderung auf fast allen Gebieten war auch eine Folge der Überbürdungsklagen, die der Arzt Lorinser in einer Broschüre zusammenfaßte, mit gutem Rechte; denn die Ansprüche einer zum Teil recht geistlosen Pädagogarchie überschritten das Maß, und eine so arbeitskräftige Jugend, wie die aus dem Geiste der Befreiungskriege erwachsene, stand nicht mehr zur Verfügung.

Die anderen deutschen Staaten.

Wie in Preußen hatte man auch in Bayern neue Wege eingeschlagen. Mit der Berufung Niethammers (1808) zum Zentralschulrat war man mit einer Reform im neuhumanistischen Geiste hier sogar zuvorgekommen. Latein und Griechisch im Bunde mit einem vierjährigen philosophischen Kursus wurden herrschend eingesetzt in den vier oberen Klassen; die vier Unterklassen hatten die Elemente zu lernen. Damit war eine Aufgabe gesetzt, der die vorhandenen Lehrer nicht zu entsprechen wußten. Auch das Geld fehlte; so mußte man 1816 zurückschrauben. 1829 stellte dann Thiersch, der bereits im Jahre 1812 dem Mangel an tüchtigen Lehrern durch Begründung eines Seminars abzuhelfen suchte, einen neuen Lehrplan im neuhumanistischen Geiste auf, mit sechsklassigem Unter- und vierklassigem Oberbau, in welchem drei Klassen vom philosophischen Unterricht entlastet wurden. An die Realien machte dieser Lehrplan keine Zugeständnisse; nur die Mathematik fand einige Gnade. In Sachsen und Württemberg gab man dem Neuhumanismus keinen Raum; dort überwog nach wie vor die sprachliche Seite, sowie Verstandeskühle und Nüchternheit, erst 1846 verstand man sich zu Konzessionen im Geiste der Zeit. In Württemberg hing man noch mehr als in Sachsen am Alten, Latein mit virtuoser Übersetzungskunst stand im Vordergrund und Versemachen galt als hoher Ruhm. Mehr als Sachsen und Württemberg beschritten Hannover und Baden neue Bahnen, ähnlich wie in Preußen und Bayern.

Im ganzen und großen war aber in den dreißiger Jahren der Abstand zwischen den höheren Schulen, d. h. den herrschenden Gymnasien, und der Volks- und Bürgerbildung groß. Der Lehrstand und Nährstand waren sich fremder geworden als im Beginn des Jahrhunderts; das war ein Gegensatz, der nicht von Dauer bleiben konnte, wenn das Volk, das nach einer größeren politischen Bedeutung sich sehnte und der Einheitlichkeit zustrebte, auch wirtschaftlich im Wettkampfe der Nationen bestehen wollte. Ein solches Volk muß, unbeschadet seiner Ideale, auch reale Bildung bei sich pflegen, um auch auf sie gestützt den Forderungen der Zeit gerecht zu werden.

Das deutsche Bürgertum in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts und seine Stellung zu gymnasialer und realer Bildung.

V. Der Kampf humanistischer und realer Bildung um Gleichberechtigung (1840—1890). Die reale Bildung, die zur Zeit der Aufklärung und des Philanthropinismus einen kräftigen Vorstoß gemacht hatte, war als selbständiger Faktor mehr und mehr zurückgetreten, als der Neuhumanismus mit gewissen Konzessionen an die Realien seinen Einzug hielt ins deutsche Gymnasium. Der schlichte

Bürgersmann blickte mit einer gewissen Bewunderung auf seinen Sohn, der ins humanistische Gymnasium ging, und freute sich zu sehen, daß sein Sprößling unter der Beschäftigung mit lateinischen und griechischen Schriftstellern Schärfe und Präzision im Denken und Sprechen erhielt und daß die naturwüchsige Logik der alten Sprachen das Verständnis weckte für geistige Strömungen höherer Art und durch die Masse fremdartigen Stoffes das Gedächtnis sichtbar kräftigte. Auch der Inhalt belebte, wo geistvolle Lehrer anregend wirkten; man nahm hier freudig teil an der großen geistigen Habe des klassischen Altertums, war stolz selbstsuchend und selbstfindend bis zu den Quellen hinabsteigen zu dürfen, in gewissem Umfange Vertrauter des forschenden Gelehrten zu sein und aus jenen altehrwürdigen Quellen auch Verständnis für die Gegenwart zu schöpfen. Dieser Segen der gelehrten Bildung war im gewissen Sinne ein Vorzug des deutschen Mittelstandes, dessen kaum ein anderes Volk sich in diesem Maße erfreute. Aber er wurde vielfach auch zum Unsegen. Im Grunde glich doch der deutsche Bürger jener Tage dem kananäischen Weibe, das von den Brosamen sich nährte, welche von des reichen Mannes Tische fielen. Mannes- und Schaffenskraft wurde nicht so gepflegt, wie es unter dem Einfluß großer praktischer Fragen sich entwickelt. Fast alle Helden der Dichtung jener Tage leiden unter dem akademischen Mangel an Tatkraft; dasselbe Geschlecht, das mit bewundernswerter Kühnheit und Freiheit den geheimen Gesetzen seines geistigen Lebens nachging, war unsicher, unempfänglich und wenig zielbewußt den Anforderungen der Wirklichkeit gegenüber. Den großen politischen Erfolgen der Jahre 1813 und 1815 hätte doch eine große Zeit voll reicher politischer Ergebnisse für das innere und für das wirtschaftliche Leben unseres Volkes folgen sollen. Aber es kam eine Zeit voll idealistischer Schwäche, in welcher große Gefühle zu haben, herrliche Träume zu träumen und große Worte zu machen als Heldentaten aufgenommen wurden. Man muß doch sagen, das gymnasiale Bildungsmonopol jener Tage hat auch seine Gefahren gehabt, und mitschuldig ist es zweifellos, daß das wirtschaftliche Leben eines Volkes, das sich soeben noch waffengewaltig und kräftig gezeigt hatte, dem Leben anderer Völker gegenüber einen Aschenbrödelcharakter trug.

Es kam noch etwas anderes hinzu. Die Gymnasialbildung war durchaus aristokratisch; ihr fehlte die Berührung mit der Volksbildung und das Verständnis für die Zusammengehörigkeit der Schulen und des Unterrichts von unten nach oben. Scholae, non vitae discimus; für die Schule, nicht für das Leben haben wir zu schaffen, war hier vielfach Grundsatz. Was sie trieben, galt in der Welt draußen nicht mehr; und was draußen galt, trieben sie kaum noch. So verlor das Gymnasium an Ansehen bei denen, die den sozialen Fragen der Gegenwart verständnisvoller gegenüber standen und etwas von dem starken sozialistischen Geiste verspürten, der die Pestalozzischen Ideen erfüllte. Hier wurde zum

Besten einer von innen heraus und von unten herauf sich gestaltenden Volkserziehung angestrebt, die Mittel der Erziehung in psychologisch geordnete Reihenfolge zu bringen nach dem Grade der jeweilig entwickelten Kraft. In dieses System paßte der neunjährige Lateinschüler nicht hinein und auch nicht das vielfach am Gymnasium noch herrschende Buchstabenwesen, das Reden ohne Anschauung, das „Maulbrauchen und Zungendreschen". Dagegen stand die Anschauungskraft im Vordergrund, die Empfindung, das Selbsterlebte und der Grundsatz: „Wenig, dieses Wenige aber gründlich." Multum, non multa!

Gleichwohl lagen in den verhältnismäßig ruhigen Jahren vor 1830 die Gegensätze gymnasialer und realer Bildung noch nebeneinander, ohne daß erhebliche Zusammenstöße erfolgten. Doch schon deuteten die Zeichen der Zeit darauf hin, daß ein Wandel auf vielen Gebieten des Lebens nahe bevorstand, der auch das Leben der Schule berühren mußte.

Der realere Zug der Zeit in den dreißiger Jahren.

Vor allem rief die Julirevolution wieder in weiteren Kreisen realere Interessen wach; Mitarbeit am Staate und Rechte im Staat wurden zu praktischen Bedürfnissen des einzelnen Bürgers. Das Aufblühen der Naturwissenschaften und der Technik, die fleißigere Arbeit in Werkstatt und Kontor, für die der Zollverein die Schranken beseitigte, die Schienenwege und Dampfschiffe, die dem Verkehre größere Freiheit schufen, brachten Leben, Bewegung und Wandel in das Volk der Denker und Dichter. Die freie reale Intelligenz unabhängiger mitten im wirklichen Leben stehender Männer trat neben gymnasiale Beamtenklugheit und Gelehrtenweisheit als beachtenswerte geistige Macht, und andere Formen der Bildung eroberten sich Gleichberechtigung in der öffentlichen Meinung neben den alten Formen wissenschaftlicher und gelehrter Tradition. Eine umfangreiche Literatur, auch unserer großen Nachbarn, die Einsicht und Wohlstand des arbeitenden Volkes zu heben sich bemühte, drang in weitere Schichten und verbreitete dem weltfremden Idealismus gegenüber den Sinn für einen gesunden und edlen Egoismus und für eine praktische Humanität, die dem alten Geiste ebenbürtig zu werden trachtete. Und auch auf den Universitäten regte sich neues Leben: der Aufschwung der Staatswissenschaften, der Nationalökonomie, der Germanistik, der historischen Forschung und der Naturwissenschaften riefen Geister wach, die gebieterisch Einlaß forderten im Leben der Schule. Die alte Schule konnte aber diese neuen Geister nicht alle beherbergen, wenn sie nicht Überbürdung hervorrufen wollte, über welche gerade in den dreißiger Jahren aus ärztlichen Kreisen wirkungsvolle Klagen laut wurden. Hier mußten die Realschulen helfend und entlastend einspringen. Wie stand es mit diesen?

Kräftigeres Vordringen der realen Bildungsanstalten in den dreißiger Jahren. Das Berechtigungswesen hindert freie Entfaltung.

Um das Ende des 18. Jahrhunderts hatte man die beiden Richtungen des Realismus und des Neuhumanismus für lebensberechtigt anerkannt. Resewitz und Gedike konnten friedlich nebeneinander wirken. Im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts dachte man anders. Am schärfsten fand die damalige Geistesrichtung Ausdruck, wenn Niethammer den

Philanthropinismus, der stark realistisch war, als „Animalismus“ charakterisierte und dem Realismus Haß gegen alle Ideale zutraute. Trotzdem konnte man es nicht hindern, daß die Mathematik, Naturwissenschaften, selbst Singen und Zeichnen in die Gymnasien eindrangen, wenn auch mehr als notwendige Übel denn als gleichgeachtete Arbeitsstoffe. Weiteres Eindringen realen Stoffes hinderten die Reifeprüfungsreglements. So mußten denn für den Bürgerstand andere Schulen geschaffen werden, da das Aufblühen des Handels im Beginne des Jahrhunderts sie verlangte. Den ersten Versuch machte in Bayern derselbe Niethammer, der das harte Wort vom Animalismus gesprochen, im Jahre 1808 mit einem Realinstitut, in welchem man die Aufgaben der Gegenwart lehren und die Geisteskräfte durch naturwissenschaftliche und mathematische Studien üben wollte. Doch bestand diese Schule im wesentlichen auf dem Papier; nur in Nürnberg machte man mit ihr einen Versuch. — In Preußen hatte die Heckersche Realschule keinen langen Bestand gehabt. Süverns gesunde Ideen blieben Entwurf. Die Unterrichtsverwaltung zeigte nur wenig tätige Anteilnahme, sie überließ es den einzelnen Städten, Realschulen zu errichten, die denn auch reich an Unterschieden hier und da erstanden. Ein großes Verdienst um diese Schulart erwarb sich Spilleke, der im Jahre 1821 die Leitung des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der mit ihm verbundenen (Heckerschen) Realschule übernahm. Ihm kommt das Verdienst zu, der Idee der Realschule als allgemeiner Bildungsanstalt für das nächste Menschenalter und darüber hinaus bleibende feste Gestaltung gegeben zu haben. Französisch und Englisch bildeten den fremdsprachlichen Mittelpunkt; für seine Person hatte Spilleke keinen Grund, weshalb das Lateinische auch eine Stelle haben müsse. Durch Zugeständnisse an bureaukratische Mächte und an Vorurteile der Zeitgenossen ließ er sich aber dazu drängen, daß er das Lateinische, das anfangs nur fakultative Zugabe gewesen war, als pflichtiges Hauptfach aufnahm. Im Jahre 1832 nahm nun auch die Unterrichtsverwaltung, gedrängt durch das Berechtigungswesen, Stellung zu den Realschulen; sie erließ eine „vorläufige Instruktion“, die im wesentlichen die Verfassung wiedergab, welche die Spillekesche Realschule zeigte. Das Lateinische war Pflichtfach. Denn wer auf den Eintritt in den Staatsdienst Anspruch mache, müsse einen gewissen Grad von Kenntnissen im Lateinischen haben. Auch das Militär verlangte für die Einjährigenberechtigung diesen gewissen Grad. So vollzog sich denn unter dem Drucke der Beamten- und Militärhierarchie die Umwandlung der reinen lateinischen Realschule zu der Mischart des Realgymnasiums. Wenn man die verstandesbildende Kraft des Lateinischen als Grund für diese Umwandlung angab, so bedachte man nicht, daß die oberflächliche Art, wie das Lateinische als Flickfach an vielen Schulen getrieben werden mußte, der Würde des Lehrgegenstandes nicht entsprach und didaktischen Wert nicht besaß, vielmehr ein zerstreuendes und zersplitterndes Element bedeutete, das die

Einheitlichkeit und Eigenart dieser Schulen schädigte und dazu beitrug, ihr Wesen immer wieder nach der gymnasialen Richtung hinzudrängen, wobei Standesvorurteile und eingewurzelte Tradition das Ihrige taten, um den Schaden voll zu machen. Deshalb kam in Preußen die reine Realschule nicht recht zur Geltung, während anderswo, z. B. vor allem in Württemberg, die aufblühende Realschule zur Hebung der Volksbildung und Stärkung des Bürgerstandes erheblich beitrug.

1840 Hemmnisse für Reformen.

Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hatte sich manche Hoffnung geregt, daß auf den Gebieten geistiger Werte sich neues Leben zeigen werde. Diese Hoffnungen erwiesen sich bald als eitel. Mit dem Einzug des Ministers Eichhorn und seines Ratgebers Eilers ins Kultusministerium zogen Hemmnisse für die Schulentwicklung ein, die nichts zur Blüte kommen ließen, was an gesunden Keimen in der Zeit lag. Dem sogenannten deutsch-christlichen Geist, der zur Herrschaft kam, war der freie Geist des Griechentums, der sich in den Gymnasien regte, ebenso zuwider wie die realistischen Naturwissenschaften und die Realschulen, die man als Pflegestätten materialistischen und atheistischen Geistes fürchtete. Auch das „religiös-sittliche“ Bewußtsein der Philologen und Schulmänner schien den Männern, die an maßgebenden Stellen standen, verdächtig, weil man dort der Überzeugung war, das Ministerium Altenstein habe eine glaubens- und gemütlose Verstandesbildung befördert und in den Schulen habe man diejenige „Bildung“ befördert, welcher Unglaube Ehrensache sei. Dieses phantastische Urteil und der einseitige Dilettantismus richteten zu jener Zeit viel Übles an.

1848 Beseitigung hemmender Schranken.

Glücklicherweise fegte der Frühlingssturm des Jahres 1848 auch im Schulwesen den Geist fort, der nicht dorthin gehörte. Die retardierenden Momente verschwanden, andere Kräfte traten an ihre Stelle. Feste Pläne kamen allerdings nicht zur Ausgestaltung. Die Zeit der großen Reden, der zahlreichen Versammlungen und großartigen Projekte bot für reelle Arbeit zu wenig Raum und Ruhe. Gegen die Hörigkeit der Schulen von der Kirche und die Stellung der Lehrer als Klasse „verschämter Armen“ ergingen kräftige Angriffe, die den Segen brachten, daß reaktionäre Gelüste auch in Zukunft nur schüchtern sich hervorwagten.

1849 Schulkonferenz.

Dem Zeitgeiste zu entsprechen, wurde vom Minister Ladenberg eine Konferenz von angesehenen Schulmännern berufen. Der Entwurf, der dieser Versammlung vorlag, stellte ein dreiklassiges Untergymnasium als alleinigen, einheitlichen Unterbau für alle Schulen hin. Darüber solle sich eine Oberstufe aufbauen in drei Klassen mit fünf Jahreskursen und zwar in Doppelgabelung mit einem Obergymnasium und einem lateinlosen Realgymnasium. Beide Anstalten sollten die Berechtigungen erhalten für das Studium an Universitäten und technischen Akademien; das Realgymnasium mit der Einschränkung auf Fächer, für welche die Kenntnis der alten Sprachen nicht erforderlich sei. Die Vorschläge wurden von der Mehrheit angenommen, doch mit dem Zusatz, daß

auch am Realgymnasium Latein je nach den örtlichen Verhältnissen zulässig sei. Außerdem stellte die Konferenz den wichtigen Grundsatz auf, daß die aus Staatsfonds erhaltenen Anstalten keinen konfessionellen Charakter tragen dürften und daß in den Schulen der Selbstverwaltung mehr Raum gewährt werde. Wie die politischen Pläne jener Tage, blieben auch die Beschlüsse der Reformkonferenz Entwürfe.

Reformen in Österreich 1849—1854.

Glücklicher war man in Österreich, weil hier zwei kluge Männer, Bonitz und Exner, die alte Wahrheit verwirklichten, daß viele kluge Köpfe, wenn sie in Versammlungen zu Rede und Beschluß kommen, weit weniger Erreichbares konstruieren als ein oder zwei Personen, die Klugheit mit praktischem Blick für das Erreichbare verbinden. Diese Männer stellten im Jahre 1849 einen Organisationsentwurf auf, der 1854 zur Ausführung kam. Das System des alten Jesuitengymnasiums mit seinen sechs Lateinklassen und seinem zweiklassigen philosophischen Oberbau wurde damit beseitigt und ein achtjähriger Kursus, der in den oberen Klassen systematisch fortführte, was im Unterbau begonnen war, trat an die Stelle. Maßgebend für die Aufgabe des Gesamtgymnasiums war der Begriff der höheren allgemeinen Bildung; dazu bedurfte es eines vollständigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts im Ebenmaß mit den philologisch-historischen Disziplinen. Der Schwerpunkt durfte daher nicht mehr in den klassischen Sprachen liegen, sondern in der wechselseitigen Beziehung jener beiden Gruppen. Gegen diese Lehrpläne regten sich mancherlei Bedenken, welche in Wünschen nach Reduktion der Realien zum Ausdruck gelangten. Die Reaktion hemmte dann die gesunde Weiterentwicklung dieser Pläne, und ihr kam dabei die Schwierigkeit zu statten, das Ebenmaß jener wechselseitigen Beziehungen ohne Überbürdung oder allzustarke Verkürzung der einen oder anderen Gruppe zu verwirklichen.

Die Wieseschen Lehrpläne und Prüfungsordnungen von 1856 und 1859 Der Opportunismus gegenüber realistischen Bedürfnissen.

In Preußen hielt inzwischen nach der Revolution die Reaktion ihren Einzug. Die Schule verspürte den Einfluß, indem Pfarrkonferenzen und Kirchentage über den vermeintlich glaubensbaren Geist auf den höheren Lehranstalten eine Art von Oberaufsicht übernahmen. Im Jahre 1856 erschienen unter dem Minister v. Raumer die neuen Lehrpläne Ludwig Wieses, die nichts Wesentliches an den Lehrplänen von 1837 änderten, den Geist ihrer Tage aber verrieten, indem die philosophische Propädeutik zwei Stunden verlor und Religion zwei Stunden gewann. Die Naturbeschreibung büßte zwei Stunden in Quarta ein; in Sexta, Quinta und Tertia fand dieser Unterricht bedingungsweise Aufnahme; falls geeignete Lehrkräfte vorhanden waren, sollte er stattfinden. Um den Mangel an Einheit in der Mannigfaltigkeit der Unterrichtsfächer zu beseitigen und größere Konzentration zu bewirken, sollten die innerlich verwandten Fächer möglichst in die Hand eines Lehrers gelegt werden. Die Lehrziele kamen in der neuen Reifeprüfungsordnung noch charakteristischer zum Ausdruck. Philosophische Propädeutik, Physik und Naturbeschreibung fielen fort; der lateinische Aufsatz wurde festgehalten; im Griechischen trat

an die Stelle einer Übersetzung aus der Fremdsprache eine Übersetzung aus dem Deutschen; Deutsch und Französisch fielen in der mündlichen Prüfung fort. „Der Repräsentant der Aufsichtsbehörde“ trat stärker in den Vordergrund; das Examen gestaltete sich mehr zu einer Art von Revision des ganzen Unterrichtsbetriebes, als daß es in möglichst schlichten Formen das einfache Reifeergebnis der Prüflinge klar zu stellen suchte.

Den realistischen Bedürfnissen der Zeit genügte das Gymnasium immer weniger und das entsprach auch wohl dem Herzenswunsche der maßgebenden Persönlichkeiten um die Mitte der fünfziger Jahre. Daß die Berechtigungen zum Staatsbaufach und zum Referendar und Assessor des Bergfachs den Realschulen wieder entzogen wurden und bei Auswahl von Posteleven Gymnasiasten den Vorzug erhielten, lag ganz im Geiste dieser retrogressiven Tage. — Ein Wandel trat ein, als Prinz Wilhelm für seinen erkrankten Bruder die Regentschaft übernahm, der feinsinnige Bethmann-Hollweg Kultusminister wurde und Wiese mehr der Opportunität der Zeitumstände folgend als dem eigenen Herzen die neue Lehr- und Prüfungsordnung für Realschulen vom Jahre 1859 entwarf. Die Realschule sollte — so verkündeten die sehr ausführlichen Erläuterungen — keine Fachschule sein, sondern das geistige Vermögen zu freier und selbständiger Auffassung des späteren Lebens bilden; im Endergebnis sollte kein Gegensatz zu der gymnasialen Bildung liegen. Einen „wesentlichen und integrierenden Teil des Lehrplans“ habe das Lateinische als allgemein verbindliches Lehrobjekt zu bilden, damit der Zusammenhang der modernen Kultur mit der Vergangenheit erhalten bleibe, eine gute Vorbereitung für jedes Sprachstudium vorhanden sei, die Schärfung des logischen Auffassungsvermögens und „somit“ auch des mathematischen Verständnisses nicht Schaden leide. Da die Schüler wenig Einsicht in den Wert dieser Sprache besäßen, müßten sie gewöhnt werden, ihn zu erkennen. Jeder weitere Einwurf, daß doch solche Begründung zu würdigen nicht jedem gesunden Menschenverstande gelingen könne, wurde damit abgeschnitten, daß die Behörden das Latein als Voraussetzung von Berechtigungen forderten. Danach, ob die Idee der Realschule rein gehalten werden müsse und ob nicht die ernstesten pädagogischen Bedenken gegen die Störung eines einfachen Lehrplans ohne Latein berechtigt seien, fragte man nicht. Die Verfügungen hatten entschieden, der beschränkte pädagogische Untertanenverstand hatte zu schweigen. — Die Wiesesche Unterrichts- und Prüfungsordnung schied Realschulen I. und II. Ordnung und höhere Bürgerschule. Die Realschulen erster Ordnung hatten neunjährigen Kursus und Latein als Pflichtfach; ihnen wurde die Berechtigung für alle höheren Berufsarten zugebilligt, für welche das Universitätsstudium nicht Vorbedingung bildet. Damit war die Dignität und Entwicklungsfähigkeit dieser Schulen von vornherein so beschränkt, daß über ihre Zukunft entschieden war. Die Realschulen zweiter Ordnung setzten sich zusammen aus denjenigen Schulen, welche mildere Zielforderungen aufstellten, und aus den lateinlosen Schulen

dieser Art. Die Einjährigenberechtigung erhielten die Schüler nach halbjährigem erfolgreichen Besuch der Untersekunda. Latein wurde für diese nicht mehr gefordert. Als höhere Bürgerschulen bezeichnete man diejenigen Anstalten, welche die Tendenz der vollständigen Realschule verfolgten, aber eine geringere Klassenzahl hatten. So hatte denn das Realschulwesen in bunter Mannigfaltigkeit Eingang gefunden in Preußen. Anderswo, so besonders in Württemberg, hielt man an der gesunden lateinlosen Realschule fest; im Stuttgarter Realgymnasium jedoch, das sich 1867 vom Gymnasium loslöste, hatte das Lateinische mit 91 Wochenstunden einen so gesunden Boden, daß man diese Schule als ein Gymnasium ohne Griechisch ansehen durfte. In Baden reorganisierte im Jahre 1867 Wendt das Schulwesen nach preußischem Muster mit manchen gesunden Besserungen.

Die Oktoberkonferenz in Berlin vom Jahre 1873; die Bonitzschen Lehrpläne von 1882.

Mit der Begründung des Deutschen Reiches, mit der lebhafteren Wechselwirkung, die zwischen den einzelnen Teilen des preußischen Staates stattfand, mit den kräftigeren realeren Zeitbedürfnissen, die durch das politische Erwachen des deutschen Volkes gesteigert wurden, kam ein lebhafterer Geist auch in die Schulfragen; sie wurden von Jahr zu Jahr kräftiger und klarer gestellt, und klare und deutliche Antwort wurde mehr und mehr in immer weiteren Kreisen bestimmteres Verlangen. 1872 rückte Falk an Mühlers Stelle; unsicheres Zögern machte festem Willen Platz. Im Jahre 1873 trat eine Anzahl von Schulmännern unter seiner Leitung zusammen, die über allerhand schultechnische Fragen wie Lehrpläne, Wochenstunden, Stellung der verschiedenen Anstalten zueinander sich äußern sollten, besonders aber die Frage zu erwägen hatten, ob die Trennung von gymnasialer und realer Bildung verschwinden und die Anstalten beider Gattung zu höherer Einheit in der Einheitsschule sich verschmelzen sollten und ob und wie das Bewußtsein deutscher Nationalität kräftiger zu fördern sei. Praktische Folgen hatte diese Konferenz zunächst nicht. Der Kulturkampf verschlang alle übrigen Interessen und mit Wiese war Mühlers animus cunctandi im Ministerium geblieben. Erst unter dem Ministerium Goßler kam es im Jahre 1882 zu neuen Lehrplänen und Prüfungsordnungen, die der im Jahre 1875 berufene Bonitz zu entwerfen hatte. Es war keine leichte Aufgabe zu erfüllen. Den Altphilologen mußte das Ihrige möglichst erhalten und trotzdem den Forderungen der Gegenwart Rechnung getragen werden; Mathematik und Naturwissenschaften ließen sich nicht mehr stillschweigend abweisen. Der Schwerpunkt der Bildung konnte nicht mehr in der klassischen Literatur gesucht werden, sondern in einem richtigen Ausgleich unter den einzelnen Unterrichtsfächern. Hier Einheit und Ruhe zu finden durch Erlösung von drängenden vielseitigen Forderungen — das war das Ideal, das gefunden werden mußte, um dem Schulfrieden nahe zu kommen.

Bonitz tat sein Möglichstes, das Ziel zu erreichen. Die Gesamtzahl der Stunden (268) für das Gymnasium blieb in seinen Plänen dieselbe.

Latein verlor der früheren Zahl gegenüber 9, Griechisch 2 Stunden. Das Französische gewann 4, Geschichte und Geographie 3, Rechnen und Mathematik 2, die Naturwissenschaften 2 Stunden. Griechisch rückte von Quarta nach Untertertia. Der Unterricht in Philosophie wurde anheimgestellt. Der Überlastung des Gedächtnisses sollte vorgebeugt werden durch Begrenzung des Lehrstoffs. Im Betriebe der alten Klassiker sollte die Grammatik nicht vernachlässigt werden, aber auch nicht die Beherrscherin spielen. Wissenschaftliches Spezialisieren sei in allen Gebieten zu vermeiden. Lateinischer Aufsatz und Lateinsprechen wurden beibehalten, doch im maßvollen Umfang und in Anlehnung an die Lektüre. Ebenso sollten an die französischen Schriftsteller verständige Sprechübungen sich anschließen. Der Geschichtsunterricht sollte mehr Rücksicht darauf nehmen, daß deutsche Schüler ihn genossen; im Geographieunterricht Gedächtnisüberlastung vermieden, im naturwissenschaftlichen Unterricht auf Anschauung und Beobachtung Nachdruck gelegt werden. Das griechische und französische Extemporale fiel in der Reifeprüfung, eine schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen und mündliche Prüfung im Französischen traten an die Stelle. Verständige Kompensationen, bei denen die Gleichwertigkeit der verschiedenen Fächer mehr zur Geltung kam, milderten die Schrecken des Examens.

Im ganzen und großen schob sich der Charakter des Gymnasiums nach der realen Seite hin. Dagegen näherte sich die Realschule erster Ordnung, die jetzt Realgymnasium genannt wurde, dem Gymnasium. Die Stundenzahl wurde hier von 285 auf 280 herabgesetzt. Das Latein gewann 10 Stunden und damit den Rang eines Hauptfaches. Mathematik mußte 3, die Naturwissenschaften 2, das Zeichnen 2 Stunden abgeben. Für die unteren drei Klassen war der Lehrplan so ähnlich, daß eine lateinische Einheitschule für diese Stufen gefunden war.

Neben die beiden Lateinanstalten stellte der Bonitzsche Lehrplan als dritte neunklassige Vollanstalt die Oberrealschule, die ebenfalls eine allgemeine Bildungsanstalt sein und diesen Charakter dadurch wahren sollte, daß sie sich nicht durch zu starke Betonung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer und ihres utilitarischen Inhalts zur Fachschule herabdrücken ließ. In Lehrplan und Lehranweisungen wurde die Oberrealschule möglichst an das Realgymnasium herangerückt. Zur Oberrealschule bildete als unvollständige Anstalt die Realschule mit 7 Klassen die Vorstufe wie das Progymnasium und Realprogymnasium zum Gymnasium und Realgymnasium. Die höhere Bürgerschule wurde sechsklassig mit selbständigem Lehrplan und sollte die Hauptbildungsstätte für diejenigen sein, welche nur Einjährigenberechtigung erstrebten. — Man sieht, es war alles klar und vor allem ehrlich geordnet sowie fein und sicher gezeichnet. Das wertvolle Bestehende war festgelegt, das wichtige Alte erhalten, das Neue, was zu werden und sich zu entwickeln würdig war, geschickt eingefügt und die prinzipielle Gleichwertigkeit durch Art und Ton, welche

das Ganze einführten, deutlich ausgesprochen. Wenn nur die bösen Berechtigungen nicht gewesen wären. Den Realgymnasien blieb die Universität mit ihren Rechten verschlossen; nur das höhere Lehramt für die Neufremdsprachen, die Mathematik und Naturwissenschaften konnte mit realgymnasialer Bildung erreicht werden. Hinter den Realgymnasien blieben die Oberrealschulen in bezug auf ihre Berechtigungen noch wesentlich zurück. Sie hatten nicht einmal ungehinderten Zugang zu den Technischen Hochschulen und standen in ihrer Dignität bei jener Zeit mit ihren kurzsichtigen Standesvorurteilen so in Mißkredit, daß ihnen die Berechtigung zum Staats- und Maschinenfach, die sie seit 1878 besaßen, 1886 wieder genommen wurde.

Selbst wenn Bonitz die Gleichberechtigung als praktische Folgerung aus der Gleichwertigkeit hätte ziehen wollen, er hätte den Vorurteilen seiner Zeit gegenüber den Versuch nicht gewagt solche Ideale zu verwirklichen. Dazu war er nicht rücksichtslos genug gegenüber den Lebensmächten, deren Widerstand zu überwinden war. Daß im Mai 1884 auch in Österreich ein neuer Gymnasiallehrplan erschien, dem 1879 eine Neuordnung des Realschulwesens vorangegangen war, mochte für Bonitz eine besondere Genugtuung sein; denn auf Schritt und Tritt verspürte man in jenen Reformen etwas von dem Geiste der Pläne aus dem Jahre 1854, denen in den Zeiten der Reaktion eine rechte Ausgestaltung nicht vergönnt gewesen war.

Die Einheitsschulbestrebungen in den achtziger Jahren.

Die in den Bonitzschen Plänen zum Ausdruck gelangende Annäherung des Gymnasiums an das Realgymnasium einerseits und der Oberrealschule an das Realgymnasium andrerseits ließ den Gedanken an eine Vereinigung aller Schularten in möglichst einheitliche Formen im Anfang der achtziger Jahre wieder kräftiger werden. Schon in den siebziger Jahren hatte Ostendorf in Düsseldorf die organische Verbindung der höheren Schulen mit der Volksschule und eine gemeinsame Unterstufe für Realschulen und Gymnasien verfochten, auf welcher der fremdsprachliche Unterricht mit dem Französischen beginnen sollte. Schlee verwirklichte diesen Gedanken, indem er im Jahre 1878 in Altona die Verbindung von Realgymnasium und Realschule durch einen von Sexta bis Quarta reichenden lateinlosen Unterbau herstellte. — Nach anderer Richtung hin suchte der im Jahre 1886 von Frick und Hornemann begründete Einheitsschulverein die Schulfrage zu lösen. Er schaltete die höhere Bürgerschule ohne Latein aus seinem Plane aus; diese möge für den gewerblichen Mittelstand die nötige Bildung bis zur Einjährigenberechtigung bieten; dagegen solle das Gymnasium mit dem Realgymnasium zur Einheitsschule mit Latein, Griechisch, Französisch und Englisch verschmolzen werden und die höhere Bildung für alle Arten von Hochschulen, wissenschaftliche wie technische, vermitteln. Die Schwierigkeiten, die in dieser Vereinigung lagen, sollten gelöst werden durch Vervollkommnung der Methode und Ertüchtigung der Lehrkräfte.

Während die Einheitsschulbewegung, dort wo es sich um einen einheitlichen Unterbau handelte, wenigstens einen praktischen Erfolg erzielte, verlor sich diese Bewegung, die Gymnasium und Realgymnasium von unten bis oben verschmelzen wollte, in abstrakte Formen methodischer Überkunst.

Der Kampf um die Berechtigungen in den achtziger Jahren.

Kräftiger setzte der Kampf um die Berechtigungen ein. Die Lehrpläne von 1882 hatten das Gymnasium und Realgymnasium — abgesehen vom Griechischen — so genähert, daß sie sich immer ähnlicher wurden. Trotzdem blieb in den Berechtigungen alles beim Alten. Der Allgemeine Deutsche Realschulmännerverein — in welchem Bach, Schwalbe, Schauenburg und Steinbart unterstützt von namhaften Männern freiester Intelligenz an der Spitze standen — trat mit voller Kraft in den Kampf ein und setzte mit seinen Petitionen das Abgeordnetenhaus und die maßgebenden Kreise in Unruhe. Als vornehmer Herold dieser Bewegung und kluger Ausleger der Zeichen der Zeit stand Friedrich Paulsen da und erweckte durch seine vermittelnde Objektivität auch die Sympathieen der Gegner. In diesen Kampf trat auch die neubegründete Oberrealschule ein, die in dem Maße ihre Forderungen steigerte, als die Realschulen durch ihre Zunahme ihre Lebensberechtigung darlegten. Daneben wirkte in kräftigerem Ton und mit nachdrücklicheren Forderungen der Verein für Schulreform in Versammlungen und durch sein Organ, die Zeitschrift für die Reform des höheren Schulwesens, die von dem frischen, immer kampfesmutigen Dr. Friedrich Lange begründet war. Die Ziele, die hier verfolgt wurden, waren Einheitlichkeit des Unter- und möglichst auch des Mittelbaues aller höheren Schulen, organische Verbindung der höheren Schule mit der Volksschule, Erhebung des Deutschen zum Kern und Mittelpunkt des gesamten Unterrichts, Hervortreten der vaterländischen Geschichte im Geschichtsunterricht, bessere Pflege der Leibesübungen und vor allem gerechte Verteilung der Berechtigungen d. h. Gleichberechtigung aller neunklassigen höheren Schulen. Man hätte annehmen sollen, die Gymnasien hätten sich der letzten und auch den übrigen Forderungen gern angeschlossen, weil nur die Gleichberechtigung ihre Eigenart ihnen retten konnte, das Monopol aber immer mehr einen unheilvollen Utraquismus in sie hineintrug. Männer wie Paul Cauer erkannten das und sprachen ihre Meinung unumwunden aus. Doch die große Mehrzahl der Gymnasialmänner stand nicht auf diesem Standpunkt, sie betrachteten die ganze Bewegung der Realschulmänner als ein revolutionäres Bestreben, das alles Gesunde über den Haufen werfe. Und das war natürlich. Die Lehrpläne von 1882 hatten in den Gymnasialkreisen striktester Observanz Unzufriedenheit und Verstimmung hervorgerufen, weil das Lateinische nicht mehr Zentralfach war; nun kamen die Vorstöße der Reformer, die die Stellung des Gymnasiums auch als Zentralschule erschütterten und manche begründete Wahrheit dem Gymnasium sagten, die gerecht war. Denn daß es mit der Methode und dem ganzen Betrieb der klassischen Sprachen recht übel an vielen Gymnasien aussah, mußte jeder Sachkundige zu-

gestehen; und auch die Frage war berechtigt, die in diesem Kampfe in mannigfachen Formen gestellt wurde, ob denn der Geist des klassischen Altertums von unsern Denkern und Dichtern nicht so weit aufgesogen und in deutsches Wesen umgesetzt sei, daß dieser von der Antike getränkte deutsche Geist für die Allgemeinbildung wertvoller sei als der antiquarische Geist der Gymnasien. Solche Wahrheiten wirken verstimmend, weil eine Wahrheit, die uns der Fremde sagt, mehr verletzt als hundert Wahrheiten, die wir uns selber sagen; und diese Urteile mußten um so mehr verletzen, als sie vielfach ohne Höflichkeit geäußert wurden. Es kam noch mehr hinzu. In den Reihen der Reformer standen Männer, die eine erschreckende Verständnislosigkeit für das besaßen, was das Altertum in seiner stillen Größe geleistet hat und noch leistet und was es an Werten unserer Vaterlandsliebe und unserer staatsbürgerlichen Erziehung zugeführt hat. Dabei wurde der Wert der Naturwissenschaften für Jugendbildung von einigen Seiten in einer Weise überschätzt, die ruhiges Denken sich nicht bieten lassen konnte, besonders wenn das Destruktive und das Materialistische des Naturstudiums in jener Wertung mehr oder weniger zum Ausdruck gelangten. Das alles und mehr noch trug dazu bei, die für die Zukunft ihrer Schule bangenden Gymnasialmänner auf den Plan zu rufen und den Kampf zu verschärfen und zu verbittern, in welchem die sich gegenüberstehenden Mächte ganz gut als Bundesgenossen hätten kämpfen können, wenn man die einigenden Werte mehr betont hätte. Im Jahre 1888 zählte man gleichsam seine Kräfte: Der Verein für Schulreform veranstaltete eine Masseneingabe an den Kultusminister von Goßler, die von 22000 Unterschriften bedeckt war; die Gymnasialmänner erließen die sogenannte Heidelberger Erklärung mit etwa 4300 Unterschriften. Wenn nun auch in diesen Zeiten des Kampfes der Frieden der Schule und ihrer Meister erheblich gestört wurde und manche üble Begleiterscheinung bedauerlich war, im ganzen und großen schadete er der Sache nichts, sondern er förderte sie. Dieser Kampf war doch auch eine Übungs- und Klärungsstätte geistiger Kräfte und er förderte das Ganze, indem er durch offenen und ehrlichen Gegensatz der Meinungen Vorurteile beseitigte sowie vor Einseitigkeiten und Irrwegen bewahrte. Vor allem aber hatte der Kampf das Gute, daß man in den Kreisen, denen bisher nur das Traditionelle Behagen bereitete, mehr und mehr die Notwendigkeit einer Änderung veralteter Formeln, Formen und Rechte erkannte. Diese Erkenntnis wuchs zusehends, als, bald nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., von allerhöchster Stelle aus die Schulfrage zur Lösung gestellt wurde.

Die Dezemberkonferenz 1890.

VI. Die Schulreform Kaiser Wilhelms II. (1890 bis zur Gegenwart). Nachdem schon im Jahre 1889 der Kultusminister von Goßler im Abgeordnetenhause sein lebhaftes Interesse für eine Besserung der Mißverhältnisse ausgesprochen hatte, wurde auf Veranlassung des Kaisers Wilhelm II. für den Dezember 1890 eine Konferenz nach Berlin berufen,

die aus Schulmännern und Vertretern anderer Berufsarten zusammengesetzt war. Die Eröffnungsrede des Kaisers betonte, daß die Schule die Fühlung mit dem Leben verloren habe. Diese Fühlung sei wiederzugewinnen, indem man das Deutsche als Grundlage nehme und den deutschen Aufsatz in den Mittelpunkt stelle, die Gemüts- und Herzensbildung und die Gesundheit der Schüler durch körperliche Kräftigung mehr pflege, im Geschichtsunterricht das Vaterländische stärker betone. Die Rede beklagte den ungesunden Zudrang zu den Gymnasien, den Überschuß an gelehrter Bildung und die große Zahl von Halbgebildeten, die die höheren Schulen ohne Erfolg verließen. — Die Beschlüsse der Versammlung waren im wesentlichen folgende: Ein gemeinsamer Unterbau für Gymnasien und lateinlose Schulen wurde abgelehnt; dagegen sollten unter Beseitigung der Realgymnasien zwei streng voneinander geschiedene Arten von Vollanstalten, das Gymnasium und die Oberrealschule, in Zukunft bestehen; den Realschulen wies man als Hauptaufgabe eine höhere bürgerliche Schulbildung zu, daneben sollten sie als Unterstufe der Oberrealschule dienen. Die Berechtigung zum Einjährigen-Dienst wünschte man auf allen Anstalten von dem Bestehen einer förmlichen Prüfung abhängig zu machen, um dem „Ersitzen“ dieser Berechtigung auf den Vollanstalten, besonders auf den Gymnasien, eine Ende zu bereiten. Jedem Inhaber eines Reifezeugnisses irgend einer neunklassigen höheren Schule wollte man die Möglichkeit eröffnen, durch ein Fachexamen in der Studienzeit die Zulassung auch zu solchen Staatsprüfungen zu erlangen, zu denen sein Reifezeugnis nicht berechtigte; die Stundenzahl wollte man aus hygienischen Gründen herabsetzen; den lateinischen Aufsatz sowie das Lateinsprechen als Forderung der Reifeprüfung fortfallen lassen. Als eine verheißungsvolle Aussicht in die Zukunft betrachtete man die Erklärung des Geheimrats Stauder, daß die Gebundenheit der Lehrpläne einer größeren Freiheit Platz machen solle. Die Anträge, die die Berechtigungsfrage kräftiger anfaßten und eine möglichst gleiche Wertschätzung der realen und humanistischen Anstalten anbahnen wollten, und der Antrag, daß man bei tüchtigen Schülern realer Anstalten von gymnasialen Ergänzungsprüfungen gänzlich absehen möge, wurden einstimmig angenommen, mehr aus Höflichkeit als aus Wertschätzung der realen Bildung.

Die Lehrpläne und Prüfungsordnungen von 1892.

Am 6. Januar 1892 folgten der Schulkonferenz die Lehrpläne und Prüfungsordnungen. Die Gesamtzahl der Lehrstunden ging an den Gymnasien von 262 auf 252, an den Realgymnasien, von deren Beseitigung (es waren ihrer 174 mit 34—35000 Schülern) nicht mehr die Rede war, von 280 auf 259, an den Oberrealschulen von 276 auf 258 zurück. An den Gymnasien verlor das Latein 15, das Griechische 4, das Französische 2, an den Realgymnasien das Lateinische 11, das Französische 3, das Englische 2, das Zeichnen 2, an den Oberrealschulen das Französische 9, das Englische 1, das Zeichnen 8 Stunden. Das Deutsche gewann eine geringe Verstärkung auf allen drei Schularten; die philosophische Propädeutik

wurde mit Schweigen übergangen; dagegen gewann das Turnen in allen Klassen eine Stunde. Das Zeichnen wurde an den Gymnasien bis Untersekunda Pflichtfach, während das bisher nur bis Quarta der Fall gewesen war. Für alle drei Arten der Schulen wurden die Lehrpläne einander angeglichen, weil immer mehr der Grundsatz hervortrat, daß sie alle Pflegestätten allgemeiner Bildung seien. In Religion, Deutsch und Geschichte waren die Pläne vollkommen gleich. Zwischen der Unter- und Oberstufe der Vollanstalten wurde die von der Konferenz empfohlene Abschlußprüfung eingeschoben. Die Reifeprüfung verlangte an den Gymnasien nicht mehr den lateinischen Aufsatz, setzte an Stelle des französischen Extemporales eine Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche und forderte an den Realanstalten nur eine statt zweier Hinübersetzungen in die Neusprachen sowie nur eine Aufgabe aus der Naturwissenschaft. In der mündlichen Prüfung schied Französisch auf dem Gymnasium, Latein am Realgymnasium, Erdkunde überall aus. In allen Fächern, in denen das Schlußurteil der Schul- und schriftlichen Prüfungsleistungen befriedigend lautete, fiel eine mündliche Prüfung überhaupt fort.

So hatte man denn in Lehrplänen und Prüfungsordnungen dem Zeitgeiste gemäß entschieden. In den anderen Staaten Deutschlands war kurz zuvor oder kurz nach dieser Neuordnung in ähnlicher Weise wie in Preußen den Wünschen der Zeit entsprochen. — Eine wichtige Neuordnung schloß sich im Sinne der Freiheit der Lehrverfassung noch an die 92er Lehrpläne an. Das Altonaer System — die Verbindung von Realgymnasium und Realschule durch einheitlichen Unterbau in den drei unteren Klassen — wurde auch auf das Gymnasium übertragen und der von Direktor Reinhardt für das Frankfurter Goethegymnasium entworfene Plan vom Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler mit weitem Blick für die Bedürfnisse der Zeit genehmigt.

Neue Berechtigungen erhielt das Realgymnasium nicht. Die Oberrealschule wurde mit einigen Einschränkungen dem Realgymnasium an Berechtigungen gleichgestellt.

Zufrieden war mit den Ergebnissen der Schulreform wiederum fast niemand. Die altgymnasiale Partei stimmte ein in den Weheruf Oscar Jaegers: magna pugna victi sumus, und die Realgymnasialmänner beklagten den großen Verlust am Lateinischen und den größeren Abstand, in welchen ihre Schulart gegenüber dem Gymnasium dadurch geraten war; daß auch die Hoffnungen auf mehr Berechtigungen damit sich verringerten, kam ihnen zu schmerzlichem Bewußtsein. Diese gymnasialen und realgymnasialen Klagen erweckten denn auch das Mitleid der Unterrichtsverwaltung; beiden wurde eine Stunde Latein mehr in den oberen Klassen als Pflaster auf ihre Wunde gewährt. Verhältnismäßig am glücklichsten war die Oberrealschule; denn sie hatte wenigstens keinen Schaden gelitten. Eine bessere Position im Kampfe um die Gleichberechtigung errang sie aber dadurch, daß der Realschulmännerverein nunmehr nicht nur für die Realgymnasien mehr

Berechtigungen erstrebte, sondern die Gleichberechtigung aller höheren Lehranstalten auf ihr Programm setzte und damit auch für die Oberrealschule mit in den Kampf eintrat.

Des Lehrerstandes Vorbildung und Stellung.

Wenn nun auch die Zufriedenheit der Vertreter der verschiedenen Anstalten nicht groß war, so durfte der Lehrerstand selbst auf das Jahr 1890 und seine Folgen mit einiger Zufriedenheit blicken. Seine Stellung und Würdigung unter den führenden Ständen wurde wesentlich verbessert; die Art der Vorbildung war schon vor der Dezemberkonferenz geändert und wurde — was die Prüfungsordnung anbetrifft — 1898 erfreulich vereinfacht. Was diese Vorbildung anbetrifft, so erhob in Preußen die älteste Prüfungsordnung vom Jahre 1810 die Forderung, daß jeder Kandidat in allen Gymnasialfächern Bescheid wissen müsse. Im Erlaß von 1831 wurden gewisse Fächergruppen gebildet, die im Vordergrunde standen; nach wie vor wurde aber auch in den übrigen Lehrgegenständen eine Prüfung abgehalten. Die Prüfungsordnung von 1867 beschränkte die Prüfung in allgemeiner Bildung auf Religion, Philosophie, Geschichte, Geographie, Deutsch und die drei Fremdsprachen, schied also Mathematik aus; die Lehrbefähigung in Mathematik und Physik war an allgemeine Bildung in der Chemie und den Naturwissenschaften gebunden. In der Prüfungsordnung von 1887 blieb von allgemeiner Bildung nur noch Philosophie und Pädagogik, deutsche Sprache und Literatur, sowie christliche Religionslehre übrig. Die Prüfungsordnung vom Jahre 1898 vereinfachte die Sache noch mehr, indem kurzweg „deutsche Literatur“ eingefügt wurde. Eine Scheidung der Kandidaten in Gymnasial- und Reallehrer hatte man in Preußen grundsätzlich immer vermieden, nur kurze Zeit haben einige Einschränkungen bestanden; alle Schulen wurden in bezug auf ihre lehrenden Organe stets als allgemeine Bildungsanstalten angesehen. Dagegen schied die Prüfungsordnung bis 1887 drei verschiedene Grade, die Ordnung von 1887 Oberlehrer- und Lehrerzeugnis. Diese Scheidung beseitigte die Prüfungsordnung von 1898, sie kennt nur ein „bestanden“ und „nicht bestanden“ mit den Prädikaten „genügend“, „gut“ und „mit Auszeichnung“. Die Wahl der Fächer ist im Laufe der Zeit immer mehr freiem Ermessen anheim gestellt; zwischen den verschiedenen Gruppen tritt das Deutsche als gemeinsames Bindeglied hervor. Ähnlich wie in Preußen sind in Sachsen und den meisten Bundesstaaten die Verhältnisse geordnet. Dagegen hat in Bayern und Württemberg die streng althumanistische Richtung zur Folge gehabt, daß die „Humanisten“ von den „Realisten“ scharf geschieden sind und besondere Prüfungsbehörden für die beiden Gattungen bestehen. Die Forderungen an Allgemeinbildung, die früher nicht erhoben wurden, sind nach und nach auch in diese Prüfungen eingedrungen. Die weitere Vorbildung zwischen Prüfung und Anstellungsfähigkeit war früher in Preußen dem Probejahr zugewiesen, das im Jahre 1826 von Johannes Schulze eingeführt ist. Im Laufe der Zeit reichte diese Art der Einführung ins Lehramt nicht recht aus. Die Kandidaten wuchsen etwas wild heran; nur die-

jenigen waren besser dran, welche den am Sitze des Provinzial-Schulkollegiums bestehenden Seminarien angehörten oder etwa bei Stoy in Jena, bei Ziller in Leipzig oder bei Frick im Halleschen Seminarium praeceptorum theoretische Anweisung im Bunde mit praktischer Ausbildung erhielten. Um hier zu bessern, wurde in Preußen im Jahre 1890 dem Probejahr das Seminarjahr vorgeschoben und an zahlreichen Anstalten der Monarchie Seminarien eingerichtet, denen je 6—8 Kandidaten überwiesen wurden. In diesen Pflanzstätten der Pädagogik lebten die alten Einrichtungen von Friedrich Gedike wieder auf. — In Sachsen ist es beim Probejahr geblieben, ebenfalls in Württemberg, wo zwischen der ersten und zweiten Dienstprüfung das Probejahr liegt. Bayern hat seit 1897 an Gymnasien, seit 1903 an einigen Realanstalten pädagogisch-didaktische Kurse von einjähriger Dauer. Im ganzen und großen findet auf diesem Gebiete eine fortschreitende Annäherung unter den verschiedenen Bundesstaaten statt.

Wie die Vorbildung der Lehrer an höheren Schulen sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gebessert und den Bedürfnissen der Gegenwart angeglichen hat, so ist das auch mit Rang und Stellung und mit den materiellen Angelegenheiten dieses Standes geschehen. Die Verstaatlichung der Schulen, die Pflichten eines Staatsbeamten, die auch den Lehrern an kommunalen Anstalten obliegen, das arbeitsreiche Studium und der mühevolle Dienst des Lehrers führen zu der ganz selbstverständlichen Folgerung, daß Gehalt, Rang und Wertschätzung dieses Standes jenen Vorbedingungen entsprechen. Das war lange Zeit nicht der Fall; und weder die Unterrichtsverwaltung noch der Lehrerstand hatte mit dem nötigen Nachdruck sich dieser wichtigen Frage angenommen. In den ersten Jahrzehnten des neuen Deutschen Reiches vollzog sich auch hier ein Wandel. Die Unterrichtsverwaltung suchte nachzuholen, was lange versäumt war, die Lehrer schlossen sich in Vereinen zusammen und unterbreiteten ihre Petitionen den maßgebenden Stellen. Nicht überall fanden sie die Aufnahme, die ihnen gebührte. Mit den Jahren 1890 und 1892 setzen in Preußen die Wünsche nach Besserung und die Besserung selber kräftiger ein, besonders von allerhöchster Stelle aus. Das Diensteinkommen wurde erhöht, Dienstalterszulagen eingeführt, die Amtsbezeichnung Oberlehrer allen wissenschaftlichen Lehrern höherer Lehranstalten beigelegt, ein Drittel der Oberlehrer zu Professoren, die Hälfte von diesen zu Räten vierter Klasse ernannt. In den folgenden Jahren ist an diese Verhältnisse noch vielfach die bessernde Hand angelegt und die Mißstimmung, die an vielen Stellen nicht weichen wollte, gemildert oder beseitigt.

Die Schulkonferenz vom Juni 1890 und der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900.

Hatten in dieser Richtung die Dezemberkonferenz von 1890 und die daran sich anknüpfenden Entschließungen des Kaisers und der Unterrichtsverwaltung ihre segensreichen Folgen gehabt, so war die volle Lösung der brennenden Schulfragen doch nicht gefunden; an höchster Stelle herrschte die Empfindung, daß hier hätte mehr geschehen können, und

der Wille, daß jene Reform energischer weitergeführt werden müsse. So wurde denn vom Minister Studt für den Juni 1900 eine neue von ihm als dem Chef des Ministeriums und dem Direktor der ersten Unterrichtsabteilung Althoff wohl vorbereitete und vorbedachte Konferenz einberufen. Dieser gingen Kraftproben der streitenden Parteien voran. Die Maiversammlung der Reformfreunde zu Berlin, die sich aus Mitgliedern des Realschulmännervereins, des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens und des Vereins für Reform der höheren Schulen zusammensetzte, verlangte vor allem Gleichberechtigung aller Vollanstalten und für die drei Arten höherer Schulen einen gemeinsamen lateinlosen Unterbau. Der Gymnasialverein trat in Braunschweig zusammen und stimmte in seiner Mehrheit der Gleichberechtigung zu, wies aber den lateinlosen Unterbau als Schädigung des Gymnasiums schroff zurück. Die Konferenz selber stand von vornherein unter dem Zeichen der großen entscheidenden Frage der Gleichberechtigung; sie faßte den Stier bei den Hörnern und nahm die Gleichwertigkeit der Anstalten fast einstimmig an. Nachdem diese Frage entschieden war, lösten sich die übrigen Fragen der Lehrplanarithmetik und der methodischen Lehrplanweisheit, mit denen die Konferenz von 1890 lange Stunden verbracht hatte, in kurzer Frist fast von selber. Die Frage des lateinlosen Unterbaus begegnete wohlwollender Erwägung und wurde allmählicher Entwicklung anheimgestellt.

Der Konferenz folgte bald der entscheidende Allerhöchste Erlaß vom 26. November, der bezüglich der Berechtigungen alle höheren Schulen in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig hinstellte und die Ergänzungen für diesen oder jenen Beruf nicht eigentlich als Aufgabe der Schule ansah. Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wurde die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen. Den Schulen mit lateinlosem Unterbau nach Altonaer oder Frankfurter System wurde die Freiheit verliehen, sich auf breiterer Grundlage zu erproben. Für die Ausgestaltung neuer Lehrpläne und Prüfungsordnungen gab der Allerhöchste Erlaß knappe Anregungen. — Die revidierten Pläne und Prüfungsordnungen erschienen dann im Jahre 1901. Das Gymnasium vermehrte seine Stundenzahl von 252 auf 259, das Realgymnasium von 259 auf 262, die Oberrealschule von 258 auf 262. Das Latein am Gymnasium und Realgymnasium gewann je 6 Stunden. Am Gymnasium wurde überall, wo Bedürfnis vorlag, in den Tertien und Untersekunda das Englische als Ersatz für das Griechische eingeführt und damit der Übergang von der Untersekunda des Gymnasiums auf die Obersekunda eines Realgymnasiums ermöglicht. Die philosophische Propädeutik erschien wieder als berücksichtigenswert in den Plänen. Im übrigen gestatteten die Lehrpläne an vielen Stellen größere Freiheit der Bewegung und kamen allen billigen Zeitforderungen entgegen. Eine neue Reifeprüfungsordnung folgte bald; der Gleichwertigkeit entsprechend war sie für alle drei Anstaltsarten zusammengefaßt.

Am Gymnasium fiel die schriftliche französische Arbeit; an ihre Stelle trat mündliche Prüfung. Das Realgymnasium verlor die zweite neusprachliche Arbeit. Die Befreiung von der mündlichen Prüfung wurde an allen Schulen wieder eine Auszeichnung; überhaupt zeigte die Prüfungsordnung größere Strenge da, wo sie angebracht ist, dagegen größere Freiheit und Milde überall, wo ein tüchtiger Schüler Anspruch darauf hat.

Die Berechtigungsfragen wurden ebenfalls in raschem Tempo gelöst. Schon im Februar wurde für das höhere Lehramt völlige Gleichberechtigung hergestellt; im Mai wurde für die Mediziner die Berechtigung dem Gymnasium und Realgymnasium zugewiesen, den Oberrealschulen noch eine Nachprüfung am Realgymnasium im Lateinischen auferlegt; im Februar 1902 folgten die Juristen, für welche die Zeugnisse eines deutschen Gymnasiums, eines deutschen Realgymnasiums und einer preußischen Oberrealschule als Vorbedingung gefordert wurden. Der Offizier- und Seeoffizierberuf wurde ebenfalls eingereiht in die Gleichberechtigung. Das Studium der Theologie blieb hors de concours. So war im großen und ganzen die Gleichberechtigung durchgeführt; bleiben hier und da auch einige Klauseln, so darf man der Zukunft und dem gesunden Geiste der neuesten Reform vertrauensvoll die weitere Entwicklung überlassen, da es ein Rückwärts für Preußens geistige Entwicklung nicht gibt, sondern nur ein Vorwärts. Frankreich hat in dieser Beziehung schon die letzten Folgerungen gezogen. Es folgte Preußen auf dem Wege der Gleichberechtigung im Jahre 1902, es ging weiter, indem es jegliche Klausel und jegliche Einschränkung fallen ließ. Wo ein Student mit voller realer Ausbildung in ein sogenanntes humanistisches Studienfach übergeht, il ne serait pas juste d'y mettre obstacle. L'exception sera rare: elle mérite d'être encouragée. Goldene Worte, die Mut voraussetzen, den man ja auch in Preußen stets gehabt hat.

Wir sind in der letzten Entwicklung der Schulfragen fast nur dem Gange der Dinge in Preußen gefolgt: mit gutem Grunde. Denn Preußen hat in dem Gedanken, daß die Kraft Preußens in der Solidarität des preußischen Staates mit der geistigen Bildung und in der Kraft der Intelligenz beruhe, in den letzten Jahrzehnten am häufigsten mit Schulreformen eingesetzt und es bietet das größte Arbeits- und weiteste Beobachtungsfeld für die Fragen der Schule. Andererseits setzt sich Preußen am meisten den Gefahren des Mißlingens aus, wenn etwas sich nicht bewähren sollte, wie es aber auch den größten Gewinn und den größten Vorsprung im Falle des Gelingens für sich wird in Anspruch nehmen können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts: das ist der Lauf der Dinge in aller politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung. Daß aber in der Schulreform der letzten Jahre kein Experiment bedenklicher Art vorliegt, darüber beruhigt ihre historische Berechtigung und Notwendigkeit und ein Ausblick in die Zukunft der höheren Schulen, bei welchem die Vergangenheit eine ermunternde, belehrende und warnende Beraterin sein kann und ängstliche Ge-

müter das schöne Königswort aus der Dezemberkonferenz des Jahres 1890 trösten mag: „Wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsschreitens in ein neues Jahrhundert, und es ist von jeher das Vorrecht meines Hauses gewesen, ich meine, von jeher haben meine Vorfahren bewiesen, daß sie, den Puls der Zeit fühlend, voraus erspähten, was da kommen würde. Dann sind sie an der Spitze der Bewegung geblieben, die sie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entschlossen waren. Ich glaube erkannt zu haben, wohin der neue Geist und wohin das zu Ende gehende Jahrhundert zielen, und ich bin entschlossen in bezug auf die Heranbildung unseres jungen Geschlechts die neuen Bahnen zu beschreiten, die wir unbedingt beschreiten müssen; denn täten wir es nicht, so würden wir in zwanzig Jahren dazu gezwungen werden.“ Nur zehn Jahre gingen durchs Land, und der Kaiser griff 1900 von neuem ein und veranlaßte die Fortführung der Reform vom Jahre 1890.

Mancher von denen, die die neueste Wendung mit vorbereitet und bei ihr mitgearbeitet und mitgewirkt haben, ist sich nicht voll bewußt gewesen, was er getan, wie tief diese Reform in der Entwicklung unseres höheren Schulwesens begründet ist und welche Tragweite sie für die Zukunft hat. Für eine volle geschichtliche Würdigung der Kultur der Gegenwart erscheint deshalb eine Rückschau auf die Berechtigung dieser Reform und ein Ausblick in die Zukunft unserer Schule wünschenswert.

VII. Rückblick und Ausblick. Das Jahr 1900 hat vor allem freie Bahn geschaffen für alle drei höheren Schularten, die wir besitzen, und damit der Eigenart einer jeden ihre ungehinderte Entwicklung gesichert. Die volle Einheitsschule, die man immer wieder in den vergangenen Jahrzehnten erstrebte, ist damit abgewiesen. Sie mag als schöner Traum der Gelehrtenstube, wo Entwürfe und Ideale sich im Raum nicht stoßen, ihre Berechtigung haben. Wer mitten im formenreichen Leben steht, wird der gestaltenreichen Mannigfaltigkeit ihre Freiheit gönnen müssen, damit die gesamten Geisteskräfte eines großen Volkes, damit alles, was die Vergangenheit an alterprobten Werten überliefert und die Zukunft an neuen lebensberechtigten Werten fordert, seine Verwirklichung finden mag in den Schulen, in denen man auf getrennten Wegen zu bilden hat, um schließlich gemeinsam zu wirken. Die Entwicklungsgeschichte unserer Schulen hat uns mehr als einmal den Beweis geführt, daß allemal da, wo man diese Wahrheit nicht berücksichtigte, Hindernisse und Hemmnisse der gesunden Entfaltung der Schulen sich entgegenstellten. Unseren Gymnasien hat nichts mehr geschadet als der Utraquismus, den man in diese Schule ihres Monopols und der Idee der Einheitsschule wegen immer wieder hineinzutragen suchte. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts fing dieser Unsegen an, als Johannes Schulze den Realien kräftigeren Eingang in die Gymnasien verschaffte und zuerst den Versuch machte, in einer Art von Einheitsschule den klassischen Studien und den

Rückblick.

realistischen Fächern gleiches Recht zu geben. Damals fuhr der kursächsischem Lande entstammende bayerische Professor Thiersch, der ehemalige Portenser, in hellem Zorn los gegen die neue Lehrweisheit in Preußen, d. h. gegen die gleichmäßige Steigerung des klassischen und realistischen Unterrichts in den Gymnasien, gegen „die falsche Vermittlung humanistischer und realistischer Forderungen“ und gegen die Enge des Zwecks, „wonach die Schule als Teil der Staatsmaschine betrachtet und darauf beschränkt wurde, dem Staate die nötige Anzahl Diener des Altars, sowie die Gesetzes- und Heilkundigen und dergl. zu liefern“. Preußen „mit allen seinen vortrefflichen Vorkehrungen und Aussichten stehe im Begriff, in diesem dampfmaschinenähnlichen Getriebe unermüdlich tätiger Allseitigkeitsbeförderer mit der wahren Wissenschaft die wahre Bildung zu verlieren“; denn die realistischen Fächer erschienen zu sehr mit den klassischen Sprachen „in gleicher Linie, Stärke und Bedeutsamkeit“; Preußen jage dem Phantom einer allseitigen Bildung nach, hetze die Schüler und Lehrer zu Tode und verhindere durch beständige und strenge Prüfung, daß die Natur sich selber helfe. Auf wenige große und der Anstrengung würdige Gegenstände sei die Tätigkeit zu sammeln, nicht aber dürfe durch Überladung, Überspannung und Überbietung die Blüte der Regsamkeit zerdrückt werden. Das waren harte Worte, aber sie waren berechtigt und begründet. Hätte man sie beherzigt und auf Männer gehört, wie den Historiker Friedrich v. Raumer, G. Köpke, Spilleke, Maximilian Schmidt, die in der Lorinserbewegung sich ähnlich, wenn auch maßvoller aussprachen, — J. Schulze, „der in den Vorhöfen der Philologie wohnende Staatsbeamte“, wie ihn Thiersch bezeichnete, hätte den Weg nicht beschritten, dem Gymnasium wäre vielleicht sein langer Leidensweg erspart geblieben und die Idee der Einheitsschule hätte seinen Frieden nicht gestört.

Diese Gefahr ist nun glücklich beseitigt. Die Frage jedoch, ob nicht auf den unteren Stufen die Einheitsschule möglich und nützlich ist, hat die Reform von 1900 als wertvolles Problem offen gelassen, das die Zukunft lösen mag, indem sie bei der Vergangenheit lernt, daß es sich um wesentlich Neues nicht handelt. Wenn Pestalozzi beklagt, daß der Zusammenhang zwischen oberer und unterer Bildung nicht genugsam gewahrt werde und die Mittel der Erziehung und des Unterrichts nicht in psychologisch geordneter Reihenfolge ständen, wenn Herder den Realklassen unabhängige Stellung wünscht und rät mit der Muttersprache anzufangen, dann das Französische und schließlich das Lateinische folgen zu lassen; wenn Schleiermacher es bedauert, daß nicht auch der künftige Gelehrte, ehe er zur wissenschaftlichen Bildungsstufe übergehe, den Kursus einer höheren Bürgerschule durchmachen könne, um sich eine gründliche reale Bildung anzueignen und für das Gymnasium nicht zu früh mit dem Lateinischen zu beginnen, so haben wir hier in der Vergangenheit Anknüpfungen an das Neue, die dieses weniger verwerflich erscheinen lassen.

Wie aber auch die Zukunft diese Frage lösen mag, Hauptsache ist und bleibt die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der drei Bildungsanstalten und der in ihnen geübten Unterrichtsstoffe und Bildungskräfte. Mit diesem Grundsatz hat der Allerhöchste Erlaß vom 26. November an die vornehmsten Geister der Vergangenheit angeknüpft und einen Gedanken aufgenommen, der sich in der Entwicklung unserer Pädagogik bis zu Comenius hinauf zieht und immer kräftiger hervortritt, als unser Geistesleben zu seiner Blütezeit gelangt. Wenn Kant unser Weltbild und unsere Weltauffassung umgestaltet, indem er das gesamte Denken in Zucht nimmt und keine Wissenschaft und keinen wissenschaftlichen Arbeiter ausgeschlossen hat, wenn er der Mathematik die Stellung einer allgemeinen und notwendigen Wissenschaft und auch dieser Wissenschaft geiststärkende und zugleich versittlichende Wirkung zuschreibt, so ist damit der Gleichwertigkeit der Bildungsstoffe das Wort gesprochen. Und in derselben Richtung bewegt sich Goethes Wort, daß schon seit einem Jahrhundert die Humaniora nicht mehr auf das Gemüt wirkten und es ein rechtes Glück sei, daß die Natur dazwischen getreten, das Interesse an sich gezogen und uns von jener Seite den Weg zur Humanität geöffnet habe. Das heißt doch nichts anderes, als daß auch die Realien und ihre Kenntnis zur Humanität führen können und daß es eine aristokratische Anmaßung ist, als humanistisch nur eine Schulart zu bezeichnen. Und wie Goethe so urteilt Schleiermacher; auch er erwartet formale und humane Bildung nicht von oberflächlichem Erlernen des Latein, wohl aber von der Muttersprache und den realen Bildungsfächern. Und ebenso lehnt Herbart die Berufung auf die durch die alten Sprachen zu gewinnende formale Bildung ab und bezeichnet das als eine alte, bekannte Ausrede der Philologen und als leere Worte, von denen sich niemand überzeugen lasse, der die weit größeren bildenden Kräfte anderer Beschäftigungen kenne und der die Welt mit offenen Augen ansehe, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre geistige Existenz keiner lateinischen Schule verdanken. So finden wir, wohin wir blicken, in unserer Vergangenheit Worte und Gedanken, welche die Gleichwertigkeit der Bildungsmächte bezeugen. Es liegt in dem allen eine Erklärung, weshalb von dem Gymnasium das Interesse und die Teilnahme so vieler tüchtiger Männer zeitweise sich so weit entfernt hat Diese hatten eben die feine Empfindung, daß die Sonne Homers auch da leuchten kann, wo man nicht seine Sprache spricht, aber den Geist wirken läßt, wie er bei Goethe und Schiller lebendig geworden und in unsere deutsche Bildung eingezogen ist.

Neben das Alte, nicht an die Stelle des Alten soll also das Neue rücken, und in edlem Wettstreit mögen alle Kräfte sich entfalten, die Wissen, Geist und Leben darbieten; nicht auf unlebendige Aneignung von Formen und Phrasen, auf geistlose Nachahmung und Virtuosität kommt's in der Schule an, sondern auf Vertiefung, Konzentrierung und auf eine Art künstlerischer Entfaltung jeglicher Eigenart. Neben den Idealismus — und damit werfen wir

einen Blick auf die Schule der Zukunft — mag der Realismus treten, nicht der einseitige, materialistische, geistesarme Realismus, sondern der Realismus, der das Leben und die Welt, die er kennen und anschauen gelernt hat, zu vergeistigen strebt durch Lösung der Rätsel, die er mit kritischem Auge findet und mit Bescheidenheit zu lösen sich bemüht und der, gerade weil er die Welt mit ihrem Gram und Glück kennt, in Sehnsucht stark wird nach den Idealen, die über seinem sichtbaren Bereiche sich weben. Nicht einseitig mögen unsere Schulen sich entfalten, vor allem nicht in jenem ungesunden, von fertigen Wahrheiten und unfehlbaren Meinungen gesättigten Pseudoidealismus, der vielfach uns zum Unsegen geworden ist und uns unfähig gemacht hat teilzunehmen auch an den materiellen Gaben, die in der Welt stets zur Teilung stehen. Die Gegensätze sind es, die den Menschen und ein Volk erziehen. Als die Kirche und die Scholastik die Alleinherrschaft in der Schule hatten, fehlten die Gegensätze; als der Althumanismus und die Jesuiten Herren waren, war es nicht anders; als der Neuhumanismus dominierte, war es ebenso, und als das Staats- und Berechtigungsmonopol des Gymnasiums sich bemächtigt hatte, kamen trübe Tage. Nur edler Wettstreit kann den Schulen frommen. Der ist nunmehr eröffnet.

Aber nicht die Gegensätze an sich sind das Segensreiche, sondern ihre Aufhebung zu höherer Einheit, die man Ideale zu nennen gewohnt ist. Daß der Mensch denkt, macht ihn zum Menschen; daß er in Gegensätzen zu denken, diese abzuwägen, zu vereinigen, zu würdigen und wertzuachten lernt, macht ihn zum gebildeten Menschen. Alle Einseitigkeit religiöser, konfessioneller, nationaler und politischer Art ist ein Merkmal mangelnder Bildung und geistiger Unreife. Pflicht der Schule ist es, diesen Mangel zu beseitigen und vorzubereiten zu der Fähigkeit, die großen Gegensätze zwischen Altertum und Gegenwart, zwischen Nation und Welt, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Glauben und Glauben und zwischen realen Pflichten und idealen Kräften schon frühe zu begreifen, zu erkennen und zu schätzen, damit diejenigen, die die Schule verlassen, in der Welt mit kräftiger Denk- und Tatkraft und mit geläuterter und feingebildeter Empfindung ihren Mann stehen.

Literatur.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten hrsg. von K. Kehrbach. Seit 1886 32 Bde. (Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben zu dem Zweck, die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu erforschen und in weiteren Kreisen das Interesse dafür zu pflegen.)

K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit, fortgeführt von G. Schmid. 5 Bde. in zahlreichen Abteilungen 1884—1902. (Die einzelnen Abteilungen rühren von verschiedenen Verfassern her und haben deshalb ungleichen Wert.)

Karl Schmidt, Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Kulturleben 1860—62, in 4. Aufl. 1890 begonnen. (Der Inhalt wird dem Titel nicht gerecht, da eine Aufgabe von so großer philosophischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung von Einem Manne gar nicht gelöst werden kann.)

K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. I. Teil in 7. Aufl. (1902): Das Mittelalter bis zu Montaigne. — II. Teil in 6. Aufl. (1898): Die Neuerer (Ratich und Comenius) bis zu Pestalozzi. — III. Teil in 6. Aufl. (1897): Hauptsächlich die Methodik einzelner Unterrichtsfächer (besonders des Deutschen) und einzelner Schularten enthaltend. — IV. Teil in 6. Aufl. (1898): Die Geschichte der deutschen Universitäten. — V. Teil von Lothholz verfaßt (1897): Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern. (Hauptsächlich Darlegung der pädagogischen Theorieen und Charakterbilder großer Pädagogen auf Grund reichen Quellenmaterials. Das Urteil des Verfassers ist stark theologisch gefärbt, aber trotzdem sympathisch.)

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 2. Aufl. 2 Bde. 1896/97. (Eine auf gründlichen Quellenstudien und bewundernswerter Belesenheit in streng wissenschaftlichem Geiste abgefaßte, frisch und anregend geschriebene und temperamentvolle Darstellung, hinter der ein Mann von philosophischem Blick und warmem Interesse für die Sorgen der Gegenwart steht.)

Theobald Ziegler, Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. 2. Aufl. 1904. [Erster Band, erste Abteilung von A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. 4 Bde.] (Vor allem Geschichte der Pädagogik als wissenschaftlicher Disziplin und Kunstlehre und zugleich Geschichte des Erziehungswesens und der dasselbe tragenden geistigen Strömungen. Z. ist mehr als Paulsen ein Freund vergangener Tage, in denen er weniger Schatten sieht als jener.)

Alfred Heubaum, Geschichte des Bildungswesens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. 1. Bd.: Bis zum Beginn der allgemeinen Unterrichtsreform unter Friedrich dem Großen. Das Zeitalter der Standes- und Berufserziehung. 1905. (Ein auf gründlichen archivalischen Forschungen beruhendes Werk, das uns die eigentliche Gestaltung des Schulwesens, die in früheren Werken, besonders bei Raumer, vielfach nicht recht erkennbar war, nahe führt.)

Außerdem sind noch folgende Werke zu nennen, die nicht rein historischen Charakter tragen, aber das Gebiet der Geschichte der Pädagogik vielfach berühren:

K. A. Schmid, Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. 10 Bde. 2. Aufl. 1876 ff., fortgeführt von W. Schrader. (Enthält neben recht minderwertigen Aufsätzen historischen Charakters eine große Anzahl sehr wertvoller historischer Monographieen.)

W. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 7 Bände. 1895—99. Die 2. Aufl. ist im Erscheinen begriffen. (Steht der Gegenwart näher; die historischen Aufsätze sind fast durchweg von dauerndem Werte.)

Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung. 3. Aufl. 1903. (Die Behandlung tiefgehend und erschöpfend, die Charakterisierung der Bildungstypen überaus feinsinnig; aber die Grundstimmung: extra ecclesiam nulla salus.)

An Handbüchern ist besonders zu nennen: H. Schiller, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik, 3. Aufl. 1894, und von ganz knappen Grundrissen das freundliche Büchelchen G. Weimer, Geschichte der Pädagogik, 1902 (Sammlung Göschen).

HÖHERES MÄDCHENSCHULWESEN.

Von

Hugo Gaudig.

I. Der Begriff der höheren Mädchenschule. Die Bildung, die den Schülerinnen der höheren Mädchenschule vermittelt werden soll, ist Allgemeinbildung wie die der höheren Knabenschulen; die Vorbildung für eine künftige Berufsstellung liegt jenseits ihrer Bildungsaufgabe. Ihre Artbestimmung erhält die Allgemeinbildung durch die Rücksichtnahme auf die gesamte, physische wie geistige, Eigenart des weiblichen Geschlechtes. Die Zahl der Jahreskurse beträgt 9—10; das Mindestmaß an Stufenklassen ist sieben. Wie bei den Realschulen fehlen unter den Bildungsstoffen die alten Sprachen. Das am meisten betonte Bildungselement ist die deutsche Sprache. Doch tritt meist von der Mittelstufe (vom vierten Schuljahre) an das Französische und von der Oberstufe (vom siebenten Schuljahre) an auch noch das Englische mit gleicher oder nahezu gleicher Stundenzahl auf, so daß auf der Mittelstufe der muttersprachliche Unterricht über ebensoviel Stunden verfügt wie der fremdsprachliche, auf der Oberstufe nur noch über ein Drittel. Gegenüber den Knabenschulen fällt am meisten die schwache Betonung des mathematischen Unterrichts auf, der meist „eigentliche“ Mathematik ganz vermissen läßt und als Rechenunterricht und als Unterricht in der elementaren Raumlehre nur etwa ein Zehntel der Gesamtstundenzahl zuerteilt erhalten hat. Die Entlassung aus der Schule erfolgt ohne eine Berechtigungen gewährende Prüfung. Das Lehrerkollegium ist einerseits aus akademischen und seminarischen, anderseits aus männlichen und weiblichen Lehrkräften zusammengesetzt.

II. Zur Geschichte der höheren Mädchenschule. Um die gegenwärtige Lage der höheren Mädchenschule zu verstehen, bedarf es vor allem des Verständnisses der Periode von 1872 bis zur Jetztzeit.

1. Die Weimarer Versammlung vom Jahre 1872. In das Jahr 1872 fällt ein Ereignis von epochaler Bedeutung, in dem wesentliche Entwicklungen der früheren Epoche abgipfeln und von dem aus die Linien der späteren Entwicklung bis zur Gegenwart leicht gezogen

Die Weimarer Versammlung vom Jahre 1872.

werden können: die „Versammlung der Dirigenten, Lehrer und Lehrerinnen deutscher höherer Mädchenschulen zu Weimar". Bedeutsam bei dieser Versammlung, die vom Direktor Kreyenberg angeregt war und von den Direktoren Friedländer und Nöldeke geleitet wurde, war, daß sie im Zeichen der neugewonnenen deutschen Einheit stand, ferner daß sie ein Akt der „Selbsthilfe" durch „genossenschaftliche Vereinigung" (Nöldeke) war, vor allem aber, daß man (auf Grund eines Vortrags von Dir. Schornstein) ausschließlich über die leitenden Grundsätze beriet, nach denen in Übereinstimmung mit der tatsächlichen Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens „eine in den Grundzügen einheitliche Organisation und eine gesetzlich geordnete Stellung der höheren Mädchenschule im Verhältnis zu dem übrigen Schulwesen und der staatlichen Unterrichtsverwaltung" gewonnen werden könnte. Nach einer von der Versammlung angenommenen These hatte die höhere Mädchenschule, über deren gesetzliche Regelung verhandelt wurde, die Bestimmung, „der heranwachsenden weiblichen Jugend die ihr zukommende Teilnahme an der allgemeinen Geistesbildung zu ermöglichen, welche auch die allgemeine Bildungsaufgabe der höheren Schulen für Knaben und Jünglinge" sei. Dabei sollte jede „unselbständige Nachahmung" dieser Anstalten ausgeschlossen sein und eine Organisation angestrebt werden, welche auf „die Natur und Lebensbestimmung des Weibes" Rücksicht nehme. Als Bildungsziel bezeichnete man „eine harmonische Ausbildung der Intellektualität, des Gemüts und des Willens in religiös-nationalem Sinne auf realistisch-ästhetischer Grundlage". In den Verhandlungen über diesen Punkt war „edle Persönlichkeit" als „das Wesen der deutschen Frau" bezeichnet. Die „Realien" waren hier „die Grundlage" (der Bildung) genannt; zugunsten des Wortes „ästhetisch" aber war gesagt, es solle „die Form der Behandlung aller Unterrichtsgegenstände" ausdrücken. Die von der höheren Mädchenschule gepflegte Bildung sollte, so beschloß man ferner, eine auf tüchtiger Elementarbildung aufgebaute „einheitliche Bildung in Wissenschaften und Sprachen (zwei fremde Sprachen)" sein. — An Zeit wurden gefordert 10 Jahre (vom 6. bis 16. Lebensjahr). Der Aufbau sollte dreistufig bei 7—10 Stufenklassen sein. Für das Lehrerkollegium wünschte man die Zusammensetzung „aus einem wissenschaftlich gebildeten Direktor, wissenschaftlich gebildeten Lehrern (namentlich für die wissenschaftlichen Fächer), aus erprobten Elementarlehrern und geprüften Lehrerinnen". — In Sachen der staatsrechtlichen Stellung wurde verlangt die Anerkennung der höheren Mädchenschule „als einer öffentlichen, von der bürgerlichen Gemeinde und dem Staate unterhaltenen und unmittelbar beaufsichtigten Anstalt", die Unterordnung unter dieselbe Schulverwaltung wie die höheren Knabenschulen, endlich die Gleichstellung mit den Lehrern dieser Anstalten im Punkte der Anstellung und der Pensionierung. — Schließlich bezeichnete es die Versammlung als erwünscht, daß durch die Staatsbehörde nach Anhörung tüchtiger Fach-

männer „ein Normallehr- und Einrichtungsplan“ festgestellt werde; an die Erfüllung der Bestimmungen dieses Lehrplans sollte das Recht auf den Namen „höhere Mädchenschule“ geknüpft sein.

Die Weimarer Denkschrift.

In einer Denkschrift, deren Hauptinhalt die von der Weimaraner Versammlung angenommenen Thesen mit beigefügten Erläuterungen bildeten, wandte sich dann „die erste Hauptversammlung von Vertretern deutscher höherer Mädchenschulen“ an die deutschen Staatsregierungen. Aus den Erläuterungen sind einige Gedanken von besonderer Bedeutung: Zu dem Bildungsziel („allgemeine Geistesbildung“) wird bemerkt, die höhere Mädchenschule habe „dieselbe Aufgabe“ zu erfüllen, wie die höheren Knabenschulen, indem sie in gleicher Weise in die deutsche Sprache und Literatur vertiefe, den fremdsprachlichen Unterricht „grammatisch, literarisch und praktisch als Schule des Geistes und für die Anforderungen des Lebens“ verwerte, und Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften als „Bildungsmittel der geistigen Kräfte und Interessen“ pflege. Die Unterrichtsstoffe sollen zu „allseitiger Übung und Schulung der Geisteskräfte“ ausgenutzt werden, damit sich an ihnen das Geistesleben für dieselben allgemeinen geistigen Interessen erschließe, für deren Verständnis auch die höheren Knabenschulen vorbereiteten. In diesem Zusammenhange folgt dann der viel angeführte Satz:

„Es galt (sc. in der Versammlung), eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühles für dieselben zur Seite stehe.“

Daß mit der Forderung einer der allgemeinen Geistesbildung der männlichen Jugend ebenbürtigen Allgemeinbildung der weiblichen Jugend nicht „Gleichheit der männlichen und weiblichen Bildung“ beabsichtigt sei, wird alsbald nachdrücklich betont. Die allgemeine Bildungsaufgabe für die weibliche Jugend soll „unter Anerkennung der besonderen Begabung ihres Seelenlebens und unter Wahrung und Förderung ihrer eigentümlichen Bestimmung“ verwirklicht werden. Demgemäß soll alle „geistige Uniformität“ vermieden werden, die „den unentbehrlichen Reiz und Gewinn geistiger Ergänzung der Geschlechter“ vernichte; der „Schwerpunkt der weiblichen Bestimmung“ aber liegt im Familienleben. — Als Bildungsziel bezeichnen die Erläuterungen „die Harmonie einer edeln Persönlichkeit“, in welcher das edle Gefühl zu sittlichem Handeln drängt und „die Innigkeit und Energie des Gefühles und Willens durch Klarheit des Urteiles geläutert und geleitet sind“. Dem Weibe wird das Recht auf „Wissenschaft“ zuerkannt, weil sie „des Verständnisses der geistigen Interessen und Leistungen der Nation“ bedarf; alle Wissenschaft aber soll ihm „zu einer geistigen Zucht für Verstand, Gemüt und Charakter“ werden. — Das Zusammenwirken von Lehrern und Lehrerinnen entspricht nach den Erläuterungen der Idee der höheren Mädchen-

schule. Die Frage, wieweit die Mitwirkung der Lehrerinnen zuzulassen sei, wird als eine offene, weiterer Erfahrung anheimzugebende bezeichnet. Als „Tatsache" wird anerkannt, daß eine allerdings im Verhältnis zur Gesamtzahl geringe Zahl von Lehrerinnen mit sicherem Erfolge für Deutsch, Geographie und Geschichte bis in die mittleren, für die fremden Sprachen bis in die oberen Klassen verwandt werden könne. Die Ursache der geringen Zahl wird in der völligen Unzulänglichkeit der Bildungsanstalten für Lehrerinnen gesehen. — In der Erläuterung zu der Forderung des öffentlichen Charakters der höheren Mädchenschule werden die Nachteile der Privatschule bezeichnet: Rücksicht auf die pekuniäre Erträglichkeit, Abhängigkeit von der Willkür des Vorstehers und den Einflüssen der Schulinteressenten, Schwierigkeit beim Gewinnen von Lehrkräften, Mangel an Kontinuität der Entwicklung. — Mit kräftigem Pathos wird endlich zur Beseitigung der bestehenden Unklarheit, Unwahrheit und Ungerechtigkeit die scharfe Scheidung zwischen solchen Schulen, die auf den Namen „Höhere Mädchenschule" ein Anrecht haben, und denen, die kein Recht darauf besitzen, gefordert.

Würdigung der Weimarer Versammlung und Denkschrift.

2. Würdigung der Weimarer Versammlung und Denkschrift. Der Geist, der die leitenden Persönlichkeiten bewegte, war der Geist idealen Wollens, tatkräftiger Initiative, des Verlangens nach reinlicher Scheidung, guten Selbstbewußtseins und männlicher Würde. Es war nicht der Geist von Menschen, die agitatorisch Schulgeschichte machen wollten. Man wollte vor allem einen geschichtlichen Prozeß zu dem Ablauf bringen, der den in ihm wirkenden Kräften entsprach: man wollte die Entwicklung der öffentlichen höheren Mädchenschule von Hemmungen befreien. Auf die Existenz von mehr als hundert aus städtischen Mitteln erhaltenen höheren Mädchenschulen, die eine weitreichende Gleichartigkeit in der Organisation aufwiesen, stützte sich die Denkschrift. Sie bilden den festen Rückhalt der ganzen Bewegung. Nichts anderes wollten die Weimaraner, als der Schöpfung des deutschen Bürgertums zu ihrem Recht zu verhelfen. Für die städtische höhere Mädchenschule forderten sie zunächst vom Staat eine veränderte Stellungnahme; statt des bisherigen laisser faire, laisser aller die gleiche Fürsorge, wie sie alle anderen Schulen bereits erfuhren. Und zwar wird diese Forderung begründet mit dem „tief wirkenden Einfluß des Weibes auf die Erziehung der Jugend, auf die Erhaltung und Förderung der sittlichen und geistigen Kräfte der Nation". Auch wird zur Begründung auf das durch die Frauenbewegung aufgedeckte „Notverhältnis" verwiesen, das dem Staate die Verpflichtung, für eine tüchtige Ausbildung der weiblichen Jugend zu sorgen, auferlege. Forderung und Begründung zeigen, daß die Weimaraner die neue Zeit, die hereinbrach, verstanden.

Wenn dann die Anerkennung der höheren Mädchenschule als höherer im Sinne des Gesetzes gefordert wurde, so galt das den leitenden Männern als die selbstverständliche Folge der Tatsache, daß sich die

öffentliche höhere Mädchenschule bereits durch ihre wissenschaftliche Arbeitsweise in die Reihe der höheren Lehranstalten eingegliedert hatte. Die verwaltungsrechtliche Stellung, die man begehrte, erschien als einfache Folge der Leistungen, auf die man sich stützte.

Wurde die höhere Mädchenschule unter die höheren Anstalten unterbegriffen, so war damit dann auch die unerträgliche Ungleichmäßigkeit in der Stellung der Schule zu den städtischen und staatlichen Aufsichtsbehörden beseitigt: bisher stand z. B. in Preußen die Verfügung über den Einrichtungs- und Lehrplan bald dem Schulinspektor, bald einem aus Schulinteressenten gebildeten Kuratorium, bald dem Leiter der Schule zu.

Die Denkschrift berief sich auf eine „weit reichende Einmütigkeit der Anschauungen und Gleichartigkeit in der Organisation der meisten höheren Mädchenschulen". Dies galt vor allem von den öffentlichen Schulen, bei denen die Einheit teils das von selbst eingetretene Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung, teils das Ergebnis planmäßiger, etwa seit der Mitte des Jahrhunderts einsetzender Einheitsbestrebungen in Einzelschriften, Zeitschriften, Schulprogrammen, Versammlungen war. Einheitlich war das Bildungsideal und das System der Bildungsstoffe (das sich mit dem zur Zeit bestehenden deckt); dagegen war die Zahl der aufsteigenden Klassen, das Schwergewicht der Fächer, die Verteilung des Lehrstoffs in den einzelnen Lehrplänen noch recht verschieden. Vergl. Nöldeke: Von Weimar zu Weimar, S. 6 fg.

Ein Normallehrplan, der aber individuellen Entwicklungen Raum ließ, sollte im Notwendigen Einheit schaffen. Vor allem aber sollte dieser Normalplan die höhere Mädchenschule von all den minderwertigen Gebilden scheiden, die unter dem Sammelnamen höhere Töchterschule eine an Solidität hinter der Bürgerschulbildung zurückstehende Bildung darboten und nur mit etwas Mehrsprachigkeit ihren höheren Titel begründeten. Daß gegenüber diesem geschichtlich gewordenen Zustand die Vertreter voll entwickelter Schulen eine scharf scheidende Begriffsbestimmung forderten, war nichts als notwendiger Selbstschutz und Pflicht der Selbstachtung. So allein konnte von der wirklichen höheren Mädchenschule der Fluch der Lächerlichkeit genommen werden, der ein besonders peinliches Stück in der Martyriologie der höheren Mädchenschule ist.

Nicht minder scharf war die weitere Scheidung, die die Weimaraner wollten. Bisher umfaßte der Name „höhere Töchterschule" unterschiedslos öffentliche und private Schulen. Von ihrem Standpunkt aus mußten die leitenden Männer für die höhere Mädchenschule die Stellung einer öffentlichen Lehranstalt anstreben (s. o. S. 178). Ihr grundsätzlicher Standpunkt konnte kein anderer sein, als der, den der preußische Minister von Ladenberg in seinen Erläuterungen zu der Verfassung vom 5. Dezember 1848 ausgesprochen hatte; er bezeichnet es hier als bedenklich, wenn der preußische Staat die geistige Pflege seiner Jugend und damit seine eigene Zukunft „einer schranken- und rücksichtslosen Privat-

industrie preisgeben wollte, in deren Gefolge leicht nicht nur ein Sinken der intellektuellen Bildung, sondern auch eine tiefe Entsittlichung eintreten könne". Er gibt dem ernsten und gediegenen Unterricht der künftigen Mutter... in den öffentlichen Schulen ohne weiteres den Vorzug vor den im tiefen Grunde „verbildenden und verziehenden Pensionsanstalten". Vgl. G. Bäumer: Der Stand der Frauenbildung (Handbuch der Frauenbewegung, III. Teil), S. 105. Diese grundsätzliche Stellungnahme verhinderte übrigens nicht die Anerkennung „rühmlicher Ausnahmen" durch die Weimaraner. Vgl. Nöldeke a. a. O. S. 19 fg. So gewiß „Schule" und „werbendes Institut" einander ausschließende Begriffe sein sollten, so gewiß ein um seine Zukunft besorgter Staat die Wirkungen des Zufalls bei der Erziehung der zukünftigen Mütter auf ein Mindestmaß beschränken muß, so gewiß gehört es zu den Ruhmestiteln der Weimaraner, daß sie auch hier grundsätzliche Klarheit walten ließen. In demselben Augenblick, in dem der Staat die eminente Bedeutung erkennt, die der Ausbildung der Frauen der höheren, die Kultur in erster Linie fördernden Volksschichten zukommt, muß er den Wahrscheinlichkeitsgrad für den Erfolg der erziehlichen Arbeit an den Töchtern dieser Stände tunlichst erhöhen und, wenn es nötig ist, auch den herabdrückenden Einfluß der Familien (der „Schulinteressenten") aufheben. Das ist sein Kulturrecht. Diesem Recht entspricht natürlich die Pflicht, daß der Staat (wie es auch in der Denkschrift ausgesprochen ist) da, wo es nottut, öffentliche Schulen errichtet oder unterstützt und dem gesamten Mädchenschulwesen die Organisation gibt, bei der sein Kulturwerk erreicht werden kann. So muß er z. B. verhüten, daß durch zu hohe Klassenziffer oder durch Anstellung ungeeigneter Lehrkräfte die Überlegenheit der öffentlichen über die private Schule verloren geht.

Als allgemeines Bildungsziel galt der Denkschrift „die Harmonie einer edlen Persönlichkeit". Damit ist eine Formel von höchstem Wert gewonnen. Nur freilich eine so hoch liegende Formel, daß sie erst durch vermittelnde Gedanken hindurch als Leitformel für pädagogische Arbeit brauchbar wird; diese vermittelnden Gedanken aber fehlen in der Denkschrift. Die geistige Bildung soll im Gegensatz zur Fachbildung „Allgemeinbildung" sein. Dies Ideal einer allgemeinen Bildung war in der zurückliegenden etwa halbhundertjährigen Entwicklung je länger, je mehr besonders in den öffentlichen Schulen herrschend geworden, so daß die Weimaraner auch hier nur den Inhalt der früheren Entwicklung formulierten. Der Typus der Allgemeinbildung war dem Typus entgegengesetzt, der in den Anfängen des höheren Mädchenschulwesens (während der letzten Jahrzehnte des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts) herrschend gewesen war; in dieser Zeit war das Ziel der Schule eine fachmäßige Heranbildung der Mädchen für ihren Hausfrauenberuf. Vgl. Wychgram: Geschichte des höheren Mädchenschulwesens (in Schmid: Geschichte der Erziehung 5, II), S. 245 fg. Als Motiv

für die angestrebte Allgemeinbildung bezeichnete die Denkschrift die verständnisvolle Teilnahme des Weibes für die höheren Interessen, an die der Mann sich hingebe. Hier macht sich spürbar, daß der Begriff der Persönlichkeit nicht genügend entwickelt wurde. Sonst hätte der Zweck der Allgemeinbildung zunächst in der Persönlichkeit des Weibes gesucht werden müssen, für das sein Berufsleben als Lebensgenossin des Mannes nur ein Betätigungsgebiet der Persönlichkeit neben anderen ist. Auch das muß als ein Mangel der Denkschrift bezeichnet werden, daß zwar der tief wirkende Einfluß des Weibes auf die Erziehung und damit auf die Erhaltung und Förderung der sittlichen und geistigen Kräfte der Nation anerkannt wird, daß aber aus dieser eminenten Kulturaufgabe der Frau keine normgebenden Bestimmungen für die Gestaltung der allgemeinen Bildungsaufgabe abgeleitet werden. Mit Recht lehnte man die Uniformierung der männlichen und weiblichen Allgemeinbildung ab; aber man gab keine ausreichenden Bestimmungen darüber, worin nun eben die weibliche Ausprägung dieses Bildungstypus bestehen solle. Es fehlen auch genauere Erklärungen über die „besondere Begabung“ des weiblichen Seelenlebens, an dem nur der Einfluß des Gefühlslebens auf das Urteil hervorgehoben wird. Als Hauptkennzeichen der Bildung galt ihr nationaler Charakter; zu untersuchen wäre gewesen, ob sich mit diesem Charakterzuge die zwei als Schiboleth geforderten Fremdsprachen vertrugen. Stark betont wurde die wissenschaftliche Natur des Unterrichts; wollte man hier eine der Knabenbildung „ebenbürtige“ Bildung erreichen, so hätte man sich freilich über die Mittel klar werden müssen, durch die der Ausfall der Mathematik ausgeglichen werden sollte. Die „Realien“ wurden als Grundlage bezeichnet. Konnten sie das neben den drei Sprachen? Die Form des Unterrichts sollte „ästhetisch“ sein. Gewiß eine wertvolle, aber doch eine nur teilweise durchzuführende, außerdem eine zum „Spielen“ im Unterricht verleitende Formel.

In der Frage der Verwendung weiblicher Lehrkräfte sprach sich die Denkschrift grundsätzlich für das Zusammenwirken von Lehrern und Lehrerinnen aus (s. o.). In der Bewertung der Durchschnittsbildung der Lehrerinnen entsprach das Urteil dem Tatbestande. Dankenswert war es, wenn die Denkschrift die Verpflichtung des Staates, „wohlausgestattete Seminare“ zu fördern und die Prüfungsforderungen scharf zu formulieren und ihre Einhaltung zu überwachen, nachdrücklich betonte; ebenso, wenn sie forderte, daß die Prüfung in der ausbildenden Anstalt erfolge; endlich, wenn sie die Verknüpfung von Seminar und höherer Mädchenschule empfahl. Daß sie den Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern wissenschaftlich gebildeten Lehrern vorbehielt, war bei der minderwertigen Vorbildung der Lehrerinnen um so natürlicher, als man für die höhere Mädchenschule eine „wissenschaftliche“ Bildung wollte, die der der Knaben ebenbürtig war. Wenn man dann aber die Ausdehnung der Mitwirkung der Lehrerinnen von „weiterer Erfahrung“

abhängig machte, so konnte dies Zuwarten nur dann einen Sinn haben, wenn man den Lehrerinnen eine andere Form der Vorbildung als die seminarische eröffnete, die zwar nominell die Lehrbefähigung für höhere Schulen gewährte, ihrer Natur nach aber nicht zu wissenschaftlichem Unterricht befähigen konnte. Man lehnte aber in Weimar einen Antrag Stöphasius auf Errichtung von „Akademieen" für Lehrerinnen ab.

Die Berliner Denkschrift vom Jahre 1872.

3. Die Berliner Denkschrift. Die Weimarer Denkschrift rief eine gleichfalls den deutschen Staatsregierungen überreichte Gegendenkschrift des „Berliner Vereins für höhere Töchterschulen" hervor. In den beiden Denkschriften stoßen zum Teil prinzipielle Gegensätze aufeinander. Die Weimarer Denkschrift hatte eine „wissenschaftliche" Allgemeinbildung besonders im Interesse einer erhöhten Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib angestrebt; die Berliner Denkschrift gewinnt die Gesichtspunkte für die Organisation der Bildung vielmehr aus dem zukünftigen Berufsleben der Mutter und Hausfrau, dem sie sogar das zehnte Schuljahr in der Weise widmen will, daß die dem Hause bereits wieder mit einem guten Teil ihrer Zeit und Kraft zugehörenden Mädchen in der Schule noch „Kunstgeschichte und klassische Literatur des Auslandes, Physik und Chemie des Hauses und der Küche, Anthropologie und Gesundheitslehre, Psychologie und Geschichte der Erziehungskunde, Fröbelsche Beschäftigungsspiele, häusliche Buchführung" treiben. Dort das Ideal der geistig durchgeschulten, den allgemeinen (über das Leben im Hause überschießenden) Interessen zugewandte „Gattin", hier das Leitbild der Mutter und Hausfrau. Beides gefährliche Einseitigkeiten, da der Beruf der verheirateten Frau nur als ein dreieinheitlicher gefaßt werden darf. Ihrem Bildungsideale gemäß mußten die Berliner ein zehntes Schuljahr, das der allgemeinen Bildung galt, zurückweisen. Ebenso konnten sie ihre Forderungen an die Wissenschaftlichkeit der Lehrer erheblich niedriger bemessen als die Weimaraner. Doch forderte die Berliner Schrift (darin der Weimarer voraus) für die „Oberlehrerinnen" besondere „Lehrerinnenakademieen"; sie zeigte damit einen Weg, auf dem für die Oberstufe brauchbare wissenschaftliche Lehrerinnen gewonnen werden konnten. Den Weimaranern lag der Schwerpunkt der Schule in der intellektuellen Bildung, den Berlinern in der Erziehung. Diese verlangten daher, daß der höheren Mädchenschule der Charakter einer erweiterten Familie nicht genommen werden solle. Das Mädchen tritt hier gleichsam nicht aus dem Bannkreis der Familie heraus: die Schule empfängt das Mädchen aus der engeren Familie, gliedert es einer erweiterten Familie ein und führt es dann in die Familie zurück. Abgesehen von der gefährlichen Enge dieses Erziehungsideals, beruht die Idee der erweiterten Familie auf einer Fiktion. Die Schule, der die Schülerinnen nur auf wenige Stunden, und zwar in der streng gebundenen Situation des Unterrichts, gehören, kann ihre Aufgabe nicht in einem Kopieren des Familienlebens sehen, sondern in einer planmäßigen Aus-

bildung des ihr eigenen Grundverhältnisses zwischen Lehrer und Schüler; die unmittelbare erziehliche Einwirkung der Schule wird immer gering bleiben; um so größer muß die mittelbare erziehliche Wirkung sein, die die Schule ausübt, indem sie einerseits der Schularbeit als solcher größtmögliche Erziehungskraft sichert, anderseits das Verhältnis zwischen dem Schüler und der Ideenwelt schafft und dieser Ideenwelt die Einwirkung auf den ganzen inneren Menschen im Schüler sichert. — Die Lehrerin will die Berliner Denkschrift in verstärktem Maße verwandt sehen, und zwar wegen ihres sicheren pädagogischen Takts und der reicheren „Gabe des divinatorischen Erfassens der weiblichen Natur".

Das Jahr 1873 brachte der Weimarer Richtung drei wesentliche Fortschritte: 1. gewann sie in der neubegründeten Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus (Teubner) ein Organ für ihre Bestrebungen, 2. berief der Minister Falk für den August eine Konferenz von Mädchenlehrern nach Berlin, und diese Konferenz nahm im wesentlichen die Grundsätze der Weimarer Versammlung an, 3. wurde auf der zweiten Hauptversammlung von „Dirigenten, Lehrern und Lehrerinnen an höheren Töchterschulen in Deutschland" der „Deutsche Verein von Dirigenten und Lehrern der höheren Mädchenschulen" gegründet.

Die Berliner Augustkonferenz vom Jahre 1873.

4. Die Berliner Augustkonferenz vom Jahre 1873. Bei der Konferenz, bei der übrigens die zugezogenen sechs Leiter öffentlicher höherer Mädchenschulen gegenüber den sieben Vertretern der Privatschulen in der Minderzahl waren, wurde der „wissenschaftliche" Charakter des Unterrichts an der höheren Mädchenschule festgehalten und dadurch der artbildende Unterschied zwischen der höheren Mädchenschule und der Mittelschule gewonnen. Auch in der stärkeren Hervorhebung der ästhetischen Seite des Unterrichts und in der Erstrebung der formalen Bildung mittels der Sprachen und der Geschichte wurden unterscheidende Merkmale gefunden. In der Denkschrift war die Stellung der Frauen zu dem „Geistesleben" der Nation als ein aneignendes Anteilnehmen gedacht, in der Konferenz wurde man dahin einig, daß die Frau das Geistesleben der Nation „mit den ihr eigentümlichen Gaben" fördern solle. — Das einzige wichtigere Gebiet, auf dem die Weimaraner ihre Meinung nicht durchzusetzen vermochten, war das der Zusammensetzung des Lehrerkollegiums; hier geriet die Konferenz in einen Selbstwiderspruch. Nachdem man soeben die höhere Mädchenschule von der Mittelschule durch den wissenschaftlichen (besonders auf der Oberstufe hervortretenden) Charakter des Unterrichts unterschieden hatte, durfte die Prüfung für Mittelschulen nicht die Lehrer zum Unterricht in den oberen Klassen berechtigen. Auch durfte nicht das Rektoratsexamen zur Leitung von höheren Mädchenschulen befähigen. — Die von einer Seite im Interesse der Erziehung erhobene Forderung einer weiblichen Spitze an der Mädchenschule wurde von der Mehrheit abgelehnt. Im übrigen sollte die Prüfung für Vorsteherinnen in ähnlicher Weise geordnet werden wie

die Rektoratsprüfung. Für die Lehrerin forderte man eine verbesserte seminarische Ausbildung, die Beschränkung der Stundenzahl auf 18 bis 20 Stunden und damit den Schutz gegen die (infolge des übergroßen Angebots an manchen Privatschulen bestehende) Ausbeutung der Lehrerinnen, ferner bessere Besoldungs- und Pensionierungsverhältnisse. Eine höhere als die seminarische Ausbildung wurde nicht ins Auge gefaßt. — Die Berliner Konferenz gab den Ansichten der Weimaraner einen hohen Geltungswert; so erklärt sich, daß die nun einsetzende Entwicklung im Zeichen der ersten Versammlung in Weimar und der Denkschrift steht.

Die Verfassung, die sich der Verein gab, war insofern glücklich, als der Gründung von Zweigvereinen in den einzelnen Provinzen und Ländern der größte Wert beigelegt wurde. So gewann man zunächst eine naturgemäße Gliederung. Indem man dann aus den Wahlen der Zweigvereine den „Weiteren Ausschuß" hervorgehen ließ, dessen Genehmigung entscheidende Beschlüsse der Hauptversammlungen bedurften, und indem man den leitenden Vorstand, den „Engeren Ausschuß", durch den Weiteren Ausschuß wählen ließ, machte man den Verein in gewissem Grade unabhängig von den in ihrer Zusammensetzung stark wechselnden Hauptversammlungen. Gut nennt Sommer diese Verfassung „aristokratisch-demokratisch" („Die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens" in Wychgrams Handbuch). Im übrigen nahm der Verein in sich hinein die Gegensätze der Staatszugehörigkeit, der akademischen und seminarischen Lehrerbildung, der Lehrer und Lehrerinnen, vor allem der öffentlichen und privaten Schulen. Diese Gegensätze hemmten vielfach die Aktionskraft des Vereins und führten zu inneren Kämpfen. Doch wird man anderseits anerkennen müssen, daß die Kraft der einigenden Ideen groß genug war, um dem Vereine den Fortbestand und eine reiche Wirkung zu sichern.

In den nun folgenden Jahrzehnten ordneten eine große Zahl von deutschen Bundesstaaten ihr höheres Mädchenschulwesen im Sinne der Weimarer Beschlüsse. Vergl. Nöldeke: Von Weimar bis Berlin S. 30 fg. In Preußen dagegen folgte auf die schönen Anfänge des Jahres 1873 ein peinlicher Stillstand. Die einzige größere Aktion der Regierung, der „Normallehrplan für höhere Mädchenschulen", scheiterte an der vernichtenden Kritik der Weimaraner. Näheres bei Nöldeke a. a. O. S. 33 fg. und Sommer a. a. O. S. 33 fg.

Eine Frage von größter Tragweite war die Frage der Stellung der Lehrerinnen im Kollegium der höheren Mädchenschulen. Der entscheidende Streitpunkt trat bei der fünften Hauptversammlung des Vereins in Köln (1876) mit aller Schärfe heraus. In der These ... „Auch zu dem Unterrichte in den oberen Klassen ist die Mitwirkung wissenschaftlicher Lehrerinnen unentbehrlich" wurde das Wort „unentbehrlich" zum Gegenstand leidenschaftlicher Kämpfe, deren Ergebnis das Kompromißwort „wün-

schenswert" war. Bei der Normierung der Ansprüche, die an die auf der Oberstufe unterrichtende Lehrerin zu stellen seien, drang gegen mancherlei Herabdrückungsversuche schließlich der Antrag durch, der die Forderungen auf das von den Realschullehrern erster Ordnung geforderte „Maß von Kenntnissen" normierte. So wahrte der Verein den wissenschaftlichen Charakter des Unterrichts an der höheren Mädchenschule; freilich war der Antrag z. Z. eine Prohibitivbestimmung, da ein Weg für die Erlangung der geforderten Befähigung nicht vorhanden war.

„Die höhere Mädchenschule" von H. Lange.

5. „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung" von H. Lange. In der Folgezeit wird für unsere Frage von weittragender Bedeutung eine Schrift von H. Lange: „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung", die Begleitschrift zu einer Petition an das preußische Unterrichtsministerium und das preußische Abgeordnetenhaus. Die Petition enthielt die ihrer Natur nach eng miteinander verbundenen Anträge auf eine größere Beteiligung der Lehrerinnen an dem wissenschaftlichen Unterricht auf der Mittel- oder Oberstufe der öffentlichen höheren Mädchenschulen und auf Gründung von staatlichen Ausbildungsanstalten für wissenschaftliche Lehrerinnen in den Oberklassen. Begründet wurden diese Anträge durch eine Kritik der Ergebnisse des Weimarer Systems und dieses Systems selbst. Die Kritik der Ergebnisse wird in den zwei Sätzen zusammengefaßt: 1. Die höheren Mädchenschulen bilden und erziehen nicht, 2. sie überbürden mit positivem Stoff, ohne das Selbstdenken ernsthaft in Anspruch zu nehmen und ein fortleitendes Interesse zu erwecken; ist der gedächtnismäßig angeeignete Stoff dem Gedächtnis entschwunden, so bleibt nur das dünkelhafte Gefühl des Gehabthabens und der Kritikfähigkeit. Die didaktische Unzulänglichkeit erklärt die pädagogische zu einem Teil; zum anderen wird der erziehliche Mißerfolg aus der Unbekanntschaft der Lehrer mit dem Gedanken- und Pflichtenkreis der Mädchen abgeleitet. Die Überbürdung aber hat ihren Grund „in dem zu umfassenden Lehrprogramm der Augustkonferenz, in dem Bestreben des Abschließens und Fertigmachens"; „die tiefere Ursache" dieser Erscheinungen aber erblickt die Verfasserin in der Grundanschauung der Weimaraner von der Frau; nach dieser Anschauung solle die Frau nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Mannes willen gebildet werden; demgemäß sei „die geistig unselbständigste Frau" die beste, da sie am ersten dafür Gewähr biete, den Interessen des Mannes Wärme des Gefühls entgegenzubringen. Unter der falschen Richtung der Schulen leide aber auch die werdende Generation, deren Erziehung die große Kulturaufgabe der Frau sei; denn nur eine sittlich und geistig selbständige Persönlichkeit sei zur Erziehung befähigt. Positiv fordert die Verfasserin statt des bisherigen Prinzips des Abschließens und Fertigmachens das der „Kraftbildung". Im Anschluß an die Schule soll die Möglichkeit der Fortbildung gegeben werden; im Vordergrund sollen dabei Literatur und Geschichte, Pädagogik und Naturwissenschaften, sowie Arbeit im Kinder-

garten stehen. Die zweite positive Forderung der Schrift geht dahin, in der höheren Mädchenschule den Frauen den entscheidenden Einfluß zu gewähren, indem man ihnen die ethischen Fächer, in denen erzogen werden soll (Religion, Deutsch, Geschichte), und die Schulleitung überträgt. Die Begründung dieser Forderung ist folgende: 1. „Die Frau bringt den Mädchen mehr Liebe und mehr Interesse entgegen als der Mann"; 2. hat die Frau „ein ganz anderes Verständnis für die Mädchen als der Mann". („Nichts ist für eine erfahrene Frau leichter zu durchschauen als die Seele eines jungen Mädchens.") 3. Der Lehrerin steht eine ganz andere Art des Verkehrs mit dem Mädchen frei; der Verkehr zwischen Lehrern und Schülerinnen kann Gefahr laufen durch die Einwirkungen der Andersgeschlechtigkeit von Erzieher und Zögling. 4. Nur die Frauen vermögen zu „echt weiblicher Sitte" zu bilden. 5. Die Frauen vermögen besser als der Mann die ethischen Werte der Lehrstoffe zur Wirkung zu bringen und warme Religiosität mit ins Leben zu geben.

Die Motivierung des zweiten Antrags der Petition (Beschaffung von Bildungsanstalten für Lehrerinnen an Oberklassen) wird wiederum kritisch eingeleitet: der Lehrerin fehlt zur Zeit die wissenschaftliche Bildung, deren sie zur Erziehung heranwachsender Mädchen bedarf; die Seminarbildung hat sie nicht zum Studium befähigt. Sodann widerlegt die Schrift die Bedenken gegen eine gründlichere Ausbildung der Frau, die aus der Minderwertigkeit ihrer geistigen Begabung, aus der ihrer Gesundheit drohenden Gefahr und aus der Schädigung ihrer „Weiblichkeit" hergeleitet werden. Für die wissenschaftliche Bildung der Lehrerin lehnt die Verfasserin die Universitäten ab, weil ihnen Wissenschaft „Selbstzweck" sei, und sie „die Befähigung zu der höchsten Stufe wissenschaftlicher Forschung" geben wollten; statt der Universität empfiehlt sie mit einem Internat verbundene, unter Frauenleitung stehende „Hochschulen", in denen die im Mittelpunkt der Ausbildung stehenden ethischen Fächer gleichfalls Frauen übergeben wären. Als Unterrichtsform wird neben die „Vorlesung" die „Unterrichtsstunde" gestellt. Als Ziel der Ausbildung gilt das Bekanntmachen mit den Methoden, die den Erwerb selbständigen Wissens ermöglichen, die Vermittlung der Quellenkenntnis und die Bildung des eigenen Urteils. Die Kursusdauer ist dreijährig; den Abschluß bildet ein von Lehrern der Anstalt abzunehmendes, auf die Ermittlung der inneren Durchbildung gerichtetes Examen.

Beurteilung der Schrift.

In dieser Schrift sind Gedanken der tüchtigsten Vorkämpferinnen der Frauenbildung (Betty Gleim, Tinette Homberg, Luise Büchner, Rosette Niederer) verwertet; zugleich ist sie vielfach der Ausdruck der in den Kreisen der Frauenbewegung herrschenden Anschauungen; endlich haben die hier ausgesprochenen Meinungen in der Folgezeit großen Einfluß, teilweise eine axiomatische Gültigkeit gewonnen. — Bildung der Frau um des Mannes willen — Bildung der Frau um ihrer selbst willen, so formuliert sich der Gegensatz, der nach H. Lange zwischen den Weimaranern

und ihr besteht. Sie wäre völlig im Recht gewesen, wenn sie das Bildungsmotiv der Weimaraner als einseitig abgelehnt hätte; sie — und ihre zahllosen Nachsprecherinnen — sind im Unrecht, wenn sie dies Bildungsmotiv ganz ausschalten oder herabsetzen: die Bildungsgemeinschaft des Weibes mit dem Manne muß für jeden Erzieher, dem die Ehe als Lebensgemeinschaft zweier sittlichen Personen ein Grundpfeiler unseres Gesellschaftsgebäudes ist, als ein normgebendes Ziel gelten. Daß die Weimaraner es anerkannten, der Mann bedürfe der Bildungsgemeinschaft mit seinem Weibe, ist einer ihrer Ehrentitel. In Anerkennung dieses Bedürfnisses suchten sie die weibliche Bildung aus der Enge der „Töchterschulbildung" in die Freiheit einer „wissenschaftlichen" Allgemeinbildung zu führen, die ihre inhaltlichen Bestimmungen in sich selbst und nicht in den Wünschen des Mannes hat. Mit Recht betont H. Lange — anders als die Weimaraner — die Erziehungsarbeit der Frau als große Kulturaufgabe, von der aus die Erziehungsarbeit an der zukünftigen Frau maßgebend beeinflußt werden müsse; aber „die" Aufgabe, die Aufgabe schlechthin ist es nicht. Sie ist auch in der Ehe gar nicht außerhalb der Lebens- und Bildungsgemeinschaft mit dem Manne zu lösen. — „Um des Mannes willen" — „um ihrer selbst willen": dort erzwungene Hingabe, hier egoistische Selbsterziehung. Die rechte Formel kann nur in der Idee einer Persönlichkeit gefunden werden, die auch im selbstlosen Handeln sich selbst auswirkt und in der Selbstgestaltung die Zwecke der anderen (des Mannes, der Kinder) verfolgt. — Im Prinzip richtig, wenn auch stark übertrieben, ist das, was H. Lange über die Unterrichtsergebnisse der höheren Mädchenschulen sagt. Irrig ist aber der konstruierte Zusammenhang zwischen diesen Ergebnissen und der Grundanschauung der Weimaraner über die Frau, da diese ihr Interesse an der denkenden Frau scharf betont hatten; irrig ist auch die Meinung, das durch die Augustkonferenz zu reich bemessene Pensum trage die Schuld; allenfalls die Anforderungen in den Literaturen gingen zu weit. Die Schuld trug — die Arbeitsweise der höheren Bildungsanstalten im allgemeinen, wie sie sich namentlich unter dem Einfluß der Prüfungen ausgebildet hatte. Positives Wissen, nicht positives Können war das Ziel, Aufspeicherung von Kenntnissen, nicht Bildung geistiger Kraft. Die Weimaraner hatten die Schulung der Geisteskräfte stark betont. Um aber jenes fortleitende Interesse und jene in selbsttätiger Fortbildung sich bewährende „Kraftbildung" zu erzielen, hätten sie nicht mehr und nicht minder leisten müssen als — eine Umwälzung des Unterrichtsverfahrens an den höheren Schulen. Würde die Frauenbewegung nach dem grundlegenden Prinzip „Kraftbildung" den Unterricht in der höheren Mädchenschule haben gestalten helfen, so hätte sie sich ein großes Verdienst erworben; statt dessen wird die Neigung herrschend, die höhere Mädchenschule nach dem Muster der Knabenanstalten umzubilden; damit aber ist der eminent fruchtbare Gedanke der Langeschen Schrift aufgegeben.

Die erste Hauptforderung der Schrift, den Frauen die erste Stelle bei der Bildung der Mädchen einzuräumen, baut H. Lange vor allem auf der Behauptung auf, der Frau eigne ein tieferes Verständnis für das Mädchen als dem Manne. „Frau" — „Mann": dieser abstrakte Geschlechtsgegensatz ist bezeichnend für die Behandlung der Frage. Man übersieht, daß dieser Gegensatz, da in Übereinstimmung mit der Weimarer Denkschrift unverheiratete Lehrer gemeinhin auszuschließen sind, sich in den Gegensatz zwischen unverheirateter Lehrerin und verheiratetem Lehrer auflöst, daß mithin der Lehrerin, die vielfach außer dem Familienzusammenhange leben muß, der Lehrer gegenübersteht, der in der Familie ein sich immer vertiefendes Verständnis für die innere Natur der Familie, vor allem auch für das Weib, das Kinder gebiert und erzieht, gewinnen wird, der als gereifter Mann die Entwicklung des Seelenlebens eigener Kinder im vorschulpflichtigen Alter studieren und das schulpflichtige Kind nach seinem gesamten Körper- und Seelenleben beobachten kann. Und noch eins sei bemerkt: In unserer Zeit, der Zeit scharfsinniger psychologischer Beobachtung und Analyse, tut man gut, nicht aus der Mädchenseele ein Mysterium zu machen, das nur „divinatorisch" und nur par pari erkannt werden kann. Wohl tut eindringliches psychologisches Studium und tüchtige Übung im Beobachten des seelischen Lebens dringend not; aber Lehrern und Lehrerinnen in gleicher Weise. Beim Gewinnen der charakterologischen Urteile wird das eine Geschlecht den Vorzug schneller Auffassung des Materials, das andere den Vorzug besonnener Deutung haben.

Was H. Lange zur Verteidigung des Studiums der Lehrerinnen sagt, ist inzwischen durch die Tatsachen erhärtet. Die Wege zur Vorbildung der wissenschaftlichen Lehrerin, die H. Lange vorschlägt, ist man in vielen Stücken in der Folgezeit nicht gegangen: Mit Recht ist die englische Einrichtung des Internats nicht aufgenommen: Der Lehrerin, die in das Verständnis von Welt und Leben einführen soll, gebührt die freie Bewegung im Gegenwartsleben. Dagegen ist die Nichtbeachtung zweier anderer organisatorischer Gedanken ein ernster Verlust. Mit vollem Recht forderte H. Lange in Übereinstimmung mit Cauer einen der weiblichen Natur gemäßen, nicht durch die Stoffe, sondern durch die Methode von dem Bildungsgang der Männer unterschiedenen Bildungsgang, dessen Ergebnis keine „abgeschwächte Kopie", sondern ein ursprünglicher, eigenartiger geistiger Typus, der Typus der wissenschaftlich gebildeten Frau, sein würde. Ebenso war es ein wertvoller Gedanke, daß als Ziel der Arbeit der Erwerb der Methoden, zu selbständigem Wissen zu gelangen, hingestellt und demgemäß die „Vorlesung" als vornehmste Lehrform abgelehnt wurde. Wer für die Schule bereits „Kraftbildung" fordert, kann naturgemäß für wissenschaftliche Studien nur ein Ziel kennen: Bildung wissenschaftlicher Kraft durch wissenschaftliches Arbeiten.

Die Gedanken der Petition fanden in der Folgezeit eine starke Ver-

tretung in dem 1900 gegründeten Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein, dessen allgemeine Forderungen auf eine stärkere Beteiligung der Lehrerinnen an der Volksbildung und die dazu erforderliche bessere Ausbildung gehen.

Das Jahr 1894 schien durch die gesetzliche Regelung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen für die Geschichte des höheren Mädchenschulwesens epochemachend werden zu sollen. In Wahrheit bedeuten die Bestimmungen vom 31. Mai 1894 eine schwere Hemmung in der Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens. Im schroffen Gegensatz zu der Tatsache, daß eine große Zahl namentlich öffentlicher höherer Mädchenschulen einen zehnjährigen Kursus hatte, im strikten Widerspruch zu der von Anfang an durch den Allgemeinen Deutschen Verein festgehaltenen Forderung (s. o. S. 176), in völliger Verkennung des hervorragenden Wertes eines 10. Schuljahres, ohne das eine Vertiefung in die für den Frauengeist besonders wertvollen Bildungsstoffe und Erziehung der Mädchen zu selbsttätiger Bildungsarbeit ein Unding ist, — im Widerspruch endlich mit dem, was die Frauenbewegung fordern mußte, legten „die Bestimmungen" den neunjährigen Kursus als das Normale fest, indem sie dabei den bereits bestehenden zehnstufigen Anstalten erlaubten, das Pensum der drei letzten Jahre auf vier zu verteilen. In dieser Normierung gelangten wiederum Berliner Einflüsse zur Wirkung, wie sie bereits in der Berliner Denkschrift (s. o.) und bei dem Normalplan v. J. 1886 wirksam gewesen waren. Die Motivierung der Verkürzung des Kursus mit der „starken Anforderung an die geistigen und an die körperlichen Kräfte" während der neun Schuljahre stand obenein im Widerspruch mit der späteren Erklärung, die Bestimmungen hätten die neunjährige Kursusdauer vorgeschrieben, damit die Schülerinnen „zeitig genug" in bestimmte Berufsbildung übergehen könnten.

An die Stelle eines vollen, die gesamte Schulentwicklung krönenden 10. Jahres setzten die Bestimmungen „wahlfreie Kurse"; diese Einrichtung, in der die ungleich wertvollere Idee des Fortbildungsjahres der Berliner Denkschrift in verschlechterter Form wiederkehrt, war nie lebensfähig; sie war nichts als ein stilwidriges Ornament am Bau der höheren Mädchenschule. — Daß eine Schule, die nur um ein Jahr mehr Bildungszeit hat, als die gehobene Bürgerschule, nicht als höhere Lehranstalt anerkannt wurde, war folgerichtig, bedeutete aber für die höhere Mädchenschule den Verzicht auf eine sehr wichtige Entwicklungsbedingung. Die Bestimmungen waren ohne eine zulängliche Verwertung des fachwissenschaftlichen Rats entworfen: das Urteil der Fachvertreter über die Kursusdauer und damit über die Bildungshöhenlage in den Bestimmungen war scharf ablehnend.

Anzuerkennen war im Lehrplan und den methodischen Bemerkungen (besonders bei den Fremdsprachen, aber auch sonst) die Berücksichtigung der neueren Didaktik. Die Gesamtanlage des Lehrplans entsprach der

Weimarer Denkschrift; so zeigt er auch die geringe Betonung der Mathematik und der Naturwissenschaften, den „ästhetischen“ Charakter.

Den Lehrerinnen brachten die Bestimmungen außer dem verlorenen Posten der „Gehilfin“ des Direktors die Aussicht auf stärkere Verwendung bis zur Oberstufe und die Einführung einer wissenschaftlichen Prüfung für Lehrerinnen. Zulassungsbedingung war eine fünfjährige Unterrichtspraxis und ein zwei- bis dreijähriges Studium an der Universität oder in besonderen Kursen. Erhöht und den Anforderungen an Oberlehrer wesentlich angenähert wurde die Prüfungsordnung im Jahre 1900, und zwar unter dem Einfluß Stephan Wätzoldts, des regen Förderers intensiver Frauenbildung.

In den letzten Jahrzehnten ist die Diskussion über die höhere Mädchenschule stark beeinflußt durch die vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein, besonders aber (seit 1888) von dem Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“ geförderte Bewegung zugunsten des akademischen Studiums der Frauen. Solange nur dem Gymnasiasten die völlig freie Studienwahl offenstand, war das Abiturientenexamen des Gymnasiums das Ziel der unterrichtlichen Veranstaltungen zugunsten der Mädchen, die studieren wollten; seit der Gleichstellung aller drei höheren Knabenschulen hat man sich meist für realgymnasiale Vorbildung entschieden; neuerdings wird auch der Typus der Oberrealschule in Betracht gezogen. Der Anschluß an die höhere Mädchenschule ist zweifacher Art: bei den „Kursen“, die drei bis vier Jahre umfassen, vollzieht er sich an die volle neunstufige Schule, bei den Mädchengymnasien an die Mittelstufe (das 6. oder 7. Schuljahr). Die Anhänger und Anhängerinnen der Koedukation verzichten ganz auf die Vorarbeit der höheren Mädchenschule. Für diese ganze Strömung ist einerseits eine scharfe Kritik der höheren Mädchenschule und andererseits ein Mangel an schöpferisch-organisatorischen Gedanken bezeichnend.

III. Das Mädchenschulwesen der Gegenwart.

Schwierigkeit des Urteils über die höhere Mädchenschule.

1. Prinzipielles zur Begründung des Erziehungsideals. Über den Kulturwert und die Kulturaufgabe der höheren Mädchenschule in der Gegenwart zu urteilen, ist schwierig. Das Urteil über ihren Wert ist schwer zu gewinnen, weil einerseits das Maß ihrer Leistungen schwer festzustellen ist, und weil andrerseits über den Maßstab für die kulturelle Bewertung dieser Leistungen zurzeit keine Übereinstimmung besteht. Der höheren Mädchenschule fehlt jene Veranstaltung, die zwar in ihrer gegenwärtigen Form äußerst verbesserungsbedürftig ist, die aber doch im gewissen Sinne zur Feststellung der Leistungen einer Schule sich eignet: die Abschlußprüfung. Wichtiger ist noch das fast gänzliche Fehlen eines zweiten Prüfsteins der Leistungen, die Bewährung in Berufen, die sich auf der von der Schule übermittelten Bildung aufbauen und so für oder gegen die Tüchtigkeit der Schularbeit Beweis er-

bringen. Sehr erschwerend kommt noch hinzu, daß „höhere Mädchenschule“ im Grunde kein Individualbegriff, der Begriff eines bestimmten Schulindividuums, sondern ein Sammelbegriff ist, der in sich Schulgestaltungen schließt, die nach der Zahl der Schuljahre, der Zahl der selbständigen Klassen, dem Lehrplan, der Zusammensetzung der Unterrichtskörper, der staatsrechtlichen und verwaltungsrechtlichen Stellung einschneidende Verschiedenheiten aufweisen.

Der Urteiler und der Urteilerinnen, die ihr Urteil über die höhere Mädchenschule abgeben, sind der Zahl nach, vor allem aber nach ihrer Stellung im Kulturleben der Gegenwart sehr viele. Charakteristisch ist in der Gegenwart für die Beurteilung der Schule die „Öffentlichkeit“ der Urteile. Diese Öffentlichkeit hat die Beurteilung durch die „Frauenbewegung“ gewonnen, die naturgemäß ein großes Interesse an der Schule nehmen mußte, die bisher fast ausschließlich den Frauen eine höhere Bildung vermittelte. Die Beurteilung der höheren Mädchenschule in öffentlichen und in Vereinsversammlungen, auch in solchen mit agitatorischem Charakter, ist eine Zeiterscheinung. Die Verhandlungen in den Parlamenten endlich bringen die Beurteilung vor die breiteste Öffentlichkeit.

Die Maßstäbe des Urteils sind sehr verschieden. Nicht nur über das Maß, sondern auch über die Art der Forderungen, die an eine höhere Frauenbildung zu erheben sind, herrschen die größten Meinungsverschiedenheiten. Der letzte Grund dieser Verschiedenheiten liegt in der Verschiedenheit des Frauenideals, das als Leitbild für die Urteile der einzelnen Gruppen bestimmend ist. Nach dem Ideal der Frau formt sich naturgemäß das Ideal der Frauenbildung. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die Kämpfe um die Frauenbildung zu verstehen. Die Leidenschaftlichkeit dieser Kämpfe ist eine signatura temporis; unsere Zeit bekundet sich in diesen Kämpfen als eine Zeit der Umbildung der Kulturideale.

Noch auf ein Moment sei hingewiesen, das bedacht sein muß, wenn man zu einem Urteil über die Beurteilungen der höheren Mädchenschule kommen will: Unsere Zeit sucht nicht nur ein neues Ideal der Frauenbildung, sondern ein Ideal der Bildung überhaupt. Die Unzufriedenheit mit den höheren Schulen, die man als Schulmann nicht wegleugnen kann, ist Symptom für das Ringen unserer Zeit nach neuen Bildungszielen, Bildungswegen, Bildungsanstalten. Das Neben- und Ineinander der beiden Strömungen muß sorgfältig untersucht werden.

Das Verlangen nach persönlichem Leben als Ausgangspunkt der Untersuchung.

Um einen Ausgangspunkt für die Untersuchungen über die Kulturstellung der höheren Mädchenschule zu gewinnen, weise ich auf eine große Sehnsucht hin, die unsere Zeit beherrscht, und in der sich alle die einig wissen, auf deren Zusammenwirken man im Interesse idealer Emporbildung Wert legen muß; ich meine die Sehnsucht nach Persönlichkeit, nach Persönlichkeiten. An dem Begriff „Persönlichkeit“, einem Wertbegriff allerhöchster Ordnung, kann ein Richtmaß gewonnen werden, wie wir es für die Beurteilung der verworrenen Frage der Frauen-

bildung gebrauchen; er wird zur Wegscheide werden, an der sich die Meinungen trennen.

Die Sehnsucht nach Persönlichkeit erklärt sich aus dem die nun ablaufende Kulturperiode kennzeichnenden Mangel an persönlichem Wesen und der von der heraufsteigenden Kulturperiode erhobenen Forderung persönlichen Seins. Das vorige Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte kennzeichnet sich durch eine außerordentliche Steigerung der äußeren Kulturgüter und des intellektuellen Besitzes; jene verdanken wir dem unerhörten Aufschwung der Technik, diese dem erstaunlichen Aufblühen der Wissenschaften. Aber sowohl die äußeren wie die geistigen Kulturgüter schädigten das Personenleben in gefährlicher Weise: der Erwerb dieser Güter, besonders der ersteren, nahm den Menschen so in Beschlag, daß ihm für die Entwicklung und Pflege seiner Persönlichkeit nicht Zeit noch Kraft blieb; er wurde ein Diener der Kulturgüter, deren Herr er sein sollte. Wie der Erwerb das persönliche Leben schädigte, so der Genuß; auch hier kein freies Verfügen im Dienste persönlichen Lebens, sondern ein Abhängigsein von dem, was höherem Zweck dienen soll. Aber nicht nur die äußeren Güter wurden nicht angeeignet (assimiliert), auch der geistige Erwerb des Jahrhunderts. Die Wissenschaft warf eine Fülle von Stoff in die Köpfe, der gleichfalls nicht innerlich, nicht persönlich assimiliert wurde. So ist der Typus des Menschen, der mehr Kulturgüter in sich aufnimmt, als er persönlich verarbeiten kann, charakteristisch für das vergangene Jahrhundert.

Das neue Jahrhundert fordert nun von den die Kultur tragenden Ständen Persönlichkeit: persönliche Kultur im Gegensatz zu der Massenkultur, wie sie der empordrängende vierte Stand erstrebt. Will der dritte Stand seine innere Überlegenheit über den vierten bewahren, so muß er diesem das Drängen nach dem Genuß der Kulturgüter überlassen und selbst zur innerlichen Verarbeitung der Kulturgüter fortschreiten.

Die Persönlichkeit und die Normen.

Die Karikatur der Sehnsucht nach Persönlichkeit ist das Verlangen, „sich auszuleben“. Bei diesem Verlangen wird die Richtung, in der sich das Individuum auslebt, durch die zufällig gegebenen Strebungen bestimmt. Da, wo es zu persönlicher Gestaltung gekommen ist, vollzieht sich das Leben nach einem Ideal des eigenen Wesens. Dieses Ideal ist nicht das Lebensgesetz des „empirischen“ Ichs; es setzt zwar die innerlichste Kenntnis der eigenen Individualität und ihrer Kräfte voraus, aber es ist aus der Beziehung dieser Individualität auf überindividuelle Normen entstanden. Der Mensch, der sich selbst zur Persönlichkeit (zum Selbstsein) gestalten will, findet sich einer Welt von Normen gegenüber; Normen für sein Handeln, Normen für sein Urteil, Normen für sein Fühlen. Glaubenslehre, Ethik, Ästhetik, Diätetik, Politik und sonstige Normwissenschaften formulieren ihre Normen; für alle Berufsarbeit, freie und unfreie, gibt es kunsttechnische Normen; dazu kommen die nicht formulierten Normen, die in den Parteianschauungen, der Standessitte, der öffentlichen Meinung, der Mode usw. verborgen liegen. So verschieden die Normen von vornherein

an Wert und Gültigkeit sind, ohne eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit diesen Normen ist die Formung eines Persönlichkeitsideals nicht denkbar, wie denn auch die weitere Gestaltung des persönlichen Lebens immer wieder zu solcher Auseinandersetzung führt. Besonders bedeutsam ist die sittliche Seite des Persönlichkeitsideals: die sittlichen Normen haben unbedingt verpflichtenden Charakter; nur eine unsittlich sich bestimmende Persönlichkeit vermag sich ihrer normierenden Kraft zu entziehen. Aber die Normierung ist abstrakt, und damit ist dem Einzelnen die Möglichkeit eines sittlichen Personenlebens gegeben. So fordert die Ethik die Entfaltung der Kräfte in einem zusammenhängenden Lebenswerk; die Bestimmung dieses Lebenswerks, des Berufs, ist Sache der Selbstbestimmung des Einzelnen, nur daß diese Selbstbestimmung so geschehen muß, daß ein Höchstmaß sittlichen Personenwertes sich ergibt. Den ethischen Normen entsprechen die kunsttechnischen. So gibt es z. B. für die Berufsarbeit des Lehrers kunsttechnische Erziehungs- und Unterrichtsnormen, denen sich der Lehrer unterwerfen muß, falls er nicht eine minderwertige Arbeit liefern will; wenn aber diese Normen auf das Einzelne gehen, so hat er das Recht der Persönlichkeit, sie zu verwerfen. Dies Recht der Persönlichkeit nimmt zu, je mehr man sich dem Gebiete des Geschmacks, der Werturteile nähert.

Wert der Persönlichkeit.

Um ein ausgestaltetes Personenleben ist es etwas Großes. In der Persönlichkeit ist der Mensch zu seinem wahren Selbst gekommen, zur Verwirklichung des Wertvollen an ihm. Was er aber ist, das ist er zwar mit Hilfe anderer, aber nicht durch andere, sondern durch sich selbst geworden. Er ist nicht ein Produkt von zufälligen Wirkungen, die ihn trafen; er hat nur den Mächten die Einwirkung gestattet, die er wirken lassen wollte. Nun ist er seiner sicher und gewiß. Sein Geistesleben ruht in sich selbst, fest gefügt und gegen Verschiebungen seines Gefüges durch Druck von außen wohl gesichert; in seiner Gesinnung ist er unabhängig; in seinem Wollen und Handeln frei. Für die Werte des Lebens hat er einen sicheren Maßstab; in Fragen sittlicher Beurteilung ein zuverlässiges Gewissen. Von seinem Können und Wesen besitzt er ein rechtes Selbstwertgefühl. Sein Tun ist kein unpersönliches Wirken, sondern ein Handeln mit ausgeprägtem Persönlichkeitszeichen.

Da aber das Persönlichkeitsideal, das hier gezeichnet ist, sittliche Natur hat, so ist auch dem vorgebeugt, daß das „Selbstsein“ in ein Fürsichsein ausartet und die Selbstdurchsetzung die persönlichen Rechte der anderen mißachtet. Das Selbstsein erscheint vielmehr als Vorbedingung für die Selbsthingabe nach Wieses schönem Wort: „Wie kann ich mich hingeben, wenn ich mich nicht besitze?“ Nur die Art von Selbstlosigkeit ist allerdings durch das Persönlichkeitsideal ausgeschlossen, bei der das Selbst zugrunde geht; ein Schicksal, das viele Frauen trifft.

Die Betätigungsgebiete persönlichen Lebens.

Die Betätigungsgebiete des persönlichen Lebens sind 1. das Leibes- und Seelenleben des Menschen; 2. das Gebiet seiner Kulturarbeit;

3. das Zusammenleben der Menschen a) im allgemeinen, b) in den einzelnen Gemeinschaftsformen (Familie, Freundschaft, Gesellschaft, Volk, Staat); 4. das Verhältnis zur Gottheit. Von besonderer Wichtigkeit ist die gesellschaftliche Form, in der der Mensch seine Kulturarbeit vollbringt, der Beruf; denn da der Beruf in der Gegenwart meist die Hauptkraft und die Hauptzeit in Anspruch nimmt, so ist er das Hauptgebiet, auf dem sich persönliches Leben betätigen kann. Doch läßt unsere Aufstellung über die Betätigungsgebiete des persönlichen Lebens bereits erkennen, daß wenigstens eine Vollpersönlichkeit sich nicht nur im Beruf betätigen darf.

So sehr übrigens auch betont werden muß, daß persönliches Leben in jenen Gebieten sich zu betätigen hat, so muß doch anerkannt werden: das Maß, in dem sich die einzelnen Persönlichkeiten auf diesen Gebieten betätigen, hängt einmal von der Berufsstellung und dann von der Assimilationskraft des Einzelnen ab. Es gibt Berufe von solchem Aktionsradius, daß für persönliches Leben auf den übrigen Tätigkeitsgebieten nicht viel Zeit und Kraft übrig bleibt; sind diese Berufe unpersönlicher Art, so steht man oft vor der Notwendigkeit der Resignation, des Verzichts auf reiche Ausgestaltung der Persönlichkeit; gewähren sie aber, wie die liberalen Berufe, reiche Gelegenheit zu persönlicher Entfaltung, so hat man die Erscheinung des zwar nicht extensiv, aber intensiv entwickelten Personenlebens. Zu einer Selbstbeschränkung drängt geringe Aneignungskraft. So, wenn jemand in der Gefahr steht, für seinen Verstand (für die innere Aneignung) zu viel zu lernen. Doch mögen die Beschränkungen so oder anders nötig sein, ein völliger Verzicht auf eines jener Lebensgebiete der Persönlichkeit würde eine peinliche Verkürzung des Ideals der Persönlichkeit bedeuten.

Kraft und Recht der Frau zu persönlichem Sein.

Auf Grund dieser Ausführungen kann man nun Stellung zu entscheidenden Fragen der Frauenbildung nehmen. Die entscheidende Frage lautet: Hat die Frau die Kraft zu persönlichem Sein und hat sie ein Recht darauf? An der Antwort auf diese Frage scheiden sich die Meinungen. Aus der Antwort auf diese Frage empfängt das Bildungsideal, auf das hin die höhere Mädchenschule arbeiten soll, die entscheidenden Bestimmungen. Behauptet man: „Die Natur der Frau ist angelegt auf Abhängigkeit vom Manne, wie die Natur des Mannes angewiesen ist auf Aneignung der Frau“, „die Frau wartet, daß der Mann aus ihr macht, was sie sein soll“, die Frau ist „selig“ in der Selbstunterwerfung usw., so ist der Frau die Kraft zur Persönlichkeit abgesprochen. Wer so denkt, reserviert das Recht auf Persönlichkeit dem Manne. Wir aber scheiden uns scharf von den Anhängern solcher Meinungen. Es ist für uns Erfahrungsgewißheit und zugleich Postulat aus der Gültigkeit der sittlichen Normen, daß die Frau ihrem Wesen nach nicht zu unterpersönlichem Sein verurteilt ist, daß sie zwar oft des Mannes bedarf, um Person zu werden, daß sie sich aber durch eigene Kraft in ihrem Personsein erhalten kann.

Wir scheiden uns hier auch von denen, die mit stärkstem Druck, sei es in medizinisch deutlichen oder naturmystisch dunklen Formeln das Weib als Geschlechtswesen kennzeichnen, falls hier versteckt oder offen die Meinung besteht, der Geschlechtscharakter hindere bei der Frau die Entfaltung freien persönlichen Lebens. Gewiß: die geschlechtliche Natur der Frau muß auf die Gestaltung ihres Lebens den größten Einfluß haben, aber sie kann und muß, falls sie nicht unterpersönlich sein will, auch ihr Geschlechtsleben in den Herrschaftsbereich ihres persönlichen Lebens einbeziehen. Wir scheiden uns auch von denen, die aus utilitarischen Gründen die Entwicklung der Frau zu persönlichem Sein nicht wollen, die etwa die unpersönliche Frau für das eheliche Leben — bequemer finden.

Betätigungsgebiete der Frau.

Von vornherein ist aber natürlich nicht gesagt, daß das Ideal der Persönlichkeit bei der Frau ebenso geartet ist wie beim Manne. So gewiß die Frau, wenn sie nicht der ihr von der Natur gegebenen Wesensdisposition aus äußeren oder inneren Zwangsgründen zuwiderhandeln muß, ihr Geschlechtsleben ausleben wird, so gewiß wird das Ideal der Persönlichkeiten bei den beiden Geschlechtern gattungsverschieden sein.

Eine weitere Scheidung bedeutet die Ansicht über die Betätigungsgebiete der Frau. Wir scheiden uns prinzipiell von denen, die der verheirateten Frau nur das Haus als Dominium persönlichen Lebens zuweisen. So gewiß wir der Frau das Recht auf Vollpersönlichkeit einräumen, gestehen wir ihr auch z. B. das Recht zu auf eine freie Gestaltung ihres Körperlebens, auf eine befriedigende Allgemeinbildung, auf eine unmittelbare Betätigung im Leben der Gesellschaft und des Volkes. Nur wird man festhalten müssen, daß das wichtigste Gebiet des persönlichen Lebens das Berufsleben, hier also das Leben in der Ehe, ist, und daß das Maß und die Art der Selbstbetätigung auf jenen anderen Gebieten von der Zeit und der Kraft abhängt, die die Forderung der Berufspflicht übrig läßt (s. u.).

Die Berufswahl der Frau.

Der entscheidendste Akt in der Geschichte eines Personenlebens ist die Berufswahl. Mit der Berufswahl trifft der Einzelne weit und tief wirkende Verfügung über sich selbst. Daß diese Berufswahl in Freiheit geschehe, ist eine Grundforderung aus unserem Persönlichkeitsideal heraus. Wo gesellschaftlich die Freiheit der Berufswahl noch nicht verwirklicht ist, wird immer ein schwerer Mangel in der Organisation der Gesellschaft beklagt werden müssen. Auch der Frau ziemt die Freiheit der Berufswahl, und sie wird ein Recht haben, von der Gesellschaft diese Freiheit zu verlangen, es sei denn, daß der Wille der Gesellschaft, d. h. der Staat, ihr aus höheren ethischen Rücksichten diese Wahlfreiheit einschränken müßte. Nun ist der Frau durch tiefbegründete Sitte gerade bei dem ihr durch die Natur zugewiesenen Berufe die Wahlfreiheit nicht zugestanden; sie muß erwarten, ob sie gewählt wird. Sicher aber ist zweierlei: 1. Die Gesellschaft muß ihr das Recht zuerkennen, statt des Naturberufs

einen andern zu wählen, wenn sie von einem anderen Berufe vielleicht eine sittlich wertvollere Gestaltung ihres Personenlebens erwarten darf; und 2. die Gesellschaft muß ihr die Möglichkeit geben, die Ehe auszuschlagen, wenn sie die Ehe mit dem sie Wählenden in ihrem Personsein schädigen würde; d. h. die Gesellschaft muß die Möglichkeit des Ausweichens durch Erschließung anderer Berufsarten schaffen. Kann aber, wie in der Gegenwart, eine nicht geringe Zahl von Frauen darum nicht heiraten, weil sie „überschüssig“ sind, so muß aus sittlichen Gründen gefordert werden, daß diesen Frauen alle die Berufe erschlossen werden, in denen die Frauennatur ein wertvolles Lebenswerk findet. Das wichtigste Betätigungsgebiet des Personenlebens ist der Beruf, die geschlossene Lebensarbeit. Für den Beruf vorzubereiten, muß das Ziel aller, auch der Allgemeinbildung vermittelnden Schulen sein. Sollen die Bestrebungen, die zur Zeit auf dem Gebiete der höheren Mädchenschulen wirksam sind, auf ihren Wert geprüft werden, so ist zuvor Klarheit über die Berufe zu gewinnen, denen die höhere Mädchenschule ihre Schülerinnen entgegenbilden soll. Wir prüfen aber die Berufe unter unserem Leitgedanken, d. h. nach ihrem Wert für persönliches Leben.

Betätigungsgebiete des persönlichen Lebens der Frau.

Der „natürliche“ Beruf der Frau in der Gestalt, die er unter dem entscheidenden Einfluß des Christentums in langer und bedeutender Kulturentwicklung gewonnen hat, gewährt der Frau die günstigsten Bedingungen für die Ausgestaltung und Bewährung persönlichen Lebens, solange er wenigstens seiner Idee entspricht und nicht wie vielfach in unserer Zeit zur Karikatur seiner selbst entartet ist, solange die Ehe die Lebensgemeinschaft zweier Personen und nicht etwa gar, wie es manchen Frauenrechtlerinnen als das Normale erscheint, der Prozeß Weib contra Mann ist.

Das Familienleben bietet der Frau Gelegenheit, sich persönlich auszuleben; es gewährt ihr ein Gebiet, auf dem sie nach ihrem Sinn, nach ihrem Ideal anderes und sich selbst gestalten kann. Die ganze Sphäre, in der sie schafft, hat eben das auszeichnende Merkmal, daß sie Gestaltung durch Persönlichkeit verträgt und fordert. Persönlich gestaltet werden kann in den Gesellschaftsschichten, für die unsere Schulgattung arbeitet, die ganze Gruppe der Arbeiten, durch die die „Hausfrau“ für das leibliche Leben der Familie sorgt. Die Wahl der Wohnung, die Beschaffung und Anordnung des Hausrats, die Herstellung der Kleidung, die Zubereitung der Lebensmittel, die Pflege und Ausbildung des eigenen Körpers und des Körpers der Kinder, die Verfügung über das zum Verbrauch bestimmte Einkommen und anderes geben der Frau reichliche Gelegenheit, dem Hausstand die Signatur ihrer Persönlichkeit aufzuprägen. Daß unsere bürgerlichen Haushaltungen so farblos, so typisch, so unpersönlich sind, liegt meist nicht an der Dürftigkeit des Materials, das persönliche Zeichnung empfangen sollte, sondern an dem Mangel persönlicher Kraft der Hausfrauen, ein Mangel, der sich in einer großen

Abhängigkeit des Werturteils vom Urteil anderer am deutlichsten bekundet. Hoffentlich bringt uns die neue Zeit viele Hausfrauen mit persönlicher Physiognomie. Hochachtbar ist die Pflichttreue der deutschen Hausfrau. Darüber hinaus liegt aber die Pflichttreue, die sich mit der Treue gegen das eigene Selbst paart. Hochachtbar ist die Kraft und der Fleiß, mit der die deutsche Hausfrau wirkt; aber um das deutsche Familienleben noch wertvoller zu gestalten, bedarf es einer größeren persönlichen Kraft, die ihrem „sachlichen" Tun und den Sachen selbst das Gepräge der Persönlichkeit verleiht.

Ein ungleich wertvolleres Gebiet für Auswirkung persönlichen Lebens ist die Pflege und Erziehung der Kinder; ein Gebiet höchster Verantwortlichkeit, das von allgemeingültigen Normen seine Regelung empfängt und das doch persönliches Wirken erlaubt und fordert. Die Pflege und Entfaltung des geistleiblichen Lebens der Kinder nach einem Ideal, in dessen Eigenart das Wertvollste der eigenen Person sich ausspricht, sind schönste Betätigungsweisen persönlichen Lebens. — Glaubt man nun freilich den Gegnern der christlichen Ehe, so ist das persönliche Leben der Frau in der Ehe aufs stärkste gerade durch das eigenste Wesen der Ehe, die Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit dem Manne, gefährdet; Heteronomie, Unterwerfung unter den Willen und das Wesen des Mannes, erscheint als das unentrinnbare Los der Frau, die damit allerdings zur Unpersönlichkeit verdammt wäre. Nun sind aber bereits in der Haushaltsführung und in der Kindererziehung zwei sehr wertvolle Gebiete, auf denen die Frau namentlich in unserer Zeit Autonomie besitzt, nachgewiesen. Vor allem aber muß jede Ehe, die der Idee der Ehe entspricht (s. o.) und die in Freiheit und mit sittlichem Ernst geschlossen ist, vom Geiste nicht nur der Duldsamkeit, sondern der Freude an der Persönlichkeit des anderen und der Bereitwilligkeit, dem anderen zu seinem eigensten Wesen mitzuhelfen, durchdrungen sein. Ja, auch die Selbsthingabe in der Liebe führt nicht zur „Entselbstung", sondern zu dem Streben, ein immer reicheres Selbst zu gewinnen, um dem anderen dann vom Reichtum persönlichen Lebens mitzuteilen. Nicht zu vergessen ist auch, daß schon das Einschauen in ein persönliches Leben, das sich bis in seine Tiefe erschließt, zur Gestaltung des eigenen Personenlebens antreibt. Einer der höchsten Ruhmestitel der christlichen Ehe ist die durch sie gewährte Möglichkeit, daß sich zwei Menschen wechselseitig im Geben und Nehmen zu höherem Personenwert emporläutern.

Vergleicht man ein solches Eheleben mit dem Berufsleben in vielen anderen den Frauen empfohlenen Berufen, so fällt zunächst der persönliche Charakter des Berufslebens der verheirateten Frau auf. Nicht sehr viele Berufe bieten so viel Stoff zu persönlichem Tun; gerade die Neuzeit hat namentlich in vielen Beamtenberufen solche Berufe geschaffen, die wenig Stoff zu persönlicher Prägung darbieten, unpersönliche Berufe schlechthin.

Ein anderes kommt hinzu: Viele Berufe fordern „eine eigenartige Spezialisierung der Seele in einer gewissen Richtung". Die verheiratete Frau hingegen kann in ihrem Berufsleben sich in schöner Vielseitigkeit entfalten. Ihrem Wollen ist ein Tätigkeitskreis zugewiesen, der dem Willen mannigfaltige und doch einheitliche Ziele steckt; Ziele praktischer und Ziele ideeller sowie idealer Art; und die praktische Arbeit ist reich an idealen Beziehungspunkten, die Verwirklichung der idealen Ziele aber geschieht in praktischer Arbeit. Das häusliche Leben nach seiner wirtschaftlichen und nach seiner geistigen Seite fordert von der Frau eine einheitliche, aber auch differenzierte Tätigkeit und gewährt ihr so die Möglichkeit, ihr persönliches Leben vielseitig und doch einheitlich zu entfalten. So bleibt dem Seelenleben der Frau die Vielseitigkeit des Seelenlebens bewahrt; in ihrem Seelenleben nicht spezialistisch vereinseitigt, vermag sie in der Totalität ihres Wesens sich zu entwickeln. Zu der Möglichkeit, den Willen an hohe und niedrige, ferne und nahe, Ewigkeits- und Alltagsziele, an äußerlichstes und innerlichstes Bilden zu setzen, kommt die Möglichkeit, das Gefühlsleben in die Breite und Tiefe zu entfalten, und (wie gleich gezeigt werden soll) die Möglichkeit eines persönlichen Intellektuallebens.

In einem glücklichen Verhältnis steht ferner im allgemeinen die nach unserem Urteil erreichbare persönliche Kraft der Frau zu dem Umfang der von ihr zu durchdringenden Lebensgebiete, d. h. zu dem Familienleben. Das deutsche Familienleben des höheren Bürgerstandes ist meist einfach genug, um der Frau mit dem Durchschnittsmaß persönlicher Kraft die persönliche Ausgestaltung bis in seine peripherischen Gebiete zu gestatten. — So kann die Frau in ihrem Pflichtenkreis die Selbstsicherheit gewinnen, die zu den Kennzeichen entwickelten Personenlebens gehört. Auch insofern ist das Familienleben günstig für die Frau, als die Intermissionen der persönlichen Kraft, die für das Energieleben der Frau charakteristisch sind, nicht sogleich peinlich spürbar werden, wie in öffentlichen Berufen, die ein gleichmäßiges Einsetzen persönlicher Kraft fordern.

Der Satz, daß alle Berufsarbeit vereinseitigt, gilt indes auch vom Beruf der verheirateten Frau. Auch sie muß darum ein persönliches Leben auf den übrigen obengenannten Betätigungsgebieten persönlichen Lebens führen. Auch sie muß z. B. nach einem Ausbau ihres allgemeinen Geisteslebens und nach einer persönlichen Teilnahme an dem Leben der größeren Lebensgemeinschaften, des Volkstums und des Staates, streben. Und vor allem hat sie die Verpflichtung, zu einer persönlichen Gestaltung ihres religiösen Lebens vorzudringen. Es kann nun gar nicht scharf genug betont werden, wie glücklich die Lage der Frau in einer wertvollen Ehe gerade nach der Seite der Ausgestaltung der Vollpersönlichkeit ist. Zunächst hat die Frau unserer Stände — die Zeit, deren sie hier bedarf. Der Mann arbeitet sie meist so weit frei,

daß sie nicht, wie oft die Frau des Arbeiters, in ihrer Hausarbeit auf- und untergehen muß. Sie kann ihren Geist in Pflege nehmen; sie hat, wenn sie will, meist auch die Muße und die Ruhe zur Kontemplation, die für das Ausreifen persönlichen Denkens und Urteilens so günstig ist. Sie hat auch die Zeit, um an dem Leben ihres Volkes denkend, fühlend und handelnd Anteil zu nehmen.

Dazu kommt noch ein anderes: Das Familienleben hat in sich die stärksten Antriebe zu solcher weiter ausgreifenden Ausgestaltung des persönlichen Lebens. Die wirtschaftlichen Aufgaben z. B. führen ganz unmittelbar zu der Teilnahme für das volkswirtschaftliche Leben, dessen Teil ja das familienwirtschaftliche Leben ist; die erziehliche Aufgabe, die auch an den herangewachsenen Kindern noch fortzuführen ist, drängt zu reicher Ausgestaltung des geistigen Lebens; die Lebensgemeinschaft mit dem Manne führt zur Teilnahme am staatlichen Leben usw. — Aber das Familienleben trägt in sich nicht nur intellektualistische Antriebe; das in Liebe erschlossene Herz weitet sich von selbst für die öffentliche Not. Und all das, was die Frau außerhalb des Familienlebens für ihr persönliches Leben gewinnt, das kommt ihrem persönlichen Wirken im Familienleben wieder zugut.

Verpflichtung der Frau zur Ausgestaltung ihrer Persönlichkeit.

Es ist erwiesen, daß das Familienleben, wenn es seiner Idee entspricht, die wertvollste Gelegenheit zur Ausgestaltung des Personenlebens bietet. Wird der deutschen Frau aber so viel geboten, so wird man von ihr auch viel fordern. Sie muß die Verpflichtung anerkennen, mit aller ihrer Kraft das zu werden, was sie in dem Familienleben werden kann, eine sittliche Persönlichkeit, die eben die soziale Arbeit leistet, welche die Familienmitglieder, die Gesellschaft, das Vaterland und Gott von ihr fordern müssen. Dazu rechnet vor allem die Pflege eines starken persönlichen Lebens in dem Gebiet ihres Wirkungskreises.

Will aber die Gesellschaft und der Staat von der Frau die Entwicklung solchen Personenwertes und solchen sozialen Wertes mit Recht fordern, so muß die Frauenerziehung und Frauenbildung so gestaltet werden, daß die Frauen schließlich ihre Erziehung und Bildung mit aller Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen vermögen.

Ablehnung falscher Anschauungen.

Auf Grund des bisher Gesagten lehnen wir zunächst alle die Einflüsse auf das höhere Mädchenschulwesen grundsätzlich ab, die das spätere Familienleben der Schülerinnen bei dem Entwurf des Bildungsideals darum nicht berücksichtigen wollen, weil sie in der Ehe ihrer Idee nach eine Hemmung persönlichen Lebens sehen und ein Aufgehen des Familienlebens im Leben der Gesellschaft erwarten und wünschen. Ebenso lehnen wir die Einflüsse aller derer ab, die nicht in den verschiedenen Gebieten des Familienlebens die wichtigsten Betätigungsgebiete der Persönlichkeit anerkennen. Ferner lehnen wir alle Einflüsse einer verkürzten Idee der Ehe ab, z. B. der Idee, bei der man nach der Formel: „Der Beruf der Frau sind ihre Kinder“ nicht nur die wirtschaftliche Seite des Frauen-

berufs, sondern auch die Lebensgemeinschaft von Mann und Weib ignoriert. Nicht minder lehnen wir den Einfluß derer ab, die das Personenleben der Frau einengen, indem sie das Leben des Weibes auf das Haus beschränken. So gewiß wie die Frau ein reich differenziertes Personenleben führen soll, so gewiß darf sie ihr religiöses, sittliches, ästhetisches, geistiges Leben nicht auf die Familie einengen, sondern muß mit ihrer persönlichen Teilnahme auf das Gebiet der religiösen Gemeinde, des Staates, des geistigen Lebens der Nation übergreifen.

Vor allem aber müssen wir an der Schwelle alle diejenigen Meinungen ablehnen, die für die höhere Mädchenschule entweder eine ungeschlechtige oder gar schlankweg die männliche Erziehungs- und Bildungsweise fordern. Wenn wir mit Recht in dem häuslichen Leben der Frau das wichtigste Betätigungsgebiet für ihr persönliches Leben nachgewiesen haben, so kann die Schule gegen diese Sphäre unmöglich gleichgültig sein; ja, sie wird auch da, wo sie zu jener über die Familienschranken hinaus erweiterten Geistes- und Herzensbildung mithilft, eben jenen oben nachgewiesenen Bahnen nachgehn, auf denen die Bildung der Frau naturgemäß aus der Familienenge hinausstrebt.

Die letztere Anschauung stößt auf das Bedenken, daß doch eben nur ein Teil der Schülerinnen höherer Mädchenschulen sich verheirate und verheiraten könne, und daß dieser für ein Leben in erwerbenden Berufen tüchtig zu machen sei. Hierauf ist zu erwidern: 1. Von vornherein ist eine Scheidung solcher Mädchen, die heiraten werden, und solcher, die nicht heiraten werden, unmöglich; 2. soll die Frauenarbeit sich spezifisch von der Männerarbeit unterscheiden, soll sie die Männerarbeit ergänzen, so wird bei der Ausbildung der Mädchen eben auf den „Beruf“ hinzuschauen sein, in dem doch nach dem Naturgesetz die Eigenart der Frau zu ihrer reinsten Ausgestaltung kommt; 3. ist erst zu prüfen, ob eine spezifische Frauenbildung nicht auch die Basis für eine Tätigkeit in erwerbenden Berufen bilden kann, da ja bei der Ausbildung für den weiblichen Beruf die inneren und die technischen Bildungselemente zu scheiden sind (s. u.).

Berufe der Frau.

Von den Berufen, die dem weiblichen Geschlecht zurzeit offenstehen oder ihm doch in zunehmender Breite in der Zukunft geöffnet werden müssen, stehen die dem Beruf der verheirateten Frau am nächsten, in denen eine oder mehrere Seiten dieses Berufs verselbständigt und zu speziellen Berufsarten ausgebildet sind. Dahin gehören die Berufe der sozialen Hilfsarbeit, der Wohlfahrtspflege; mit Recht hat man hier von einer königlichen Domäne für die Frauenarbeit gesprochen. So gewiß als das weltgeschichtliche Charaktermerkmal unserer Zeit ihr soziales Leben ist, so gewiß haben auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege die Frauen eine Kulturmission ersten Ranges; ihr Eintreten in diese Arbeit ist eines der bemerkenswertesten Zeichen einer neuen Zeit. Daß auf diesem Gebiet sich geschlossene Berufe für Frauen herausbilden, ist dringende Zeit-

forderung. Ein Staat, der angesichts des die Nation zerklüftenden Gegensatzes der Stände die versöhnende Hand der Frauen, die ihm das Angebot ihrer Arbeit so bereitwillig machen, zurückstoßen würde, wäre auf seine Selbsterhaltung schlecht bedacht. Daß die höhere Mädchenschule auch solcher sozialen Hilfsarbeit zu dienen hat, bedarf um so weniger des Beweises, als ja auch die verheiratete Frau für die Notstände der Gesellschaft Herz und Sinn haben muß.

Dem Erzieherin- und Lehrerinberufe tut man wohl weder nach seiner geschichtlichen Entwicklung noch nach seiner selbständigen Würde ein Unrecht, wenn man in ihm den Inbegriff solcher Funktionen sieht, die zunächst die Mutter ausübt und in denen dann Mutter und Erzieherin Hand in Hand gehn. Wenn die höhere Mädchenschule den Erzieherin- und Lehrerinberuf der Mutter ins Auge faßt, dient sie damit zugleich auch einem der schönsten Frauenberufe, in dessen Ausgestaltung und Ausnutzung für die nationale Kultur so lange eine wesentliche Kulturförderung gesehen werden muß, als er — Frauenberuf ist.

Für eine große Zahl anderer Berufe, z. B. die gewerblichen, kaufmännischen, die niederen Beamtenberufe, ist ein Doppeltes kennzeichnend: 1. Ihr geringer Gehalt an spezifisch frauenhafter Tätigkeit sowie das geringe Maß, in dem persönliches Wesen sich in ihnen betätigen kann. Sie werden der Entwicklung persönlichen Lebens um so gefährlicher, als sie für die der spezialistischen Vereinseitigung entgegenwirkenden Bestrebungen (s. o.) weder Zeit noch körperliche und seelische Kraft übrig lassen. Doch muß betont werden, daß diese Berufe wertvoll sind, sofern sie den Töchtern des höheren Bürgerstandes die Möglichkeit einer würdigen äußeren Existenz, einer zusammenhängenden (berufsmäßigen) Betätigung ihrer Kraft, eines freien Handelns, wenn auch in engem Tätigkeitskreise, so doch unter eigener Verantwortung, gewähren. Die höhere Mädchenschule hat sich von der Anschauung fernzuhalten, die diesen Berufen ablehnend gegenübersteht, weil man kein Gefühl für die schmachvolle Selbsterniedrigung hat, der das Mädchen ausgesetzt ist, das die schönste, kraftvollste Zeit seines Lebens unter dem Druck der Erwartung zubringt, ob sein Leben durch die ihm zugewandte Gunst eines Mannes Gehalt gewinnen soll oder nicht. In gut protestantischem Geist hat sie an dem sittlichen Wert jedes, auch des unscheinbarsten Berufs festzuhalten. Um ihre Schülerinnen vor dem Seelenmartyrium zu bewahren, das entstehen muß, wenn sie später darauf warten müssen, als Sache „genommen“ zu werden, hat sie ihre Schülerinnen mit der Erkenntnis zu erfüllen, daß keine ehrliche Berufsarbeit der menschlichen Würde Eintrag tut, daß in jedem Berufe ein Gott wohlgefälliger Dienst getan werden kann, daß treue Berufserfüllung dem inneren Menschen Halt verleiht, ihm Selbstsicherheit, Selbstachtung gewährt; der „Wille zur Arbeit“ (nicht der „Wille zur Macht“) ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Schulerziehung. Im einzelnen wird die Schule zu prüfen haben, ob

und inwieweit sie auch den eben bezeichneten Berufen dienen kann. Ausgeschlossen ist von der Berücksichtigung das spezifisch Technische dieser Berufsarten, das zumeist auch in kürzerer Zeit in technischen Kursen erlernt werden kann. Dagegen wird mancherlei allgemeine Förderung möglich sein, so durch die Erweckung des Sinns für das Berufsleben überhaupt, des Sinns für exakte Erfassung der Lebensverhältnisse usw. Vor allem aber wird die Schule auch gerade in Rücksicht auf die Schülerinnen, die einem Beruf mit technisch spezialisierter Tätigkeit sich widmen, ihren Schülerinnen die Mittel und die Kraft zu persönlicher Entwicklung außerhalb des Berufslebens zu gewähren haben. — Über die Stellung der höheren Mädchenschule zu den gelehrten Berufen siehe unten!

Die intellektuelle Eigenart der Frau.

2. Die intellektuelle Eigenart der Frau. Nachdem bisher als das Endziel der Entwicklung des Frauenlebens das persönliche Leben bestimmt, und nachdem dann die Bedeutung des Berufslebens der Frau für das persönliche Leben festgestellt ist, muß nun das Bildungs- und Erziehungsideal entworfen werden, nach dem die höhere Mädchenschule in unserer Zeit, unter den gegebenen Kulturverhältnissen, für jenes persönliche Leben erziehen soll. Voraussetzung für eine Verständigung über dies Erziehungsideal ist die Verständigung vor allem über die intellektuelle Eigenart des weiblichen Geschlechts. Wissenschaftliche Untersuchungen dieser Frage im Sinne der exakten Psychologie liegen erst in geringer Zahl und Ausdehnung vor. Daher ist noch Raum für medizinischen und metaphysischen Dogmatismus; ich erinnere an das Dogma vom physiologischen Schwachsinn und an die Dogmenreihen Schopenhauers, E. v. Hartmanns, Nietzsches. Es ist zurzeit die Pflicht wissenschaftlichen Anstands, Meinungen zu der Frage als problematisch auszusprechen. Die größte Skeptik ist überall da am Platz, wo die Meinungen im Zusammenhang mit agitatorischer Wirksamkeit stehn. Namentlich ist die Frage der Evolutionskraft des weiblichen Geisteslebens in der Zukunft mit aller Vorsicht zu behandeln; zurzeit sind alle Meinungen von der ungläubigsten Verneinung bis zu abergläubischer Phantastik vertreten.

Die Untersuchung der Frage, wie sie die Zukunft bringen wird, hat folgende Gebiete zu umfassen: 1. die einzelnen geistigen Funktionen, sowohl die auf der Wahrnehmungs- wie die auf der Denkstufe; 2. die für die Erkenntnis besonders wichtigen Verbindungen von Funktionen und Hauptrichtungen der geistigen Tätigkeit (Gedächtnis, Phantasie im weiteren Sinne, Verstand); 3. die das Erkenntnisstreben begleitenden Gefühlsvorgänge; 4. die geistigen „Dispositionen“, wie Aufmerksamkeit, Fähigkeit zur Vertiefung und Besinnung, Beweglichkeit im Denken, Fähigkeit der Selbstüberwachung, Wahrheitssinn, Selbsttätigkeit, sowie die Motive der geistigen Arbeit; 5. „die psychische Energetik“ (Stern).

Im Gebiet der Empfindungen scheint dem weiblichen Geschlecht namentlich bei den Gesichtsempfindungen eine größere Sinnesempfindlich-

keit (Empfindungsintensität) und eine größere Unterscheidungsschärfe zuzukommen. Dem entspricht die größere Fähigkeit, Gesehenes leichter, länger und sicherer zu behalten und in der Gestalt deutlich gezeichneter, lebhafter Erinnerungsbilder zu reproduzieren, sowie das Vorwalten des optischen Gebietes bei Assimilationen, Komplikationen, Assoziationen (optische Assoziationsrichtung); ebenso die optische Lebhaftigkeit der Phantasie- und Traumbilder; der visionellere Charakter des Denkens der Frauen (Denken in Bildern), die stärkere Gefühlsbetonung der optischen Elemente des Geisteslebens usw. Das Gedächtnis der Frau dürfte sich charakterisieren durch die besondere Leistungsfähigkeit im Gebiet des Optischen, überhaupt aber durch die Intensität und Deutlichkeit der Erinnerungsbilder; ferner durch die Leichtigkeit, mit der es die Eindrücke aufnimmt, sowie durch die Schnelligkeit des Vergessens besonders im Gebiet des Begrifflichen; im weiteren durch das Vorwiegen der mechanischen Arbeit vor der logischen und endlich durch den stärkeren Einfluß der Phantasietätigkeit. — Auf der Stufe des Denkens im Gebiet des konkreten Stoffs entspricht der weiblichen Natur mehr die synthetische als die analytische Tätigkeit. Das zeigt sich in zwei Richtungen: in der eigentlichen Phantasietätigkeit und in der Lebhaftigkeit und Kraft der kombinatorischen Tätigkeit. Die Phantasie erweist ihre Kraft sowohl als „passive“ wie als „aktive“ Phantasie; als passive, wenn sich der Frauengeist dem Spiel der Vorstellungen überläßt, als aktive, wenn er, wie z. B. bei dem genießenden Lesen von Dichtungen, den Forderungen des Dichters beim Gestalten und Umgestalten der inneren Bilder folgt. Überlegen zeigt sich der Frauengeist nach meiner Erfahrung auch in der kombinatorischen Tätigkeit, d. h. in der sinnvollen Verbindung von Vorstellungen. Namentlich, wenn die Denkrichtungen eingeübt sind, führt das Denken der Mädchen in lebhaftem Zeitmaß zu brauchbaren Gedankenverbindungen. — Geringere Neigung zeigt der weibliche Geist zu der analytischen Bearbeitung von Gesamtvorstellungen; das Verbinden von Vorstellungen zu sinnvollen Gedanken entspricht ihm mehr als das Zerlegen der Gesamtvorstellungen in Teile und die Ermittlung der zwischen den Teilen bestehenden Beziehungen. Indes wird er an konkretem Stoff leicht zu allen Formen analytischer Arbeit gewonnen. — Den Vorzügen des weiblichen Geistes im Gebiet des konkreten Denkens entspricht, als naturgemäße Kehrseite der Lichtseite, ein Zurückstehn im Gebiet des begrifflichen Denkens; im weiblichen Denken lösen sich die Begriffe nicht so leicht wie im männlichen von ihrem konkreten Hintergrunde zu scharfer Bestimmtheit los; daher wird den Ergebnissen des Operierens mit diesen Begriffen leicht die Allgemeingültigkeit fehlen, für die Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe Voraussetzung ist. Ist aber für Klarheit der Begriffe gesorgt, so geht das Arbeiten mit den Begriffen, das „Phantasieren in Begriffen“ (Wundt), gut vonstatten.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Charakteristik des weiblichen Geistes sind die das Erkenntnisstreben begleitenden Gefühlsvorgänge. Hier liegt der wesentliche Differenzpunkt. Charakteristisch für diese Gefühle ist ihre größere Lebhaftigkeit, ihre Affektnatur. Dies gilt zunächst von dem Gefühl der Tätigkeit, das mit der geistigen Arbeit verbunden ist; ebenso von dem Gefühl der Spannung und der Lösung sowie von dem Gefühl der Befriedigung. Besonders bezeichnend aber sind die Gefühlsvorgänge bei dem Eintreten solcher Hemmnisse, die nicht in leichter „Fortbewegung von Punkt zu Punkt" überwunden werden; das Gefühl der Hemmung wird dann intensiv. Leicht verbindet sich mit diesem Gefühl das Gefühl des Zweifels an der Möglichkeit der Überwindung des Hindernisses und als Folgeerscheinung Mutlosigkeit und eine starke Senkung des Kraftgefühls. Wird das Hindernis aber durch kräftige Impulse überwunden, so bleibt doch dem Gefühl leicht der Charakter ängstlicher Gespanntheit, und die Arbeit gewinnt so die Natur des hastigen Drängens auf den Abschluß hin. Tritt in dem Verlauf des Denkprozesses etwas Unerwartetes ein, das sich nicht in den Prozeß eingliedern läßt, so entsteht leicht der Affekt des Schrecks, der Bestürzung. Die Lebhaftigkeit aller dieser Gefühle hat zur Folge eine schwächere oder stärkere Benommenheit, eine Unbesinnlichkeit und eine Unbesonnenheit, die den Denkprozeß namentlich durch Einschränkung der Übersicht über die Möglichkeiten der Lösung ungünstig beeinflußt und in einem circulus vitiosus wieder asthenische Gefühle zur Folge hat. Das Ergebnis dieser Gefühlsvorgänge ist eine momentane Herabsetzung der geistigen Kraft, die im grellsten Mißverhältnis zu dem allgemeinen Energievorrat steht. Unter den geistigen Dispositionen, d. h. den für die intellektuelle Arbeit wichtigen Zuständlichkeiten des Geistes, sei zunächst die Aufmerksamkeit genannt. Der weibliche Typus der Aufmerksamkeit kennzeichnet sich durch die größere Fähigkeit der Anpassung, aber auch durch geringere Beständigkeit, ferner durch das Überwiegen des Umfangs über die Intensität, durch größere Elastizität und geringere Fähigkeit der Konzentration auf ein enges Gebiet, ferner durch größere Ablenkbarkeit, aber auch durch größere Empfänglichkeit für Eindrücke, namentlich, wenn sie neu oder gefühlsbetont sind.

Artbildende Unterschiede der weiblichen Geistesart ergibt die Betrachtung eines zusammenhängenden Arbeitsvorgangs. Da ist zunächst der Unterschied in der Setzung des Arbeitsziels: Seiner Natur nach neigt der weibliche Geist mehr dazu, sich Ziele geistiger Arbeit setzen zu lassen, als sie sich selbst zu setzen; doch gelingt die Gewöhnung an autonome Zielsetzung leicht. Bei der Abwägung der Arbeitsschwierigkeit ist der weibliche Geist zur Überschätzung der Schwierigkeit und zur Unterschätzung der eigenen Kraft disponiert. Daher die Scheu vor den fernen Zielen. In dem Entwurf des Arbeitsweges fehlt gern die Besonnenheit. Die zum Beginn der Arbeit erforderliche Arbeits-

energie wird leicht durch lebhaften Willensimpuls gewonnen; die „Überwindung des Trägheitsmoments“ (die „Anregung“) geschieht meist ohne Schwierigkeit. Doch wirkt der Willensimpuls, der Arbeitsanstoß, nicht so kräftig fort als beim männlichen Geist, bei dem die Anpassung an die Arbeit meist in langsamerem Zeitmaß und unter größerem Kraftaufgebot erfolgt. Selbst wenn die Arbeit gleichmäßig verläuft, ohne bedeutendere Schwierigkeiten, bedarf es bei der Frauenarbeit zur Erhaltung der Energie besonderer Willensanstöße. Ungünstig gestaltet ist der Frauengeist in der Bemessung der zu einer Arbeit erforderlichen Arbeitsenergie; besonders fällt ein Mangel an Sparsamkeit auf, da leicht mit zu großem Kraftaufgebot gearbeitet wird. Besonders günstig ist der Geist der Frau für den Wechsel der Arbeitsform, der intellektuellen Funktionsweise, angelegt; das Umschalten geschieht ohne große Schwierigkeit. Daher die Befähigung des weiblichen Geistes für Arbeiten wie die ästhetische Behandlung einer Dichtung. Die Zielstrebigkeit des weiblichen Geistes ist insofern geringer als die des männlichen, als leicht namentlich unter dem Einfluß des lebhaften assoziativen Gedankenzustroms die zwingende Kraft der Zielvorstellung geschwächt wird. In diesem Sinne kann man von einer größeren Ablenkbarkeit des weiblichen Geistes sprechen. Die Arbeitszeit erscheint im allgemeinen kürzer, da der Gedankenablauf und, was für viele Arbeiten wichtig ist, die mündliche oder schriftliche Darstellung im ganzen schneller ist. Die Kehrseite der Schnelligkeit ist leicht die Flüchtigkeit und Unexaktheit. Gern geschieht die Gedankenbewegung enthymematisch, d. h. im Sprunge. Erkauft wird diese erfreuliche Lebhaftigkeit durch geringere Sicherheit der Ergebnisse; die Schnelligkeit hindert den besonnenen Umblick. Eine dem weiblichen Geist seiner Natur nach nicht genehme Situation ist die Zwangslage, in der es eine wissenschaftliche Entscheidung gilt; hier ist eine Neigung zur Unentschiedenheit spürbar oder doch zu verklausulierter Entscheidung. — Am meisten angefochten wird der weibliche Geist wegen seiner „Suggestibilität“, sei es, daß die Suggestion von anderen (durch ihre Autorität) oder durch die Seelenlage der Denkenden selbst (ihre vorgefaßte Meinung, ihre „inhaltlichen“ oder „formalen“ Gefühle und Affekte) ausgeübt wird. Als wertvoll wird man den persönlichen Charakter des weiblichen Denkens anerkennen müssen, andererseits indes auf Erziehung und Selbsterziehung des weiblichen Geistes zur Objektivität, zur Prüfung der Ergebnisse an objektiven Maßstäben und sicheren Erkenntnissen, und zur Selbstkontrolle bedacht sein müssen.

Eine sehr wertvolle Eigentümlichkeit des Frauengeistes liegt in seiner Spontaneität, in seiner Fähigkeit zu freitätigem Arbeiten. Erfahrungsmäßig bedarf es z. B. nur wenig der äußeren Anregung zu häuslichem Fleiß; hier genügen zumeist die inneren Willensimpulse. Aber auch im Unterricht ist die Fähigkeit zu spontanem Tun eine Tatsache, die be-

sonders auf den Gebieten konkreter Geistesarbeit, aber auch auf den abstrakten Gebieten zutage tritt, wenn die Schülerinnen über eine sichere Arbeitstechnik verfügen und so die oben erwähnten Hemmungen gefühlsmäßiger und intellektueller Art wegfallen. — Unter den psychischen Erscheinungen auf dem Gebiet der Übung und Ermüdung sei die größere Übungsfähigkeit hervorgehoben, der aber eine geringere Übungsfestigkeit entgegensteht, und die größere Erholungsfähigkeit, der als Minus eine größere Erholungsbedürftigkeit gegenübersteht. Besonders auffällig sind in der Kraftkurve der Energie des Mädchengeistes die physisch bedingten starken Senkungen, denen meist starke Hebungen entsprechen. Im allgemeinen ist bei der Inanspruchnahme der weiblichen Geistesenergie die größere Zartheit des Organismus in Rechnung zu ziehen, wenn nicht die Willenskraft dem Körper namentlich des heranwachsenden Mädchens Erfolge abringen soll, die ihm schaden müssen.

Was die Richtung der geistigen Interessen des Mädchens angeht, so ist für die Mädchennatur eine große Anpassungsfähigkeit bezeichnend, die den oberflächlichen Beobachter über den natürlichen Interessenzug täuschen kann; das Mädchen ist „für alles“ zu interessieren, es bringt seine Eigennatur den Unterrichtsstoffen gegenüber durch passives oder gar repulsives Verhalten weit weniger zur Geltung als der Knabe; oft zeigt das Interesse des Mädchens daher aber auch viel weniger die Vorzüge der Natürlichkeit. Der natürliche Interessenzug des Mädchens geht auf das Konkrete und das Persönliche; neben die Neigung zu konkretem Denken tritt die Neigung zum Darstellen; in letzterer Richtung wirkt die starke Begabung der Frau für sprachliche Formulierung. — — Unter den Motiven der Bildungsarbeit ist bei den Mädchen anerkanntermaßen der Ehrgeiz stark wirksam; auch löst sich beim Mädchen das Sachinteresse schwerer als beim Knaben vom Interesse für den Vermittler des Wissens ab.

Zurückweisung der Schulformen für Knaben.

Ist im voraufgehenden der weibliche Geist nach seinen Vorzügen und Mängeln richtig gekennzeichnet, so muß die Größe des Unterschieds zwischen männlichem und weiblichem Geist anerkannt werden. Diese Anerkennung aber bedeutet eine vernichtende Kritik der großen Zeitströmung, deren Ziel die tunlichste Angleichung der höheren Mädchenbildung an die höhere Knabenbildung ist. Auf dem Standpunkte unserer psychologischen Anschauung kann weder von Koedukation noch von der Umwandlung der Mädchenschule in eine Realschule oder in ein Realgymnasium die Rede sein. Wir sehen in diesen Bewegungen nichts anderes als — eine Brutalität gegen die psychische Natur der Frau. Will man der Frauennatur gerecht werden, so muß man die Mädchen grundsätzlich und von vornherein (nicht erst etwa vom zwölften Jahre ab) anders als die Knaben bilden. Man muß in dem Unterrichtsziel, in der Stoffauswahl, im Lehrplan, in der Unterrichtsweise, in der Stundenzahl, in den Arbeitspausen, im Größten wie im Kleinsten, differenzieren, und zwar mit

dem Ziel, daß die spezifische Begabung des Frauengeistes, von ihren Mängeln befreit, sich voll entfaltet. Jede Methode für die höhere Mädchenschule muß auf die Stärke des weiblichen Geistes angelegt sein, nicht aber darauf, den Mädchengeist seiner Natur zuwider zu formen. So erhalten wir zwei geschlechtsunterschiedene Geistesarten und eine Ergänzung männlicher und geistiger Denkart, damit zugleich aber eine wesentliche Kulturbereicherung. Selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß man die Kräfte des weiblichen Geistes, die zur Entfaltung drängen, in ernster Arbeit für ernste Arbeit ausbildet. In dem Grundsatz: geistige Zweigeschlechtigkeit, nicht androgyne oder gynandrische Zwitterbildung und auch nicht Vermännlichung der Frauenbildung sollte sich ein altes Kulturvolk, dessen Kulturkraft in der Männlichkeit seiner Männer und der Weiblichkeit seiner Frauen gelegen hat, durch „Erfolge“ der Koedukation bei einem jungen Kulturvolk, das noch keine innere Kultur zu riskieren hat, nicht einen Augenblick irre machen lassen.

Der persönliche Charakter des zu verwirklichenden Bildungsideals.

3. Das Bildungsideal. Die wichtigsten Maßstäbe für die Beurteilung der Kulturströmungen auf dem Gebiet der höheren Mädchenschule gewährt das Bildungsideal, das für uns, die Beurteilenden, maßgebend ist. Nach der von uns durchgeführten Grundanschauung muß alle wahre Bildung persönliche Bildung sein, d. h. wir erkennen nur da ideale Bildung an, wo das Gebiet des Erkennens ein Betätigungsgebiet persönlichen Lebens ist. Aus dieser Anschauung ergeben sich eine Reihe wichtiger Forderungen und Folgerungen. Zunächst bedeutet Bildung nicht, wozu der Name verleiten könnte, den ruhenden Besitz von einem irgendwie gearteten Wissen, auch nicht einen irgendwie beschaffenen Zustand des Geistes. Persönliche Bildung ist ein geistiges Leben und Streben. Die Kräfte dieses Lebens und die Motive dieses Strebens müssen im Eigensten der Person liegen. Eine Bildung, deren Motiv der Wunsch, für gebildet zu gelten, ist, muß verworfen werden, wie jede Bildung, die irgendwie das Ergebnis äußeren Zwangs ist. Ebenso müssen die Richtungen des Bildungsstrebens, die Bahnen des Bildungslebens durch das Wesen der Persönlichkeit bestimmt werden; zurückgewiesen werden muß eine Bildung, bei der nicht das Wesen des Menschen, sondern etwa die Mode, der Tagesgeschmack maßgebend ist. Und wiederum darf der wahrhaft Gebildete nicht von bloßen Trieben bestimmt werden; er muß sich im Lichte klarer Selbsterkenntnis selbst bestimmen. Hiermit gegeben ist der innere Zusammenhang des zeitlich sich entwickelnden Bildungslebens, die Kontinuität in der Ausgestaltung dieses Lebens. Zugleich auch der Zusammenhang zwischen den einzelnen Bildungsbestrebungen. Ferner gehört es zum Wesen persönlicher Bildung, daß sich das Erkenntnisleben nicht gegen die übrigen Betätigungsgebiete des persönlichen Lebens absondert, sondern in die Totalität des persönlichen Lebens einbegriffen ist. Bei aller Selbständigkeit des Bildungsstrebens wird es doch von den übrigen Gebieten persönlichen Lebens beeinflußt werden, wie von ihm selbst die

stärksten Einwirkungen auf die anderen Gebiete ausgehn. Der persönliche Charakter der Bildung wird sich auch in dem reichen Gefühlsleben ausprägen, von dem das Bildungsleben umspielt wird. Das Erkennen ist ja nichts Indifferentes, sondern wird von den Interessen der Persönlichkeit getragen. Seine schärfste Ausprägung hat das Ideal einer persönlichen Bildung auf dem Gebiete der Werturteile und Wertbegriffe; in der Bewertung, sei sie ästhetisch oder politisch oder ethisch oder religiös, kommt ja die Persönlichkeit mit ihrem Geschmack und den Maßstäben zur Geltung, in denen doch der Reinertrag des ganzen persönlichen Lebens enthalten ist. Der innerste Ring der Bildung ist die Lebens-, Welt- und Gottesanschauung. Um diesen innersten Ring liegen die Gebiete des Geschmacks; auf der Peripherie lagert mancherlei Wissen, an dem das Interesse weniger persönlich, mehr rein erkenntnismäßig ist. — Die Form, in der das Bildungswissen erworben ist, kann nur die der Selbsttätigkeit sein. Ein bloßes Sichbildenlassen entspricht nicht dem aktiven Charakter persönlicher Bildung. Aktivität muß sich zunächst in der Wahl der Stoffe zeigen, an denen man sich bilden will. Dann gilt es zunächst, sich auf reine Empfänglichkeit zu stimmen und auf diejenige geistige Tätigkeit, die nichts als Verständnis will. Diese Tätigkeit aber muß, soviel als möglich, spontan sein. Dem Verständnis folgt dann das Urteil über den Wahrheitswert, den ästhetischen, ethischen, religiösen und sonstigen Wert, und nun erst findet die innere Aneignung zu bleibendem persönlichen Besitz statt, womit dann der ganze Vorgang eigentätigen Erkennens abgelaufen ist. Wie groß der Umfang und welches der Inhalt der persönlichen Bildung ist, das hängt von der geistigen Kraft der Persönlichkeit und ihrer Bildungslage ab. Jedoch muß eine engbegrenzte Bildung, die von einer Persönlichkeit getragen ist, höher geschätzt werden als Vielwisserei.

Schule und Bildungsideal.

Was hat nun die höhere Mädchenschule zu leisten, damit es zu solcher Frauenbildung kommt? Sie muß ihre Schülerinnen mit sich und mit dem Ideal persönlicher Bildung bekannt machen, damit sie sich für ihr Leben nach der Schulzeit ein persönliches (individuelles) Bildungsziel stecken können. Sie muß ferner ihre Schülerinnen mit den im Leben fortwirkenden Impulsen eines idealen Bildungsstrebens erfüllen. Sie muß sie drittens mit der Kraft und den Mitteln selbsttätiger Bildungsarbeit ausstatten.

Ablehnung unpersönlicher Bildungsarbeit

Dies Bildungsideal scheidet uns von allen denen, die, sich selbst bewußt oder nicht bewußt, den Zweck der Schule in der Übermittlung einer gewissen (womöglich durch die Prüfungsordnung bestimmten) Summe von Kenntnissen sehen. Sie scheidet uns auch von denen, die in der Schule nur Massenbildung anstreben und zwischen öffentlicher Schule und Pflege der geistigen Individualitäten einen Widerspruch sehen. Ebenso ferner von denen, die die Schulbildung nicht auf die freie Persönlichkeitsbildung abzwecken, sondern die Schule als Selbstzweck betrachten oder umgekehrt ihr den Charakter der Fachschule geben möchten. Endlich von

denen, die nicht mit aller Entschlossenheit die Erziehung zur Selbsttätigkeit wollen.

Forderung ausreichender Bildungszeit.

Soll die Schule ihre Schülerinnen so weit führen, daß sie zur freien Selbstbildung fähig sind und einer weiteren schulmäßigen Führung entbehren können, so muß sie, auch wenn Umfang und Inhalt der Bildung sehr eng begrenzt sind, die Schülerinnen bis zu dem Alter behalten, in dem Verständnis für ideale Ziele, die Kraft und die Lust zur Selbstbestimmung auf diese Ziele bei der Durchschnittsnatur genügend entwickelt sind. Das ist etwa nach zehn Schuljahren frühestens der Fall. So muß denn ein neunjähriger Kursus, wie er z. Z. noch in Preußen gesetzlich ist, als durchaus unzureichend erscheinen.

Auswahl der Bildungsstoffe.

Die Auswahl der Bildungsstoffe, die der gegenwärtige Lehrplan der höheren Mädchenschule aufweist, ist Gegenstand mannigfacher Kritik in den letzten Jahrzehnten geworden. Für uns muß die kritische Frage zunächst lauten: Sind die Bildungsstoffe so gewählt, daß an ihnen sich die intellektuellen Interessen entwickeln können, denen sich eine vom Drang nach persönlicher Bildung beseelte Frau naturgemäß zuwendet? Von diesem natürlichen Interessenzug aus muß die Stoffauswahl wesentlich bestimmt sein. Die Kluft zwischen den natürlichen Interessen des gebildeten Menschen und vielen Interessen, die unsere höheren Schulen pflegen, erscheint als ein schwerer Schade, dessen auffälligste Erscheinung das mit dem Ende der Schulzeit eintretende Abreißen der Interessenfäden ist, die die Schule angesponnen hat. Dieser Gegensatz schwächt die Fort- und Fernwirkung der Schule ungemein. Nun gibt es ja allerdings Stoffe, die unzweifelhaft schulnotwendig sind, weil an ihnen Schulung des Geistes gewonnen wird, und an denen das Interesse nach der Schulzeit naturgemäß erlischt (ich erinnere an die Mathematik); aber diese Stoffe sind dann auch zwar nach ihrem vollen Wert, aber eben doch als Hilfsstoffe zu bewerten. Wir weisen also alle jene Neuerungen zurück, die nicht von dem Standpunkt ausgehen, daß an den Stoffen der Schule die Lust und die Kraft zur Befriedigung der natürlichen Interessen persönlicher Bildung gewonnen werden muß. Zurzeit haben wir in den Schulen vielfach Bildungsinteressen, die sich nicht naturgemäß in das Leben fortsetzen, und im Leben Bildungsinteressen, die verkümmern, weil die Schule sie nicht entwickelt hat. „Im Leben“ — d. h. nicht in einem Abstraktum Leben, sondern in dem Leben der Gegenwart, in dem jeder Mensch, der der Welt nicht abgewandt ist, sein persönliches Leben führt. Wohl hat es Zeiten gegeben, in denen der Mensch, in ruhiger Daseinsbehaglichkeit lebend, mit seinen geistigen Interessen Bürger früherer Kulturzeiten werden konnte, aber selbst das stumpfste Zeitgefühl muß sich sagen, daß unsere Zeit voll ist von stärkster, beängstigender Spannung in die Zukunft hinein. So gewiß jedes wertvolle Personenleben in unserer Zeit ein Gegenwartsleben sein muß, so gewiß kann ein natürliches Bildungsinteresse nicht z. B. in die antike Welt zurückführen. (Das Fach-

a) unter dem Einfluß der intellektuellen Interessen.

interesse des Gelehrten ist natürlich außer Frage.) Es müssen darum schon hier mit aller Entschiedenheit die Bestrebungen abgelehnt werden, die mit dem Studium der alten Sprachen das Defizit der Mädchenbildung ausgleichen wollen. Hier handelt es sich um einen grundstürzenden Irrtum, der außerdem einen Bruch mit der Geschichte der höheren Mädchenschule bedeuten würde. Ein anderes Urteil wäre möglich, wenn der Beweis gelänge, daß etwa das Latein zu irgendwelcher Schulung, logischer oder sprachlicher, unvermeidlich wäre. Die Frage, ob Latein als Vorbereitung zu den wissenschaftlichen Studien der Frauen unumgänglich nötig ist, wird unten berührt werden.

(Die natürlichen Erkenntnisrichtungen.)

4. Die Bildungsstoffe. Welches sind nun die natürlichen Erkenntnisrichtungen des gebildeten Menschen (auch der gebildeten Frau) unserer Zeit? Das Charaktermerkmal unserer Zeit ist die soziale Frage; alle anderen zeitbewegenden Fragen haben nicht entfernt die Druckkraft dieser Frage; viele von ihnen sind Unterfragen dieser Hauptfrage. Die soziale Frage ist die Frage des XX. Jahrhunderts, ja der gesamten Weltepoche, in die wir eingetreten sind. Ein Personenleben, in das diese Frage nicht eingriffe, Ziel und Gestalt gebend, ein Personenleben, das sich als persönliches nicht eben in der Stellungnahme zu dieser Wesensfrage unserer Zeit bewährte, steht außerhalb der Zeit. So ist denn die soziale Frage auch das Gebiet, auf das die natürlichen Erkenntnisrichtungen hinführen. Wer kein außerzeitliches Personenleben führt, dessen Geist wird die magische Anziehungskraft dieses Lebensgebietes spüren. Die Schule hat die Aufgabe, das Verständnis für das soziale Leben anzubahnen. Sie muß die moderne Gesellschaft nach ihren natürlichen und ihren freigebildeten Zusammenhängen und Gegensätzen verstehen lernen. Sie kann das nur, wenn sie das Verständnis für alle in Betracht kommende Faktoren, die Stammes-, Nationalitäts-, Rassenzusammenhänge, die wirtschaftlichen, politischen, sittlich-religiösen, geistigen Verhältnisse geschichtlich entwickelt. Die soziale Frage greift in alle Gebiete des Kulturlebens hinüber. Aber diese Gebiete sind auch an sich um ihrer selbst willen Gegenstand natürlichen Erkenntnisstrebens; so das politische Leben der deutschen Nation in seiner großen Geschichte; so vor allem „das geistige Leben“ der Nation im engeren Sinne, das Leben in Wissenschaft, Technik und Kunst, das Sprachleben. Die Schule hat auch hier die Aufgabe, den natürlichen Bildungsinteressen propädeutisch, wegweisend zu dienen, besonders durch Erweckung geschichtlichen Verständnisses. Wir sind hier mit allen denen einig, die von der Schule eine vertiefte geschichtliche Bildung, Berücksichtigung der Volkswirtschaft in weiterem Maße, Behandlung der Geschichte in der Form der Kulturgeschichte fordern. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß solche vertiefte Bildung weder bei der gegenwärtigen Methode noch bei der gegenwärtigen Stundenzahl erreichbar ist (s. u.). Der Charakter der höheren Mädchenschule wird sich nicht durch Auslassung eines der Kulturgebiete, sondern nur durch Betonung der für das Frauenleben

besonders wichtigen Gebiete, z. B. des Frauenlebens, des Familienlebens, des Lebens der Träger deutscher Größe, des literarischen und künstlerischen Lebens, ausprägen. Die hier besprochenen Gebiete intellektuellen Interesses weisen vielfach über den Rahmen nationalen Lebens hinaus; doch liegen innerhalb dieses Rahmens die Gebiete der naturgemäß stärksten Anteilnahme. Die starke, selbstbewußte Betonung der nationalen Bildungsstoffe liegt in der Natur persönlicher Bildung. Die Idee einer lebendigen Bildung fordert, was die Fülle unvergleichlicher Bildungswerte empfiehlt. Deutsche Bildung mit ursprünglichem oder doch deutschgeformtem Bildungsgut ist eine Forderung, die endlich gegenüber dem fremden Bildungsgut durchgedrückt werden muß. „Deutsche Bildung“ in der Hauptsache mit fremdsprachigem Bildungsgut erreichen zu wollen, heißt der überreichen deutschen Kultur ein Armutszeugnis ausstellen. Doch soll nicht verkannt werden, daß einerseits die geschichtliche Betrachtung des deutschen Kulturlebens, anderseits der Eigenwert fremden Kulturlebens und drittens der internationale Zug der neuzeitlichen Kultur über das nationale Bildungsgut hinausweisen, so in erster Linie auf das Leben der Griechen und der Franzosen, in zweiter auf das der Römer und der Engländer. Man halte indes zunächst fest, daß ein Wissensinteresse an dem Kulturleben der alten Völker sich auch in reichem Maße ohne Kenntnis der fremden Sprache befriedigen kann. Selbstverständlich verlangt ein allseitig entfaltetes und ein spezifisch wissenschaftliches Interesse auch die Kenntnis der fremden Sprache, die nicht nur eines der wertvollsten Güter fremder Kultur, sondern auch für viele andere Güter die Form ist, in der sie uns überliefert sind, zugleich die Form, die in engster Wechselbeziehung mit dem Inhalt steht. Aber erstens hat der Genuß dieser feinen Beziehungen gelehrte Kenntnis der Sprache zur Voraussetzung, zweitens hemmt die Mühsal der Erlernung der Sprache und des Übersetzens die Freude am Genuß des fremden Geisteslebens, drittens wird der Mangel an Feinheit der Erkenntnis durch die in sehr verkürzter Zeit erreichbare Tiefe und Breite der Erkenntnis ersetzt. Unter den beiden modernen Kulturvölkern zieht das französische das Interesse ungleich stärker an als das englische, schon durch den Reiz seiner der deutschen vielfach so entgegengesetzten Eigenart; ebenso durch die kulturellen Wechselbeziehungen beider Nationen usw. Die wertvollere Literatur des Englischen bildet kein so schwer wiegendes Moment, da sie zu unserer Literatur nicht entfernt in dem Maße wie die des Französischen im Ergänzungsverhältnis steht, und da die literarischen Werke, die uns Deutschen wesentlich anderes als unsere eigene Literatur bieten, in Übersetzungen zugänglich sind, die den Geist des Originals besser geben als Übersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche. Ebenso vermag die französische Sprache ungleich mehr als die englische das Wissensinteresse an fremdem Sprachleben, das ein Merkmal höherer Bildung ist, anzuregen und zu befriedigen. Sie stellt sich von vornherein dem Lernenden

als eine andere Sprachwelt dar. Zudem ist sie ein lebendiger Ausdruck des französischen Geisteslebens. Können zwei fremde Sprachen in einer Schulart bewältigt werden, dann müssen es vom Standpunkt der persönlichen Bildung die französische und die englische sein, da die Völker dieser Sprachen zusammen mit dem deutschen die eigentlichen Träger der Weltkultur sind, deren Geist jede im Kulturleben stehende Persönlichkeit in irgendwelchem Umfange verarbeiten muß. Kann nur eine Sprache gelehrt werden (s. u.), dann wird es, wo nicht örtliche Verhältnisse in anderer Richtung wirken, die französische sein müssen, wenn man auch nicht vergessen wird, daß die schneller erlernbare englische Sprache uns schnell in einer reichen Kulturwelt heimisch macht.

In dem Wissensinteresse an dem Kulturleben des eigenen Volkes wie der fremden Völker ist ein Wissensinteresse mitwirksam, das aber auch sonst als selbständiges Interesse eine zunehmende Anziehungskraft auf den Sinn des Gebildeten entfaltet — das psychologische. Das Seelenleben der fremden Völker und das des eigenen Volkes, seiner Stämme, Stände usw., das Seelenleben der großen Kulturträger in der Politik und der Kunst, das Seelenleben der Menschen unserer nächsten Umgebung, nicht zuletzt unser eigenes Seelenleben muß in unser Bildungsstreben einbezogen werden, wenn wir dem natürlichen Bildungszuge folgen. So müssen wir denn denen zustimmen, die psychologisch bedeutsame Stoffe, an denen das Leben der menschlichen Seele verstanden werden kann, für die höhere Mädchenschule fordern, um so mehr als die Teilnahme, die die Frau allem Persönlichen entgegenbringt, ein tieferes psychologisches und charakterologisches Verständnis, eine vertiefte Menschenkunde fordert. Ja, man wird schwerlich die Meinung abweisen können, die am Abschluß des Gesamtunterrichts eine Zusammenordnung und einen planmäßigen Auf- und Ausbau der gewonnenen Einzelerkenntnisse fordert.

Ein der Menschenseele eingeborener Zug des Wissens, ohne den eine vertiefte Persönlichkeitsbildung nicht wohl denkbar ist, führt über die Welt der Erscheinungen hinaus in die Welt des Unsichtbaren, Überzeitlichen und Überräumlichen. Die Flachheit des persönlichen Lebens in unserer Zeit erklärt sich nicht zum mindesten aus der intellektuellen Gleichgültigkeit für das Jenseits der Erscheinungswelt. So drängt schon das intellektuelle Interesse zur Aufnahme jener Stoffe in den Lehrplan, in denen sich die geläutertsten Vorstellungen über die Welt des Jenseits dem Nachdenken darbieten, und zwar nicht in der Gestalt philosophischer Spekulationen, sondern persönlichster Überzeugungen. Ich meine die Urkunden der christlichen Gedankenwelt.

Zum Menschenleben führte der erste starke Zug des intellektuellen Bildungsinteresses, in die Welt des Übersinnlichen der zweite. Das Naturleben ist das dritte Gebiet, in dem sich dieses Interesse ausleben oder doch betätigen muß. An sich ist das Wissen und Erkennen in diesem Gebiet weniger eng mit dem persönlichen Leben verknüpft; aber zunächst

ist alles Kulturleben, besonders unser modernes, ohne tüchtige Naturkenntnis nicht gründlich zu verstehn: die Psychologie fordert Anthropologie, die Geschichte Geographie, physikalische Technologie usw. Zum andern würde intellektuelle Gleichgültigkeit gegen das Leben der Natur, das uns, zum Erkennen reizend und lockend, in so vielgestaltigen Formen umgibt, auf eine bedenkliche geistige Stumpfheit schließen lassen, die mit der Forderung geistiger Aktivität in scharfem Widerspruch stünde. Drittens bedarf der denkende Geist die Ergebnisse des Naturerkennens zur Gestaltung seines „Weltbildes“. Viertens endlich gewährt die moderne naturwissenschaftliche Forschung die hohe Freude des Einblicks in den rastlosen Fortschritt des exakt forschenden Menschengeistes. Der Frauennatur besonders günstig liegen die biologische und die praktisch-technologische Betrachtungsweise. So bestehen Gründe genug, den Naturwissenschaften einen breiten Raum im Lehrplan der höheren Mädchenschule einzuräumen. Doch wird man immerhin von unserem Standpunkte aus betonen müssen, daß bei dem persönlichen Bildungsstreben des Erwachsenen, zu dem die Schule erziehen will, das Leben selbst ungleich mehr zum Erkennen des Menschenlebens als des Naturlebens anreizt, und daß die Hilfsmittel der freien Fortbildung für jenes Erkennen ungleich reichlicher und handlicher vorhanden sind als für dieses; man beachte in letzterer Richtung vor allem den grundverschiedenen Wert der Bücher als der Vermittler von Erkenntnissen und als der Unterlagen für eigene Erkenntnisarbeit.

Der Gebildete ist zunächst ein Erkennender, in zweiter Linie ein Wissender; sein Erkennen muß als Niederschlag ein Wissen bringen; und aus diesem Wissen muß das Erkennen Antriebe, Richtungslinien, Zielpunkte usw. gewinnen. Aus dem Erkennen entspringt das Wissen, aus dem Wissen das Erkennen. Damit das Wissen so wirkt, muß es in seinen Teilen und als Ganzes klar angeeignet, gedächtnismäßig sicher, frei beweglich, übersichtlich geordnet, zu kleineren und größeren Ganzen geschlossen sein. (Vergl. Willmann: Didaktik II, S. 46 fg.) Damit der Gebildete sein Wissen in diesen Zustand bringe und in ihm erhalte, muß die Schule ihm die Freude an solchem Zustand durch die Erkenntnis seines Wertes für die geistige Arbeit gewährt haben. Für die Stoffauswahl erwachsen hieraus die Forderungen, daß nicht durch die Art und die Menge der Stoffe die Entwicklung jenes Wissenszustandes gehemmt, sondern gefördert wird. In dieselbe Richtung wie die eben gekennzeichnete Form des Wissens weist die Form des geistigen Lebens, der geistige Habitus, den die gebildete Frau anstreben muß. Das Leitbild dieser formalen Bildung muß so entworfen sein, daß die natürlichen Tugenden des Frauengeistes zur vollen Entfaltung gelangen, die Mängel aber tunlichst beseitigt werden (s. u.). Wirkt dies Leitbild bestimmend auf die Stoffwahl ein, so wird z. B. das Maß der Stoffe so bemessen, daß nicht das Zuviel an Stoff zu hastigem Arbeiten zwingt, bei dem klare Aneignung, gedächtnismäßige Sicherheit, tiefere Erfassung, freies selbsttätiges Arbeiten

am Stoff, gesundes Kraftgefühl, Gefühl des sicheren Könnens und überhaupt ein günstiger Gefühlsablauf ausgeschlossen sind. Demgemäß wird man vor allem jeden geistverflachenden enzyklopädischen Einfluß von der höheren Mädchenschule fernhalten und z. B. den „Mut“ haben, einzugestehen, daß die Mädchen in der Geschichte vieles nicht wissen, was etwa beim Examen der Einjährig-Freiwilligen gefordert wird. Ebenso wird man auf Stoffe verzichten, in denen man zu sehr in den Anfängen stecken bleiben müßte, also nicht zu freierer Bewegung der Geister kommen könnte; so beispielsweise wird man lieber auf das Englisch ganz verzichten, wenn man ihm nur etwa in zwei Jahren je drei Stunden gewähren kann. Vom Standpunkt der formalen Bildung aus wird man auch die Frage nach der Aufnahme der Mathematik und nach dem Wert des Rechnens im Lehrplan der höheren Mädchenschule im wesentlichen entscheiden. Oben wurde als ein Mangel der natürlichen Geistesart der Frau der Mangel an Exaktheit genannt. Rechnen und Mathematik dienen aber als ein Hauptmittel der Erziehung zur Exaktheit, wenn sie zur Gewinnung größenmäßig bestimmter Ansichten über die Naturerscheinungen und die Lebensverhältnisse (in den Naturwissenschaften, der Weltkunde, der Erdkunde, der Geschichte, der Volkswirtschaft, der Gesellschaftskunde usw.) benutzt werden. Alle die genannten Fächer muß auf der höheren Mädchenschule der Geist mathematischer Bestimmtheit durchdringen, damit dem Frauendenken die Genauigkeit der Größenbestimmung zum character indelebilis wird. Damit das aber möglich ist, müssen Rechnen und Mathematik die Sachgebiete in Arbeit nehmen. Auch in anderen Richtungen kann die Mathematik gerade zur Beseitigung der Mängel weiblicher Geistesart helfen. In den Aufgaben und Beweisen stellt sich eine Form des Arbeitsvorgangs dar, die mit dazu helfen kann, den weiblichen Geist zu einer Reihe wertvoller Tugenden zu erziehen: zur Selbsttätigkeit im Stellen der Aufgaben, zur Besonnenheit in der Prüfung der Aufgabe und im Bestimmen des Lösungswegs, zur Gewöhnung an ruhige Energieentfaltung, zur „Zielstrebigkeit“, zur Gleichmäßigkeit der Aufmerksamkeit, zur Kontrolle der Ergebnisse, zum „wissenschaftlichen Gewissen“, zur Entschiedenheit im Urteil. Das Rechnen mit reinen Zahlen, vor allem aber die Algebra und Geometrie sind außerdem eine Schule in klarer Begriffsbildung, in der Loslösung der Begriffe vom sinnlichen Hintergrund. Endlich kann sich auch an der mathematischen Arbeit das intellektuelle Gefühlsleben zu ruhigem Ablauf einschulen (s. o.); ein amor intellectualis kann das Ergebnis solcher Einschulung sein. Sonach muß denn die Mathematik gerade für die Mädchenschule mitberücksichtigt werden. Nur sei dabei an folgendes erinnert: Im Gebiet des Sachrechnens handelt es sich zunächst um Sachdenken und nicht um mathematisches Denken. Klarheit und Scharfsinn im Auffassen des wirklichen Lebens in der Geschichte, der Volkswirtschaft usw. wird also von der Mathematik als solcher nicht gewonnen; nicht durch sie, sondern nur in ihr wird das

Sachdenken geübt. Die eigentliche Denkschule für diese Fächer liegt in ihnen selbst. Die rechnerische Durcharbeitung hilft nur zur Exaktheit der Auffassung und bewahrt, indem sie die Ergebnisse in ziffernmäßiger Bestimmtheit hinstellt, vielfach vor groben Irrtümern. So kann die Mathematik als solche z. B. das „kausale" Denken nicht schulen. Ferner ist daran zu erinnern, daß die Übertragung der mathematischen „Tugenden" auf andere Sachgebiete kein mechanischer Vorgang ist, ja, daß nach der Erfahrung selten eine sichere Übertragung stattzufinden scheint. Die im Gebiet der Mathematik gewonnene geistige Disposition versagt oft, sobald in einem anderen Sachgebiet gearbeitet wird. Nur dann erscheint eine Übertragung in wirksamer Weise möglich, wenn die mathematischen „Tugenden" auch in den anderen Disziplinen gepflegt werden, und wenn dann eine formale Konzentration stattfindet.

b) unter dem Einfluß des Interesses am Darstellen.

An der Stoffauswahl ist aber nicht nur das Denken als solches (in materialer und formaler Beziehung) interessiert, sondern auch das Darstellen; und zwar wiederum sowohl nach der Seite der Menge als der Art des auszuwählenden Stoffs. Gerade der weibliche Geist besitzt auf diesem Gebiet eine besonders reiche Begabung, deren Pflege gerade auch eine persönliche Bildung fordert. Hierher rechnet die Kunst lautrichtigen Sprechens, schönen Lesens, guter mündlicher Erzählung und Schilderung, dialogischer Gewandtheit, überhaupt die Kunst des gewandten Sprechens, und zwar in der eigenen und in der fremden Sprache. Zu der Kunst der mündlichen Darstellung tritt die der schriftlichen im Aufsatz. Soll das Darstellen zu wertvollen Leistungen entwickelt werden, so muß ihm vor allem Raum gegeben werden. Daher ist auch von diesem Gesichtspunkt aus alles Zuviel an Stoff zurückzuweisen, weil es bei diesem Zuviel nicht zur rechten Übung der Darstellungskunst kommt, sondern man sich mit der rohesten Form der Garantie des Verständnisses beruhigt.

c) unter dem Einfluß des ästhetischen Interesses.

Leicht schließen sich hier die Forderungen des ästhetischen Interesses an, denn an alles Darstellen sollen auch ästhetische Maßstäbe angelegt werden; an „alles Darstellen", auch an das Darstellen mit der Singstimme, mit dem Zeichenstift und Pinsel, mit der Nadel, ja mit dem ganzen Körper. Gerade die persönliche Bildung der Frau hat alles Interesse, daß das Innenleben nicht nur einen wahren, sondern auch einen schönen Ausdruck durch den Körper gewinnt. Das ästhetische Interesse fordert ferner die Fähigkeit zum ästhetischen Genuß. Auch hier wiederum eine Domäne spezifisch weiblicher Geistesart: die sinnliche Lebhaftigkeit des Empfindens und Vorstellens, die Leichtigkeit beim Wechsel der geistigen Funktion, die leichtere Erregbarkeit des Gefühls, die größere Empfänglichkeit sind Vorzüge des Frauengeistes. Das Ideal eines persönlichen Gegenwartslebens fordert auch solche Stoffe, in denen moderne Gefühlsweise sich ausspricht, so die neueste Literatur. Die Forderung der „Kunsterziehung", der Erziehung zum künstlerischen Genuß, wird die höhere Mädchenschule noch stärker betonen müssen als bisher. Sie wird auch die Erziehung

zum Genuß der Werke bildender Kunst in ihren Lehrplan aufnehmen. Aber sie wird sich zunächst vor dem Glauben hüten, als genüge es zur Kunsterziehung, wenn den Schülerinnen die Kunstwerke zugänglich gemacht würden. Vergl. die Verhandlungen der Kunsterziehungstage. Kunstgenuß im tieferen Sinne ist das Ergebnis künstlerischer Seelenpflege; er kann nur durch eine feine Arbeit an den Seelen erreicht werden. Ästhetisches Genießen ist auch, außer wo es sich um ganz einfache Elementargefühle handelt, nicht ohne höhere intellektuelle Tätigkeit denkbar. Namentlich bei Werken der Dichtkunst ist ästhetische Lust nichts als die Lust an den geistigen Funktionen, z. B. dem Schaffen der Phantasie, dem sinnvollen Beziehen, und die Lust an Objekten, die uns nur durch tiefere geistige Arbeit verständlich werden, z. B. den lebendigen Kräften des Personenlebens, einem interessanten Tatsachenverlauf, bedeutsamen Bildern, die unsere Phantasie schaffen muß, sinnvollem Aufbau des Kunstwerks, tiefen Reflexionen. — Außerdem wird man bei der Erziehung zu ästhetischem Tun und Genießen bedenken, daß die Kritiker dann der höheren Mädchenschule einen schweren Vorwurf machen könnten, wenn sie ihr ganzes Bildungsideal zu stark ästhetisch färbte. Die schwere Zeit der Not fordert auch von der Frau einen denkklaren Kopf, ein von sittlichen und religiösen Gefühlen tief bewegtes Herz und einen festen sittlichen Willen. Erst wenn diesen Forderungen genügt ist, gibt sie den Geist frei zum Genießen der Kunst, zur Erhebung in die vom Dichter geschaffene Welt über der Welt.

d) unter dem Einfluß der Rücksicht auf das leibliche Leben.

Bisher sind die Ansprüche an die Stoffauswahl erwogen, die sich auf dem eigensten Gebiete der Bildung, dem Gebiete des intellektuellen Lebens, geltend machen. So gewiß aber die Geistesbildung nicht gegen das übrige Personenleben isoliert werden darf, so gewiß werden sich auch von den übrigen Betätigungsgebieten persönlichen Lebens Forderungen an die Wahl der Bildungselemente erheben. Als eines jener Betätigungsgebiete persönlichen Lebens bezeichneten wir das Leibesleben. Eine persönliche Gestaltung des Leibeslebens setzt Kenntnis des leiblichen Lebens, des Körpers, seiner Funktionsweise, seiner Pflege, voraus. Daraus ergibt sich die Forderung, daß die Schule die Schülerinnen mit dem menschlichen Organismus und seiner Pflege bekannt mache und nicht nur in theoretisch kühler Betrachtung, sondern indem die Schülerinnen zugleich mit einem klaren Bewußtsein seiner Bestimmung und seines Wertes erfüllt werden. Besonders die Mädchen sind mit solchem Wertgefühl zu erfüllen, da ja die Mehrzahl von ihnen berufen ist, mit eben diesem Organismus den denkbar größten Kulturdienst, die Fortpflanzung der Gattung, zu leisten. Die unterrichtliche Behandlung des Körpers muß nicht nur zu einer Diätetik, sondern zu einer „Ethik des Leibes“ hinführen. —

e) unter dem Einfluß des sozial-ethischen Interesses.

Ein weiteres wichtiges Betätigungsgebiet persönlichen Lebens war das Leben der Gemeinschaften, der Familie, der Gesellschaft, der Nation, des Staates. Eben diesen Gebieten wandte sich bereits das Wissensinteresse

nachdrücklich zu. In derselben Richtung wirkt nun auch das ethisch-soziale Interesse. Nur daß jetzt nicht allein die Kenntnis der inneren und äußeren Natur dieser Gemeinschaftsformen, ihrer Lebensgesetze und Erscheinungsweisen, Ziel sein kann; vielmehr müssen die Stoffe so gewählt und so behandelt werden, daß wiederum das Gefühl für den Wert dieser Gemeinschaften und aus dem Wertgefühl die rechte Gesinnung, z. B. der rechte Familiensinn oder die rechte Kulturgesinnung oder die rechte Staatsgesinnung, entstehen kann. Der Reingewinn der Beschäftigung mit den Gemeinschaften muß in ethisch-sozialer Richtung eine Tugend- und Pflichtenlehre und darüber hinaus die rechte Gemeinschaftsgesinnung sein. — Hier reiht sich nun noch folgerichtig die Forderung an, die sich auf dem höchsten Gebiet persönlichen Lebens, dem religiösen, erhebt. Die Art der Forderung ist dieselbe wie in den vorigen Fällen: Eine Auswahl und eine Behandlung der Stoffe, bei der aus lebendiger Erkenntnis des religiösen Lebens ein tiefes Wertgefühl und ein Verlangen nach diesem Leben entsteht.

f) unter dem Einfluß des religiösen Interesses.

Ganz allgemein sei hier gesagt: Will der Unterricht der Bildung persönlichen Lebens dienen, so muß er durchweg, in allen Disziplinen, solche Stoffe darbieten, deren Wert für den Auf- und Ausbau dieses persönlichen Lebens den Schülerinnen zum Bewußtsein kommt; denn nur das als wertvoll Gefühlte und Erkannte wird als Bildungselement in das spätere freie Personenleben hineingenommen, und gerade die Frauennatur bedarf solcher Erregung des Wertgefühls.

An das Ende unseres Zusammenhangs stelle ich die Forderungen, die an die Stoffauswahl aus der Rücksicht auf das spätere Berufsleben, also auf das wichtigste Betätigungsgebiet der Persönlichkeit, erhoben werden können. Daß diesem Gebiet, und zwar im besondern dem Berufsleben der verheirateten Frau, ein besonders ausgedehntes Forderungsrecht gewährt werden soll, ist oben zugestanden. Die drei Teilgebiete des Berufslebens der in der Ehe lebenden Frau sind die Lebensgemeinschaft mit dem Gatten, die Kinderpflege und Kindererziehung und die Wirtschaftsführung. Daß einst die Lebensgemeinschaft mit dem Gatten eine Geistesgemeinschaft wird, dafür ist im bisherigen Entwurf des Bildungsideals reichlich Sorge getroffen; wenn die Frau eben die geistigen Gebiete, in die sie die Schule eingeführt hat, weiter ausbaut, so ist damit die geistige Interessengemeinschaft gegeben, falls der Mann nur über seinen vielleicht technisch einseitigen Beruf hinaus geistige Interessen hat. Jedenfalls hat die Schule das Ihrige getan, um zu verhindern, daß „der deutsche Mann sich am häuslichen Herde langweile“. Namentlich das Kulturleben der Nation ist ein Gebiet, auf dem die geistigen Interessen sich treffen und ergänzen können; „ergänzen“, indem die Frau mehr (!) das Leben in der Kunst, der Mann das in der Wissenschaft oder Technik, die Frau mehr das Leben der Gesellschaft, der Mann das Leben des Staats, die Frau mehr die idealen, der Mann die realen Lebenserschei-

g) unter dem Einfluß der Rücksicht auf das Berufsleben der verheirateten Frau.

nungen mit seinem Interesse verfolgt. Beide geben und nehmen, und da der eine Teil nicht auf dem besonderen Interessengebiet des andern fremd ist, geben beide nehmend. Den beiden anderen Teilgebieten des häuslichen Lebens, der Körper- und Seelenpflege an den Kindern und der Wirtschaftsführung, ist eins gemein: beide Arbeitsweisen haben technischen Charakter, bedürfen aber nicht nur der technischen Einübung, sondern einer tüchtigen theoretischen Fundamentierung: die Kinderpflege anthropologischer, psychologischer und pädagogischer, die Wirtschaftsführung anthropologischer, sowie naturwissenschaftlicher und wirtschaftlicher Kenntnisse. Ein gut Teil dieser Wissensstoffe gehört bereits unserem Lehrplan aus anderen Gründen an; so vieles Anthropologische, Psychologische, Naturwissenschaftliche. Die nötigen Ergänzungen würden den Lehrplan nicht wesentlich belasten. Ganz neu würde nur die Pädagogik sein. Entscheidend ist hier aber die Frage, ob praktische Kinderpflege und Wirtschaftsführung in den Lehrplan aufgenommen werden soll. In der Gegenwart gehen starke Bewegungen dahin, die Erziehung zur Kinderpflege und zur Wirtschaftsführung nicht mehr dem Elternhause zu überlassen. Namentlich von der Kinderpflege, an der allerdings die Gesellschaft ein großes Interesse nehmen muß, will man alles Zufallsspiel fern halten, dank dem manche junge Mädchen wohl eine gute Einführung genießen, andere dagegen einem schließlich gefährlichen Autodidaktentum verfallen. Man will, daß die Gesellschaft für die Erziehung der späteren Erzieherinnen alles tue, um sie dann mit aller Verantwortung für die Erziehung zu belasten. Da wir in dem Beruf das wichtigste Arbeitsgebiet des persönlichen Lebens sehen, besteht auch für uns das Interesse, die erste Einschulung in der Kinderpflege und in der Wirtschaftsführung nicht dem Zufall preiszugeben. Die Einbeziehung dieser Unterrichtsstoffe in den Lehrplan würde auch den großen Vorteil haben, daß die Schule dann das gesamte Leistungsgebiet der Frau umspannte und im besondern die für dies Gebiet charakteristische Verbindung rein geistiger und geistig-technischer Arbeit gleichsam vorbildete. Indes kann doch der große Unterschied zwischen diesen technischen Arbeiten und den übrigen Fächern des bisherigen Lehrplans der höheren Mädchenschule (die Nadelarbeit abgerechnet) nicht verkannt werden. Zudem entwickelt sich ein selbständiger, verläßlicher Trieb zu diesen Arbeiten bei den jungen Mädchen erst nach der bisher üblichen zehnjährigen Schulzeit. Auch gehören diese Arbeiten so sehr zu dem spezifischen Pflichtenkreis der verheirateten Frau, daß man sie nicht gut in einen Lehrplan aufnehmen kann, der die gemeinsame Bildung aller Mädchen, die höhere Bildung suchen, umspannen soll. Die Frage, ob man die Ausbildung in der Kinderpflege und Wirtschaftsführung rein technisch gestalten, oder ob man sie zum integrierenden Bestandteil einer weitergeführten Allgemeinbildung machen soll, wird unten berührt werden.

Die Möglichkeit wissenschaftlicher Arbeit an den ausgewählten Stoffen.

Eine der am meisten zur Zeit erwogenen Fragen ist die nach der

Vorbereitung der Mädchen für die akademischen Studien. Diese Frage wird unten in dem Abschnitt über die Organisation der höheren Mädchenschule ausführlicher zur Behandlung kommen. Hier sei nur auf das eine hingewiesen, daß an eben den Stoffen, die bisher für die höhere Mädchenbildung ausgewählt sind, auch eine weitere, wissenschaftlich vertiefte Arbeit getan werden kann, die unmittelbar in die akademischen Studien hineinführt. Um nur einige der Stoffe zu nennen, so kann an der Hl. Schrift N. T.'s, wenn sie in einer wissenschaftlichen Übersetzung vorliegt, die Gewöhnung zu textgenauer Auslegung, zur Herausstellung der Gedankengänge, gewonnen werden; ebenso können in der Weise der biblischen Theologie die großen Lebensbegriffe in den einzelnen Lehrtropen herausgearbeitet werden. Die deutsche Literatur gewährt die Möglichkeit einer literarischen Behandlung, die sich von der wissenschaftlichen auf der Universität nur durch den Umfang unterscheidet (ästhetische Analyse eines Kunstwerks, Herausstellung der dichterischen Eigenart, Nachweis der Zeiteinflüsse usw. usw.). Die Aufnahme des Mittelhochdeutschen führt die sprachgeschichtliche Betrachtung dem Unterricht zu. An den neusprachlichen Dichtungen kann gleichfalls in wissenschaftlicher Art gearbeitet werden. Benutzt der Geschichtsunterricht Quellen, und erzieht er zur Kunst, geschichtliche Darstellungen mit geschichtlichem Sinn zu lesen, zu exzerpieren usw., so steht er bereits in der wissenschaftlichen Arbeit mitten drin. Wird der naturwissenschaftliche Unterricht in Botanik, Zoologie, Chemie, Physik in der Form eines elementaren Praktikums gegeben, so ist damit dem Universitätsunterricht unmittelbar vorgearbeitet. Ganz anders freilich sieht die Sachlage aus, wenn die Rücksicht auf die akademischen Studien zur Aufnahme des Griechischen und des Lateinischen oder doch des letzteren zwänge. Als zwingender Grund wird wohl die besondere formal bildende Kraft der beiden alten Sprachen angeführt. Eine gewisse Überlegenheit mag zugestanden sein; aber ich meine: Was eine angehende Studentin an allgemeinem Verständnis für Sein und Werden der Sprache, an Sprachsinn usw. zur Hochschule mitbringen muß, das kann sie überreich bis zu den Grundprinzipien der Sprachgeschichte an der deutschen und den beiden fremden Sprachen gewinnen, wenn die Zeit dazu da ist, sich in die Grammatik dieser Sprachen zu vertiefen. Daß man des Lateinischen für das Studium des Altfranzösischen, des Althochdeutschen, in etwas auch für das Studium der Medizin und der Pharmazie, ferner für die Jurisprudenz und auch sonst braucht, ist allerdings richtig. Aber die rein technische Verwendung des Lateinischen zu Studienzwecken kann nicht dazu veranlassen, eine Sprache aufzunehmen, die in ihrem Schrifttum nur wenig bietet, was den Frauengeist tiefer zu erregen vermag, und deren Aufnahme einen Bruch in den Gesamtaufbau der höheren Mädchenbildung bringt.

5. Die Methode des Unterrichts. Die Forderungen an die Methode können nur so gewonnen werden, daß man sich als Ziel der

Die Methode des Unterrichts.

Schule die Bildung und Erziehung zu persönlichem Geistesleben vorhält. Es soll zu geistigem Leben und Streben kommen (s. o.). Mithin muß die Schule für die Antriebe zu diesem Leben und Streben sorgen, vor allem muß sie Freude an den Sachen und Freude an der Arbeit erwecken. Daß die an den höheren Schulen im allgemeinen (!) geübte Unterrichtsweise das vermag, kann nur Verblendung behaupten. Der strikte Gegenbeweis ist die geringe Teilnahme der Gebildeten z. B. an Fragen des religiösen, des literarischen, des politischen Lebens. Die Interessen der Allgemeinbildung kommen in unserer Zeit nicht gegen die Berufsinteressen und gegen den geistlosen Zeitvertreib auf. Die Schule tut gut, sich auf ihr Schuldteil zu besinnen. — Der Gebildete muß ferner die geistige Kraft und die Mittel zur Selbstbildung besitzen. Wenn die Schule ihn nicht zur Selbstbildung befähigt, indem sie ihn beim Fremdunterricht durch die ganze Schule ängstlich festhält, so versäumt sie ihre Aufgabe im wesentlichsten. — Der Gebildete soll in dem, was ihn umgibt, und in dem, was er liest, die Reizung zum Denken empfinden. Eine Hauptaufgabe der Schule ist, das spontane Herausempfinden der Denkreize zu üben. Wird der Schüler in der Hauptsache durch die Frage des Lehrers zum Denken gezwungen, dann stumpft sich sein Geist gegen die im Objekt liegende Reizkraft ab; dann reagiert er nur auf den Anstoß von außen, statt auf den inneren Impuls. — Wer den Anforderungen an den Intellekt als Gebildeter genügen will, muß ferner einen in allen Funktionen und Funktionsgruppen ausgebildeten Geist haben. Die Schule muß diesen formalen Gesichtspunkt allseitig wahrnehmen und vor allem die Verkümmerung einzelner Funktionen verhüten; auch die Leichtigkeit im Wechseln der Funktionen (im „Umschalten") ist zu üben. Die Übung im Formulieren der Frage ist für klares Denken sehr wertvoll; die Kunst der Fragestellung muß darum von früh an geübt werden. Überall, wo es sich nicht um einen einzelnen Denkakt, sondern eine Reihe solcher Denkakte handelt, muß der Denkweg gesucht werden. Hier liegt eine der schwersten Aufgaben der Schule. Ebenso ist ferner erforderlich die Erziehung zur besonnenen Erwägung in kritischen Denklagen, zur Prüfung des Ergebnisses, zur Einordnung des Neugewonnenen in das System der bereits besessenen Erkenntnisse und Wahrheiten usw. Dazu kommt dann die Erziehung zu den intellektuellen Tugenden, zu unpersönlichem, objektivem Urteil, zum Wahrheitssinn usw.; endlich die Regelung des intellektuellen Gefühlslebens.

Zu diesen Interessen an der Methode treten die Forderungen des ästhetischen, ethischen, religiösen, praktischen Interesses; das ästhetische Interesse fordert z. B. die Selbständigkeit, Freiheit und Leichtigkeit der intellektuellen Vorgänge, ohne die ein künstlerisches Genießen undenkbar ist; das ethische Interesse fordert besonders die Kultur des Willens zur Arbeit durch die Pflege pflichttreuer, selbständiger, energischer Schularbeit; im religiösen Interesse liegt namentlich das Mitschwingen der Ge-

fühle beim Denken, das Ergreifen der Wahrheit mit dem Herzen. Dem praktischen Interesse wird besonders durch die Einschulung zu schnellem Erfassen und zu klarem Wirklichkeitssinn genügt.

Soll dieser Gesamthabitus gewonnen werden, so muß, wenn ich recht sehe, zunächst die Theorie der Methode ihren Schwerpunkt grundsätzlich verlegen; nicht mehr Theorie der Lehrmethoden, sondern Theorie der Lernmethoden muß sie in erster Linie sein; nicht im Lehrer, der lehrt, sondern im Schüler, der lernt, muß sie ihr Zentrum haben. Objekt und Schüler — das muß ihre vornehmste Relation sein; dem Lehrer aber muß der Weg gewiesen werden, wie er in der schnellsten Zeit aus seiner Mittlerstellung zwischen Objekt und Schüler freiwerden kann. Nicht wie der Lehrer spricht, liest, vorträgt, erzählt, beschreibt, schildert, erläutert, entwickelt, experimentiert, übersetzt, korrigiert, prüft usw., ist das, worauf es eigentlich ankommt; sondern wie der Schüler das alles lernt, und zwar zu freiem Gebrauch, darauf kommt es an. Bei jeder Arbeitsart, bei jedem Fach, in der ganzen Schulzeit muß es heißen: des Schülers Tätigkeit muß wachsen, des Lehrers Tätigkeit abnehmen. — Soll daher grundsätzlicher Wandel durchgeführt werden, so ist die Schonung und Entwicklung der geistigen Regsamkeit, die das Kind in der Gestalt der Lust am Fragen, der Lust am Beschauen, am Phantasieren und Kombinieren, in dem Drang, sich mitzuteilen, überhaupt in seinem ganzen intellektuellen Triebleben in die Schule mitbringt, unbedingte Voraussetzung. Die Schule darf diese kostbare Mitgift nicht verschleudern, indem sie dem Kinde aufzwingt, was seiner natürlichen Regsamkeit nicht entspricht. Und ebenso muß sie dann weiterhin sich entwickelnde Strebungen der Kindesseele als etwas sehr Wertvolles pflegen. — Vor allem aber ist eins nötig: Die Schule hat die Kunst des Arbeitens, die Arbeitstechnik, zu lehren, den Begriff der „Arbeit“ im weitesten Sinne genommen. Sie muß die Schülerinnen zunächst mit der Arbeitstechnik der Teilgebiete der einzelnen Fächer bekannt machen und so zur Beherrschung der gesamten Arbeitstechnik der Fächer hinführen. Ebenso hat sie Bedacht zu nehmen, daß die mehreren Gebieten gemeinsamen Arbeitsweisen, wie das Auswendiglernen oder wie das Beschreiben und Schildern, das Erzählen, oder wie die Erläuterung von Texten, die Korrektur eigener sprachlicher Entwürfe usw., auf diese Gemeinsamkeit hin gepflegt werden, so daß hier eine sehr förderliche formale Konzentration entsteht. Das Lehren der Arbeitstechnik geschieht so, wie überhaupt Arbeitstechnik gelehrt wird, durch Vormachen, Erläutern der Arbeitsweise, Nachmachenlassen mit begleitender oder nachfolgender Kritik, Einüben bis zur Beherrschung, freies Arbeitenlassen. Das gilt vom Schreibunterricht bis hinauf zur Unterweisung in der Interpretation von Schriftwerken oder zur Lösung schwieriger mathematischer Aufgaben. Die Arbeitstechnik umfaßt die großen Grundzüge des Verfahrens bis zu den äußerlichsten technischen Kunstgriffen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Einübung der konstanten Denkrich-

tungen, d. h. derjenigen Richtungen, in denen sich in den einzelnen Fächern das Denken gemäß der Natur der Fächer bewegen muß; ich erinnere an die konstanten Denkrichtungen in der Geographie, der Naturbeschreibung, der Auslegung dramatischer Kunstwerke usw. Soll die Einschulung auf die geistige Arbeit aber ihr Ziel erreichen, so dürfen nicht nur die geistigen Operationen eingeübt werden, sondern auch die geistigen „Dispositionen", die erforderlich für erfolgreiche Arbeit sind, z. B. die Spannung des Geistes, die Besonnenheit beim geistigen Handeln, der förderliche Gefühlsablauf, die Anpassung der Energie an die Arbeit. — Dieses ganze Verfahren fordert vom Lehrer die psychologische Kenntnis des geistigen Lebens im allgemeinen und der besonderen geistigen Vorgänge in den einzelnen Fächern und in den einzelnen geistigen Lagen, die der Unterricht schafft. Einer ganz besonders sorgfältigen Analyse bedürfen die Denkvorgänge in der Mathematik. Auf diese Analyse muß sich dann eine sichere Arbeitstechnik aufbauen, die z. B. aus dem Auffinden von Konstruktionen etwas anderes als ein glückliches Raten macht. Zu dieser Arbeitstechnik gehört es, daß der Lehrer bei planimetrischen Konstruktionsaufgaben mit den Schülern planmäßige Umschau über die Richtungen hält, in denen nach der Relation des Gesuchten zu dem Gegebenen die Lösungen gesucht werden können. Daß bei dieser Arbeitstechnik die Gruppierung der Aufgaben und das Erkennen der Gruppe, in die eine Aufgabe gehört, überhaupt die besonnene Umsicht über die Zusammenhänge von höchstem Wert ist, liegt auf der Hand.

Wird die Einübung des Arbeitens nach sicherer Arbeitstechnik als Hauptaufgabe des Unterrichts erkannt, so verschiebt sich die Auffassung des Unterrichtsverfahrens und der Unterrichtswerte auch sonst beträchtlich. Der Unterricht kann nicht mehr spezifischer Kathederunterricht sein; vor allem muß die Einzelfrage erheblich eingeschränkt werden, da sie dem Geist die Eigentätigkeit der Denkbewegung raubt und die geistige Regsamkeit beeinträchtigt; der Lehrer steigt in die Mitte seiner arbeitenden Schüler herab. Das Verhältnis von Schul- und Hausarbeit ändert sich gleichfalls wesentlich; die Hausarbeit kann freier und selbständiger werden, da der Schulunterricht die Arbeitskunst lehrt. — Durch das Arbeiten mit den Schülern wird der Lehrer mit deren Befähigung ungleich mehr bekannt als bisher; ebenso wird der Schüler mehr als bisher bekannt mit sich. — Ferner kann der Klassenunterricht mehr als bisher durch Spezialisierung der Aufgaben den individuellen Begabungen Rechnung tragen. Allerdings setzt diese Arbeitsteilung Geschick des Lehrers in der Arbeitsvereinigung voraus. — Der Wert der Schüler wird nicht sowohl in ihrem Wissen an sich, sondern in ihrem mit dem Wissen freischaltenden Können gefunden. — Da diesem Gesamtverfahren die Loslösung des Schülers von der Schule als Idealziel vorschwebt, so dient es vor allem der Förderung eines selbständigen geistigen Personenlebens;

ebenso auch der Heranbildung zu eigener Forscherarbeit. Der Hauptaufgabe der Universitäten, der Einführung in die Kunst der Forschung, ist so vorgearbeitet, daß eine vollständige Kontinuität besteht. — Besonders der Frauennatur tut die Einschulung in die Technik der Arbeit not, wenn sie nicht durch die geringere Dispositionskraft, die dem Frauengeist natürlich ist, an der Entfaltung ihrer Tugenden, namentlich der spielenden Kombinationskraft, gehindert werden soll. Das Mädchen erträgt den Fragezwang und die geistige Gängelei nur schwer. Darum gilt es, ihm zur Freiheit zu helfen; der Gefahr des planlosen Gedankenspiels aber ist durch eine tüchtige Einschulung in die Technik der Arbeit vorzubeugen.

Zum Schluß nur noch die eine Bemerkung: Seit Jahrzehnten verstummen die Klagen über unser höheres Schulwesen nicht mehr: Alles Reformieren hat nichts geholfen. Die Reform ist eben auf einem falschen Ende angefangen; nicht Änderungen in den Stoffplänen sind nötig, sondern eine grundsätzliche Änderung der Methode. Eine Zeit wie die unsere, die keine Folgezeit, sondern eine Anfangszeit ist, birgt in sich eine Unsumme von Problemen, alle überragend das soziale Problem. Solche Probleme fordern Geister, die selbsttätig prüfen, und zwar nicht nur mit dem kalten Verstande, sondern auch mit ganzem Gemüt. Ehe die Schule der Zeit nicht solche zur Erwägung der Zeitfragen bereite Persönlichkeiten vom ersten Schultage an planmäßig vorbilden hilft, wird der Zwiespalt zwischen Schule und Zeitgeist fortbestehn. Die Zeit fordert nicht Wissensfülle, sondern Denkkraft.

6. Der Lehrplan. Der Kampf der Meinungen ist besonders um die Frage nach dem Schwerpunkt des Unterrichts entbrannt. Vorweg stellen wir fest, daß die höhere Mädchenschule als Schule jedenfalls ihren Schwerpunkt in sich selbst, nicht etwa in einem „Oberbau“ oder Aufbau, der der Vorbereitung für wissenschaftliche Studien dient, haben kann. Für die Lage des Schwerpunkts erscheinen folgende Erwägungen maßgebend: Der Lehrplan entspricht nur dann dem Bildungsideal, das oben entworfen wurde, wenn solche Stoffe im Mittelpunkt der Bildungsarbeit stehn, die der Bildung persönlichen Lebens dienen. Nun gestaltet sich persönliches Leben am besten am persönlichen Leben, sei es, daß es Gegenstand des Erkennens oder des Fühlens oder der willenhaften Betätigung ist. Und namentlich das persönliche Leben der Frau entwickelt sich am persönlichen Leben. — Persönliches Leben gestaltet und betätigt sich ferner am und im Leben der Gegenwart. Bildungsarbeit, die ihre Stützpunkte im persönlichen Leben haben soll, muß darum in wirksamer Beziehung zur Gegenwart stehn. Fehlen diese Beziehungen, so ist das schönste Ergebnis aller Bildungsarbeit, das Bildungsinteresse, bedroht. Und wiederum wird besonders die Frau meist nur die Bildungsinteressen pflegen, die zu dem Gegenwartsleben, in dem sie steht, ein fruchtbares Verhältnis haben. Die

Der Lehrplan.

Gesamtlage unserer Zeit aber ist insofern dem natürlichen Interessenzug der Frau besonders günstig, als es sich in unserer Zeit um Menschentumsfragen von größter Tragweite handelt. Nicht das bewegt unsere Zeit in der Tiefe, wie Werte materieller und geistiger Art hervorgebracht werden, sondern, wie mit diesen Werten die Menschheit ihr Schicksal gestaltet. Doch ist bei diesen Bestrebungen der Zeit die Frage nach der Beschaffung der materiellen Mittel für die Gestaltung des Daseins von großer Bedeutung. Der natürliche Rahmen, in dem das Interesse sich hierbei bewegt, ist zunächst das Leben der Nation; doch folgt das Interesse naturgemäß auch den internationalen Beziehungen der Nation. Sonach ist es die erste Aufgabe der höheren Mädchenschule, ihre Schülerinnen zum fortleitenden Interesse an dem geistigen (besonders dem literarischen), dem sittlichen, dem religiösen, dem politischen, dem wirtschaftlichen Leben der Nation hinzuführen. Der Schwerpunkt des Unterrichts liegt also nicht in einem Fach, auch nicht in einer Fachgruppe; der Schwerpunkt liegt in einer Idee. Ein tieferes Verständnis des Gegenwartslebens der Nation und ein geläutertes Interesse an diesem Leben ist aber nur möglich, wenn es geschichtlich verstanden wird. Namentlich dem für geschichtliche Betrachtung von Haus aus weniger disponierten Frauengeist tut solche geschichtliche Behandlungsweise not. Die geschichtliche Behandlung ermöglicht auch das freiere Urteil über die Bewegungen der Gegenwart und hindert so, daß man unselbständig und unpersönlich das Leben der Gegenwart nur mitlebt, daß man à la mode überschätzt und unterschätzt, vor allem, daß die Werte aus dem Geistes- und Gemütsleben der Nation verdrängt werden, die, wie z. B. die Werke der klassischen Periode der Griechen und der Deutschen, vor allem aber die christliche Weltanschauung, die Größe unseres Volkstums so wesentlich bedingt haben.

Die deutsche Sprache.

Mit allem Nachdruck muß zunächst im Lehrplan der höheren Mädchenschule der deutschen Sprache ihr Recht gewahrt werden. In unserer Zeit, in der die sozial voneinander gerissenen Stände unseres Volkes sich innerlich so wenig noch verstehn, hat die Sprache wie einst in der Zeit politischer Zerrissenheit den Wert eines Einheitsbandes. Schon darum, noch mehr aber wegen ihrer wunderbaren Ausdruckskraft, der Kraft ihrer geschichtlichen Entwicklung bedarf die deutsche Sprache der nachhaltigsten, liebevollsten Pflege. Daß es im 20. Jahrhundert Schulen gab, die um des Lateins willen die Stundenzahl des Deutschen auf 3 oder gar 2 herabsetzten, wird einen starken Posten im Schuldkonto der höheren Schulen bilden. Die vom nationalen Kraftbewußtsein getragene Schule muß die Muttersprache ehren, indem sie 1. ihre Schülerinnen zur möglichst vollendeten Handhabung dieser Sprache bringt, in der es sich so klar denkt und Gedachtes sich so schön ausspricht, indem sie 2., weit entfernt, am geweihten Körper der Muttersprache trockene grammatische Übungen vorzunehmen, ihren Schülerinnen das Verständnis für die Schönheit und Erhabenheit, die Bildsamkeit und Anpassungsfähigkeit, für die Treue im

Bewahren alten Kulturlebens und für alle anderen Ehrenattribute der deutschen Sprache erschließt. (Dieser Unterricht in der Muttersprache sei, ohne geradezu sprachgeschichtlich zu sein, doch sprachgeschichtlich gefärbt. In einem wissenschaftlichen Oberbau allerdings würde eine eigentliche geschichtliche Behandlung angezeigt sein.) Die Grammatik hat nur dann ein Recht, wenn ihr Ziel in die Erweckung des Verständnisses für die grammatische Kraft und Eigenart der deutschen Sprache gesetzt wird. Vgl. z. B. die Sütterlinschen Sprachlehren. In das Wesen der deutschen Sprache soll aber auch aller literarische Unterricht einführen. Hier muß die überaus unkünstlerische einseitige Betonung des Inhalts vermieden werden. Wie Inhalt und Form im Dichtergeist miteinander wachsen in geheimnisvoller Wechselwirkung, so müssen Inhalt und Sprachform zueinander in lebendige Beziehung gesetzt werden. Ihrem Inhalt nach aber führt die deutsche Literatur in alles hinein, was je die Tiefen der Menschenseele bewegt hat. Welcher Reichtum, welche Fülle, welche Unerschöpflichkeit, welche Deutschheit! Und vor allem, das sei den Gegnern des „Ästhetischen“ gesagt, welch eine Gelegenheit zu jeder Form der Denkarbeit vom freien Phantasiespiel bis zum gebundensten Denken! Nimmt man aber auch die moderne realistische Literatur und die moderne Prosa hinzu, so sind reiche Möglichkeiten gegeben, zu scharfer Wirklichkeitserfassung hinzuführen. Die Schule muß endlich dem Reichtum, dem täglich sich mehrenden goldenen Überfluß gerecht werden! Dabei müssen wir besonders auch die Berücksichtigung der modernen Literatur fordern; sie spiegelt am besten, wie die Menschheit, mit der wir leben, fühlt und denkt.

Der Unterricht in der deutschen Literatur.

Zum Deutschen tritt die Geschichte, bisher ein Stiefkind in den Lehrplänen aller höheren Schulen, bald hoffentlich ein Hauptfach. Allerdings nicht in der Form, in der es durch die ganze Schule auf nichts hinauskommt als auf Erzählen, Wiedererzählen, Durcharbeiten, Wiederholen. Hauptforderung ist die illustrierende Quellenlektüre, und zwar in den oberen Klassen nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung. Ferner muß gefordert werden die Befähigung zur Lektüre geschichtlicher Darstellungen, die in der geistigen Reichweite der Schülerinnen liegen. Besonders zu empfehlen sind Lebensbeschreibungen, namentlich weil sie die großen Ereignisse einer Zeit in persönlichem Leben spiegeln. Über eine noch weitergehende Forderung, über die Beteiligung der Schülerinnen an der geschichtlichen Forschung, vgl. den Aufsatz des Verfassers: Ein Fortbildungsjahr (B. G. Teubner, 1905, S. 2 fg.).

Geschichte.

Daß die Geschichte als Kulturgeschichte zu behandeln ist, bedarf keines Hinweises. Die illustrierende Quellenlektüre sowie die Lektüre kultureller Schilderungen und urkundlich wertvoller Lebensbeschreibungen dient besonders dazu, das Zeitbild vielfarbig auszumalen. Die große Fähigkeit der Mädchen, sich in einen fremden Kulturzustand einzufühlen, sichert diesem Verfahren gute Ergebnisse. Bei aller kulturgeschichtlichen Behandlung ist die Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens (s. o. S. 210 fg.)

ein besonders wertvolles Ziel; diese Kenntnis aber ist nicht möglich ohne Kenntnis des wirtschaftlichen Lebens. Ein Verständnis unserer Gegenwart ist nicht denkbar ohne die elementare Kenntnis der modernen Volkswirtschaft. So muß denn von der Geschichte nachdrückliche Berücksichtigung des wirtschaftlichen Lebens gefordert werden; und namentlich muß in dem Bilde unserer Gegenwart die moderne Wirtschaftsorganisation in breiterer Ausführung zur Darstellung kommen. Durch diese volkswirtschaftliche Darstellung gelangen die Mädchen zu einer klaren Auffassung der harten Realitäten des Lebens, über die sie sonst leicht ihre Phantasie hinwegträgt.

Religion. Zu Deutsch und Geschichte tritt als drittes Fach der Religionsunterricht. In einer Zeit, die auch im Zeichen des Kampfes der Welt- und Lebensanschauungen steht, muß es als dringende Pflicht der höheren Mädchenschule gelten, die Tiefe der christlichen Weltanschauung und ihre unersetzlichen Lebenswerte in dem Maße dem Geist und dem Herzen der Schülerinnen zu erschließen, als es die Fassungskraft ihres Geistes und Herzens zuläßt. Nicht vernachlässigt werden darf dabei die Entwicklungsgeschichte des kirchlichen und religiösen Lebens, damit die Schülerinnen erkennen, daß die Religion das wichtigste Problem der deutschen Geschichte gewesen ist.

Deutsch, Geschichte (mit Volkswirtschaft) und Religion geben den Schülerinnen den Einblick in das, was unser Volk bewegt hat und noch bewegt, was auch sie selbst, so gewiß sie ein persönliches Leben führen wollen, bewegen muß. In und an diesen Gebieten ist der Geist zu schulen für eine klare und denkscharfe Erfassung der Lebensfragen. In allen drei Fächern aber haftet man an der Oberfläche, wenn man nicht in die Tiefe des Seelenlebens eindringt. Nur bei psychologischer Vertiefung werden die inneren Kämpfe, nur dann die selige Ruhe, nur dann die Beweggründe menschlichen und göttlichen Handelns verstanden.

Psychologie. Psychologie muß Unterrichtsprinzip im tiefsten und weitesten Sinne sein. Sie verbindet noch besonders die ohnehin schon eng verbundene Fächergruppe.

Naturkunde. Die fernwirkende Kraft unserer „Idee“ erweist sich nun auch darin, daß sie aus einer Reihe anderer Fächer die Stoffe anzieht. So vor allem zunächt aus der naturwissenschaftlichen Gruppe. Die Erkenntnis des Menschen bleibt so lange unvollkommen, als nicht die Naturwissenschaften die Naturbedingungen alles menschlichen Lebens und Wirkens haben verstehn machen. Ohne Kenntnis des Leibes keine Kenntnis der Seele, ohne Kenntnis der Natur des Landes keine Kenntnis seiner Bewohner, ohne Kenntnis der gesamten „Naturbedingungen“ keine Kenntnis des wirtschaftlichen, künstlerischen, überhaupt des geistigen Lebens. Die Erforschung der Natur ist in der Kulturgeschichte namentlich der neuesten Zeit einer der wichtigsten Gesichtspunkte; die enge Verknüpfung des Natur- und Geisteslebens ein Kennzeichen unserer Zeit.

Unentbehrlich ist für die Ausgestaltung der „Idee“ die Mathematik. Sie gewährt die Möglichkeit exakter Bestimmungen in dem Gesamtgebiet menschlichen Wirkens und in dem Naturgebiet, auf das der Mensch formgebend einwirkt. Mathematik.

Gestaltend ergreift unsere Idee auch den fremdsprachlichen Unterricht. Der Zweck dieses Unterrichts muß von unserer Idee aus „Verständnis des fremden Volkstums“ lauten; diesem Zweck muß vor allem die Lektüre ihrem Inhalt nach, aber auch die Sprachbehandlung dienen; das letztere nicht nur durch Aufdecken des Charakteristischen der fremden Sprache, sondern auch durch das Dringen auf das Sprechen derselben; gerade das Sprechen in der fremden Sprache fördert das unmittelbare Verständnis des fremden Volkstums außerordentlich, sobald es ein Sprechen im Geiste der fremden Sprache ist. Das so gewonnene Verständnis fremden Volkstums schließt sich dann zusammen mit den in der Religion, im Deutschen, in der Geschichte und in der Geographie erlangten Einsichten in das Wesen anderer fremder Völker, und so erweitert sich das Verständnis des menschlichen Wesens in bedeutsamer Weise über das eigene Volkstum hinaus. Das Charakteristische bei dem Verständnis des fremden Volkes durch das Studium seiner Sprache und die Lektüre seiner Geisteshervorbringungen muß die Gründlichkeit und Innerlichkeit („Intimität“) sein. Der fremdsprachliche Unterricht.

Wirken alle die genannten Fächer in der bezeichneten Weise zusammen, um in den Schülerinnen das Verständnis für das Menschenwesen und Menschenleben (namentlich des Menschen unserer Tage) zu erwecken, so ist damit eine Konzentration gewonnen, die alles Zerfallen des Unterrichts in unzusammenhängende Teile ausschließt.

Indes muß doch folgendes festgehalten werden: So erwünscht es ist, wenn „die Idee“ eine organisierende Kraft auf den Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern ausübt, es hieße doch den zu den Zentralfächern peripher gelagerten Fächern alle ihre Würde nehmen, sie desorganisieren und ihren besonderen (namentlich formalen) Bildungswert schwer schädigen, wenn man den Aufbau und die Unterrichtsweise in ihnen nicht nach ihrer Natur, sondern nach „der Idee“ gestaltete. Nur das wird man fordern müssen, daß sie dem Hauptziele der Schule so viel dienen, als es ihre Natur zuläßt, daß z. B. in der Geographie die Kulturgeographie, in den beschreibenden Naturwissenschaften die Anthropologie, in der Physik und Chemie das Technologische, im Rechnen die für das Verständnis menschlichen Handelns und Wandelns wichtigsten Sachgebiete zu ihrem vollen Rechte kommen, und daß diese Fächer, sowenig sie anthropozentrisch sind, doch das Verständnis namentlich des modernen Menschenwesens fördern. Die Selbständigkeit der naturwissenschaftlichen Fächer.

Die naturwissenschaftlichen Fächer sind untereinander wiederum zu einer Gruppe verbunden, die zuhöchst auf das Entstehn eines physikalischen Weltbildes, wenn auch nur in einfachen Strichen, hinarbeiten.— Fachgruppen.

Zu einer Gruppe sind dann auch wieder die Sprachen miteinander verknüpft. — Als Fachgebiete, die zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften vermitteln, erweisen sich besonders die Geographie und die Volkswirtschaftslehre, beide Konzentrationsfächer ersten Ranges. Für sich allein steht die Mathematik, mit allen Gebieten des Unterrichts aber, soweit sie ein Messen zulassen, eng verbunden. — —

Nach dem bisher über den Lehrplan Gesagten müssen wir zunächst alle Bestrebungen ablehnen, die die höhere Mädchenschule nach dem Vorbild der höheren Knabenschule umformen wollen, sei es, daß sie nach der Art der Gymnasien den Schwerpunkt in die alten Sprachen oder nach Art der Oberrealschulen in die mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe verlegen oder nach Art der Realgymnasien mehrere Gruppen einander das Gleichgewicht halten lassen. Zustimmen müssen wir aber dem Verlangen vieler nach intensiverer Gestaltung des Rechenunterrichts und nach der Einführung der elementaren Mathematik. Nur daß man nicht zu viel tun wolle! Man halte dreierlei fest: 1. Die Mathematik „liegt“ (trotz aller Beobachtungen sei's gesagt!) der Frauennatur im allgemeinen nicht; darüber hinweg kann nur eine dem Mädchen eigentümliche Kunst täuschen, die Kunst, zu wollen, was man soll; 2. ein fortleitendes, über die Schulzeit hinausführendes Interesse erweckt sie nur sehr selten; 3. eine Panazee gegen die Macht des Unlogischen ist sie nicht; die Meinung, die Mathematik bringe eine „allgemeine formale Verstandsbildung“ zustande, gehört endlich in eine Rumpelkammer mit der Vermögenstheorie. Jedenfalls entwickelt sie nicht das Verständnis für die im Menschenleben wirksamen Kräfte und Wirkensformen. — Notwendig ist zunächst unbedingt die Einführung der Arithmetik, und zwar der Rechnungsarten „der ersten und zweiten Stufe“; in den Gleichungen ersten Grades mit einer und mit mehreren Unbekannten ist dann ein Mittel für Rechnungen auf den verschiedensten wertvollen Sachgebieten gegeben. Namentlich aus formalen Gründen ist erforderlich die Aufnahme der Planimetrie, und zwar, wenn irgend möglich, bis zur Lehre von der Proportionalität der Größen. Dies ist das Mindestmaß an Stoff, dem ein Mindestmaß von 3 Stunden in den drei oberen Klassen entsprechen dürfte, vorausgesetzt, daß man diese von einem guten Teil des bisher üblichen Rechenstoffs entlastet. Ob man darüber hinausgehn kann, in der Arithmetik zu den Rechnungsarten dritter Stufe, den Potenzen, Wurzeln, Logarithmen, den quadratischen Gleichungen, in dem Gebiet der Geometrie zu den Anfangsgründen der Trigonometrie und Stereometrie, hängt vor allem von der Prinzipienfrage ab, wie man sich 1. zu der Frage des Handarbeitsunterrichts und 2. zu der Frage des Unterrichts in den neueren Sprachen stellt. Einem Handarbeitsunterricht, der unter Vermeidung aller Künstlichkeiten und Überflüssigkeiten der zukünftigen Hausfrau dienen will, müssen wir nach unserem ganzen Standpunkt das Wort reden, wenn wir auch einer Reduktion der Stundenzahl auf eine

Die Stellung der Mathematik.

Stunde in den beiden oberen Klassen oder auch der völligen Streichung der Handarbeitsstunden in diesen beiden Klassen, in denen jetzt das Interesse für die Handarbeit oft recht stark abflaut, nicht grundsätzlich entgegen sind. — Einer Verkürzung oder Streichung der einen Fremdsprache zugunsten der Mathematik reden manche das Wort; manche auch der Verweisung einer fremden Sprache in das Gebiet des Fakultativen. Wir stellen zunächst als Grundsatz fest: Wenn zwei Fremdsprachen beibehalten werden, so müssen die Schülerinnen in beiden sprachlich weit genug gefördert werden können, daß sie das fremde Volkstum in seinen Grundzügen verstehn und zur selbständigen Fortbildung Lust und Kraft gewinnen. Gegen das vielfach jetzt übliche schonungslose Amputieren der Fächer müssen wir uns prinzipiell aussprechen; entweder gönne man den fremden Sprachen gesunde Existenzbedingungen oder man verweise sie ganz. Gegen die Verweisung der einen Sprache, d. h. zumeist des Englischen, und zwar zugunsten der Mathematik sprechen erstens die eben gegen ein erhebliches Mehr an Mathematik geltend gemachten Bedenken, ferner die oben dargelegten Vorzüge des Englischen (s. o. S. 211 f.), desgleichen die herrschende Idee der Bildung, die vom Gebildeten Mehrsprachigkeit fordert, und der Parallelismus zu den Knabenschulen, endlich der praktische Wert dieser Weltsprache. Kommt man aber über die Bedenken gegen das Ausscheiden des Englischen hinweg, so würden wir von den 4×4 englischen Stunden nur etwa den vierten Teil der Mathematik, ein zweites Viertel den fortzuführenden „beschreibenden Naturwissenschaften“, das dritte und vierte aber der Geschichte und der Volkswirtschaftslehre, sowie der Gesellschaftskunde zuweisen. Solange man aber das Englische beibehält, so lange mache man es auch unserem Hauptzweck bei der Mädchenbildung nützlich, und zwar durch Einführung in das Leben des englischen Volks nach den Hauptseiten seines Wesens. Die Schülerin lerne die Engländer vor allem als das klassische Volk der Volksvertretung (des Parlaments), des Welthandels, der Kolonisation, der sozialen Selbsthilfe kennen. Privatleben und schönwissenschaftliches Leben muß stark zurücktreten. — Entscheidend für diese Fragen sind übrigens teilweise erst die nun folgenden Erwägungen über den Ausbau der höheren Mädchenschule.

Die Streichung einer Fremdsprache.

7. Der wissenschaftliche Oberbau. Die Erörterungen über diesen Punkt sind am Anfang sehr nachteilig dadurch beeinflußt, daß von vornherein für das Zugangsexamen der Mädchen zur Universität dieselben Forderungen wie an den höheren Knabenschulen erhoben werden. Demgemäß lautete früher die Fragestellung: Wie befähigen wir die Mädchen zum gymnasialen Abgangsexamen? Seit der Gleichstellung der Realgymnasien und der Oberrealschulen mit den Gymnasien kommt auch die Abgangsprüfung der beiden letzteren Schulen als Ziel in Frage. Ja, schon das war der sachgemäßen Erörterung der ganzen Frage abträglich, daß sie unter dem Gesichtswinkel „Examen“ behandelt werden mußte. — Die

Der wissenschaftliche Oberbau.

wichtigsten Formen, in denen man die Vorbildung der Mädchen für akademische Studien zurzeit erreichen will, sind 1. die der (jetzt meist) realgymnasialen Kurse, bei denen der erfolgreiche Besuch einer höheren Mädchenschule vorausgesetzt wird und eine drei- bis vierjährige Schulzeit erforderlich ist; 2. das Mädchengymnasium oder -realgymnasium, die Mädchenoberrealschule, die nach Absolvierung von sechs oder sieben Klassen der höheren Mädchenschule in sechs bis sieben Jahren zur Abgangsprüfung führen; 3. die Koedukation, mit der in Baden, Württemberg und Hessen Versuche gemacht werden.

Für uns muß die Frage von vornherein zunächst so gestellt werden: Wie befähigen wir Mädchen, die den Kursus der zehnstufigen höheren Mädchenschule in der von uns geforderten Weise durchgemacht haben, zu akademischen Studien? Die Form des Examens ist dabei zunächst etwas Gleichgültiges, da von den Schulverwaltungen erwartet werden darf, daß sie, wenn ihnen ein Bildungsgang nachgewiesen wird, der sicher zu akademischen Studien führt, nicht eine der traditionellen Examenformen oktroyieren werden. Für den von uns vorzuschlagenden Bildungsgang lauten die Grundsätze so: 1. Der Bildungsgang muß, so weit als irgend möglich, die geradlinige Fortsetzung des Bildungsganges der höheren Mädchenschule sein. Damit ist ausgesprochen, daß er 2. der weiblichen Geistesart angepaßt ist. Er muß 3. seinen wissenschaftlichen Charakter besonders in der Entfaltung wissenschaftlicher Kraft bewähren. Der erste Grundsatz schließt zunächst eine Umbiegung nach dem Gymnasium aus; aber auch die Aufnahme des Latein und damit die Annäherung an das Realgymnasium. Das Latein bedeutet, wenn es mit derselben Schlußwirkung wie an den Realgymnasien aufgenommen werden soll, den Bruch in der Entwicklung, die verhängnisvolle Umbiegung: ein Fach, das bei vierstufigem „Kursus“ mit ca. sechs Jahresstunden angesetzt werden muß, bei sechsstufigem aber mehrfach die Stundenzahl 8, 8, 6, 6, 6, 5 aufweist, hat eine solche umbiegende Kraft; das kommt auch in der Herabsetzung der Stundenzahl des Englischen auf 2, des Französischen auf 2—3, des Deutschen auf 2—3 zum Ausdruck; so in dem vierjährigen Lehrgang der Leipziger Realgymnasialkurse. Das Latein hemmt aber die Fortentwicklung in den drei Sprachen in eben dem Zeitpunkt, in dem einer wissenschaftlich vertieften Arbeit sich die besten Aussichten öffnen. Schülerinnen, die eine wissenschaftlich vertiefte, systematisch geschlossene, vielfach schon geschichtlich begründete Kenntnis der deutschen, französischen und englischen Grammatik gewinnen könnten, müssen Elementargrammatik lernen; Schülerinnen, die für das Beste aus der Literatur Frankreichs und Englands heranreifen und dieser Literatur das besondere Interesse entgegenbringen, das diesen beiden großen Kulturvölkern wegen ihrer vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Kulturwirkungen zukommt, werden in die römische Literatur geworfen, die dem modernen Menschen und besonders dem Frauengemüt nichts Wesentliches zu sagen hat. Dazu

muß die Aneignung der neuen Sprache in einem Zeitmaß geschehn, das dem Bildungsertrag schädlich ist. Statt daß man mit den Schülerinnen im sechzehnten Lebensjahr eine Sprache anfängt, die vor allem zunächst Gedächtnisarbeit fordert, und zwar von einem bereits stark besetzten Gedächtnis, entwickle man ihr Wissen in den drei lebenden Sprachen bis an die Grenzen strenger Wissenschaftlichkeit. Nicht minder pflege man in diesen Sprachen das Können, besonders das dem weiblichen Geschlechte so außerordentlich erleichterte Sprechenkönnen, das zurzeit infolge des Abflauens der Reformbewegung leider wieder stark im Preis gefallen ist. Das stete „Anfangen" in den Lehrplänen der höheren Schulen ist von großem Unsegen. — Soll in Rücksicht auf die Universitätsstudien der Neuphilologinnen, Juristinnen usw. Latein auf der Schule gelernt werden, so wäre ein ganz knapp zugeschnittener Kursus von rein technischem Charakter allenfalls erträglich. Er wäre aber mit eben diesem Charakter ein fremdes Element in dem gesamten Bildungsgang. Darum bleibt die Erlernung des Latein am besten einem streng auf die jeweiligen Zwecke zugeschnittenen Kursus an der Universität vorbehalten.

Das Lehrziel der Oberrealschulen kann für uns ebensowenig in Frage kommen als das Lehrziel des Realgymnasiums; die starke Betonung der Mathematik auf diesen besonders zur Vorbereitung zu höheren technischen Berufen dienenden Schulen schließt das völlig aus. Man wird in der Mathematik sich in den Grenzen halten, die das Gymnasium sich gesteckt hat, und auch hier vielleicht noch einige Abstriche machen.

Der Schwerpunkt des wissenschaftlichen Oberbaus bleibt dort liegen, wo er in der zehnstufigen höheren Mädchenschule lag (s. o. S. 223 fg.). Im Deutschen, dem mindestens vier Wochenstunden zugewiesen werden müssen, werde der Sprachunterricht bis in die oberste Klasse fortgeführt und sprachgeschichtlich gestaltet; für die sprachgeschichtliche Behandlung gibt das Mittelhochdeutsche sichere Unterlagen. Die Geschichte werde in der oben von uns geschilderten Weise so behandelt, daß Lust und Kraft zu eigener Lektüre anderer Darstellungen, Freude an der „illustrierenden" Quellenlektüre und ein elementares Verständnis für geschichtliche Forscherarbeit, der Sinn für die Methode der Ermittlung geschichtlicher Wahrheit sich entwickeln. Zu größerer Selbständigkeit muß sich die Volkswirtschaftslehre entwickeln, ohne die ein tieferes Verständnis unserer Zeit unmöglich ist. Der Religionsunterricht münde aus in einer Glaubens- und Sittenlehre, die den inneren Zusammenhang der christlichen Lebens- und Weltanschauung darlegt und (namentlich moderne) nichtchristliche Lebens- und Weltanschauungen zur Erörterung bringt. Unentbehrlich ist für den ganzen Oberbau die wissenschaftliche Psychologie. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel, um den gesamten geisteswissenschaftlichen Unterricht zu vertiefen. Durch Hereinnehmen der Psychologie kann der Unterricht der höheren Schulen meines Erachtens den größten Fortschritt machen, den er seit langem gemacht hat, voraus-

gesetzt natürlich, daß der gesamte Unterricht von psychologischem Geist durchdrungen ist. Obenein ist es ein Unterricht, dem der weibliche Geist sich mit stärkstem Interesse zuwendet. Nur wenige Richtungen, in denen die Psychologie sehr segensreich wirken muß, seien genannt: das gesamte Gebiet, in dem Charaktere zu verstehn sind, seien es Einzel- oder Volkscharaktere, das Gebiet der schöpferischen Denkvorgänge, das Leben der Sprache usw. Von jedem Fach kann die Psychologie nehmen, und jedem kann sie geben. In der naturwissenschaftlichen Gruppe werde vor allem der botanische und zoologische Unterricht (unter tunlichster Benutzung der Lernform des Praktikums) bis in die oberste Klasse fortgeführt, so daß vertiefte morphologische und physiologische Erkenntnis gewonnen wird. Dem zu feiner Arbeit mit der Hand, zu sorgfältiger geistiger Kleinarbeit und zu induktorischer Denktätigkeit besonders geeigneten Mädchen würde die Praktikumsarbeit besonders zusagen. Zu reichlicher Pflege muß die Physik empfohlen werden, besonders auch, weil in den physikalischen Aufgaben ein ausgezeichnetes Mittel der Einschulung in das kausale Denken und in das Auffinden und Skizzieren von Lösungswegen liegt. Der Erdkunde kann man um ihrer selbst willen, besonders aber auch, weil sie zusammen mit der Volkswirtschaft die breite Brücke zwischen den „ethischen“ und den naturwissenschaftlichen Fächern bildet, nicht entraten.

Die innere Disposition des Unterrichts bleibt dieselbe wie in der höheren Mädchenschule (s. o. S. 223 fg.). Bei der so herbeigeführten starken Geschlossenheit des Unterrichts widerrät sich die für Knabenschulen jetzt in Erwägung gezogene Spezialisierung des Unterrichts, bei der nur ein Kern von Fächern obligatorisch für alle ist, im übrigen aber der Unterricht sich nach den Neigungen und Lebenszielen spezialisiert. Diese Vorwegnahme der akademischen Lernweise würde außerdem zu einer geistigen Vereinseitigung nach Bildungsstoff und geistiger Gestaltung führen, die bei der gefährlichen Wirkung des akademischen Spezialistentums besonders bedenklich ist. Und gerade in unserer Zeit, in der ein fester Zusammenschluß aller leitenden Kräfte unseres Volks angesichts des Ansturms der die Gesellschaft zersetzenden Elemente dringend nötig ist, kann die Basis gemeinsamer Bildung nicht wohl breit genug sein. Namentlich ist solche breite Basis für die zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen der höheren Stände zu fordern.

Der gesamte Unterricht sei der weiblichen Natur angepaßt. Er entwickele die besonderen Begabungen des weiblichen Geistes und arbeite besonders sorgsam an der Beseitigung seiner Mängel.

Die Arbeitsweise ist gleichfalls nichts als die Fortsetzung und Entwicklung der Arbeitsweise in der höheren Mädchenschule. Kennwort der Arbeitsweise bleibt Selbsttätigkeit. Die Aufgaben nehmen immer mehr in wohl berechnetem crescendo wissenschaftlicheren Charakter an. Die Arbeiten spezialisieren sich nach dem Verfahren der Arbeitsteilung so weit, als die Möglichkeit der Arbeitsvereinigung nur irgend reicht.

Die Zeitdauer für den wissenschaftlichen Oberbau ist auf drei bis vier Jahre zu bemessen. Drei genügen allenfalls. Doch würde man bei vier Jahren in ausgiebigster Weise auf die größere Zartheit des weiblichen Organismus Rücksicht nehmen können, und darum ist ein vierjähriger Kursus weitaus vorzuziehn.

Durchaus zu warnen ist vor einer falschen Form der Abgangsprüfung. Die geistbedrückende und denklähmende Anhäufung von Wissensstoffen für „Prüfungszwecke“ widerstrebt der weiblichen Natur noch ungleich mehr als der männlichen. Da wir ein selbsttätiges Arbeiten verlangen, so bilden die freieren Arbeiten der Schülerinnen, die aus allen Fächern (auch der Religion) seit dem Beginn des vierjährigen Kursus vorliegen, eine breite wertvolle Unterlage für das „Urteil“ über die Reife der Schülerin. Dazu treten dann in der Examenzeit häusliche Studien über ein beschränkteres Thema mit völlig freier Literaturbenutzung und eine Anzahl von Klausuren. Die mündliche Prüfung hat nicht den Charakter eines hochnotpeinlichen Abfragens, sondern gibt den Schülerinnen Gelegenheit, zu zeigen, wie sie eine in ihrem Gesichtskreis liegende Aufgabe anfassen. Dabei mögen die Aufgaben, besonders aus dem Gebiet der Auslegung der Schriftsteller, so eingerichtet sein, daß die Schülerin von der Erläuterung aus in freier Arbeit, assoziierend und systematisierend, ihr Wissen in die Breite und Tiefe entwickeln kann. Die Abgangsprüfung.

Die vollausgebaute höhere Mädchenschule, wie sie mir vorschwebt, steht hinter den gymnasialen Anstalten durch das Fehlen der klassischen Sprachen zurück; hinter allen Knabenanstalten durch ein Weniger in der Mathematik, hinter dem Gymnasium allerdings nur um ein Geringes; hinter dem Realgymnasium und der Oberrealschule in Physik und Chemie, während sie hier dem Gymnasium überlegen sein muß; vor allen drei Anstalten hat sie die schärfere Betonung der beschreibenden Naturwissenschaften, und zwar in biologischer Behandlung, voraus. Die Gebiete, auf denen sie ihr Defizit wettmachen muß, sind die übrigen Fächer; unter diesen würden ihr allein Psychologie und eigentliche Volkswirtschaftslehre eigen sein. Ein vom Frauengeist leicht zu erwerbendes Mehr würde auf dem Gebiet der Literaturen liegen, wo eine selbständige Behandlung auch schwieriger Kunstwerke unter künstlerischem Gesichtspunkte, desgleichen die selbständige Behandlung kleiner literargeschichtlicher Fragen Ziel sein müßte. Weit voraus läge das Ziel beim mündlichen Gebrauch der Sprache. Beträchtlich höher wäre auch das Ziel in den drei Sprachlehren, besonders der deutschen, zu stecken. In der Religion kämen der Frauengeist und das Frauengemüt einer weitergehenden Vertiefung in das Innenleben der religiösen Menschen gern entgegen. Endlich ist die Aufgabe in der Geschichte durch Annäherung an die wissenschaftliche Arbeit erheblich zu erschweren. — In summa: Gleichwertigkeit der Leistungen bei starker Ungleichartigkeit muß das Lehrplanziel sein.

Die Vorbildung für das häusliche Leben.

8. Vorbildung für das häusliche Leben. In der Geschichte unserer Schulgattung taucht immer wieder der Vorwurf auf, sie bilde nicht für das häusliche Leben. Auch wir lehnten oben die Tendenzen ab, die der Schule den Charakter einer Anstalt für allgemeine Bildung durch Umbiegung ihrer Eigenart ins Technische nehmen wollten, so scharf bestimmt vor uns als Leitbild die Frau stand, deren persönliches Leben sich vor allem auch im Familienleben betätigen soll. Hat nun aber die höhere Mädchenschule in zehnjährigem Kursus den Forderungen der allgemeinen Bildung Genüge getan, so kann nunmehr die Vorbildung für das häusliche Leben und zwar im technischen Sinne erwogen werden. Und hier bietet sich in der Tat eine der lohnendsten, eigenartigsten Aufgaben der gesamten Frauenbildung. Ziel der Arbeit muß sein vor allem die Pflege und Entwicklung der persönlichen Kräfte, die für eine wertvolle Ausgestaltung des häuslichen Lebens in religiöser, sittlicher, geistiger und geselliger Richtung, besonders für eine gute Pflege und Erziehung der Kinder, aber auch für eine wirtschaftliche Haushaltsführung erforderlich sind. Den Stimmungscharakter der Arbeit bedingt das Mit- und Nebeneinander rein geistiger und mehr praktischer Arbeit. Das Ganze des Frauenlebens muß ins Auge gefaßt werden. Zugleich muß die Gefahr einer Erziehung zum Familienegoismus vermieden werden, indem man alle die Radien beachtet, die aus dem engen Kreis des Familienlebens hinausweisen, aus dem Geistesleben der Familie in das Geistesleben des Volkes, aus dem religiösen Leben der Hausgemeinde in das Leben der Kirche, „aus der Hauswirtschaft in die Volkswirtschaft, aus der Familienpflege in die Pflege des arbeitenden Volkes, aus der Sorge für die Gesundheit der Nächsten zu der Sorge für die öffentliche Gesundheitspflege“. Treten die Schülerinnen unvermittelt aus der Schule in das „Leben“, so geht ihnen leicht die schöne Mitgift der Schule für das Leben verloren; unsere Vor- und Fortbildungsarbeit soll aus der Schule ins Leben überführen. — An Bildungselementen können nur solche aufgenommen werden, die 1. mit den Lebensinteressen der deutschen Frau eng verbunden sind, die 2. ein fortleitendes Interesse und die Möglichkeit selbsttätiger Fortbildung gewähren und die 3. eine enge Verbindung mit dem Lehrgang der zehnstufigen Schule haben. Erforderlich erscheint zunächst eine Fortführung der religiösen Bildung, damit die deutsche Frau sich einst in ihrem religiösen Leben kräftig behaupten und entwickeln und dem Beruf religiöser Seelenpflege besonders an den Kindern genügen kann. Soweit es noch nicht geschehn ist, muß eine organische Verknüpfung der christlichen Lebenswahrheiten zu einem lebensvollen Ganzen gewonnen werden. Im Interesse des selbständigen Geisteslebens liegt die Anleitung zu selbständigem Lesen der hl. Schrift, im Interesse des den Frauen nötigen Verständnisses für das innere religiöse Leben der Kirche und für den Taterweis dieses Lebens in der Liebe die Einführung in die

Lektüre von Büchern, in denen das religiöse Leben der Kirche geschildert wird, und in die Liebesarbeit der Kirche. Als eigenartige Aufgabe im Deutschen empfiehlt sich die Einführung in das poetische Gegenwartsleben der Nation, an dem die deutsche Frau genießend und Genuß vermittelnd teilnehmen soll, an dem sich auch ihr Geschmack im Urteil erproben muß. Wertvoll erscheint von einer ganz anderen Seite eine Einführung in die Literatur der Jugendschriften zum Zweck der Erziehung zu rechtem Werturteil über die geistige Speise der Jugend. — Einer verfeinerten Geselligkeit, der wir so dringend bedürfen, aber auch noch edleren Zwecken dienen Übungen in der Sprachkunst, im Vortragen, Erzählen, Konversieren. Die Pflege des schriftlichen Ausdrucks fördere ein Studienheft, in dem nach freiem Darstellungstrieb alle Formen der Darstellung, vor allem die unschulmäßigen, verwandt werden. Damit die deutsche Frau eine Pflegerin und Schützerin der deutschen Sprache werde, gewähre man ihr (unter besonderer Beachtung der Kindersprache) noch einmal den Einblick in Leben und Werden der Sprache. — In den Fremdsprachen muß das Hauptziel die Weiterbildung zu selbständiger Lektüre besonders solcher Werke sein, in denen sich der eigentümliche Geist der beiden großen Kulturvölker offenbart. — In dem besonders zu betonenden geschichtlichen Unterricht muß das Augenmerk besonders auf die Erweckung der persönlichen Teilnahme am Geschick des Vaterlandes und der persönlichen Mitverantwortlichkeit gerichtet sein. Zugleich muß die Fähigkeit, „sich in den Geist der Zeiten zu versetzen", und die Lust zu geschichtlichem Lesen erweckt werden; dazu diene Lektüre illustrierender Quellen und wertvoller geschichtlicher Darstellungen. Der Zeitraum, der besonders in Frage kommt, ist die Zeit von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart. Volles Gegenwartsverständnis aber ist nur möglich mittels einer Einführung in die Gesellschaftskunde und zwar auf der Unterlage elementarer Kenntnisse in der Volkswirtschaft. Bedeutsame Unterstützung gewährt dem Verständnis der Gegenwart die Erdkunde als Kulturgeographie. Der Naturkunde würde die hochliegende Aufgabe, ein „physikalisches Weltbild" in elementarsten Formen zu zeichnen, zufallen. Die technologische Seite der Physik und Chemie findet in der Volkswirtschaftslehre und Haushaltungskunde Verwendung. Daß Psychologie und zwar ernstgemeinte, gründliche in unseren Lehrplan gehört, bedarf keiner Begründung. Die Psychologie muß schließen mit einer Psychologie der individuellen Differenzen und einer Charakterologie. — Für eine Veredlung des Genußlebens kommt noch in Betracht die Pflege der Kunstbetrachtung zum Zweck des Kunstgenusses.

Die Methode muß kein höheres Ziel kennen als die Emanzipation der Schülerinnen von der Schule zu selbständigem, selbsttätigem Bildungswerk. Gelingt diese Ablösung nicht, so entsteht der jetzt normale Zustand des Verfalls der geistigen Kräfte, der Horizontverengerung,

der Teilnahmlosigkeit, der Allherrschaft der Nichtigkeiten, und was die Symptome der décadence unserer einstigen Schülerinnen sonst noch sein mögen. — Vor allem müssen die Lernweisen des Lebens, d. h. die Arten des Lernens im gewöhnlichen Leben, gepflegt werden, das freie Lesen von Büchern, Broschüren, Zeitungen, das Gespräch, der Besuch von Stätten der Kunst und des werktätigen Lebens.

Das zweite Hauptgebiet der Arbeit, an Würde das erste, ist die Heranbildung der Schülerinnen zur Pflege und Erziehung der Kinder. Diese Arbeit muß von der Erkenntnis getragen werden, daß die wichtigste Tätigkeit der deutschen Frau, mit der sie der Kultur ihren höchsten Dienst leistet, nicht länger Sache des glücklichen Taktes, der bloßen Routine, des vagen Versuchs bleiben darf. Die zukünftigen Mütter haben ein Anrecht auf Erziehung zum mütterlichen Beruf. Ist ihnen aber dies Recht geworden, so sind sie der Nation verpflichtet, gut zu erziehen und so die Zukunft der Nation in schicksalsschwerer Zeit zu sichern. Erforderlich ist eine Verbindung der Einführung in die Theorie und der Einübung in die Technik der Erziehung. Die Theorie umfaßt die Kenntnis des Gegenstandes, des Ziels und der Mittel der Erziehung, sowie eine elementare Unterrichtslehre. Die Einführung in die Kunstübung der Erziehung und des Unterrichts geschieht im Mädchenhort und im Volkskindergarten.

Das letzte Sachgebiet unserer Arbeit umfaßt das gesamte physische Wirken der Hausfrau. Die Unterlage der einheitlichen Disziplin bildet eine gründliche Kenntnis vom Bau und Leben des menschlichen Körpers. Die Hauptaufgabe umfaßt die Erhaltung und Pflege des menschlichen Körpers. Aufbauend auf einer Belehrung über Wohnung, Kleidung, Lebensmittel, gibt man den Schülerinnen das Wissen von der Technik des hauswirtschaftlichen Tuns, z. B. der Wahl der Wohnung, der Beschaffung des Hausrats, der Beschaffung und Zubereitung der Lebensmittel. Mit dem Erkennen verbindet sich überall das praktische Tun. — Den Schluß bildet die Theorie und Praxis der hauswirtschaftlichen Rechnungsführung. Genaueres in meinem Aufsatz: Ein Fortbildungsjahr (s. o.).

Erforderlich sind für diese Vorbildung zum häuslichen Leben ein bis zwei Jahre. Voraussetzung ist ein auf Erziehung zur Selbsttätigkeit abzielender Unterricht in einer zehnstufigen höheren Mädchenschule. Bei der hier empfohlenen genauen Anpassung des Lehrverfahrens an den Zweck leuchtet ein, daß eine Verquickung dieser Vorbereitung für das häusliche Leben mit dem wissenschaftlich gerichteten Unterricht des „Oberbaues“ von uns an der Schwelle abgewiesen werden muß. Die reinliche Scheidung der Vorbildung für die akademischen Studien und der Vorbildung für das Leben im Hause ist die Vorbedingung für den unterrichtlichen Erfolg hier wie dort.

Während man die Vorbildung für das häusliche Leben in enger

Fühlung mit der höheren Mädchenschule halten wird, stehen andere schulmäßige Veranstaltungen, wie Industrie- und Gewerbeschulen, Haushaltungschulen, Schulen für Kindergärtnerinnen usw., außerhalb des Zusammenhangs mit ihr, am besten zu „Zentralanstalten" für die Berufsausbildung der weiblichen Jugend zusammengefaßt. Für diese gesamte Berufsausbildung muß die höhere Mädchenschule die allgemeine Vorbildung der Geisteskräfte leisten.

Das Lehrerinnenseminar.

9. Das Lehrerinnenseminar. Diese Anstalt hat sich an der höheren Mädchenschule aus den kümmerlichsten Anfängen entwickelt. Eine geschichtlich gewordene Verbindung besteht hier, die wohl auch in Segen fortbestehen kann, wenn nicht Gründe der äußeren und inneren Verwaltung zur Trennung zwingen. Die Anhänger völliger Trennung betonen besonders den Unterschied der beiden Schulen, von denen die eine allgemeine, die andere Fachbildung vermittele. Da aber der wissenschaftliche Unterricht im Seminar sich als geradlinige Fortsetzung des Unterrichts in der Mädchenschule darstellt, so ist immerhin eine innere Kontinuität gegeben. — Ohne daß hier im einzelnen auf die Fragen dieser Schulgattung eingegangen werden soll, mag zu den wichtigsten Fragen auf diesem Gebiet das Folgende bemerkt werden: Die Bedingung der Zulassung zur Aufnahmeprüfung sei die Absolvierung der zehnstufigen höheren Mädchenstufe oder der Erwerb einer ebenbürtigen Bildung. In einer Zeit, in der der Volksschullehrerstand auf eine Vorbereitung in der Art der Realschule dringt, tun die Volksschullehrerinnen gut, nicht unter die Anforderungen der höheren Mädchenschule herabzugehen. Das Ziel des Seminars ist zunächst die Vorbereitung für den Dienst an der Volksschule, ein Dienst, der in unserer Zeit um so herrlicher ist, als der Lehrer und die Lehrerin fast die einzigen sicheren Vermittler der religiösen, der deutsch-nationalen, der bürgerlichen Gedanken- und Gefühlswelt an die Kinder des vierten Standes und an diesen selbst sind. Eine ungeheuere Kulturaufgabe! Diese Kulturaufgabe fordert eine tiefe Bildung, für die vier Jahre nötig sind. Die Erhöhung um ein Jahr stellt auch den Parallelismus mit der Ausbildung der Lehrer her. Die Prüfung für die Volksschulen berechtigt zugleich zum Unterricht auf der Unter- und Mittelstufe, aber nicht der Oberstufe der höheren Mädchenschule. — Will man für die Volksschullehrerinnen bei einem dreijährigen Kursus stehen bleiben, so würde die Lehrbefähigung für die unteren und mittleren Klassen der höheren Mädchenschule in Preußen durch ein Examen in Fachgruppen nach Art des Examens für Mittelschullehrer erlangt werden müssen.

Die wissenschaftliche Ausbildung im Seminar geschehe in tunlichst geradliniger Fortsetzung der Arbeit, wie sie oben für die höhere Mädchenschule gefordert ist. Das Ziel des Unterrichts kann nur eins sein: die Befähigung der Seminaristinnen zu selbsttätigem Gewinnen des Lehrstoffs. Hier gilt es mit allen Mitteln dem Schaden zuleibe zu

gehen, an dem der Unterricht der Lehrerinnen wie der Lehrer vielfach leidet; sie sind beim Gewinnen des Stoffs abhängig von den „abgeleitetsten“ Quellen, wenn sie nicht gar gleich den diktatisch geformten Stoff aus einem der schlimmen Präparationsmittel entnehmen. Die Lust und die Kraft zu freitätiger Stoffgewinnung muß im Seminar erweckt werden. Das ist nur möglich, wenn auch im Seminar, und hier erst recht, der Unterricht Arbeitsunterricht ist, wenn alles Dozieren ex cathedra auf das geringste Maß beschränkt wird und dafür das Arbeiten mit den Schülerinnen eintritt, dessen Ergebnis eine sichere Arbeitstechnik ist, dank deren sie z. B. mit geschickter Benutzung der exegetischen und archäologischen Hilfsmittel an die Erklärung eines Bibeltextes herangehen, dank deren sie in das innere Verständnis einer Dichtung eindringen, dank deren sie illustrierende Quellen in der Geschichte benutzen, dank deren sie selbständig experimentieren usw. Unter den Fächern, die mit Nachdruck getrieben werden, fehle auch das Französische nicht. Auch die Volksschullehrerin bedarf dieses eminenten Bildungsmittels, das obenein ein anerkannter Gradmesser der „Bildung“ ist. Bei vierjährigem Kursus und etwa vierstündigem Wochenunterricht könnte auch im Französischen das Maß von Kenntnissen erworben werden, das, einen späteren Auslandsaufenthalt vorausgesetzt, bis zu den mittleren Klassen der höheren Schulen genügen würde.

Für die spezifisch fachmäßige Ausbildung muß vor allem auf eine tüchtige psychologische Grundlage gedrungen werden. Daß sich zu solcher Grundlage nur die moderne exakte Psychologie, nicht die Herbarts eignet, wird hoffentlich bald allgemein anerkannt. Selbstverständlich muß der Unterricht das ganze Seelenleben umspannen und sich vor jeder voreiligen Einmengung praktischer Gesichtspunkte hüten. Besonderer Nachdruck ist auf den Aufbau des Seelenlebens zu legen. — Eine Lebensfrage für den Unterricht in der deutschen Volksschule ist es, daß grundsätzlich mit allem didaktischen Formalismus gebrochen wird. Man lehre daher die Seminaristinnen vor allem, daß sie zunächst nichts Höheres kennen dürfen als das Streben, den Unterrichtsstoff in seiner ganzen Kraft und Schönheit zu verstehen. Das zweite ist dann die Erwägung, was von diesem Kraftvollen und Schönen die Schülerin nach dem Stand ihrer Kraft sich aneignen kann. Drittens ist dann zu überlegen, nicht, wie der Stoff vom Lehrer „darzubieten“ ist, sondern wie die Schülerin sich am besten des Stoffs eigentätig bemächtigt, wie zwischen ihr und dem Stoff ein recht inniges, unmittelbares Verhältnis entsteht. Voraussetzung hierbei ist, daß die Seminaristin die Anforderungen kennt, die ein Stoff an die Seele des Kindes stellt, und daß sie weiß, in welchen Richtungen (und auf welche Reize hin) das Denken der Natur des Stoffs gemäß konstant verläuft. — Damit die Seminaristin diese Art der Stoffbehandlung lernt, ist mit ihr andauernd am Stoff selbst zu arbeiten; so erwächst ihr die Didaktik der einzelnen Fächer aus den Fächern

selbst, aus deren Natur heraus. Demgemäß hat die Didaktik der einzelnen Fächer der sog. allgemeinen Didaktik vorauszugehen.

Diese gemeinsame Arbeit mit den Seminaristinnen ist das Wichtigste, was das Seminar für deren Einführung in die Unterrichtspraxis tun kann, ungleich wichtiger als das eigentliche Unterrichtenlassen in der Seminarübungsschule. Unterrichtsstoffe auf ihren Inhalt, ihren Wert für das Geistes- und Gemütsleben, auf die von ihnen geforderten psychischen Prozesse hin durchstudieren und dann erwägen, wie man diese Prozesse im Geist der Schülerin zum Ablauf bringt, das ist etwas, was die Lehrerin allein nur schwer lernt, während sie sich mit der äußeren Technik der Frage u. ä. schnell abfindet.

Die Seminaristinnen dazu anzuhalten, daß sie den Stoff selbsttätig erheben und zwar den Quellen so nahe als möglich, und ihn dann selbsttätig seiner und der Schülerinnen Natur gemäß und entsprechend der stets wechselnden gesamten Unterrichtslage gestalten, das muß A und O der Seminararbeit sein.

Eine so vorgebildete Seminaristin ist unzweifelhaft fähig, später auf der Universität die Kunst der wissenschaftlichen Forschung zu lernen.

Die wissenschaftliche Prüfung würde ebenso zu gestalten sein wie das Abiturientenexamen (s. o. S. 233). So fiele die Examennot weg; damit auch die Notwendigkeit, etwa an eine stufenförmige Prüfung denken zu müssen, damit auch ein Hauptgrund für die Trennung der Fachausbildung von der wissenschaftlichen Ausbildung. Diese Trennung bringt, soweit ich sehe, die Gefahr des didaktischen Formalismus mit sich.

10. Die Vorbildung der Oberlehrerinnen. Bewährt hat sich der Weg, den man den seminarisch gebildeten Lehrerinnen geöffnet hat (s. o. S. 190). Als Mängel dieses Bildungsgangs empfanden allerdings die Lehrerinnen die Hindernisse bei der vorübergehenden Loslösung aus ihrem Amt, die Schwierigkeit des Erwerbs der Vorkenntnisse im Lateinischen, Griechischen und der Mathematik, vor allem aber die Unzulänglichkeit der Vorbereitung auf dem Seminar. Als Vorzüge müssen erscheinen die größere geistige und sittliche Reife, die eine geistig und charakterologisch wertvolle Ausnutzung der „akademischen Freiheit“ gestattet, die an der unterrichtlichen Arbeit unter eigener Verantwortung und an der selbsttätigen Fortbildung von der Lehrerin selbst und ihren Vorgesetzten gewonnene Einsicht in das wissenschaftliche und das davon grundverschiedene pädagogische und didaktische Vermögen und die planmäßige Beziehung des Studiums auf unterrichtliche Verwendung. Von den Hemmnissen würde das letzte durch eine Reform des Seminars zu beseitigen sein, deren Ziel die Befähigung zum selbsttätigen Erarbeiten des Unterrichtsstoffs und zum freieren Gewinnen der unterrichtlichen Form wäre. Das Fehlen der „Vorkenntnisse“, von denen übrigens das Griechisch auch nicht auf dem von den Lehrerinnen bevorzugten Wege realgymnasialer Vorbildung gewonnen wird, kann nicht schwer

ins Gewicht fallen, wenn der Studiengang so eingerichtet wird, daß im ersten bis zweiten Semester in solchen Gebieten gearbeitet wird, die die „Vorkenntnisse“ nicht fordern, und daß in dieser Zeit die Vorkenntnisse in einem praktisch geleiteten Kursus gewonnen werden können. Neben den seminarisch vorgebildeten Oberlehrerinnen werden zukünftig, und zwar in steigender Zahl, die in derselben Weise wie die Oberlehrer auf einer Mittelschule (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) vorgebildeten Oberlehrerinnen stehn. Das Ziel muß sein, daß die Bildung beider Kategorieen von Oberlehrerinnen gleichwertig wird. Die Differenzierung der Prüfungsforderungen ist nicht rätlich. Wird der Kursus des Lehrerinnenseminars vierjährig, so rückt die Vorbildung der Seminaristin der der Mittelschülerin an wissenschaftlichem Wert nahe; ein Ausgleich des immer noch bestehenden durch die praktische und theoretische Ausbildung in der Pädagogik bedingten Weniger wird dadurch erreicht, daß die Mittelschülerin schon auf der Universität sich ungleich intensiver mit wissenschaftlicher Pädagogik wird beschäftigen müssen, und daß der Lehrerin in der Zeit ihrer fünfjährigen Praxis die Möglichkeit zu einer wissenschaftlichen Fortbildung in der Richtung ihrer Seminararbeit und damit zu einer Vorbildung auf der Universität gegeben ist. — Für die aus den Mittelschulen hervorgegangenen wissenschaftlichen Lehrerinnen ist Seminar- und Probejahr obligatorisch zu machen.

Das Lehrerkollegium.

11. Das Lehrerkollegium der höheren Mädchenschule. Akademische Bildung muß nach allem Gesagten für den Unterricht auf der Oberstufe gefordert werden; tüchtige Seminarbildung für den Unterricht auf der Mittel- und Unterstufe. Dem Geschlecht nach arbeiten Lehrer und Lehrerinnen, Oberlehrer und Oberlehrerinnen in einem Prozentsatz nebeneinander, der dem Spiel der örtlichen Verhältnisse überlassen werden kann. Die Schule aber dürfte dann am besten beraten sein, wenn die Lehrer ihre männliche Geistes- und Gemütsart ebenso deutlich ausprägen wie die Lehrerinnen die ihre. Der Lehrer muß sich überzeugt halten, daß in dem Geist der Frau eine Geistesart neben der seinen wirkt, die ebenso erfreulich ist als die seine, wenn sie dem gattungsmäßigen Ideal nachgebildet ist. Die Lehrerinnen aber müssen sich davon überzeugen, daß ihnen ein Monopol auf die Erziehung des Mädchens nicht zusteht, weil der Mann eine lebendige Kenntnis des Familienlebens und des im Bannkreis des Familienlebens sich abspielenden Seelenlebens der Kinder besitzt und durch sein Familienleben auch in eine besonders innige Beziehung zu vielen Seiten des öffentlichen Lebens tritt.

Der Staat und die h. Mädchenschule.

12. Der Staat und die höhere Mädchenschule. Die Zeit fordert eine Schule, die das Ziel hat, einer reichen, kräftigen, gesunden Entwicklung des Personenlebens der deutschen Frau die Unterlage einer höheren Allgemeinbildung zu geben; eine Schule, die in der weiblichen Jugend die Kraft und den Willen zu einer Lebensarbeit erweckt; eine Schule, die an ihrem Teil zur Erziehung der einstigen Erzieherinnen der

deutschen Jugend mitwirkt; eine Schule, die die Töchter der mittleren und höheren Stände befähigt, sich in einem freigewählten Berufe selbst zu erhalten und dem würdelosen Warten auf einen Lebensinhalt zu entgehen; eine Schule, die die Vorbereitung auch für die höheren Lebensberufe zu leisten vermag; eine Schule, die auch der inneren Vorbereitung für alle soziale Hilfsarbeit dienen kann; in Summa eine Schule, die die große Fülle der in unserer Zeit nach Betätigung drängenden weiblichen Energie in Pflege und Zucht nimmt, so die Kulturkraft der Frau erhöht und die gesamte Kulturentwicklung durch neue und eigenartige Kräfte bereichert. — Der Staat als Träger der Gesamtkultur hat nun allerdings das Interesse, Schulgestaltungen zu verhindern, in denen grundwesentliche Kulturgüter, wie etwa die echten Tugenden des deutschen Weibes, gefährdet würden. Er wird namentlich gegen solche Schulgestaltungen sein Veto einlegen, die das deutsche Familienleben, etwa die physische Gesundheit der zukünftigen Mütter, schädigen müßten. Vor allem aber wird er die positive, schöpferische Aufgabe haben, die Schulform zu gewinnen, in der er die Kräfte des weiblichen Geschlechts emporbilden und für seine Kulturzwecke dienstbar machen kann. Das ist zurzeit eine der vornehmsten Aufgaben staatlicher Kulturpflege. Diese Aufgabe ist um so ernster, als die bürgerliche Gesellschaft offenbar schwersten Daseinskämpfen entgegengeht, bei denen sie der Frauen als Mitkämpferinnen nicht entbehren kann. — Eine Schule, wie sie die Zeit fordert, trägt den ausgesprochenen Charakter der höheren Schule. Der höheren Mädchenschule diesen Charakter nach ihrer inneren Organisation und ihrer äußeren Stellung zu geben, wird daher da, wo es noch nicht geschehen ist, die Pflicht des Staates sein. Erforderlich dazu ist eine klare Begriffsbestimmung des Wesens der höheren Mädchenschule, mittels deren sie sich unzweideutig von anderen Schulen unterscheidet, eine Lehrordnung, die, ohne originale Gestaltung zu verhindern, doch die Grundforderungen einer höheren Schule festlegt, eine Formierung des Lehrerkollegiums, bei der die Schule ihren Charakter als wissenschaftliche ausprägen kann, eine Besoldung, bei der die Schule den Wettbewerb anderer Schulen um die Lehrkräfte zu ertragen vermag, eine verwaltungsrechtliche Stellung, die sie in das System der höheren Schulen als ebenbürtige Anstalt eingliedert. Das Wertvollste an der staatlichen Kulturpflege aber ist das lebendige Interesse der staatlichen Organe an der Schule, das aus der Würdigung ihres Kulturwerts entspringt.

An uns, den Lehrern und Lehrerinnen der höheren Mädchenschule, aber ist es, durch immer erneute Vertiefung in die schon verwendeten oder zur Verwendung drängenden Unterrichtswerte, in die Kulturlage unserer Zeit, vor allem aber in die weibliche Natur aus der höheren Mädchenschule je länger, je mehr eine Schulgestalt herauszuarbeiten, die in klarer Anpassung an die spezifische Kulturaufgabe der Frau in unserer großen und schweren Zeit eine originale Schulform ist.

Literatur.

Zur Geschichte des höheren Mädchenschulwesens: O. SOMMER, Die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland (Wychgrams Handbuch). J. WYCHGRAM, Geschichte der höheren Mädchenschule (Schmid, Geschichte der Erziehung 5, II). G. BÄUMER, Geschichte und Stand der Frauenbildung in Deutschland (Lange und Bäumer, Handbuch der Frauenbewegung). G. KRUSCHE, Programme der Höheren Mädchenschule in Leipzig 1887 fg. (Literatur über weibliche Erziehung und Bildung in Deutschland).

Zur Didaktik der höheren Mädchenschule: Handbuch des Höheren Mädchenschulwesens, herausgegeben von Prof. Dr. J. WYCHGRAM.

DAS FACH- UND FORTBILDUNGSSCHULWESEN.

Von

Georg Kerschensteiner.

Für die Kultur eines Volkes ist die stets kleine Zahl seiner wirklich Gebildeten und die Größe ihrer Geisteswerke kein untrügliches Maß. Sie ist es ebensowenig, wie etwa die Zahl und Größe der Palmen in den Oasen ein Maß wäre für die Fruchtbarkeit der großen libyschen Wüste. Das gilt in noch viel höherem Grade für die Wertschätzung der Kultur eines modernen Staates als der eines antiken, in welchem der größte Teil der Bevölkerung in Sklavenfesseln lag. In unseren heutigen Kulturstaaten hat jeder Einzelne nicht nur seinen bestimmten Platz, seinen freigewählten, persönlichen Beruf, sondern auch seine Pflichten und Rechte als Bürger des Staates, dem er angehört. Will man daher die Kultur dieses Staates bemessen, so muß man die Frage beantworten, wie weit jeder seiner Bürger imstande ist, nicht bloß die mehr oder weniger egoistische Aufgabe seines Berufs, auf den ihn Veranlagung, Wille und soziale Schichtung gestellt haben, zu erfüllen, sondern auch die Aufgaben des Staatsverbandes, dem er angehört, im großen und ganzen wenigstens zu erfassen und der gewonnenen Einsicht gemäß zu handeln.

Maß für die Kultur eines Staates.

Zur Blütezeit der Städte am Ausgang des Mittelalters gab es in Deutschland vereinzelte Stadtstaaten, deren Kultur, nach diesem Maße gemessen, eine beträchtliche Höhe erreichte. Jeder einzelne Bürger wuchs im engen und strengen Verband seiner Zunft zunächst in seine persönliche, in seine Berufsaufgabe hinein und erreichte unter dieser Zucht die Höhe, die seiner Begabung zugänglich war. Solange dann die Zünfte ein notwendiges Glied der politischen und wirtschaftlichen Organisation der Städte waren, lernte der Einzelne allmählich auch die Aufgaben seines Gemeinwesens erkennen und einsehen, daß er seinen eigenen Interessen nützte, wenn er im Interesse des Staates handelte. Das dauerte freilich nicht lange. Die Wirtschaftsformen erweiterten sich mehr und mehr, der Zunftgeist aber wurde enger und enger; im 17. und 18. Jahrhundert waren die Zünfte nicht einmal mehr imstande, ihre egoistischen Berufsaufgaben zu erfüllen, geschweige denn, daß in ihrem engen Gesichtskreis ein Ver-

Die Zünfte als Kulturträger.

ständnis für die Aufgaben der Allgemeinheit hätte auftauchen können. Ihre aktive und passive Erziehungsfähigkeit war erloschen.

Aber an Stelle dieser absterbenden mächtigen Erziehungskraft war keine andere getreten. Nur die alten Standessitten und die Familienzucht wirkten noch, die öffentliche Erziehung aber hatte in Deutschland so ziemlich aufgehört. Die Elementar-, Trivial- und lateinischen Schulen, die nach der Reformation überall in den Städten sich fanden, verfolgten andere Ziele als berufliche oder staatsbürgerliche Ausbildung. Das große und weite Land blieb in der Hauptsache unwissend und unerzogen in fast allen europäischen Staaten, ausgenommen vielleicht in Frankreich, wo schon im 16. und 17. Jahrhundert infolge der Tätigkeit der Kirche in den meisten Departements kaum eine Kommune ohne Elementarschule war.

Erweiterung oder Ersatz der Elementarschulbildung im 18. Jahrhundert.

I. Die erste Periode beruflicher Erziehung bis 1851. Die Errichtung der Sonntags- und Wiederholungsschulen, welche Friedrich der Große in seinem General-Land-Schul-Reglement vom 12. August 1763 anordnete, damit „die Meister ihre Lehrlinge, sofern sie nicht die nötigen Kenntnisse in Lesen, Schreiben und Religion besaßen, wöchentlich vier Stunden in die Schule schickten", bot, wie man aus dieser Bestimmung sieht, nicht etwa eine Fortbildung über die Elementarschule hinaus, sondern einen kümmerlichen Ersatz für die mangelnde Elementarschulbildung. Ebenso kann den in Württemberg durch die Synodalverordnung von 1739 festgelegten Sonntagsschulen und dem in Bayern durch die Verordnung Max Josefs III. von 1777 verlangten wöchentlich einmaligen Schulbesuch der Lehrlinge keine andere Bedeutung zugemessen werden, als daß sie ein Zeichen der aufkeimenden Einsicht waren, daß irgend etwas zur Bildung des Volkes, auch über die Volksschule hinaus, geschehen müsse. Den erwähnten Verordnungen und Erlassen fehlte überdies ein gesetzlicher Rückhalt. Sie enthielten nur Verpflichtungen zum Besuche der Schulen und gaben kein Mittel, ihn zu erzwingen.

Die ersteu Versuche zur Hebung der technischen Bildung im 18. Jahrhundert.

Den Mangel an staatsbürgerlicher Erziehung fühlte man in diesen Zeiten begreiflicherweise nicht sehr. Auch die großen Erzieher des 18. Jahrhunderts, Rousseau, Rochow, Pestalozzi, hatten in der Hauptsache nur die allgemeine Menschenbildung im Auge, und die vielen Kirchenschulen nur den gläubigen Christen. Dagegen machte sich der Mangel an technischer und wirtschaftlicher Bildung immer fühlbarer. Um die teilweise kostbaren Bauten der Residenzen und deren innere Einrichtung auszuführen, mußte man ausländische Meister berufen. Um die einträglichen Industrieen, die in England und Frankreich sich bereits entwickelt hatten, auch im eigenen Lande zu besitzen, brauchte man nicht bloß ausländische Meister, sondern auch inländische Arbeiter. Neben der Porzellanmanufaktur waren es insbesondere die Textilmanufakturen, von denen man beträchtliche Erträgnisse für den Staatsschatz erhoffen konnte. Österreich machte den Anfang. Es sendet in den sechziger Jahren des

18. Jahrhunderts geschickte Meister in Baumwolle- und Seidenfabrikation in die Provinz und erfindet so gleichsam den heute so stark entwickelten Wanderunterricht. Um dieselbe Zeit erläßt es sogar ein Spinnschulpatent für die sämtlichen österreichischen Provinzen, nachdem es im Jahre 1758 bereits eine Manufakturzeichenschule in Wien und 1767 eine Schule für Spitzenklöppelei zu Prag errichtet hatte. „Alle landesfürstlichen Städte und Märkte sollten den Winter über Spinnschulen unterhalten, deren Besuch den Kindern der Professionisten vom 7. bis 15. Lebensjahr zur Pflicht gemacht wird.“ Zur Heranbildung eines intelligenten Kaufmannsstandes wird auf Anregung des Rektors Georg Wolf 1770 in Wien eine Realhandelsakademie errichtet.

Auch in andern Ländern finden wir teils um diese Zeit, teils einige Jahrzehnte später staatliche Hinweise auf die Notwendigkeit von Einrichtungen für technische Ausbildung, so in dem kurpfalz-bayrischen Allerhöchsten Erlaß des Generalschuldirektoriums von 1803, der da fordert, daß überall Arbeitsschulen für Knaben und Mädchen angelegt und mit den Lehrschulen in Verbindung gebracht werden sollen. Doch waren auch sie weniger im Sinne gewerblicher als allgemein menschlicher Erziehung gedacht; denn: „Von diesen Schulen sollen auch jene nicht freigesprochen werden, von denen es vorauszusehen ist, daß sie einstens nicht notwendig haben, zu arbeiten, um sich zu ernähren; abgesehen von dem Wechsel des Glückes, wodurch viele ererbten Reichtum verlieren, so ist es immer gut, daß jeder lerne den Vorzug zu schätzen, sich selbst den notwendigen Unterhalt erwerben zu können und jenen gehörig zu achten, der durch Aufmerksamkeit und Kunstfleiß sich einen Wohlstand zu verschaffen versteht.“ Im gleichen Jahr fordert ein Edikt in Baden „über die gemeinen und wissenschaftlichen Lehranstalten für größere Städte, die hauptsächlich mit Gewerbe und Kunstfleiß sich beschäftigen“ die Ausdehnung des Unterrichtes in den unteren Schulen auf Lehrgegenstände mit Technologie und Zeichnen.

Ursache des Scheiterns dieser Versuche.

Doch solche Ansätze von staatlicher Anregung oder gar Fürsorge für berufliche Erziehung blieben in den Ländern des alten Deutschen Reiches vereinzelt, und die Zeiten der französischen Revolution und der darauf folgenden Kriegswirren waren nicht geeignet, ein System in diese Fürsorge zu bringen oder sie gar mit Nachdruck zu verfolgen. Wo die neuen Erziehungseinrichtungen einigen Erfolg vielleicht hatten, da drückte die damalige Wirtschaftspolitik der Fürsten, die Subventionierung der von allen Zunftschranken befreiten Manufakturen, ihre Förderung durch das Prämiensystem und den Schutzzoll wieder umgekehrt auf das freie Gewerbe und damit auf die gewerbliche Erziehung innerhalb der Zünfte. In Österreich gingen infolgedessen sogar die meisten Spinnschulen wieder ein, in Bayern kamen die Arbeitsschulen und in Baden die gewerbliche Erweiterung des Unterrichts überhaupt nicht zur Ausführung. Auch fehlte ein tieferes Interesse an der eigentlichen gewerblichen Erziehung. Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm II. in Preußen, sowie Josef II. in

Österreich gaben alljährlich bedeutende Summen zur Verbesserung von Fabriken aus; aber in bezug auf die gewerbliche Erziehung im engeren Sinne blieb es im allgemeinen bei den platonischen Erlassen.

Die Initiative einzelner Privater.

Je weniger aber der Staat eingriff, desto stärker wurde die Initiative einzelner Personen und privater philanthropischer oder wirtschaftlicher Verbände wachgerufen. Denn die Not ward größer und größer. Gegen Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts entstehen infolge der hingebenden Tätigkeit Einzelner in vielen deutschen Städten Schulen für berufliche Erziehung. In Hamburg wird bereits 1677 von der Gesellschaft zur Förderung der Kunst- und nützlichen Gewerbe eine gewerbliche Unterrichtsanstalt eingerichtet; in Berlin bildet sich ein Verein zur Errichtung sonntäglicher Fortbildungsschulen für Handwerkslehrlinge und gründet 1797 die erste Berliner Fortbildungsschule. In Böhmen entstehen durch die unermüdliche Tätigkeit des Pfarrers und Lehrers und nachmaligen Schulrats und Propstes Ferdinand Kindermann bis zum Jahre 1790 nicht weniger als 232 Industrieschulen, nämlich Volksschulen mit geregelter Unterweisung in den Anfangsgründen des Handwerkes. In München errichtet 1792 Professor Mitterer eine Zeichenschule, 1793 Kefer eine Handwerkerfeiertagsschule, 1824 der nachmalig so berühmte Schwanthaler eine Schule für Bossierunterricht. 1806 richtete Professor Oberthür in Würzburg und 1811 Fürst-Primas von Dalberg in Aschaffenburg eine Zeichenschule ein; in Wien legt 1812 die Gesellschaft adliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen den Grund zu einer „Kunst- und Industrieanstalt für weibliche Arbeiten".

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Noch bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein verdanken in den meisten deutschen Ländern die Anstalten zur Hebung der niederen und mittleren gewerblichen Erziehung ihre Entstehung in der Hauptsache der privaten Initiative. Nur in Württemberg, wo durch die Schulbehörde zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Sonntagsschulen in Sonntagsgewerbeschulen umgewandelt werden, und in Baden, wo am 15. Mai 1835 eine landesherrliche Verordnung zur Errichtung von Gewerbeschulen ergeht, die heute noch blühen, fällt auf den Staat schon frühzeitig ein wesentlicher Anteil an der Gründung und Ausgestaltung niederer und mittlerer gewerblicher Erziehungseinrichtungen.

Die Initiative der neuen beruflichen Verbände.

Diese private Initiative ging anfangs, wie schon aus den Beispielen ersichtlich ist, im allgemeinen keineswegs von gewerblichen Verbänden aus. Durch das berühmte Edikt vom 2. Nov. 1810, das dem Staate Preußen nach dem Vorbild Frankreichs die Gewerbefreiheit brachte und damit den Grund zu seiner frühzeitigen industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung legte, sowie andernteils durch die zahlreichen „Hofbefreiungen" und „Schutzdekrete", die in der Theresianischen und Josephinischen Zeit auch in Österreich starke Breschen in das Zunftwesen legten, waren in den zwei größten deutschen Staaten die natürlichen Interessenten der

gewerblichen Erziehung aufgelöst oder doch lahmgelegt. Es mußten sich erst wieder neue Verbände bilden, die Gewerbevereine und Innungen in Deutschland, die Zwangsgenossenschaften in Österreich, welche neben allgemeinen Gewerbs- und Wirtschaftsinteressen auch die Förderung der beruflichen Bildung wieder ins Auge fassen konnten. Und sie bildeten sich auch unter der zunehmenden Not, die mit der aufblühenden Industrie, den wachsenden Großbetrieben, dem mit dem Verkehr gesteigerten Wettbewerb, und nicht zuletzt durch das gänzliche Daniederliegen der Meisterlehre über die meisten Gewerbe hereinbrach. Wo sie sich aber bildeten, wurde die Frage der gewerblichen Erziehung eine Verbandsangelegenheit. Im Großherzogtum Hessen entsteht 1837 sogar ein Landesgewerbeverein, der sofort zur Gründung von drei Handwerkerschulen schreitet und dem heute noch der Ausbau des gewerblichen Unterrichtswesens anvertraut ist. Die Zwangsgenossenschaften in Österreich schritten alsbald zur Einrichtung von Lehrlings- und Gehilfenschulen. Das heute in Wien blühende niedrige gewerbliche Erziehungswesen verdankt seine frühzeitige Geburt hauptsächlich diesen aus der österreichischen Gewerbegesetzgebung von 1859 hervorgegangenen Verbänden. Freilich führten die Schulen der freiwilligen Verbände, namentlich solange weder Gemeinden noch Staaten sie unterstützten, ein meist armseliges Dasein, weil es sowohl am Gemeinsamkeitsgefühl der Meister als auch an den nötigen Mitteln fehlte.

Fürsorge der Regierungen um technische Bildung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Kümmerten sich nun auch viele deutsche Regierungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts recht wenig um die Angelegenheiten der niederen gewerblichen Erziehung, also um die Ausbildung der großen Massen der Arbeiter und Gewerbetreibenden, so kann man doch nicht sagen, daß sie völlig untätig waren. Die polytechnischen Schulen (höhere Gewerbeschulen), die in diesen Zeiten nach dem Muster der am Ende des 18. Jahrhunderts in Paris eingerichteten École polytechnique überall entstanden, in Prag 1806, in Wien 1815, in Berlin 1821, in Karlsruhe 1825, in München 1827, in Dresden 1828, in Stuttgart 1829, in Hannover 1831, und die schon frühzeitig der Industrie die Stabsoffiziere ausbildeten, wirkten auch im stillen und indirekt zugunsten der niederen und mittleren gewerblichen Erziehung. Für den Bergbau entstanden aus dem wirtschaftlichen Interesse des Staates heraus frühzeitig Bildungsanstalten. Beispielsweise wurden aus den bereits vorhandenen Privatkursen für Bergbau bereits 1811 in Klausthal und 1816—1818 in Bochum, Essen, Eisleben, Saarbrücken, Siegen Bergbauschulen eingerichtet. Die Kunstakademieen, die meist schon im 18. Jahrhundert oder gar, wie die Berliner, am Ende des 17. entstanden waren, wurden teilweise reformiert, die Münchener 1808, die Königsberger 1845 neu gegründet. Die Kunstschule, die 1821 in Nürnberg aus einer uralten Zeichenschule geschaffen worden war, wurde 1833 in eine Kunstgewerbeschule umgewandelt.

Für die Ausbildung des gewerblichen Mittelstandes waren in Österreich und Bayern auch die Realschulen bzw. Gewerbeschulen

von großer Bedeutung. Sie waren es wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo sie unter Aufnahme ausgedehnter sprachlich-historischer Bildungsfächer in sechsklassige allgemein bildende Schulen umgewandelt wurden, in Österreich Ende der sechziger und in Bayern Mitte der siebziger Jahre. Dadurch wurden die Realschulen im wesentlichen Vorschulen für die höhere technische Bildung; der gewerbliche Mittelstand aber hatte für seine Ausbildung die einzige wertvolle Schule in Bayern und Österreich verloren. Auch die Provinzialgewerbeschulen Preußens, die ihre erste Organisation 1828 erhielten und ursprünglich reine Fachschulen für Bauhandwerker oder Werkführer in Fabriken waren, ihren Unterricht auf Mathematik, Naturwissenschaft, Baukonstruktion und Zeichnen beschränkten und, wie in Österreich und Bayern die Real- bzw. Gewerbeschulen, keine andere Vorbildung als die einer guten Volksschule verlangten, wurden schon 1850 auf Veranlassung des Handelsministers von der Heydt ihres ursprünglichen Charakters entkleidet und in Vorschulen des Gewerbeinstituts umgewandelt, das 1827 unter der tatkräftigen Leitung Beuths aus dem technischen Institut von 1821 herausgewachsen war. Als 1870 zur Aufnahme die Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule gefordert wurde, waren auch diese Provinzialgewerbeschulen in den Hafen der alleinseligmachenden, allgemeinbildenden höheren Lehranstalten eingelaufen, und als vollends im Jahre 1878 ihre Ausgestaltung zu Oberrealschulen erfolgte, hatte auch in Preußen der mittlere Gewerbestand seine einzige Ausbildungsstätte verloren. Nur in Württemberg und Baden erhielten sich die niederen und mittleren gewerblichen Bildungsstätten. In Württemberg ging die Umwandlung der alten Sonntagsschulen in Sonntagsgewerbeschulen, deren 1827 bereits 30 im Lande gezählt wurden, in Baden die Entwicklung der Gewerbeschulen, die bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts auf etwa 35 angewachsen waren, einstweilen ihren stillen Gang weiter. Die Leistungen dieser Schulen waren zwar recht bescheiden, aber sie haben doch einiges zur Hebung des Gewerbes beigetragen.

Da und dort entstanden auch durch die Initiative oder doch durch die Unterstützung des Staates schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige Spezialfachschulen. So besonders in Sachsen, das heute noch das klassische Land der kleingewerblichen Fachschulen genannt werden darf, wo 1810 die Klöppelschule in Schneeberg, 1830 die Webschule in Reichenbach im Voigtlande, 1836 die Strohflechtschule in Dippoldiswalde und 1849 die Webschule in Glauchau geschaffen und Ende der dreißiger Jahre staatliche Baugewerbeschulen in Chemnitz, Dresden, Leipzig, Plauen und Zittau gegründet wurden. Im großen und ganzen kann man aber sagen, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den deutschen Bundesstaaten, in Österreich, in der Schweiz eine tiefere Einsicht für das, was notwendig war, fehlte, und dementsprechend auch Unternehmungslust, Tatkraft und Planmäßigkeit mangelten.

II. Die zweite Periode bis 1880. Da kam ein Ereignis, welches recht geeignet war, die Träumenden zunächst wenigstens aufzurütteln: die Weltausstellung in London 1851 und der unbestrittene Sieg des französischen Gewerbes. Die Augen richteten sich auf Frankreich, das in kunstgewerblichen Dingen schon längst den Weltmarkt beherrschte. Dort hatte schon anfangs des 17. Jahrhunderts kein Geringerer als Descartes den Gedanken gefaßt, große Lehrsäle für jede Gewerbegruppe zu errichten, mit denselben Sammlungen von Werkzeugen zu verknüpfen, wie sie der Gewerbegruppe zu lehren nützlich und notwendig waren, und für jede solche Sammlung einen geschickten Lehrer anzustellen, der fähig wäre, auf alle Fragen der Kunsthandwerker zu antworten, und der sie in den Stand zu setzen vermöchte, sich selbst Rechenschaft zu geben über alle neuen Verfahren, die sie alltäglich ins Praktische zu übersetzen berufen waren. Diese Idee Descartes' bekam freilich erst am Ende des 18. Jahrhunderts eine greifbare Gestalt. Heute ist sie vollständig durchgeführt in dem Conservatoire National des Arts et Metiers zu Paris. Was in den deutschen Ländern nicht zu finden war und was auch im Deutschen Reiche heute noch in vielen Staaten fehlt, die planmäßige Ausbildung von Fach- und Gewerbelehrern, das hatte Frankreich schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Das durch glückliche innere Umstände schon im 18. Jahrhundert sich entwickelnde gewerbliche Erziehungswesen hatte gegen Ende desselben zur Gründung einer École normale geführt, welche bestimmt war, Lehrkräfte für das gewerbliche Schulwesen auszubilden. Tausende von Schülern waren von den verschiedenen Departements dahingeschickt, und unter ihren Händen bildete sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der kunstgewerbliche Geschmack und die künstlerische Hand. Als in den sechziger und siebziger Jahren Deutschland und Österreich sich anschickten, ihr gewerbliches und technisches Bildungswesen energischer in die Hand zu nehmen, besaß Frankreich gut organisierte Fachschulen für die verschiedenartigsten gewerblichen Zweige. Sie waren nicht bloß auf die Opferwilligkeit von Einzelpersonen und privaten Verbänden angewiesen, auch der Staat gab beträchtliche Summen aus. Vor allem erfreute sich der gewerbliche Zeichenunterricht der staatlichen Fürsorge, und so kam Frankreich zum friedlichen Siege von 1851.

Das Vorgehen Englands.

Aber die tatkräftigen Folgerungen zog zunächst nur England daraus, wenn man von Württemberg absieht, wo unterdessen Steinbeis, angeregt durch das Studium der zweifellos durch die französische Nachbarschaft mit in die Entwicklung gezogenen gewerblichen Erziehungseinrichtungen Belgiens, kräftig zur Initiative überging. Der Boden war vielleicht auch in England durch Männer wie Ruskin und Morris besser vorgepflügt. Schon im Jahre 1855 wird die Sorge um das gewerbliche Bildungswesen, das bis dahin dem Board of Trade, dem Handelsamte, obgelegen hatte, der obersten Unterrichtsbehörde übergeben; es wird ganz im Gegensatze

Das Beispiel Frankreichs.

zu dem übrigen Bildungswesen, das nach wie vor zum free-trade gehörte und den Grafschaften, Gemeinden, Kirchen und Sekten anheimgegeben war, zentralisiert und unter die Verwaltung einer besonderen Behörde gestellt, unter das Science- and Art-Department. Alsbald breitet sich von der Kunstgewerbeschule des South-Kensington-Museums über das ganze Land ein System von gewerblichen Zeichenschulen aus, für welche das Parlament, wie in Frankreich der Staat, alljährlich nicht unbeträchtliche Summen bewilligt. Um die Zeit, wo in Deutschland die Regierungen um gewerbliche und technische Erziehungsfragen sich lebhafter und andauernder zu interessieren anfangen, etwa 1873, besaß nach dem berühmten „Exposé" über die Organisation des gewerblichen Unterrichtswesens, das Dumreicher der österreichischen Regierung 1875 vorlegte, England und Schottland 173 große gewerbliche Zeichenschulen (Schools of Art) mit 22 000 Schülern, 460 Fortbildungsschulen (Art Night Classes) für gewerbliches Zeichnen und 2058 Elementary Schools, in denen Zeichnen obligatorisches Unterrichtsfach war. Dazu kamen in England, Schottland und Irland 1396 gewerbliche Schulen technischer Bildung mit 4092 Klassen und einigen Hundert chemischen Laboratorien zusammen mit 49605 Schülern, die sich für Baugewerbe, Maschinen- und chemische Industrieen ausbilden wollten. Es ist begreiflich, daß sich in wenigen Jahrzehnten die Folgen dieser sorgfältigen Pflege des gewerblichen Unterrichtes bemerkbar machten. England machte sich frei von Frankreich in den kunstgewerblichen Erzeugnissen, es eroberte selbst einen ausgiebigen Teil des Weltmarktes, nicht bloß durch seine unerhört wachsende Industrie, sondern auch durch die Kunst und das Kunstgewerbe.

Das Vorgehen Österreichs.

Wie England an Frankreich gelernt hatte, so lernte Österreich an dem Beispiel beider Länder zusammen. In Wien griff, ganz wie in London das Science- and Art-Department, das 1861 neugeschaffene Handelsministerium die gewerbliche Erziehungsfrage ganz energisch an. Überwog auf der Pariser Weltausstellung 1867 und selbst auf der Wiener 1873 noch der französische Einfluß, so zeigte sich schon 1876 auf der Kunst- und Kunstgewerbeausstellung zu München zum Teil unter dem Einfluß der neuen Wiener Kunstgewerbeschule ein derartiges Vordringen des österreichischen Kunstgewerbes, daß (nach dem im offiziellen Memoir des österreichischen Unterrichtsministeriums enthaltenen Berichte des Professors Estlander in Helsingfors) Österreich unbestritten die Führerschaft in der deutschen Kunstindustrie errungen hatte. Zwanzig Jahre nach der Gründung des österreichischen Handelsministeriums, im Jahre 1881 also, waren von ihm bereits 76 Fachschulen geschaffen worden, darunter 25 für Holz- und Steinbearbeitung, 26 für Weberei und Wirkerei, 6 für Glas- und keramische Industrie, 3 für Eisen- und Stahlbearbeitung. Bedenkt man, daß gleichzeitig auch das Unterrichtsministerium in Österreich eine rührige Tätigkeit entfaltete, so begreift man den elegischen Ton, den die Denkschrift über die Entwicklung der gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen in

Preußen anschlägt, kurz nachdem das gewerbliche Unterrichtswesen vom Handelsministerium auf das Kultusministerium übergegangen war. Man glaubte unmöglich die Mittel zu gleicher Energieentfaltung aufbringen zu können. Bald darauf freilich ging auch Preußen mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts.

So sehen wir von etwa 1850—1880 einen Keil den anderen treiben. Aber das gute Beispiel allein hätte vielleicht nicht entfernt so ansteckend von Staat zu Staat gewirkt, wäre nicht gleichzeitig eine andere, viel mächtigere, treibende Kraft erwacht, das unabweisbare Bedürfnis.

Die treibende Kraft des Bedürfnisses.

Dies Bedürfnis war in den deutschen Staaten zunächst entfesselt durch die von tiefer Einsicht getragene Wirtschaftspolitik Preußens, die Karl von Stein und Friedrich List in die Wege geleitet hatten. Man vergegenwärtige sich, daß es zu Beginn des 19. Jahrhunderts allein in den alten Provinzen Preußens 67 verschiedene Tarife für fast 3000 Warenklassen gab und daß diese Tarife nach 71 amtlich anerkannten Geldsorten zu berechnen waren, daß noch am Ende des 18. Jahrhunderts nicht etwa bloß die zahlreichen Normal- und Duodezstaaten Deutschlands durch Zollschranken voneinander getrennt waren, sondern auch innerhalb der einzelnen Staaten viele Städte von dem sie umgebenden Lande, daß am Ausgange des 18. Jahrhunderts die meisten Privilegien der Zünfte noch zu Recht bestanden und nirgends ein freies Spiel der Kräfte sich entfalten konnte. So war allenthalben der unliebsame Konkurrent ausgeschlossen und damit die Entwicklung der gewerblichen Technik und des anregenden Handels auf das empfindlichste gehemmt. Wozu wären hier gewerbliche Bildungsstätten nötig gewesen! Da brachte nach der Katastrophe von 1806 das Edikt vom 2. Nov. 1810 den preußischen Untertanen die Gewerbefreiheit; da brachte der 1. Jan. 1819 für Preußen das neue Zollgesetz und damit diesem Lande zuerst von allen Staaten Europas einen gemäßigten Freihandel; da endlich begann durch die äußerst kluge Politik Preußens, die politische Einheit durch eine wirtschaftliche vorzubereiten, am 1. Januar 1834 die Wirksamkeit des allgemeinen deutschen Zollvereins. Ein Jahr vorher hatte Borsig in Berlin die erste Lokomotive gebaut, und ein Jahr darauf wurde die erste Eisenbahnlinie Nürnberg—Fürth eröffnet. Nun waren der wirtschaftlichen Freiheit nicht bloß die Tore und Schlagbäume geöffnet, sondern ihr auch die Flügel gegeben. Wenige Jahre später schon machte sich der wirtschaftliche Aufschwung bemerkbar, und nahezu ohne Rückschlag entwickelte sich zuerst langsam, dann von den sechziger Jahren ab immer schneller und großartiger die deutsche Industrie und der deutsche Handel, gehoben von der Freiheit und befruchtet von der Wissenschaft. Da galt's nun freilich nicht nur schlechtweg, sondern schnell zu lernen; da gab es nicht nur technische Offiziere auszubilden, damit sie die Ergebnisse der Wissenschaft in die Praxis umsetzten, sondern auch Unteroffiziere und Mannschaften, damit sie fähig wurden, die neuen Verfahren und Maschinen mit Verständnis zu handhaben. Da gab es ganze

Landstriche mit technischen Schulen zu versehen, damit die im Rückstand gebliebene Hausindustrie nicht gänzlich vernichtet und Tausende dem Hungertode preisgegeben wurden. Da mußte der ausländische Wettbewerb geschlagen werden, nicht bloß in Fabrikartikeln, sondern auch in kunstgewerblichen. Das Handwerk aber, das sich nicht nur der Gewerbefreiheit nicht anzupassen wußte, sondern sich auch nicht anpassen wollte, wurde durch das siegreiche Vordringen des Fabrikbetriebs, durch das Anwachsen des Kapitals, durch die sich steigernde Arbeitsteilung, durch die Freizügigkeit, durch die Lockerung des Lehrlingsverhältnisses und nicht zuletzt durch Mutlosigkeit und Unverstand immer leistungsunfähiger, nicht bloß in der Produktion, sondern vor allem auch in der Ausbildung des gewerblichen Nachwuchses. So war also auch in Deutschland mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Bedürfnis nach technischen Schulen brennend geworden. Allein noch fehlte es an Staatsmitteln, an staatlichen Zentralbehörden, die tatkräftig hätten vorgehen können, an bedeutenden Männern, die mit der Einsicht auch die Tatkraft und vor allem auch die nötige Macht hätten entfalten können.

Die erste Entwicklung des gewerblichen Fortbildungsschulwesens in Deutschland.

III. Die Entwicklung der gewerblichen Fortbildungsschule. Zunächst machte das Fortbildungsschulwesen für die niedere gewerbliche Erziehung einen Schritt vorwärts. 1848 war in Württemberg eine Zentralstelle für Gewerbe und Handel gegründet worden, die mit dem bereits vorhandenen Kgl. Studienrat im Jahre 1853 zu einer kommissionellen Beratung zusammentrat zur Neugestaltung der Fortbildungs- und Handwerkerschulen. Noch im gleichen Jahre wurde ein ausführliches Programm über die Ausgestaltung der Sonntagsgewerbeschulen entworfen, und da die Zentralstelle für Gewerbe und Handel von Anfang ihres Bestehens an sich um Heranbildung tüchtiger Zeichen- und Gewerbelehrer bemüht hatte, so entwickelten sich diese Schulen sehr rasch. Im Winter 1856 konnte das kleine Land an 45 Orten solche Sonntagsgewerbeschulen zählen. Sie hatten Werktagabends- und Sonntagunterricht in Zeichnen, Rechnen, Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie, Buchführung und Gewerbeökonomie für Lehrlinge wie für Gehilfen. 1864 folgte Bayern mit seiner Verordnung zur Errichtung gewerblicher Fortbildungsschulen, die im wesentlichen dem württembergischen Muster angepaßt waren. 1873 schloß sich Sachsen, 1874 Baden und Sachsen-Koburg-Gotha, 1875 Sachsen-Meiningen-Hildburghausen mit einer staatlichen Organisation des gewerblichen Fortbildungsschulwesens an.

Inzwischen war am 21. Juni 1869 für den Norddeutschen Bund eine Gewerbeordnung erlassen worden, die bald nach der Gründung des neuen Reiches auch für alle deutschen Staaten Geltung gewann. Sie war von grundlegender Bedeutung für die Entwicklung des ganzen gewerblichen Fortbildungsschulwesens in Deutschland. Denn sie verpflichtete nicht nur die Innungen und Handwerkerkammern zur Einrichtung und zum Unter-

halte von Lehrlings- und Gehilfenfachschulen, sondern, was noch viel bedeutsamer war, sie legte es in die Macht der Gemeinden und weiteren Kommunalverbände, durch Ortsstatut den Schulbesuch für alle ortsansässigen Arbeiter unter 18 Jahren zu erzwingen. In denjenigen Staaten, wo durch entsprechende landesgesetzliche Bestimmungen der Zwang durch Strafmaßregeln gestützt werden konnte, entwickelte sich infolgedessen das gewerbliche Fortbildungsschulwesen alsbald in erfreulicher Weise.

Viele kleinere Staaten führten die Zwangsfortbildungsschule durch Landesgesetz ein, so insbesondere Sachsen, Baden, Württemberg, Hessen. In Bayern war der Umstand der Ausbreitung der Fortbildungsschule förderlich, daß seit 1803 alle Kinder bis zum vollendeten 16. Lebensjahr nach der Entlassung aus der Werktagschule zum Besuch der wöchentlich zweistündigen Feiertagsschule verpflichtet waren. Nur in Preußen machte die gewerbliche Fortbildungsschule zunächst nur geringe Fortschritte. Zwar hatte bereits ein Zirkularerlaß des Ministers vom 17. Juni 1874 eine einheitliche Regelung des Fortbildungsschulwesens angestrebt, allein er zeigte sich wenig durchführbar. Ein neuer Erlaß vom 14. Januar 1884 beschäftigte sich abermals mit den Angelegenheiten dieser Schulgattung und bezeichnete als notwendige Unterrichtsfächer Deutsch, Rechnen und Zeichnen unter Berücksichtigung der Bedürfnisse des Gewerbes. Infolge der zunehmenden Ausbreitung des Polentums in Westpreußen und Posen ergeht dann am 4. Mai 1886 ein preußisches Landesgesetz, worin der Minister für Handel und Gewerbe ermächtigt wird, in diesen Provinzen auf Grund der Gewerbeordnung Arbeiter unter 18 Jahren zum Besuche der Fortbildungsschulen zu verpflichten. Es werden auch an 115 Orten derartige Schulen gebildet, aber sie gehen zum größten Teile wieder ein, weil dort weder ein eigentliches Bedürfnis vorhanden war, noch hinter dem Zwange irgend eine Strafgewalt stand. Erst als 1891 durch eine Novelle zur Gewerbeordnung die Lücke im Gesetz von 1886 ausgefüllt war, entwickelte sich auch in Preußen das gewerbliche Fortbildungsschulwesen in stetiger Weise, zumal der Staat, der schon in dem Ministerialerlaß von 1874 Zuschüsse für obligatorische Fortbildungsschulen zugesagt hatte, reichlich und gern seinem Versprechen nachkam und vielfach mehr als die Hälfte der laufenden Ausgaben für solche Schulen übernahm.

Dabei ist indes nicht zu übersehen, daß die Entwicklung des Fortbildungsschulwesens im Deutschen Reich zunächst nur in der Richtung der allgemeinen Fortbildungsschule vor sich ging, das heißt in der Richtung einer erweiterten Volksschulbildung. Selbst diejenigen Schulen, die ausdrücklich den Namen „Gewerbliche Fortbildungsschulen“ trugen, unterschieden sich von der allgemeinen nur dadurch, daß sie im Zeichenunterricht bisweilen etwas mehr Rücksicht auf das Gewerbe der Schüler nahmen. Auch das war nicht immer der Fall. Die bayerischen gewerblichen Fortbildungsschulen z. B. waren noch bis zum Jahr 1900 mit Einschluß des Zeichenunterrichtes nichts anderes als allgemeine Fort-

bildungsschulen. Die Frage der eigentlich gewerblichen Fortbildungsschule, die überall Rücksicht nimmt auf die Bedürfnisse des Gewerbes, dem der Schüler angehört, kam erst in Fluß durch die zielbewußte Tätigkeit des „Deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen", die um das Jahr 1892 begann.

Die neue Phase in der Entwicklung des Fortbildungsschulwesens.

Eine bedeutende Vorwärtsbewegung in dem Ausbau der Fortbildungsschulen im ganzen Deutschen Reiche erfolgte dann durch das Gesetz vom 26. Juli 1897, betreffend die Innungen und Handwerkskammern, mit seinen Vorschriften über Lehrlingswesen und -bildung, das eine ausreichende berufliche Schulung des Lehrlings sowohl in gewerblichen als kaufmännischen Betrieben sicherstellte. Nun tritt der Beruf des Lehrlings immer mehr in den Mittelpunkt des Unterrichtes in dem gleichem Maße, als sich auch die Gewerbetreibenden immer lebhafter für den Ausbau der fachgewerblichen Fortbildungsschulen interessieren und an vielen Orten nicht bloß die unumgänglich nötige, sondern auch eine annähernd ausreichende und vor allem geeignete Unterrichtszeit für ihre Lehrlinge, sowie eine reichliche materielle Unterstützung gewähren. Inbesondere hat die durch dieses Gesetz gebotene Möglichkeit, Zwangsinnungen zu schaffen, nach dieser Richtung segensvoll gewirkt. Heute kann man sagen, daß das deutsche gewerbliche Fortbildungsschulwesen für männliche jugendliche Arbeiter unter 18 Jahren, obwohl ihm noch sehr viele Mängel anhaften, in einer erfreulichen und hoffnungsreichen Entwicklung begriffen ist.

Das kaufmännische Fortbildungsschulwesen.

IV. Die Entwicklung der kaufmännischen und landwirtschaftlichen Fortbildungsschule. Auch das kaufmännische Fortbildungsschulwesen, zu dem nennenswerte Ansätze vor 1850 nur im alten Königreich Hannover und im Königreich Sachsen vorhanden waren, ist in den letzten zwei Jahrzehnten im lebhaften Vorschreiten begriffen. Das Reichsgesetz vom 30. Juni 1900, wonach auch für weibliche Handlungsgehilfen und -lehrlinge unter 18 Jahren die Verpflichtung zum Besuche einer Fortbildungsschule durch Ortsstatut festgelegt werden kann, wird voraussichtlich in den nächsten Jahren die Mehrung dieser Schulgattung beschleunigen. Seine gegenwärtige Entwicklung verdankt es aber im Gegensatz zu den gewerblichen Fortbildungsschulen, an deren Ausbau in den letzten 25 Jahren wenigstens die Städte den lebhaftesten Anteil nahmen, fast ausschließlich der privaten Initiative. Dies rührt zum großen Teile daher, daß hier die Not der fachlichen Bildung ursprünglich nicht entfernt so dringend war, wie bei den gewerblichen Arbeitern, nicht zum wenigsten aber auch daher, daß sich nicht wie bei den gewerblichen und technischen Berufen die Schule der Praxis durch eine Schule von Laboratorien und Werkstätten zum großen Teil ersetzen läßt. Kaufmännische Fortbildungsschulen bleiben immer in der Hauptsache theoretische Schulen. Die Versuche, sie mit einem künstlich geschaffenen Geschäftsverkehr zu verbinden, wie das in Amerika bisweilen

geschieht und wie das an einer École professionelle in Paris eingerichtet ist, werden immer vereinzelt und vielleicht problematisch bleiben. Die Hauptentwicklung der Handelsfortbildungsschulen setzt in den achtziger Jahren ein. Erst als der deutsche Handel in seine riesigen Dimensionen gewachsen war, als die Zahl der Handelsbeflissenen fast in geometrischen Progressionen zunahm, ohne daß die nötige Vorbildung vorhanden gewesen wäre, als die Klagen über mangelhaft geschultes Personal immer allgemeiner wurden, brach sich, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Handelskreisen die Überzeugung Bahn, daß nicht bloß die selbständigen Handeltreibenden, sondern auch das Hilfspersonal mit den Waffen einer entsprechenden Bildung gerüstet sein müssen, um im internationalen Handelswettkampf siegreich zu bleiben. So entstanden denn auch in den letzten zehn Jahren nicht bloß die deutschen Handelshochschulen in Leipzig, Köln, Frankfurt, Aachen, sondern auch eine große Anzahl neuer Handelselementarschulen. Ein großes Verdienst an dieser aufsteigenden Bewegung muß den kaufmännischen Vereinen zugeschrieben werden. Doch hat zu dieser Entwicklung auch das Institut der Handelskammern ein gutes Teil beigetragen, eine Institution, die im Deutschen Reiche, wenn auch in anderer Form, teilweise schon bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht, während die Handwerkskammern erst wenige Jahre alt sind. Von den 148 Handelskammern des Deutschen Reiches dürfen viele direkt als Gründerinnen von kaufmännischen Schulen aller Art bezeichnet werden.

Das landwirtschaftliche Fortbildungsschulwesen.

Im Vergleich mit den gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen ist das landwirtschaftliche Fortbildungsschulwesen in Deutschland noch recht wenig entwickelt. Zwar zählte Preußen im Jahre 1902 nicht weniger als 1421 ländliche, gegenüber 1684 gewerblichen und kaufmännischen und sonstigen fachlichen Fortbildungsschulen, aber es wäre ein großer Irrtum, wenn man hieraus irgend einen günstigen Schluß auf den Stand des landwirtschaftlichen Fortbildungsschulwesens in Preußen ziehen wollte. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, wo sich nach den obenerwähnten Fortbildungsschulerlassen auch auf dem Lande nicht wenige Fortbildungsschulen entwickeln. Auch Österreich, die Schweiz, Frankreich machen hier keine Ausnahme. Lediglich Dänemark eilt allen europäischen Staaten weit voraus. Die deutschen sogenannten ländlichen Fortbildungsschulen sind eben im wesentlichen nichts anderes als allgemeine Fortbildungsschulen, die kaum etwas anderes leisten können, als den Lehrstoff der Volksschule ein, zwei, selten drei Jahre in wöchentlich 2—3 Stunden zu wiederholen. Sie sind mit wenig Ausnahmen nur Bremsvorrichtungen, welche verhindern, daß der Wagen der Volksschulgelehrsamkeit allzuschnell in den Strom der Vergessenheit hinüberrollt. Weder für berufliche noch für staatsbürgerliche Erziehung haben sie eine nennenswerte Bedeutung, so wenig wie etwa die 2079 allgemeinen Fortbildungsschulen Württembergs, oder die 7380 Sonntagsschulen Bayerns. Man liebt es bisweilen,

sich an solchen Zahlen zu berauschen, aber in einer so dürftig entwickelten Schulgattung bedeuten Zahlen gar nichts. In Preußen entwickeln sich die ländlichen Fortbildungsschulen mit dem Beginn der siebziger Jahre, insbesondere seit dem Ministerialerlaß von 1876, der sie ausdrücklich auf Wiederholung des Volksschulwissens beschränkt. In dieser Organisation entfalten sie aber keine werbende Kraft. Das Kgl. Preußische Landesökonomiekollegium beschließt daher im Jahre 1895, daß der Lehrstoff in den ländlichen Fortbildungsschulen mehr auf die praktischen Bedürfnisse des Landmannes Rücksicht nehmen solle. Bald darauf tun sich auch landwirtschaftliche Fortbildungsschulen mit fachlichem Unterricht auf, steigen im Jahre 1899 auf 33, sinken aber 1902 schon wieder auf 6 mit 89 Schülern herunter. In allen übrigen Schulen wird zwar der Stoff nach der praktischen Seite mehr oder weniger gemodelt, bleibt aber nach wie vor in der Hauptsache theoretisch. Die Ursachen solcher wenig erfreulichen Verhältnisse sind nicht schwer zu erkennen. Zunächst ist in den Kreisen der Landwirtschafttreibenden im allgemeinen so gut wie keine Sympathie für Fortbildungsschulen vorhanden, weder in den Kreisen der Kleinbauern, noch viel weniger in den Kreisen der Großgrundbesitzer, zumal der landwirtschaftliche Beruf keine Lehrlinge kennt, die außerhalb des Kreises der eigenen Kinder in die Berufsaufgaben einzuführen wären. Dieser Mangel an Sympathie hängt sowohl mit dem Mangel an guten Vorbildern zusammen, als auch mit dem Umstand, daß die Umwälzungen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Betriebe im 19. Jahrhundert nicht so einschneidend waren, als in den gewerblichen, technischen und kaufmännischen Betrieben. Auch liegt es im Wesen der Landwirtschaft, daß Betriebsveränderungen niemals mit den gleichen, oft ganz unerwartet großen materiellen Vorteilen verbunden sind, wie Betriebsumwälzungen in Gewerbe und Industrie. Damit fällt aber der stark egoistische Anreiz zur Erhöhung des Bildungsstandes. Weiter kommt in Betracht, daß die Berufsorganisationen der Landwirtschaft mit dem Fortbildungsschulwesen sich überhaupt nicht, oder nur nebenbei befassen. In Preußen existieren seit dem 20. Juni 1894 besondere Landwirtschaftskammern, die im übrigen Deutschen Reich außer in Oldenburg fehlen. Aber diese Landwirtschaftskammern beschäftigen sich im Gegensatz zu den Handels- und Handwerkerkammern ausschließlich mit wirtschaftlichen Fragen. Zum vierten fällt als wesentliches Hindernis für die Entwicklung der Mangel an irgend welchen Zwangsbestimmungen ungemein schwer in die Wagschale. Man macht lieber der agrarischen Bevölkerung alle möglichen Geschenke aus allgemeinen Staatsmitteln, als daß man sich entschließt, den Bildungsstand zwangsmäßig zu erhöhen, damit, ähnlich wie alle übrigen freien Berufe, auch die Landwirtschaft auf dem Wege der Selbsthilfe widerstandsfähig werde im großen Konkurrenzkampf. Welche Wirkung der Wegfall des Zwanges hat, erkennt man daraus, daß die obenerwähnten 1421 preußischen ländlichen Fortbildungsschulen nur von rund 21 000 Schülern besucht

werden, während die Schülerzahl der 1684 gewerblichen, kaufmännischen und sonstigen fachlichen Schulen Preußens das Zehnfache beträgt. Endlich ist nicht zu verkennen, daß auch die Unterhaltungskosten, die bei den meisten, sehr viel vermöglicheren Stadtgemeinden keine ausschlaggebende Rolle spielen, in den gewöhnlich armen Landgemeinden dem Ausbau des ländlichen Fortbildungsschulwesens ein starkes Hindernis entgegensetzen. Die Kosten würden sich aber leicht verteilen lassen, wenn mehrere benachbarte Landgemeinden sich zur Einrichtung einer Schule entschließen würden. Sonderbarerweise sind auch nicht wenig Lehrer und Vorstände der höheren landwirtschaftlichen Schulen Gegner des landwirtschaftlichen Fortbildungsschulwesens in der irrtümlichen Meinung, daß damit ihre Schulen entvölkert würden. Ein Blick auf das gewerbliche Fortbildungsschulwesen könnte aber zeigen, daß gerade das Gegenteil der Fall sein wird. Übrigens sind zurzeit in der Provinz Westfalen neue glückliche Anfänge zu konstatieren. Auch in Schleswig-Holstein scheint das großartige dänische Beispiel anregend zu wirken.

V. Die Entwicklung der Mädchenfortbildungs- und -fachschulen. Noch weniger als das landwirtschaftliche ist das gesamte Fortbildungsschulwesen für Mädchen im Deutschen Reiche entwickelt. Nur die Großstädte weisen hier erfreuliche Erscheinungen auf, während in den kleineren Städten und vollends auf dem Lande der Volksschulunterricht Anfang und Abschluß der Bildung des größten Teils aller Mädchen umfaßt. Die Gründe für diese Erscheinungen liegen auf der Hand. Noch am Anfang des 19. Jahrhunderts hielt man nicht bloß eine weitere Ausbildung der Mädchen, sondern selbst die Elementarbildung im Lesen, Schreiben und Rechnen im allgemeinen für überflüssig. Selbst Goethe rät 1795 in den „Horen“ einem besorgten Freund, der die Mädchen vor der bösen Lektüre der „kuppelnden Dichter“ bewahrt wissen möchte, er möge ihnen die Besorgung des Weinkellers, der Küche und des Gartens übertragen und jene, die lieber stille sitzen, die Nadel führen lassen. Indes findet der Industrieunterricht, also ein Unterricht in weiblicher Handarbeit, wie Spinnen, Stricken, Nähen, schon am Ende des 18. Jahrhunderts in den südlichen Ländern des alten Deutschen Reiches Eingang in die Volksschule. Zu Anfang und in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstehen dann vereinzelt infolge der Initiative einsichtsvoller Männer und Frauen Schuleinrichtungen für die Mädchen des Volkes, die eine gewerbliche oder sonst berufliche Ausbildung des weiblichen Geschlechts ins Auge fassen, so 1810 die Klöppelschule in Schneeberg, 1811 die bereits erwähnte Schule für weibliche Handarbeiten in Wien, 1836 die weibliche Fortbildungsschule des Handwerkervereins in Chemnitz. Der eigentliche Anfang des weiblichen Fach- und Fortbildungsschulwesens fällt aber in das dritte Viertel des 19. Jahrhunderts. Auch hier war die Not die treibende Kraft, die Not, die mit der rasch steigenden Zunahme der Be-

Der Zustand der Mädchenbildung zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

völkerung nicht bloß über das weibliche Geschlecht an sich, sondern über Tausende von Familien hereinbrach. Hatten früher die überschüssigen weiblichen Familienmitglieder Schutz und Unterkunft meist am elterlichen Herde finden können, so wurde das mit dem erhöhten Kampf um das tägliche Brot immer schwieriger. War früher die Mutter völlig an das Haus gebannt und lediglich mit der Sorge um Haushalt und Kindererziehung belastet, so wurde jetzt auch sie hinausgetrieben in den erbarmungslosen Erwerbskampf, und bei Tausenden und Abertausenden bestand ein Familienverband mit seinen segensvollen Wirkungen nur mehr dem Namen nach.

Die Anfänge des Fortbildungsschulwesens für Mädchen.

Die Not führte zunächst zur Bildung von Frauenerwerbs- und Frauenbildungsvereinen, die nun ihrerseits nicht bloß die Mehrung der Erwerbsmöglichkeiten des weiblichen Nachwuchses ins Auge faßten, sondern auch die Mehrung der Frauenbildung überhaupt. Doch auch einzelne Männer griffen die brennende Frage lebhaft auf. In Württemberg nimmt bereits Ende der fünfziger Jahre Steinbeis die Gründung von Frauenindustrieschulen von Staats wegen auf; 1861 wird an der Stuttgarter gewerblichen Fortbildungsschule eine besondere Mädchenabteilung eingerichtet. In München gründen Riemerschmid und Reischle 1862 die erste Mädchenhandelschule in Deutschland, die rasch von 200 Mädchen gefüllt ist und heute als gemeindliche Anstalt zu den blühendsten weiblichen Berufsschulen Münchens gehört. 1863 entsteht unter Mitwirkung von Männern und Frauen die gewerbliche Lehranstalt für erwachsene Töchter in Leipzig, 1865 bildet sich in Berlin auf Anregung Dr. Adolf Lettes der heute noch so ungemein segensreich wirkende „Lette-Verein zur Förderung höherer Bildung und Erwerbstüchtigkeit des weiblichen Geschlechtes“ und im gleichen Jahre zu Leipzig der „allgemeine deutsche Frauenverein“, dessen Hauptaufgabe nach dem § 1 seiner Statuten in der Fürsorge für erhöhte weibliche Bildung besteht. 1872 werden an der Münchner Kunstgewerbeschule besondere Klassen für Mädchen eingerichtet.

Die erste Teilnahme der Regierungen am Fortbildungsschulwesen für Mädchen.

Nun entschließen sich auch jene deutschen Staaten, welche bereits für die Knaben, sei es durch ein Landesgesetz, sei es durch Ortsstatut, Fortbildungsschulzwang eingeführt hatten, diesen Zwang auch auf die Mädchen auszudehnen oder ausdehnen zu lassen. In Bayern bestand bereits seit 1803 die Mädchensonntagsschulpflicht auf die Dauer von drei Jahren nach dem Austritt aus der Volksschule. 1836 folgte Württemberg, 1874 Baden, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Weimar, 1875 Sachsen-Meinigen-Hildburghausen. Freilich kann man auch hier nicht sagen, daß diese weiblichen obligatorischen Fortbildungs- oder Sonntagsschulen eine nennenswerte Bedeutung für die Volkserziehung hatten. Namentlich nicht in den Ländern, wo sich diese Schulen lediglich mit der Erhaltung oder sogenannten Ergänzung des Volksschulwissens befaßten. Dazu war schon die wöchentliche Unterrichtszeit (1—2 Stunden) viel zu kurz. Da aber, wo der Einfluß hätte größer sein können, wie in Baden mit seinem haupt-

sächlich hauswirtschaftlichen Unterricht, erstreckte sich die Dauer der Verpflichtung nur auf ein Jahr. Nur den heute bestehenden 17 württembergischen weiblichen Fortbildungsschulen, die nach dem Muster der obengenannten Stuttgarter Abteilung in den letzten 40 Jahren entstanden sind, kann eine größere Bedeutung zugeschrieben werden.

Die Teilnahme der Städte.

Dagegen entwickelt sich in den größeren deutschen Städten das freiwillige Fortbildungsschulwesen für Mädchen in einer auch für die Volkserziehung wertvollen Weise, wenn auch seine Wirkung heute meist noch auf einen kleinen Kreis der Bevölkerung beschränkt bleibt. Gewöhnlich nehmen diese städtischen Fortbildungschulen beruflichen Charakter an, und zwar den Charakter von Fachschulen, indem sie ihren Unterricht vor allem auf das Gebiet der spezifisch weiblichen Handarbeit, der kaufmännischen Fächer, seltener der kunstgewerblichen Bildung ausdehnen. Erst im letzten Jahrzehnte gelangt immer mehr die Einsicht zum Durchbruch, daß die weiblichen Fortbildungsschulen vor allem den weiblichen Beruf katexochen ins Auge fassen müssen, den Beruf der zukünftigen Hausfrau und Mutter. Unter diesem Gesichtspunkt hat beispielsweise München für die ganze Stadt im Jahre 1894 fakultative Mädchenfortbildungsschulen eingerichtet. Ihm sind aber erst wenige deutsche Städte und auch diese nur teilweise gefolgt, wie zum Beispiel Breslau, das 1897 halbjährige Koch- und Haushaltungskurse an die Volksschule angliederte, oder Leipzig, das schon 1896 mit den gleichen Bestrebungen nach den Plänen der Frau Geheimrat Windscheid vorangegangen war. Städtische weibliche Fortbildungsschulen besitzen, außer den obenerwähnten 14 württembergischen Gemeinden, in größerem Umfange und in der Richtung der allgemeinen oder beruflichen Bildung gehend, nur noch Berlin und Leipzig.

Im allgemeinen kann man sagen, daß das gesamte weibliche Fortbildungsschulwesen und auch Fachschulwesen mit wenigen Ausnahmen in Deutschland heute noch leider als keine Angelegenheit der Staatsregierung und Staatsverwaltung angesehen wird, daß es vielmehr im wesentlichen noch auf gemeinnützige Tätigkeit von Vereinen aller Art oder von einsichtigen, opferwilligen Einzelpersonen angewiesen ist und sich nur nach der Größe der diesen zur Verfügung stehenden Mittel und nach dem Verständnis und der Tatkraft der jeweils führenden Persönlichkeiten in und mit den Vereinen entwickelt. Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß hier ebenso wie im kaufmännischen Fortbildungsschulwesen neben ganz hervorragenden Schulen sehr viele recht minderwertige Unternehmungen im Deutschen Reich vorhanden sind, die mehr dem Erwerbsinteresse des Besitzers dienen, als daß sie zur Lösung von Kulturaufgaben geeignet wären.

Die Entwicklung des gewerblichen Fachschulwesens in Deutschland nach 1850.

VI. Die dritte Periode der Entwicklung des Fachschulwesens von 1880 ab. Denselben Verlauf wie die Entwicklung des Fortbildungsschulwesens im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nimmt das Fachschul-

wesen in Deutschland um diese Zeit. Zögernd setzt die Bewegung ein, um dann mit Beginn des neunten Jahrzehntes ein immer beschleunigteres Tempo einzunehmen. Weder im Reich noch in den einzelnen Staaten wird, wie das gleichzeitig in Österreich und Frankreich geschieht, von vornherein nach einem großen, weitausschauenden Organisationsplan gearbeitet. Erst allmählich kommt ein System wenigstens in die einzelnen Fachschulgruppen. In Preußen wird zunächst 1878 das gesamte technische Unterrichtswesen dem Unterrichtsministerium überwiesen. Aber schon sieben Jahre später geht es mit Ausnahme der drei technischen Hochschulen und dreier Kunstgewerbeanstalten in die Verwaltung des Handelsministeriums über. Angestachelt von dem Beispiel Österreichs und Frankreichs, getrieben von den Bedürfnissen im Innern des Landes durch den unerhörten Aufschwung des gesamten wirtschaftlichen Lebens, erfüllt von der neuen, verantwortungsvollen Aufgabe, setzt in Preußen nun das Handelsministerium eine Tätigkeit ein, durch welche es alsbald alle deutschen Staaten in der Entwicklung seines Fachschulwesens überflügelt. Die in den sechziger und siebziger Jahren gegründeten privaten oder städtischen Baugewerbeschulen werden verstaatlicht, an zwölf Orten werden neue geschaffen; war 1853 nur eine einzige solche staatliche Schule in Nienburg vorhanden, so zählte Preußen 50 Jahre später, von den neu entstandenen Privatschulen gar nicht zu reden, deren zwanzig. 1890 entsteht die erste Kgl. Maschinenbauschule zu Dortmund, 1903 zählt Preußen deren bereits fünfzehn. In gleicher Weise wachsen die Fachschulen für Textilindustrie; aus den fünfziger und sechziger Jahren waren vier vorhanden, in den beiden letzten Jahrzehnten entstehen zwölf. Keramische Fachschulen, Kunstgewerbe- und Handwerkerschulen, von denen man 1870 nur zwei vorfindet, wachsen bis auf einundzwanzig. Im Jahre 1904 belief sich die Gesamtzahl der öffentlichen gewerblichen Fachschulen in Preußen ausschließlich der damals vorhandenen drei technischen Hochschulen und zwei Bergakademien auf 285, während sie im Jahre 1880 nur 52 betrug. Ein noch viel eindrucksvolleres Bild für die Tätigkeit des Handelsministeriums gewährt das Wachstum der staatlichen Ausgaben für Fortbildungsschul- und Fachschulwesen. Während sie 1886 570 000 Mark betragen, wächst der Etat im Jahre 1893 auf 2,3 und zehn Jahre später auf 6,3 Millionen.

In anderer Art entwickelt sich im industriellen Sachsen das Fachschulwesen. Hier gehen vor allem öffentliche Schul- und Fachverbände, Gewerbevereine, Innungen, Handelskammern mit der Gründung von Fachschulen vor, während Staat und Gemeinden nur unterstützend mitwirken. So wird Sachsen geradezu das klassische Land der Fachschulen für das Kleingewerbe wie für den Handel. Vom Jahre 1884—1899 verdoppelt sich der Gesamtaufwand wie der Staatszuschuß, indem er 2,5 bzw. 1,2 Millionen erreicht. In Bayern schreitet das Fachschulwesen, abgesehen von den Industrieschulen, die aber eigentlich den Charakter von Oberrealschulen haben und sie tatsächlich auch vertreten, erst in den letzten zehn Jahren

vorwärts. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß große Gebiete eine nennenswerte Industrie nicht besitzen, sondern auch damit, daß der bayerische Staat im Gegensatz zu den übrigen deutschen Staaten noch bis vor wenigen Jahren sich nur zu geringen Zuschüssen entschließen konnte. Im Jahre 1900 betrug der Gesamtaufwand ausschließlich der Kosten für die Industrieschulen, einschließlich jedoch der Kosten für die Kunstgewerbeschulen, etwa 2,2 Millionen Mark, von denen der Staat einesteils und die Kreisregierungen andernteils rund je 0,5 Millionen übernommen hatten. Auch in Württemberg war nach dem Aufschwung in den fünfziger und sechziger Jahren ein Stillstand in der Entwicklung eingetreten. Dagegen zeigt sich auch hier in neuester Zeit das Fach- und Fortbildungsschulwesen wieder in einem Zustande lebhafter Entwicklung, während es in Baden und Hessen in gleichmäßiger Steigerung seit 30 Jahren sich aufwärts bewegt. Im ganzen Deutschen Reich betrug im Jahre 1903 die Zahl der über die Fortbildungsschule hinausgehenden gewerblichen oder sonst technischen Fachschulen mit öffentlichem Charakter, ausschließlich der neun technischen Hochschulen und der drei Bergakademieen, rund 520.

Entwicklung des landwirtschaftlichen Fachschulwesens

Dazu kommen 570 landwirtschaftliche Fachschulen, unter denen sich 28 Landwirtschafts-, 51 Ackerbau- und 193 Winterschulen befinden. Die Zahl dieser landwirtschaftlichen Fachschulen mag manchen überraschen. Auch sie sind in der Hauptsache Kinder des Geistes der letzten drei Jahrzehnte, obwohl einzelne Staaten schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige solche Institute schufen, so Preußen 1806 die akademische Lehranstalt zu Möglin, 1818 die Akademie zu Hohenheim, und Bayern 1829 die landwirtschaftliche Lehranstalt zu Schleisheim, Sachsen im gleichen Jahre die Landwirtschaftschule zu Tharandt. Die Akademieen gingen mit wenigen Ausnahmen später wieder ein. Die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gegründeten Ackerbauschulen machten in Preußen den Weg der Provinzialgewerbeschulen; sie wurden immer theoretischer, bis sie sich 1875 in Realschulen verwandelten und etwa sechsstündigen landwirtschaftlichen Unterricht und den Titel Landwirtschaftsschulen annahmen. Während aber für die in Oberrealschulen sich auswachsenden Provinzialgewerbeschulen zunächst kein Ersatz vorhanden war, traten neben die Landwirtschaftsschulen schon frühzeitig entsprechende Fachschulen mit theoretisch-praktischem Unterrichtsbetrieb, die sich dann im Deutschen Reiche unter der Fürsorge der verschiedenen Regierungen rasch vermehrten, nachdem die Arbeiten eines Liebig und Schleiden die Bedeutung naturwissenschaftlicher Kenntnisse auf das eindringlichste gepredigt, und die immer tiefer gehenden Preise landwirtschaftlicher Produkte die Notwendigkeit einer wohldurchdachten wirtschaftlichen Rechnung und Buchführung sowohl als eines rationellen Betriebes deutlich vor Augen gestellt hatten.

Im Jahre 1902 besaß Preußen dank der Regsamkeit des Ministeriums

für Landwirtschaft 16 Landwirtschafts-, 21 Ackerbau-, 5 Wiesenbau-, 3 Garten-, 15 Obstbau- und 128 landwirtschaftliche Winterschulen, also 188 über die gewöhnlichen Fortbildungsschulen hinausgehende Fachschulen, deren Unterhalt gleichfalls 1,5 Millionen Mark beanspruchte, die allerdings zu $^3/_5$ von Provinzial-, Kreis-, Kommunal- und anderen Verbänden bestritten wurden. Der Gesamtaufwand aus öffentlichen Mitteln für das Fach- und Fortbildungsschulwesen in Deutschland, ausschließlich der Hochschulen, belief sich im Jahre 1901 auf rund 12 Millionen.

Das kaufmännische Fachschulwesen.

Unter die damit unterhaltenen oder unterstützten nahezu 1100 öffentlichen Fachschulen sind nicht eingerechnet die verhältnismäßig wenigen selbständigen Handelsschulen und die zahlreichen weiblichen Fachschulen, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl den Charakter von Privatunternehmungen tragen, zu denen aus öffentlichen Mitteln nur selten und auch dann nur spärlich Zuwendungen fließen. Solche höhere selbständige Handelsschulen gab es, von den obenerwähnten Handelsakademieen abgesehen, im Jahre 1904 nur 14 in Deutschland, darunter 4 für Mädchen, nämlich in Posen, Rheydt, München, Nürnberg, von denen die beiden ersten als kgl. preußische Staatsanstalten auch gewerbliche Bildung vermitteln. In Preußen und Bayern ist dagegen der Handelsunterricht vielfach mit Realschulen oder Realgymnasien verbunden, eine Sache, die um so gerechtfertigter erscheint, als die übrige höhere kaufmännische Bildung ohnehin sich im Rahmen des Unterrichtsgebietes bewegt, der diesen Schulen zugewiesen ist.

Fachschulen für Mädchen.

Ungleich größer ist die Zahl der weiblichen Fachschulen. Auch abgesehen von den schon bei den landwirtschaftlichen Schulen mitgezählten landwirtschaftlichen Haushaltungs-, Molkerei- und Käsereischulen, entwickelten sich nicht nur in fast allen Großstädten, sondern auch auf dem Lande, namentlich da, wo weibliche Klöster mit Mädchenunterricht sich befassen, in den letzten drei Jahrzehnten Gewerbe-, Kunstgewerbe-, Zeichen-, Industrie-, Frauenarbeits-, Haushaltungs-, Stickerei-, Spitzenklöppelei-, Koch-, Kindergärtnerinnen-, Erzieherinnen-, Pflegerinnen- usw. Schulen für das weibliche Geschlecht. Oft heben sie sich vom Charakter einfacher Fortbildungsschulen gar nicht ab, oft beschränken sie sich sogar nur auf Kurse von wenigen Monaten, oft aber nehmen sie auch die Entwicklung von großartig ausgebauten Lehranstalten an, namentlich dann, wenn Staaten oder Kommunen sie mit Zuschüssen unterstützen oder bedeutende Stiftungen ihnen einen auskömmlichen Nährboden sichern. Im Jahre 1900 befanden sich in Preußen etwa 200, in Bayern gegen 60, in Württemberg und Sachsen etwa 40, in Baden gegen 30 weibliche Fachschulen, die nicht als Geschäftsunternehmungen einzelner Privater, sondern als der Ausfluß erzieherischer Werktätigkeit von Gemeinden, Vereinen, kirchlichen und klösterlichen Institutionen betrachtet werden müssen. Gleichwohl muß man bekennen, daß die Fürsorge um die weibliche berufliche und allgemeine Ausbildung noch himmelweit hinter der Fürsorge um die männ-

liche Ausbildung zurücksteht. Diese Aufgabe wird erst das 20. Jahrhundert im Deutschen Reiche lösen müssen.

Die Entwicklung in Frankreich unter der dritten Republik.

VII. Die Entwicklung des gewerblichen Erziehungswesens in außerdeutschen Staaten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Wesentlich anders als im Deutschen Reiche entwickelte sich in Österreich das Fachschulwesen in den letzten drei Jahrzehnten, anders insofern, als hier dem Ausbau von vornherein ein groß angelegter Organisationsplan von Staats wegen zugrunde gelegt wurde. Nach der Schaffung des Handelsministeriums im Jahre 1861 teilten sich zunächst zwei Ministerien in die Fürsorge um das technische Schulwesen. Es entwickelte sich eine Art Wettstreit in der Schaffung von gewerblichen Schulen, der indes zu keinem geregelten System und nicht selten zu Kompetenzkonflikten führte. Da wird im Jahre 1874 Armand Freiherr von Dumreicher mit dem Referate für Angelegenheiten des gewerblichen Unterrichtes am Unterrichtsministerium betraut, der schon im Jahre 1872 mit seiner Schrift „Die Pflege des gewerblichen Fortbildungs- und Mittelschulwesens durch den österreichischen Staat“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Schon ein Jahr nach seinem Dienstantritt legt er den Plan zu einem „industriellen Schulsystem“ in seinem „Exposé über die Organisation des gewerblichen Unterrichts in Österreich“ vor, und dieser Plan wird die Grundlage des Ausbaues in Österreich. Nach demselben wird zunächst eine beschränkte Anzahl großer, musterhaft ausgestatteter gewerblicher Bildungsstätten an wenigen Hauptpunkten des Reiches geschaffen. Sie sollen die Bildungszentren werden, von denen aus mit Erfolg die umliegenden Landesteile mit mittleren gewerblichen Bildungsanstalten versehen werden können, die dann ihrerseits wieder den Ausgangspunkt bilden für das Fach- und Fortbildungsschulwesen des jeweiligen Kronlandes. Schon im Jahre darauf, 1876, treten neun solche Hauptmittelpunkte ins Leben, die Staatsgewerbeschulen, zu denen noch die bereits im Jahre 1868 geschaffene Kunstgewerbeschule am Museum für Kunst und Wissenschaft in Wien kommt, das 1863 gegründet war, und denen sich alsbald noch das technologische Gewerbemuseum in Wien mit seinen zahlreichen Fachschulen im Jahre 1879 anschließt. Der einheitliche Plan des Ausbaues zog in wenigen Jahren die Notwendigkeit einer einheitlichen Leitung nach sich. Am 30. Juli 1881 ergeht die Allerhöchste Entschließung, daß vom Jahre 1882 an sämtliche dem gewerblichen Bildungswesen gewidmeten Kredite im Etat des Unterrichtsministeriums vereinigt und von ihm unter Mitwirkung des Handelsministeriums verwaltet werden. Es wird eine Zentralkommission geschaffen und ein Zentralblatt für gewerbliches Unterrichtswesen herausgegeben, das nicht nur den Sammelpunkt aller auf das gewerbliche Unterrichtswesen bezugnehmenden Maßnahmen, sondern auch eine Art geistigen Bandes für alle Schuleinrichtungen der Monarchie bildet. Mit den Staatsgewerbeschulen, welche nicht eigentlich

eine didaktische, sondern eine administrative Einheit von Fachschulen für gewerbliche Hauptgruppen bilden und gewöhnlich in der Landeshauptstadt des betreffenden Kronlandes errichtet sind, werden nun die Fachschulen für die einzelnen gewerblichen Zweige des betreffenden Kronlandes in Beziehung gesetzt, die sich auf das engste den Produktionsverhältnissen der betreffenden Orte anschließen und daher auch, wie die Staatsgewerbeschulen selbst, in ihrer Ausgestaltung sehr verschieden sind. Den staatsgewerblichen Schulen und Fachschulen werden wiederum Fortbildungsschulen angegliedert, die gleichsam als Musterfortbildungsschulen wirken sollen. War so wenigstens an den wichtigsten Orten für Ausbildung und Fortbildung gesorgt, so fehlte es noch an Schulgattungen, welche eine bessere Vorbildung für den Gewerbestand mit sich gebracht hätten. Diesem Mangel sollte durch allgemeine Handwerkerschulen abgeholfen werden, meist zweijährige Schulen, welche unter Einführung von Werkstattunterricht an Stelle der beiden letzten Werktagsschuljahre treten konnten. Bis zum Jahre 1894 waren deren 11 geschaffen. Auch mit ihnen wurden Fortbildungsschulen verbunden. Mit der Gründung dieser Handwerkerschulen war der Organisationsplan des gewerblichen Unterrichtswesens abgeschlossen, nun galt es vor allem den inneren Ausbau zu fördern. Es würde zu weit führen, auch hier der rastlosen Tätigkeit des Unterrichtsministeriums nachzugehen. Man wird sich auch hier mit einem Zahlenbild begnügen müssen. Im Winter 1902 gab es in Österreich etwa 1000 Fortbildungsschulen, 18 Handelsschulen, 11 allgemeine Handwerkerschulen, 180 Spezialfachschulen, 17 Staats- und 2 Kunstgewerbeschulen, sowie 2 technologisch-gewerbliche Museen (in Wien und in Prag) mit ihren zahlreichen fachlich gegliederten Sektionen. Der Staatsvoranschlag für das gewerbliche Bildungswesen in Österreich (mit Ausschluß von Ungarn) betrug 1896 schon 5,15 Millionen Kronen, für das Jahr 1906 beläuft er sich auf 10,3 Millionen, so daß sich also innerhalb 10 Jahren die Ausgaben für das gewerbliche Bildungswesen, abgesehen von den Ausgaben für die landwirtschaftlichen und für die technischen Hochschulen, gerade verdoppelt haben.

Die Entwicklung in Österreich nach 1870.

Werfen wir noch einen Blick auf Frankreich, so erhalten wir ein drittes eigenartiges Bild der Entwicklung des gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungs- und Fachschulwesens. Die heutige Ausgestaltung ist im wesentlichen ein Verdienst der dritten Republik, die allerdings schon eine größere Anzahl von Fachschuleinrichtungen vorfand als das neue Deutsche Reich. Auch dieser Ausgestaltung liegt deutlich ein festes System zugrunde: Man baut das Fachschulwesen gleichzeitig von unten und oben aus, das niedere Fachschulwesen in der Erkenntnis, „daß eine gute Meisterlehre kaum mehr als Ausnahmezustand vorhanden ist“, die oberen Fachschulen in dem Bewußtsein, „daß auch für technische Offiziere, Ingenieure, Baumeister usw. nicht bloß eine ausgiebige allgemeine und theoretische, sondern auch frühzeitig eine praktische Schulung nützlich

und notwendig ist". Weder in Deutschland noch in Österreich ist daher der Handarbeits- und Werkstattunterricht so verbreitet wie in den französischen Schulen. Schon in den Primärschulen finden wir „l'atelier dans l'école", und die sich ihnen anschließenden „cours complémentaires", welche in der Mitte der achtziger Jahre für jene 13—15jährigen Knaben entstehen, die in industrielle, gewerbliche oder kaufmännische Berufe eintreten wollen, betonen den praktischen Unterricht noch stärker. Diese cours complémentaires finden wir in allen Städten Frankreichs. Für gewöhnlich dauern sie ein Jahr, bei genügender Schülerzahl werden sie auf zwei Jahre ausgedehnt. Mit dem certificat d'études complémentaires, bisweilen auch mit dem einfachen Volksschulentlassungszeugnis versuchen die Schüler nun den Eintritt in eine bessere Lehre, oder lieber noch den Zutritt zu einer École manuelle d'apprentissage zu erreichen. Solche gewerbliche Lehrlingsschulen gibt es in Frankreich drei Arten. Zunächst die Écoles pratiques de commerce et d'industrie, die 1892 neu gestaltet wurden, sich auf dreijährige Ausbildung erstrecken und unter Festhalten des Grundsatzes „l'école dans l'atelier" ziemlich gleichheitlich im ganzen Lande eingerichtet sind. Der Werkstattunterricht ist in diesen Schulen, soweit sie einer gewerblichen Abteilung angehören, auf 30 Wochenstunden ausgedehnt. Ihre Einrichtung ist Sache der Departements und Kommunen, doch zahlt der Staat bedeutende Summen für die Lehrerhonorare. Im Jahre 1900 gab es deren 33, teils für Knaben, teils für Mädchen, teils für beide Geschlechter zusammen. Neben diesen staatlich anerkannten gibt es auch noch eine sehr große Anzahl nicht anerkannter Schulen dieser Gattung, die Écoles publiques et libres d'enseignement technique. Von den Écoles pratiques de commerce gehen die besseren Schüler häufig in die zehn bis elf Écoles supérieures du commerce über, Fachschulen, die gleichzeitig eine allgemeine Bildung wie etwa unsere Oberrealschulen vermitteln. Für die höchste kaufmännische Bildung ist dann die Handelshochschule zu Paris, die École des hautes études commerciales geschaffen. Die zweite Art der gewerblichen Lehrlingsschulen stellen die Écoles primaires supérieures professionnelles dar, die je nach der Landschaft große Verschiedenheiten zeigen und drei bis vier Jahre Tagesunterricht umfassen. Auch von ihnen, deren Zahl etwa 30 ist, dient ein Drittel der gewerblichen bzw. kaufmännischen Ausbildung der Mädchen. Ausgezeichnete Schulen dieser Art, und zwar nicht weniger als 13, nämlich 7 für Knaben, 6 für Mädchen, besitzt die Stadt Paris; der laufende Etat dieser Pariser Schulen betrug im Jahre 1900 allein mehr als zwei Millionen Francs. Die dritte Art endlich bilden seit 1889 die staatlichen Gewerbeschulen, die Écoles nationales professionnelles, die eine Verbindung von gewöhnlicher Volks- und höherer Volksschule sind, in denen sich der gewerbliche Unterricht „von den ersten Jahren an, wo er fast nichts bedeutet, bis zum letzten Semester steigert, wo er fast allen Platz einnimmt". Der Lehrling verläßt diese Schulen in einem Punkte seiner Entwicklung, wo ihm

„nur noch die Übung des Handwerks fehlt, um Handwerker zu sein", um nun entweder in eine Werkstatt einzutreten, oder eine eigentliche Fachschule zu besuchen. Man erkennt die Ähnlichkeit dieser Schulen nach Ausbau und Bestimmung mit den österreichischen allgemeinen Handwerkerschulen. Ebenso aber wie die Zahl dieser ist auch die Zahl der staatlichen Gewerbeschulen in Frankreich nicht groß. Im Jahre 1900 existierten deren nur vier, zu Vierzon, d'Armentières, Voiron und Nantes. In den drei ersten Schulen wurden von 1889 bis 1899 etwa 3200 Schüler ausgebildet.

Mit einem Zeugnis aus den beiden ersten gewerblichen Schulen kann sich der Schüler nun zu den Schulen für Kunst und Kunstgewerbe melden, den Écoles d'arts et métiers, die sich zu einer Art technischer Mittelschulen entwickelt haben und in Frankreich ziemlich verbreitet sind. Die Tüchtigsten aus diesen Schulen wiederum finden endlich Aufnahme in die École centrale des arts et manufactures zu Paris, die etwa einer deutschen technischen Hochschule gleichzuschätzen ist.

So ist ein wirkungsvolles, aufsteigendes System von praktischen Schulen geschaffen, durch welches ein technisch und industriell begabter Volksschüler die höchste Stufe der Ausbildung erreichen kann. Da der Eintritt in die nächsthöhere Schule immer vom Bestehen einer Aufnahmeprüfung abhängig gemacht ist, so ist auch dafür gesorgt, daß die höheren Schulen nicht durch Unbegabte belastet werden. Dies ist nicht der einzige Unterschied gegenüber dem technischen Schulwesen Deutschlands und Österreichs. Der zweite, vielleicht noch wichtigere ist das scharf ausgeprägte Prinzip der Lehrwerkstätten, die den Schüler durch seine Vor-, Aus- und Fortbildung begleiten. Ein dritter Unterschied ist wohl bereits darin erkannt, daß diese technischen Schulen ebenso für Knaben wie für Mädchen von Staats wegen eingerichtet sind oder doch ausgiebig von Staats wegen unterstützt werden. Beachtenswert ist weiter, daß nicht wenige dieser Schulen mit Internaten verknüpft sind, wodurch auch für die moralische und staatsbürgerliche Erziehung wesentlich besser gesorgt werden kann, als in Schulen mit Externaten.

Außer diesem System von Schulen bestehen nun natürlich eine sehr große Menge von Fachschulen aller Art, nicht bloß von gewerblichen, sondern auch von Handels- und Kunstschulen. Insbesondere sind eine beträchtliche Anzahl von Kunstschulen (écoles des Beaux-Arts appliqués à l'industrie, écoles des Arts décoratifs, écoles de Dessin géometrique, écoles des Arts industriels, etc.) im ganzen Lande verbreitet. Der Staat unterstützt gegenwärtig nicht weniger als 300 solcher Schulen, die man wohl mit den ebenso zahlreichen englischen Art-Day-Classes vergleichen kann.

Was das Fortbildungsschulwesen betrifft, das schon in den sechziger Jahren weit vorgeschritten, aber dann wieder stark zurückgegangen war, so entwickelte es sich seit dem Dekret vom 1. Jan. 1895 wieder in stark ansteigender Weise, wenn auch in anderem Sinne wie in Deutschland und

Österreich. Es sind in der Hauptsache Abendkurse für Erwachsene, die sich auf alle denkbaren Unterrichtsfächer erstrecken, auf allgemein bildende, kaufmännische, technische Fächer, auf Zeichnen, Modellieren, ja selbst auf Singen. Im Jahre 1900 mochte die Zahl dieser Kurse etwa 4500 betragen, ihre Dauer schwankt zwischen zwei bis vier Monaten, die Zahl der Schüler erreichte etwa eine Million.

Die Entwicklung in anderen europäischen Ländern.

Von den übrigen Ländern mit ausgebildetem Fach- und Fortbildungsschulwesen ist zunächst die Schweiz zu nennen, die sowohl von Deutschland als von Frankreich gelernt und seit 1884, wo der Bund zum erstenmal Zuschüsse in einer Höhe von 35 000 Francs bewilligte, mit großer Tatkraft ihr Fachschulwesen ausbaut. Ein Bild von dem Wachstum dieses Schulwesens mag die eine Bemerkung geben, daß der Bund heute das Dreißigfache von dem zum gewerblichen Schulwesen der Kantone zuschießt, was er im Jahre 1884 zum erstenmal bewilligt hatte, wobei er lediglich Ein Drittel der auf dieses Schulwesen fallenden Ausgaben übernimmt, während Kantone und Gemeinden für die beiden andern Drittel aufzukommen haben. Da jeder Kanton seine eigene unabhängige Schulorganisation hat, so ist das Bild des Fach- und Fortbildungsschulwesens beinahe noch verwickelter als in Deutschland. Im allgemeinen steht es aber hinter demselben nicht wesentlich zurück.

In Dänemark ist besonders das ländliche Fortbildungsschulwesen in Verbindung mit der ländlichen Volkshochschule so hoch entwickelt, daß man es auch als mustergültig für Deutschland bezeichnen könnte. Das Ziel der dänischen Volkshochschulen ist ein durchaus nationales, nicht etwa ein praktisch-nützliches. Man will Bürger und Bürgerinnen erziehen, welche die Kulturaufgaben des eigenen Staates verstehen lernen und diesen nach Maßgabe ihrer Kräfte einen Teil ihres Lebens widmen. Gegenwärtig besitzt das kleine Dänemark über 70 solcher Schulen, die bisher von etwa 100 000 dänischen Landbewohnern, das ist vom fünften oder sechsten Teil der hier in Betracht kommenden Bevölkerung besucht worden sind.

In Rußland beginnt die Entwicklung des technischen Schulwesens erst 1888, nachdem bereits 1883 dem Schulrat des Unterrichtsministeriums eine Sektion für technischen und gewerblichen Unterricht angegliedert worden war. Nach dem von dieser Sektion ausgearbeiteten Plane wurden drei Typen geschaffen: technische Sekundarschulen, technische Primärschulen und Meisterschulen. Die erste Gruppe hatte den Zweck, höhere technisch und wissenschaftlich gebildete Hilfsarbeiter zu liefern, die zweite sollte Werkmeister und Aufseher für größere Betriebe heranbilden, während die dritte Gruppe bestimmt war, Handwerker zu befähigen, ihre Arbeit mit Verständnis zu tun. Für die Zulassung zu einer Schule der ersten Gruppe, die etwa in die Kategorie unserer deutschen Maschinenbauschulen zu zählen wären, wurde das Zeugnis der fünften Klasse einer Realschule verlangt. Diese Gruppe umfaßt fünf Gattungen: Schulen für

Maschinenwesen, Chemie, Hochbau, Ackerbau, Hüttenkunde. Die zweite Gruppe, zu deren Besuch das Zeugnis einer Stadtschule, Distriktsschule oder zweiklassigen Landschule nötig ist, umfaßt drei Gattungen: Hochbau, Maschinenwesen, Chemie. Die dritte Gruppe endlich, zu der jeder zugelassen wird, der lesen und schreiben kann, beschränkt sich auf praktischen Maschinenbau und auf Holz- und Metallbearbeitung. Sobald der Plan genehmigt war, im Jahre 1888, bestimmte die Unterrichtsbehörde 31 Orte des Reiches, an denen 40 solcher Schulen eingerichtet wurden. Fünf Jahre später wurde der Plan durch Lehrlingsschulen und niedere Meisterschulen, erstere nach dem Muster der französischen Écoles nationales professionnelles oder der österreichischen Handwerkerschulen, letztere als ausgesprochene Fachschulen für verschiedene Gewerbe mit ausschließlich praktischem Unterricht und mit dem Zweck, das Kleingewerbe auf dem Lande zu fördern, erweitert. Im Jahre 1900 zählte Rußland bereits 190 industrielle Schulen, darunter 18 technische Sekundarschulen, 20 technische Primärschulen, 22 Meisterschulen, 15 Lehrlingsschulen, 48 niedere Meisterschulen, 67 sonstige Fachschulen. Nicht weniger als 117 dieser Schulen waren erst nach 1888 ins Leben gerufen. Man ersieht hieraus, daß auch Rußland in den letzten 20 Jahren keine geringe Energie entfaltet hat, und wenn heute das große Reich auch noch stark hinter den westeuropäischen Nachbarn zurücksteht, so würde sich doch bei Beibehaltung des einmal eingeschlagenen Tempos die technische und gewerbliche Kultur verhältnismäßig rasch der unserigen nähern. Um die Mädchen- und Frauenbildung dagegen kümmert sich der russische Staat zurzeit noch sehr wenig. Zwar zählt der Bericht für die Weltausstellung in Paris etwa 250 Mädchenfortbildungs- und -fachschulen auf, aber sie sind ausschließlich auf private Mittel angewiesen. Auch ein Fortbildungsschulwesen ist im großen und ganzen so gut wie gar nicht vorhanden.

In England haben sich die bereits früher erwähnten Schools of Art, die Art Night Classes und die sonstigen Evening Continuation Schools, sowie die Evening und Day Technical Schools unaufhörlich weiter entwickelt. Um nur ein Beispiel zu geben, sei bemerkt, daß nach dem Bericht von 1903 in London allein nicht weniger als 376 Evening Continuation Schools, die dem School Board für London unterstellt sind, für beide Geschlechter eingerichtet waren. Ihre Kurse erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Nationalökonomie, der Handelswissenschaften, der bildenden Künste, der Handfertigkeit, Technik, der Musik, der alten und neuen europäischen Sprachen, und viele dieser Kurse gaben nicht bloß theoretischen, sondern auch praktischen Unterricht. Daneben hatte aber auch der Technical Education Board von London eine staunenswerte Tätigkeit entfaltet. An den ihm unterstellten 26 polytechnischen und größeren technischen Instituten, die selbst schon neben zahlreichen secondary schools mit Laboratorien und Werkstätten eine große Organisation für technische

Erziehung darstellen, waren 1904 für 64 Gewerbe und Techniken 313 Klassen mit Werkstattunterricht eingerichtet. Die Abendkurse am Polytechnic in der Regent-Street sollen allein von etwa 10—12 000 Schülern jährlich besucht sein. Der Unterricht in manchen dieser Abendfortbildungsschulen geht sehr weit; in den Fortbildungsklassen des Kings College zu London kann man sich bis zum Examen an der University of London vorbereiten, die freilich nicht mit unsern deutschen Universitäten zu vergleichen ist. Einzelne Abendschulen sind auch mit Schwimmhallen, Spielplätzen und andern Sportgelegenheiten ausgestattet. Im Schuljahre 1902/3 waren die sämtlichen Abendschulen der Stadt London von nicht weniger als rund 657 000 Schülern besucht, von denen 22% zwischen 12 und 15 Jahre, 53% zwischen 15 und 20 Jahre und 25% über 20 Jahre alt waren. Diese Ziffern übertreffen bei weitem die Ziffern der Abendschulen von Paris, Berlin, Wien.

Eine kurze Schilderung des eigentlichen Fachschulwesens von England zu geben ist unmöglich. Es ist noch viel weniger einheitlich gestaltet als in Deutschland und in der Schweiz. Fachschulen mit geschlossenem, für alle Schüler verbindlichem Plan gibt es nur wenige. Das ganze englische Schulwesen ist geradezu charakterisiert durch die Wahlfreiheit der Unterrichtsfächer. Dadurch, daß eine große Zahl der Mittelschulen nicht nur Zeichenunterricht aufweist, sondern mit Laboratorien und Werkstätten ausgerüstet ist (in London allein gegen 50) im Gegensatz zu Deutschland, hat das Fachschulwesen einen bedeutenden Umfang angenommen. Einzelne dieser Schulen sind direkt als Experimental Day Schools eingerichtet. Nicht wenig haben die Gesetze von 1889 und 1891 zu dieser Entwicklung beigetragen, wonach die Verwaltungsbehörden in einem mäßigen Umfang Steuern erheben konnten, um die gewerbliche Erziehung zu fördern, und vor allem das Gesetz von 1890, wonach Überschüsse der Getränksteuern den Selbstverwaltungsbehörden zum größten Teil zum Unterhalte von gewerblichen Schulen, von Werkstätten und Laboratorien zugewiesen wurden. Im Jahre 1894 sollen von diesen Überschüssen nach der Mitteilung Roschers nicht weniger als 11,5 Millionen Mark dem gewerblichen und technischen Unterrichte zugeflossen sein, wobei man beachten muß, daß es sich hier fast ausschließlich nur um Zuschüsse und nicht um vollständigen Unterhalt von Schulen handelt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Mittel wird zu „scholarships“, zu Schulstipendien verwendet, die bis zu 1200 Mark betragen können und entweder vom Science and Art Department, oder vom Technical Education Board verteilt werden, einer Schulbehörde, die am 30. August 1889 zur Pflege der gewerblichen Erziehung geschaffen worden war. Der Stadt London wurden im Jahre 1900 ungefähr 3 Millionen Mark von dieser Schulbehörde für gewerbliche Schulen und für scholarships zur Verfügung gestellt.

Die Entwicklung in Amerika.

In Amerika sind vor allem die Manual Training Schools und die

Manual Training High Schools entwickelt, eine Art von Mittelschulen, die man am besten vielleicht mit den französischen Écoles pratiques und Écoles supérieures bzw. den Écoles des arts et métiers vergleichen kann, wenigstens in bezug auf das Ziel, das sie verfolgen. Unter den 587 Städten über 8000 Einwohner, welche Amerika im Jahre 1903 zählte, hatten 322 Manual Training als Unterrichtsgegenstand in verschiedenen ihrer öffentlichen Schulen, darunter waren etwa 180, die hauptsächlich dem Manual und Industrial Training gewidmet waren. Man behauptet, der amerikanische Arbeiter liebe im allgemeinen die „Sackgasse" der Fachschule nicht. Er sucht Mittelschulen auf, die ihm neben einer tüchtigen praktischen Ausbildung auch eine nicht unbeträchtliche allgemeine gewähren, damit er die ganze Leiter bis zur Hochschule emporsteigen kann, je nach seiner Begabung. Solche Manual Training Schools oder Industrieschulen, wie wir sie nennen könnten, sind in vielen Staaten Nordamerikas gesetzlich angeordnet. In Massachusetts muß sogar jede Stadt von 200 000 Einwohnern eine Manual Training High School einrichten. Sie existieren nicht bloß für Knaben, sondern auch für Mädchen und gewähren nicht selten dem Schüler eine nicht unbeträchtliche Freiheit in der Wahl der Unterrichtsgegenstände. Der gleiche Staat unterstützt Webeschulen mit 25 000 Dollar, wenn die Städte das Doppelte beitragen. Eine ganz bedeutende Unterstützung findet das gewerbliche und landwirtschaftliche Schulwesen durch die nordamerikanische College Land Grant Bill vom 2. Juli 1862, wonach jeder Staat der Union verpflichtet ist, zur Einrichtung solcher Schulen unentgeltlich das entsprechende Bauterrain abzugeben. Für die dadurch geförderten Mechanical and Agricultural Colleges waren bis 1902 nicht weniger als 10,320 843 acres bewilligt worden. Sie zählten 1902 rund 47 000 Schüler. Gleichwohl gibt es nach Kreuzpointners Bericht in Amerika nur eine einzige ausschließlich aus öffentlichen Steuern erhaltene eigentliche Fachschule. Für die kaufmännische Bildung dagegen sind nach dem Bericht von 1902 eigene Business Schools and Colleges vorhanden, und zwar die bedeutende Zahl von 520 mit 137 000 Schülern, wozu noch rund 4200 weitere Schulorganisationen kommen, in denen nebenbei auch kaufmännische Fächer gelehrt werden. Eine höchst merkwürdige Art von Schulen für beruflichen Unterricht hat sich in den letzten Jahren infolge des Mangels an speziellen Fachschulen entwickelt, die sogenannten Korrespondenzschulen, deren größte die Schule in Scranton ist, die etwa 13 Jahre besteht und ihren Unterricht durch 400 Lehrer und Assistenten brieflich erteilt. Dieser briefliche Unterricht erstreckt sich auf alle erdenklichen Unterrichtsgebiete der Architektur, der Chemie, der Ingenieurwissenschaften, des Handels, des Zeichnens, der Mathematik, der Sprachen, der Maschinenbaukunde, der Elektrotechnik, der Hygiene usw. Von den gegenwärtig angemeldeten Schülern nehmen auf dem Wege des schriftlichen Verkehrs 20% Zeichnungsunterricht, 18% treiben Elektrotechnik, 18% Handelswissenschaft. Seit Bestehen der Scrantonschule

sind angeblich über ½ Million Schüler aufgenommen und an ¾ Millionen Lektionen durchgesehen worden. Kreuzpointner betrachtet sie als Notbrücken über einen Fluß, welcher sein Bett unerwartet erweitert und vertieft habe und auf irgend eine Weise überschritten werden müsse, bis die Verhältnisse es erlauben würden, eine zuverlässigere Verbindung beider Ufer herzustellen. Gleichwohl würde uns Deutschen, obwohl wir durch unsere Schulen der Buchgelehrsamkeit nicht gerade verwöhnt sind, eine solche Papierbrücke durchaus ungangbar erscheinen.

Die Mannigfaltigkeit der Schulgattungen und Schularten.

So finden wir in allen Kulturstaaten heute einen regen Wetteifer in der Ausgestaltung ihres gewerblichen Schulwesens. Die meisten gehen hierbei völlig selbständig vor, indem sie sich den Bedürfnissen ihrer übrigen Schulorganisation, ihrer Industrie, ihres Handels und den Formen der durch frühere soziale Tätigkeit geschaffenen Schulen anpassen. Daher sehen wir in den verschiedenen Ländern eine Mannigfaltigkeit der Schulformen, die im allgemeinen Volks-, Mittel- und Hochschulwesen auch nicht entfernt anzutreffen ist. Hier sind die einzelnen Institutionen verschiedener Länder noch vergleichbar. Im technischen, gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Schulwesen ist aber meist jeder Vergleich ausgeschlossen oder doch nur annähernd zulässig. In Deutschland und in der Schweiz, wo einheitliche Unterrichts- und Organisationspläne weder in einzelnen Staaten, noch viel weniger im ganzen Bundesgebiete vorhanden sind, wird diese Mannigfaltigkeit geradezu verwirrend. Dabei sind nicht nur die Arten der Schulen sehr zahlreich, sondern auch innerhalb der einzelnen Arten gibt es viele und sehr verschiedenartige Stufen.

Die gegenwärtigen Fortbildungsschularten für Knaben.

VIII. Der innere Ausbau des gegenwärtigen gewerblichen Erziehungswesens in Deutschland. Fassen wir zunächst das deutsche Fortbildungsschulwesen ins Auge. In die Gattung dieser Schulen fallen die kaum irgendwie kulturell wertvollen, wöchentlich zwei- oder gar nur einstündigen allgemeinen obligatorischen Fortbildungs- und Sonntagsschulen der süddeutschen Staaten, ebenso aber die auf zwei bis vier Semester sich erstreckenden Tagesklassen der Berliner Handwerker- oder der Münchener Gewerbeschulen, die sich bereits den Fachschulklassen der österreichischen Staatsgewerbeschulen annähern, oder die ein- bis zweijährigen Tagesfortbildungsschulen Bayerns, die schon den Charakter einer gehobenen Volks- oder Bürgerschule haben. Dazwischen liegen zunächst alle möglichen gewerblichen oder auch allgemeinen Fortbildungsschulen deutscher Städte, ohne berufliche Gliederung aber wenigstens mit einem wöchentlich vier- bis sechsstündigen Unterricht, die teils auf freiwilligen, teils auf obligatorischen Besuch eingerichtet sind, deren Unterrichtszeit in der einen Stadt auf den Tag, in der anderen auf den Abend nach Schluß der Werkstatt gelegt ist, die sich das eine Mal nur auf Unterrichtsfächer der Volksschule beschränken, das andere Mal Zeichnen, gewerbliches oder kaufmännisches

Rechnen und Buchführung mit in den Plan hereinziehen, die in dem einen Lande mit ausgebildeten Fortbildungsschullehrkräften arbeiten, in dem anderen Lande das Lehrpersonal nehmen, woher sie es bekommen. Weiter liegen dazwischen die nach Berufsgruppen getrennten Fortbildungsschulen mit wöchentlich sechs- bis achtstündigem obligatorischen, seltener freiwilligen Unterricht, wie wir sie zunächst in den gut entwickelten badischen Gewerbeschulen mit Werkstättenbetrieb oder im System der Leipziger Fortbildungsschulen ohne solchen Betrieb vorfinden. Abermals aufsteigend treffen wir sodann auf die acht- bis zwölfstündigen, nach einzelnen Berufen scharf gegliederten obligatorischen Fortbildungsschulen für Lehrlinge der Stadt München, die nicht nur Fachzeichnen, gewerbliches und kaufmännisches Rechnen und Buchführung, sondern auch Hygiene und staatsbürgerlichen Unterricht, vor allem auch praktischen Werkstattunterricht in ihren Lehrplan aufgenommen haben, und die in eigens eingerichteten, mit zahlreichen Ateliers, Werkstätten und Laboratorien versehenen Zentralschulgebäuden ihren Unterricht erhalten. Daneben finden wir wieder freiwillige Fortbildungsschulen, wie die Berliner, die nach Art der französischen cours d'adultes oder englischen Evening und Continuation Schools in einzelnen Abendkursen, deren viele in einem Volksschulgebäude vereinigt sind, alle möglichen Gegenstände des menschlichen Wissens behandeln, oder die Sonntags- und Abendklassen der preußischen Handwerkerschulen und württembergischen Gewerbeschulen, die sich auf alle möglichen Arten des Zeichnungsunterrichtes für die verschiedensten Gewerbe beschränken. Neben den Lehrlingsfortbildungsschulen, die bald ein, bald zwei, bald drei Jahre dauern oder sich auf die ganze Lehrzeit erstrecken, finden sich dann wieder Fortbildungsschulen für Gehilfen und Meister, wie sie an den Münchener Gewerbeschulen oder an den Kunst- und Handwerkerschulen Deutschlands, besonders an den zwei großen Berliner Handwerkerschulen eingerichtet sind, die nun wieder fast ebenso mannigfaltig ausgestaltet sind, wie die Lehrlingsfortbildungsschulen und nach verschiedenen Richtungen sich den eigentlichen Fachschulen nähern.

Die gegenwärtigen Fortbildungsschularten für Mädchen.

Noch buntfarbiger als das Fortbildungsschulwesen für Knaben und Männer ist das für Mädchen und Frauen, das ja zumeist der Privatunternehmung anheimgestellt ist und sich darum mit fast jedem Privatunternehmer auch in seinem Ausbau ändert. Da gibt es einfache Schulen mit geschlossenem Lehrplan, der entweder bloß die Lehrgegenstände der Volksschule oder die Vorbereitung für irgend einen spezifischen Beruf des Weibes ins Auge faßt. Bald sind sie obligatorisch, bald fakultativ, bald Tages- bald Abendschulen, bald erstrecken sie sich auf wenige Wochenstunden und wenige Monate, bald nehmen sie den Charakter einer Mittelschule an, dehnen sich auf mehrere Semester aus und bewegen sich in Aufgaben und Ausbau in der Richtung einer höheren Töchterschule. Zu allermeist aber verfolgen sie das Ziel einer Spezialfachschule in der

Richtung eines typisch weiblichen Berufes. Zu diesen einfachen Schulen gehören beispielsweise die bayerische Sonntags- und Wochenschule, die badische Fortbildungs- und Haushaltungsschule, die verschiedenen und zahlreichen Koch- und Haushaltungsschulen in den Gemeinden des Deutschen Reiches, die Pflegerinnenschule des badischen Frauenvereins, die Kindergärtnerinnenschulen, die württembergischen Frauenarbeitsschulen.

Dann gibt es zusammengesetzte Schulen mit geschlossenem, für alle Schüler verbindlichem Lehrplan, der die verschiedenen spezifischen Aufgaben, die in der Richtung des hauswirtschaftlichen und mütterlichen Berufes liegen, gleichzeitig ins Auge faßt. Als Beispiele seien die weiblichen Fortbildungsschulen der Stadt München, das Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin, das Luise- und Comeniushaus in Kassel angeführt.

Endlich gibt es — und das ist namentlich in den größeren deutschen Städten — eine sehr verbreitete Gruppe, zusammengesetzte Schulen mit offenem, nicht für alle Schülerinnen verbindlichem Lehrplan, die ihrer Organisation vielfach auch die Vorbereitung für andere, als gerade weibliche Berufe angliedern. Hierher gehören beispielsweise die meisten städtischen Berliner Fortbildungsschulen oder die wohlentwickelte städtische Fortbildungsschule in Leipzig. Die Wahl der Unterrichtsfächer steht in den meisten dieser Schulen den Mädchen gewöhnlich frei. Der Unterricht erstreckt sich auf Deutsch, Rechnen, Buchführung, Schönschreiben, Zeichnen, Gesundheitslehre, Handarbeit, Gesang, Turnen, Schneidern, Putzmachen, Maschinenähen, Plätten, Kochen; dann aber auch auf Englisch, Französisch, Stenographie, Geschichte, Geographie, Kunstgeschichte usw. Die meisten Kurse sind am Abend, und so hat diese Art der Fortbildungsschulen ganz den Charakter der französischen cours d'adultes oder der englischen Evening oder Continuation Schools.

Der zu erwartende zukünftige Typus der Fortbildungsschule.

Im ganzen und großen läßt sich heute im Deutschen Reich eine bestimmte Tendenz in der Richtung des Ausbaues der männlichen und weiblichen Fortbildungsschulen erkennen. Was angestrebt wird für die Fortbildung der großen Massen des Volkes, ist unbeschadet des Ausbaues der zahlreichen sonstigen Arten dieser Schulgattung für die Knaben die beruflich gegliederte, obligatorisch auf die ganze Dauer der Lehrzeit oder doch bis zum 18. Lebensjahr ausgedehnte Fortbildungsschule mit wöchentlich mindestens sechs- bis achtstündigem Tagesunterricht, für die Mädchen eine obligatorische wöchentlich wenigstens sechsstündige, mindestens auf drei Jahre ausgedehnte Fortbildungsschule, welche die Ausbildung für den weiblichen Beruf als Hausfrau und Mutter ins Auge faßt. Immer mehr hat sich gezeigt, daß nur solche Fortbildungsschulen eine nennenswerte Zugkraft auf die Masse ausüben, deren Unterricht in der Richtung des zukünftigen Berufes der Schüler geht. Immer mehr drängt sich auch die Überzeugung auf, daß diese berufliche Fortbildung der Knaben im wirtschaftlichen, und die der Mädchen im sozialen Interesse geradezu unentbehrlich ist. Immer mehr erkennt man, daß nur Schulen mit solchem Lehr-

plan einen nennenswerten erzieherischen Einfluß auf die Massen ausüben können.

Fortbildungsschule und Meisterlehre.

Die heutige Arbeitsteilung im Gewerbe, der erbitterte Kampf der Konkurrenz, die mehr als jahrhundertelange Vernachlässigung der Ausbildung des Handwerkerstandes hat eine allseitige und gründliche Lehrlingsausbildung mehr und mehr unmöglich gemacht. Frankreich ist dadurch zu seinen Écoles d'apprentissages geführt worden. Ob es hiermit den richtigen Weg eingeschlagen hat, wird die Zukunft lehren. In Österreich und in der Schweiz ist die Vermehrung der Lehrwerkstätten für Lehrlinge bereits ins Stocken geraten, die allgemeinen Handwerkerschulen Österreichs sind seit zehn Jahren nicht mehr vermehrt worden. In Deutschland hat sich das System der Lehrwerkstätten, ausgenommen für Maschinenbau und Weberei, noch wenig entwickelt. Der von Österreich mit großer Energie eingeschlagene Weg, zunächst die Meisterlehre durch Gewerbemuseum, Meisterkurse, Fachschulen, durch Prämien für gute Lehrlingsausbildung usw. zu heben, ist billiger, und vielleicht — wir können das heute allerdings noch nicht entscheiden — ebenso wirkungsvoll, freilich erst dann, wenn eine beruflich gegliederte, wohlausgebaute obligatorische Lehrlingsfortbildungsschule ihr zur Seite steht, welche sowohl für allgemeine als auch für allseitig fachliche Ausbildung Sorge trägt während der ganzen Dauer der Lehrzeit. Die Hebung der Meisterbildung ist in fast allen großen deutschen Staaten in der gleichen Weise wie in Österreich in Angriff genommen, wenn uns auch so vortreffliche Zentralen wie das technologische Gewerbemuseum in Wien und Prag hierfür mangeln. Baden hat vor etwa 20 Jahren damit den Anfang gemacht. Zur Hebung der Meisterlehre reicht aber die Fürsorge um die Ausbildung der Gehilfen und Meister durch besondere Meisterkurse, ja auch das Prämiensystem nicht aus. Erziehen fordert Opfer vom Erzieher; erziehen ist eine altruistische Aufgabe, die nur aus einem von Einsicht getragenen, starken Gemeinsamkeitsgefühl herauswächst. Das Handwerkergesetz vom Jahre 1897 hat dieses fast erloschene Gemeinsamkeitsgefühl wieder anzufachen gesucht. Indem es den Innungen und Handwerkskammern wieder die Erfüllung ihrer Erziehungsaufgaben zur Pflicht macht, hat es das beste Mittel gewählt, dieses Gemeinsamkeitsgefühl zu immer größerem Leben zu erwecken und nicht bloß in egoistische, sondern auch altruistische Bahnen zu lenken. Die Lehrlingsfortbildungsschule soll und muß das Mittel sein, der Erziehungsaufgabe sowohl als auch der Stärkung des Gemeinsamkeitsgefühls zu dienen. Das ist nur möglich, wenn die beruflichen Organisationen aller Art, mögen sie nun dem Gewerbe, dem Handel, der Industrie, der Landwirtschaft angehören, auf das innigste mit den Aufgaben einer wohlausgebauten, vom Geiste eines gesunden Staatsbürgertums erfüllten Fortbildungsschule verbunden werden. Diesen Weg hat die Neugestaltung des gewerblichen Fortbildungsschulwesens in München zum erstenmal und mit Ausnutzung aller hier gebotenen Möglichkeiten ein-

geschlagen. Die übrigen deutschen Städte sind heute wenigstens daran gegangen, ihr Fortbildungsschulwesen im Sinne einer fachlich gegliederten gewerblichen Fortbildungsschule mit wöchentlich sechsstündigem, auf den Tag oder Spätnachmittag verlegtem Unterricht auszugestalten, wenn sie es auch meist unterlassen haben, die Verbindung mit Berufsverbänden herzustellen. Es steht daher zu erwarten, daß wenigstens die Städte in absehbarer Zeit auf diesem Wege zu wertvollen Bildungsanstalten für die Massen ihrer Bevölkerung gelangen werden.

Der heutige Zustand der ländlichen Fortbildungsschulen.

Anders dagegen liegen die Verhältnisse auf dem Lande. Die heutige ländliche Fortbildungsschule muß fast durchaus als ungenügend bezeichnet werden. Vor allem muß auch hier an den zwei Grundforderungen festgehalten werden, die wir oben für das städtische Fortbildungsschulwesen als notwendig bezeichnet haben: eine Verbindung mit den Berufsverbänden und eine Einführung von praktischem Unterricht, hier etwa in den akzessorischen landwirtschaftlichen Betrieben, wie Obstbau, Gemüsebau, Bienenzucht, Geflügelzucht usw. Erst im Anschluß an solchen praktischen Unterricht ist es möglich, daß der theoretische Unterricht in der Landwirtschafts- und Naturkunde, wie er für die neuen westfälischen Schulen mit vielem Geschick im Plane bereits entworfen ist, also der Unterricht in den Elementen der Bodenkunde, der wichtigsten Lebensfragen der Tiere und Pflanzen, des Anbaues der Nährpflanzen und der Aufzucht der Haustiere, das nötige Verständnis und Interesse findet.

Der heutige Zustand der Fortbildungsschule für Mädchen.

Noch tiefer aber als die landwirtschaftliche Fortbildungsschule steht die weibliche, nämlich jene, welche die Massen unserer schulentwachsenen Mädchen in ihre zukünftige Berufsaufgabe als Frau und Mutter einführen soll. In den großen und mittleren Städten hat die alte, auf dem Lande noch vielfach vorhandene Erziehungskraft der Familie infolge des harten Lebenskampfes, der rastlosen Jagd nach Erwerb und Glück, der wesentlich gesteigerten Genußsucht, kurz, infolge der stark veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse stark abgenommen. Tausende und Abertausende von Mädchen haben überhaupt keinen häuslichen Herd kennen gelernt, und andere Tausende werden frühzeitig hinausgejagt in den bitteren Erwerbskampf, ohne von den Aufgaben der Familie auch nur eine Ahnung zu erhalten. Die meisten derselben werden aber später Hausfrauen und Mütter. Da ist es eine unabwendbare Pflicht des Staates, helfend einzugreifen, damit sein Urelement, die Familie, nicht ganz ihre enorme Bedeutung für die menschliche Gesellschaft einbüße. Mit fakultativen Einrichtungen ist hier nicht gedient, auch nicht mit Einrichtungen, die sich nur mit ein oder zwei Unterrichtsstunden in der Woche begnügen. Wer die Not des weiblichen Elementes in den größeren Städten kennt, wird hier unbedingt obligatorische und auskömmliche Unterrichtszeiten fordern müssen. Vielleicht ist auch hier die Stadtgemeinde München beispielgebend vorangegangen, welche neben einer obligatorischen, dreistündigen Wochenschule vor zehn Jahren wenigstens fakultative weibliche

Fortbildungsschulen eingerichtet hat, deren hauswirtschaftliche Abteilungen bei wöchentlich sechs- bis zehnstündigem Tagesunterricht in allen Stadtteilen sich heute aufgetan haben.

Die Fachschularten in Deutschland.

Ebenso mannigfaltig wie das Fortbildungsschulwesen in den deutschen Staaten ist das Fachschulwesen in seiner Organisation. Einheitliche, über das Reich gleichmäßig verteilte, technische Bildungszentren, wie in Österreich die Staatsgewerbeschulen und die allgemeinen Handwerkerschulen, in Frankreich die Écoles pratiques und Écoles nationales professionnelles gibt es nicht. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Fachschulen ist in einer einzigen bestimmten Richtung ausgebaut. Eine Vereinigung von verschiedenen Fachschulen wie in Österreich die Staatsgewerbeschule und die technologischen Gewerbemuseen stellen in Deutschland nur wenige Schulen dar, so die bayerischen Industrieschulen oder die sächsische Gewerbeakademie in Chemnitz oder die technische Schule in Straßburg, vielleicht auch die Handwerker- und Kunstgewerbeschulen der verschiedenen Bundesstaaten. Im allgemeinen sind die Schulen in dem Gebiete des Landes eingerichtet, das ihrer aus irgend einem Grunde bedarf. Eine erste Gruppe, die etwa 24 höheren Kgl. Maschinenbauschulen der deutschen Bundesstaaten und die vier bayerischen Industrieschulen, setzt bei Aufnahme der Schüler das Zeugnis der Reife zum Einjährig-Freiwilligen voraus. Die Ausbildungszeit in diesen Schulgattungen beträgt im allgemeinen zwei Jahre. Eine andere Gruppe, die Landwirtschaftsschulen und höheren Handelsschulen, führt neben der technischen Erziehung die allgemeine Bildung bis zur Erlangung des Reifezeugnisses. Fast alle übrigen Schulen setzen nur eine Volksschul- oder Bürgerschulbildung voraus. Unter diesen bilden eine wichtige Hauptgruppe mit einer nahezu einheitlichen Organisation die etwa 45 Baugewerbeschulen mit einem Schulbetrieb von vier Semestern; die etwa 20 niederen Maschinenbauschulen oder Werkmeisterschulen mit einem Unterrichtsbetrieb von vier bis sechs Semestern; die etwa 50 höheren und niederen Webeschulen, sowie die etwa 40 deutschen Kunstgewerbeschulen, deren Organisationsplan bestimmte Semesterzahlen nicht vorschreibt. Jede der bisher genannten Gruppen dient nicht nur einem bestimmten beruflichen Zweck, sondern jede ihrer Schulen ist auch, im allgemeinen wenigstens, mit jeder anderen ihrer Gruppe infolge einer annähernd gleichen Organisation auch vergleichbar. Die Lehrpläne fassen fast ausschließlich nur die theoretische, technische und praktische Ausbildung ins Auge; ausgenommen sind hier nur die Landwirtschaftsschulen, höheren Handelsschulen und bayerischen Industrieschulen, die auch die allgemeine Bildung stark betonen. Alle übrigen Fachschulen gehen über die einseitige technische Ausbildung nicht oder nur sehr wenig hinaus.

Die Lehrwerkstätten für Lehrlinge und ihre Bedeutung.

Verhältnismäßig wenige unter ihnen befassen sich mit reiner Lehrlingsausbildung in beruflich organisierten Werkstätten, abgesehen von den mit staatlichen, militärischen oder privaten Fabriken verbundenen, oft sehr gut ausgebauten Lehrwerkstätten zur Heranbildung von Arbeitern für die

eigenen Bedürfnisse. Auf Staats- oder Gemeindekosten eingerichtete Lehrlingsschulen finden wir nur für Tischlerei, Schnitzerei, Uhrmacherei, Weberei und Maschinenbau. In der großen Mehrzahl dienen die deutschen Fachschulen der Weiterbildung des bereits ausgebildeten Lehrlings. Die Erziehung des gewerblichen und industriellen Nachwuchses in öffentlichen, an staatliche, kommunale oder private Betriebe angeschlossenen Werkstätten mit drei- bis vierjähriger Ausbildungszeit hat in gewisser Richtung unverkennbare Vorteile. Die Ausbildung des Lehrlings kann von vornherein gründlich und allseitig angelegt, schlechter Einfluß auf Charakter und Sitten kann ferngehalten, die hygienische, sittliche und staatsbürgerliche Erziehung in der günstigsten Weise beeinflußt werden, namentlich wenn solche Werkstätten mit Internaten verbunden sind; das sind Vorteile, welche die Erziehung draußen im praktischen Leben nur mehr sehr selten dem jungen Mann bietet. Solchen Erwägungen verdanken insbesondere die fast durchweg großartig angelegten Écoles professionnelles Frankreichs, vor allem jene der Stadt Paris, ihre Entstehung und ihren Ausbau. Wer tiefer in die Verhältnisse unserer Meisterlehre blickt, der muß sagen, daß sie heute noch einen sehr bedenklichen Tiefstand aufweist, daß sie immer noch und vor allem in den Großstädten mit wenigen Ausnahmen jene Charakteristik verdient, die ihr einst im Jahre 1872 Direktor Gréard in seiner Denkschrift an den Stadtrat von Paris gab, wo er sie eine „déplorable école de moeurs de privées“ nannte, „qui déprave l'homme dans l'apprenti, le citoyen dans l'ouvrier et ne forme même pas l'ouvrier“. Gleichwohl würde eine Unterrichtspolitik, welche die Ausbildung von praktischen Handwerkern vorwiegend oder gar ausschließlich in staatlichen oder kommunalen Lehrwerkstätten veranstalten wollte, kaum ihre Absicht erreichen. Zunächst lehrt die Erfahrung, daß so allseitig ausgebildete Lehrlinge für gewöhnlich dem praktischen Handwerk nicht zugehen, wenn sie nicht eben mitten in der Praxis des Lebens aufgewachsen sind. Nicht gewohnt an die oft sehr rauhe Seite des öffentlichen Handwerkerlebens flüchten sie sich im Bewußtsein ihres Könnens nur zu gern in die Stellen des technischen Unteroffiziers großer Betriebe, oder in Lehrerstellen an den gewerblichen Schulen, oder, wenn es ihnen die Verhältnisse, die Mittel und die Begabung erlauben, in höhere Fachschulen. Das ist die große, in allen Ländern mit guten Lehrlingslehrwerkstätten gemachte Erfahrung. Die Lehrlingslehrwerkstätten sind daher nur insoweit eine wertvolle Einrichtung für gewerbliche Erziehung, als sie den Bedarf an tüchtigen mittleren Technikern decken helfen oder einzelnen Meistersöhnen, die auf jeden Fall den Beruf des Vaters ergreifen, eine solide, allseitig ausgebaute Grundlage geben. Für diese Zwecke sind sie heute sogar unentbehrlich. Je mehr ein Staat zum Industriestaat sich entwickelt oder je gründlicher diese Entwicklung gefördert werden muß, desto notwendiger werden Lehrlingslehrwerkstätten bei der Unfähigkeit des heutigen Handwerks, tüchtige geschulte Arbeiter in größerer Zahl heranzubilden. Nur

für den kleinhandwerklichen Agrarstaat gewinnen sie nicht jene einst von ihnen erhoffte Bedeutung. Hier scheint uns zunächst wichtiger zu sein, das Interesse der Meister an der Erziehung des gewerblichen Nachwuchses und die Fähigkeit zu dieser Erziehung wieder zu fördern. Eine zu große Verbreitung von Lehrwerkstätten aber würde dieses Interesse, das durch die neuen Handwerkergesetze wieder wachgerufen und durch alle möglichen Veranstaltungen für die Meisterausbildung stark gefördert wurde, noch mehr ausschalten, als das heute schon der Fall ist. Insbesondere würde der Lehrling, der doch in vielen Meisterlehren unentbehrlich ist, noch mehr als bisher zum Handlanger und Taglöhner herabsinken. Die Aufgabe einer weitschauenden Erziehungspolitik muß aber sein, die Berufskreise in weitgehendstem Maße für die Erziehung ihres Nachwuchses zu erwärmen, nicht bloß, weil die Ausbildung in einer wahrhaft guten Meisterlehre in Verbindung mit einer wohlorganisierten fachlichen Fortbildungsschule immer noch die beste Lehrlingserziehung ist, sondern auch, weil es im Interesse der sozialen und moralischen Entwicklung eines Volkes liegt, eine möglichst große Menge von brauchbaren Erziehungskräften auch außerhalb der Schule zu entwickeln. Denn das ist eine Eigenschaft aller ernsten Erziehungstätigkeit, daß sie den Zögling wie den Erzieher in gleicher Weise geistig und sittlich fördert.

Lehrwerkstätten für Gesellen und Meister.

Für die Fortbildung aber von Gesellen und Meistern, von Werkführern und Kleinindustriellen und damit für die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes sind wohleingerichtete Lehrwerkstätten, welche die kunstgewerbliche oder technische und wissenschaftliche Seite des Berufes fördern, welche die Strebsamen mit der Wirkungsweise und dem Betriebswert neuer Werkzeuge und Maschinen, mit den Vor- und Nachteilen neuer technischer Verfahren, mit den Eigenschaften neuer Rohprodukte usw. vertraut machen, für alle Zukunft unerläßlich. Im allgemeinen kann man auch sagen, daß nach dieser Richtung Deutschland den Vorsprung anderer Länder reichlich eingeholt hat, nicht bloß durch sein gut entwickeltes Fachschulwesen, sondern auch durch eine beträchtliche Anzahl wohleingerichteter Gewerbemuseen, deren Ausnutzung im Dienste der Gewerbeförderung freilich noch viel rationeller gestaltet werden könnte. In bezug auf diese Ausnutzung könnten unsere Verwaltungen von dem Betriebe des South Kensington Museums in London noch sehr viel lernen.

Ausbildung des Fachschullehrpersonals.

Insbesondere leiden die Fachschulen nicht an dem Mangel von technisch gebildetem Lehrpersonal. Wenn auch besondere Ausbildungsanstalten für Fach- und Gewerbelehrer in Deutschland nicht eingerichtet sind, wie dies in Österreich und Frankreich der Fall ist, so geht doch die Ausbildung der Schüler in vielen Fachschulen Deutschlands weit genug, daß sie, nachdem sie eine genügende Zeit in der Praxis gestanden haben, wieder als Lehrer an ihre Schule zurückkehren können. Auch bilden die technischen Hochschulen im ganzen Reich eine nicht unbeträchtliche An-

zahl von Lehrkräften aus, die sich dem technischen Lehrfache zuwenden. Für den Unterricht im Fach- und Freihandzeichnen haben übrigens die meisten deutschen Staaten besondere Bildungsgelegenheiten und besondere Staatsprüfungen eingerichtet. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Fortbildungsschulen. Hier fehlt es fast durchweg an entsprechend ausgebildeten Lehrern. Was einzelne Staaten und einzelne Städte an solchen Ausbildungsgelegenheiten geschaffen haben, kann nur als Notbehelf angesehen werden. Mit sechs- bis achtwöchentlichen Ferienkursen, auch wenn sie ein paar Jahre wiederholt werden, ist eine gründliche Ausbildung von Fortbildungsschullehrern unmöglich zu erreichen. Eine Ausnahme macht hier nur Baden, das besondere, mehrjährige Ausbildungseinrichtungen für seine Gewerbelehrer geschaffen hat.

Aufsicht.

Der Anstellung von geeigneten Aufsichtspersonen für das technische Unterrichtswesen in Deutschland ist in der neuesten Zeit in den deutschen Staaten, ausgenommen in Bayern, eine größere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Berufsmäßige Gewerbeschulinspektoren finden wir in Sachsen, Baden, Hessen, in neuester Zeit auch in Preußen. Vortrefflich organisiert ist die Schulaufsicht in Österreich, in der Schweiz, in Frankreich, in England.

Das letzte Ziel aller öffentlichen Erziehung.

IX. Schlußbetrachtungen. In einer Richtung aber leiden nicht bloß die Fortbildungsschulen, sondern auch die Fachschulen einen empfindlichen Mangel. Sie sind heute in Deutschland wie in Österreich, vielleicht auch in England und Amerika, lediglich vom Standpunkt des wirtschaftlichen Nutzens aus organisiert. Daß diese Schulen auch im Sinne der staatsbürgerlichen Erziehung unbedingt ausgebaut werden können, ja ausgebaut werden müssen, das ist weder den Regierungen noch den Kommunen, noch viel weniger den Privaten bisher in den Sinn gekommen. Nur vereinzelt erheben sich da und dort in der Literatur, auf Versammlungen, in Vereinen zur Förderung dieses gewaltigen Teiles unseres deutschen Bildungswesens mahnende Stimmen. Die bloß technische oder kunstgewerbliche Ausbildung eines Volkes genügt in kritischen Zeiten zur Sicherung der Gesamtwohlfahrt und der Kultur eines Staates keineswegs. Sie fördert zunächst nur die egoistische Seite im Menschen. Nun geht aber das Bestreben der meisten Berufsschulen und Fortbildungsschulen fast ausschließlich dahin, den Schüler für seinen Beruf und nur für diesen zu interessieren, ihn vorwärts zu bringen, ihn mit geistigen und manuellen Waffen für den allgemeinen Wettkampf mit Berufsgenossen auszurüsten. Jahre hindurch gönnen die meisten nicht einer einzigen Stunde Raum, damit der Blick des jungen Mannes sich erweitere und auf das Ganze richte, damit er verstehen lerne, daß neben ihm und seinen Berufsgenossen noch andere Menschen und andere Berufsarten vorhanden sind, die auch Ansprüche auf Luft und Sonne im Staate haben, damit er fühlen lerne, daß im geordneten

Staate die eigenen egoistischen und beruflichen Interessen ihre Schranken finden an den gleichen Interessen der Mitbürger. Wer klärt heute die ungeheuren Massen, die in Gewerbe, Industrie, Handel und Landwirtschaft beschäftigt sind, über die Aufgaben auf, die ein Staatsverband zu erfüllen hat? Wer lehrt sie die Segnungen eines geordneten Staatsverbandes erkennen oder auch nur ahnen? Niemand. Die Volksschule kann es nicht wegen der mangelnden geistigen Reife der Schüler; die Fach- und Fortbildungsschule aber kümmert sich nicht darum, oder glaubt mit Verfassungs- oder Gesetzeskunde das Nötige getan zu haben. Man überläßt diese wichtige Unterweisung den politischen Parteien, die dann frühzeitig dem jungen Mann die gefärbte Brille ihres Parteigötzen auf die Nase setzen. Diese schwere Unterlassung unserer Schulbehörden ist um so sonderbarer, als das vergangene Jahrhundert dem Volke die wichtigsten politischen Rechte übertragen und es berufen hat, die Geschicke des Staates mitzubestimmen. Aber wie kann jemand die Geschicke eines Staates oder einer Kommune bestimmen, der das Wesen dieser Gesellschaftsverbände und ihre Aufgaben nicht erkannt, oder dem sie gar in völlig verzerrter Gestalt geschildert worden sind? Wie kann jemand den Interessen anderer im Staate gerecht zu werden versuchen, der nie belehrt worden ist, wie unendlich mannigfaltig die Interessen aller Berufe im Staate miteinander verflochten sind, wie im Staatsverbande jeder einzelne von jedem einzelnen abhängig ist, wie die hartnäckige Verfolgung einseitiger Partei- und Berufsinteressen nur eine beschränkte Zeit dem Egoisten nützt, schließlich aber immer nicht bloß den anderen Partei- und Berufsgruppen, sondern auch der eigenen schadet? Dieser grobe Mangel unserer deutschen und österreichischen Fach- und Fortbildungsschulen, alles für die technische Ausbildung zu tun und nichts für die hygienische und staatsbürgerliche, haftet den französischen Écoles professionnelles im allgemeinen nicht an. Es gibt kaum eine Schule dieser Art, die nicht neben der technischen Ausbildung auch eine staatsbürgerliche zu verbinden trachtet, sei es durch einen Unterricht in Geschichte, sei es durch Bürgerkunde, öffentliches Recht, Volkswirtschaftslehre, und es gibt keine, die nicht auch durch Turnen und Gesundheitslehre für die hygienische Ausbildung ihrer Schüler Sorge trägt. Selbst die Manual Training High Schools Amerikas, eines Landes, das wie kaum ein anderes auf praktische Zwecke in seinen Schulen ausgeht, entbehren nicht Geschichte, Staatskunde und Wirtschaftslehre. Und doch hätten es Völker mit so starkem nationalen Empfinden wie Franzosen und Amerikaner weit weniger notwendig wie unser deutsches Volk oder gar ein solches Konglomerat von Völkern wie Österreich. Dabei gibt es kaum eine Schulgattung, die den Unterricht im Sinne einer staatsbürgerlichen Erziehung wirksamer gestalten und mit dem gesamten Lehrprogramm enger verbinden ließe, als unsere Fortbildungs-, Fach-, Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen. Hier, wo alle Blicke von Schülern und Lehrern Tag für Tag auf die Güter-

produktion gerichtet sind, wo Technologie, Waren- und Werkzeugkunde von selbst auf eine Entwicklungsgeschichte unserer Produktionsweisen hinführen, wo die Gewinnung von Rohprodukten, die Ein- und Ausfuhr, die Zoll- und Handelsverhältnisse, die Arbeitsteilung, die Berechnung allgemeiner Spesen und hundert andere Dinge unwiderstehlich den Blick auf die Abhängigkeit aller von allen bei Menschen wie Staaten hinlenken, wo die stete Veränderung der Herstellungsarten, der Maschinen und der Arbeitsverhältnisse das Auge zwingen, in die Vergangenheit wie in die Zukunft zu schauen, wäre hier nicht der natürliche Boden gegeben, gleich von vornherein in einer Wirtschaftsgeschichte, die in konkreten Beispielen mitten durch die Kultur der Menschheit hindurch, von den primitiven Anfängen bis zu unserer heutigen Weltwirtschaft führt, das Verständnis der Schüler für das große Ganze anzuregen und ihren Sinn darauf zu richten? Das 20. Jahrhundert wird auf dem Gebiet der staatsbürgerlichen Erziehung noch unendlich viel an allen unseren Schulen zu tun vorfinden. Das letzte Ziel aller Erziehung kann nicht ein berufliches sein. Das letzte Ziel ist die staatsbürgerliche Erziehung, die allerdings mit und durch die berufliche am besten gefördert werden kann. Nur wenn unsere öffentlichen Schul- und Erziehungseinrichtungen dieses letzte Ziel unverrückt im Auge behalten und mit allen Mitteln zu erreichen streben, wird der moderne Staat die schweren Krankheiten überstehen, die, aus seinem eigensten Wesen geboren, ihn heute gefährden, wird er in Wahrheit das werden, was er so gerne sein möchte: ein homogener Kulturstaat.

Literatur.

Über den Stand des Fach- und Fortbildungsschulwesens am Ende des 19. Jahrhunderts unterrichten folgende Werke und Schriften eingehender:

Deutschland: LEXIS, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, 4 Bde. (Berlin, Asher & Co., 1904). (Hier einschlägig sind Bd. II u. Bd. IV.) — PACHE, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens (Wittenberg, Herrosés Verlag). (Bis jetzt sind 7 Bändchen erschienen, 1896 bis 1905.) — SIMON, Das gewerbliche Fortbildungs- und Fachschulwesen in Deutschland (Berlin, Mittler & Sohn, 1903). (Eine kleine Broschüre, die den Stoff übersichtlich und klar behandelt.) — KERSCHENSTEINER, Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend. Von der Kgl. Akademie zu Erfurt gekrönte Preisschrift (Erfurt, Villaret, 1900). (Behandelt den zukünftigen Ausbau des Fortbildungsschulwesens in Deutschland.) — ROSCHER, Gewerblicher Unterricht. (Ein ausführlicher Artikel von 62 Spalten im Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Konrad und Lexis [Jena, Fischer, 1900] Bd. IV, mit sehr großer Sachkenntnis geschrieben.)

Österreich: KLIMBURG, Die Entwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens in Österreich (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1900). (Eine gute Monographie.) — Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Österreich, im Auftrage des Unterrichtsministeriums herausgegeben seit 1882 (Wien, Hölder).

Schweiz: ALBERT HUBER, Schweizerische Schulstatistik. 8 Bde. herausgegeben im Auftrage der Berner Regierung. (Hier einschlägig Bd. V 1895.) — KERSCHENSTEINER, Beobachtungen und Vergleiche über Einrichtungen für gewerbliche Erziehung außerhalb Bayerns (München, Carl Gerber, 1900).

Belgien: CARL GENAUCK, Die gewerbliche Erziehung im Königreich Belgien (Reichenberg i. Böhmen, Fritsche, 1886).

Frankreich: Rapport sur l'organisation et la situation de l'enseignement primaire publié en France (Paris, imprimerie nationale), 3 Bde. Einschlägig hier Bd. I (1900). (Vom Ministerium herausgegeben.) — L'enseignement technique en France (Paris, Imprimerie Nationale), 5 Bde. (Vom Ministerium herausgegeben.) — Ville de Paris, Les écoles et les oeuvres municipales d'enseignement (Paris, P. Mouillet, imprimeur, 1900). (Im Auftrag der Stadt Paris herausgegeben.)

England: Report of the department of Science and Art (London, printed for her Majesty's stationary office) by EYRE and SPOTTISWOODE. (Bis jetzt sind 52 Jahresberichte erschienen.) — Annal Reports of the Technical Education Board of the London County Council (London, P. S. King and Son, 1904). — Reports of the Evening Continuation Schools Committee (London, P. S. King and Son, Great Smith Street, Westminster, S. W. 1904). — CLARENCE H. CREASEY, Technical Education in Evening Schools (London, Swan Sonnenschein & Co., 1905).

Rußland: Aperçu du développment de l'enseignement industriel en Russie dans les années 1888—1898 (Petersburg, 1900), herausgegeben vom Unterrichtsministerium.

Amerika: Monographs on Education in the United States edited by NICHOLAS MURRAY BUTTLER (1900). (Vom Erziehungsdepartement der Nordamerikanischen Staaten für die Pariser Weltausstellung 1900 herausgegeben. Im ganzen 19 Monographieen. Hier einschlägig die Mongraphieen 9 bis 13.) — Report of the Commissioner of Education

(Washington, Governement, Printing Office). (Eine klare und sehr reiche Quelle für das Studium des gesamten amerikanischen Schulwesens. Enthält auch wertvolle Studien über das Schulwesen anderer Staaten. Die Berichte gehen bis auf das Jahr 1889 zurück.)

Über zahlreiche andere hier einschlägige Einzelbeschreibungen vergleiche man die Literaturnachweise und Bibliographieen bei:

ROSCHER, am Schlusse des oben erwähnten Artikels im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

PETERSILIE, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reiche und den übrigen europäischen Kulturländern, 2 Bde. (Leipzig, Hirschfeld, 1892). (Am Schlusse des 2. Bandes ist eine umfangreiche Bibliographie angegliedert; doch ist das meiste, was auf gewerbliches Unterrichtswesen sich bezieht, veraltet.)

PACHE, in dem oben zitierten Handbuch und in dem Artikel über Fortbildungsschulen in REINS Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik, Bd. II, 2. Aufl. (Der Literaturnachweis könnte vielleicht teilweise etwas kritischer gesichtet sein.)

DIE GEISTESWISSENSCHAFTLICHE HOCHSCHULAUSBILDUNG.

Von

Friedrich Paulsen.

I. Die Geisteswissenschaften, ihr Gegenstand und Charakter, ihre Aufgabe und Gliederung. Da die Ausbildung in einer Wissenschaft von der Natur des Gegenstandes und der dadurch bedingten Methode der Forschung abhängt, so seien ein paar Bemerkungen hierüber vorausgeschickt.

Gegenstand und Methode der Geisteswissenschaften.

Die Geisteswissenschaften stehen neben den Naturwissenschaften als das zweite große Gebiet wissenschaftlicher Erkenntnis. Ihr Unterschied in Hinsicht auf den Gegenstand und die Methode läßt sich für unsern Zweck ausreichend in folgender Weise bestimmen. Die Naturwissenschaften haben die in der sinnlichen Anschauung gegebenen oder darstellbaren Objekte und Vorgänge zum Gegenstand. Ihre Erkenntnismittel sind: Beobachtung, Experiment und Mathematik. Der Gegenstand der Geisteswissenschaften ist das geistige Leben, wie es dem einzelnen im Selbstbewußtsein gegeben ist, wie es im großen in dem geschichtlichen Leben der Menschheit sich entfaltet. Die Grundform ihrer Methode ist die Interpretation an der Hand der Analogie. Geistiges Leben ist, abgesehen von dem Inhalt, den der einzelne im Selbstbewußtsein erlebt, als solches niemals unmittelbar gegeben; es wird aus seinen Manifestationen in der physischen Welt durch ein Interpretationsverfahren, dem ein Analogieschluß aus dem eigenen Innenleben und seiner Darstellung in der physischen Welt zugrunde liegt, erschlossen. Unter diesen Manifestationen nimmt neben der Formung körperlicher Objekte durch menschliche Arbeit die Sprache die erste Stelle ein; sie ist, mit der Schrift, ihrem sekundären Symbolsystem, das wichtigste Symbolsystem, worin geistiges Leben sich objektiviert. Und daher ist Sprachkenntnis erste Voraussetzung für alles Erkennen auf diesem Gebiet. Nennen wir die Fähigkeit allseitiger und gesicherter Interpretation der Sprache Philologie, so wird gesagt werden können, daß diese zu den Geisteswissenschaften in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie zu den Naturwissenschaften die Mathematik: Philologie das eigentliche Organon aller Geisteswissenschaften.

Ein zweiter Unterschied ist der, daß die Naturwissenschaften es hauptsächlich mit gleichförmig sich wiederholenden und darum überall und stets gegenwärtigen Vorgängen, die Geisteswissenschaften dagegen mit, wenn nicht singulären, so doch individualisierten Vorgängen, den Vorgängen persönlichen Lebens zu tun haben. Natürlich, gewisse Gleichförmigkeiten sind auch hier vorhanden, sonst wäre Begriffsbildung und also Wissenschaft auf diesem Gebiet überhaupt nicht möglich; aber identische Wiederkehr desselben, wie in der physischen Welt, findet in der geistig-geschichtlichen Welt überhaupt nicht statt; jede Generation, ja jedes Individuum lebt ein besonderes Leben, erlebt jeden Tag ein neues Leben. So haben die geschichtlichen Wissenschaften es stets mit Tatsachen zu tun, die nicht als gegenwärtige beobachtet werden können, sondern erst aus halb erloschenen Erinnerungen, Zeugnissen, Spuren und Überbleibseln der Vergangenheit erschlossen werden müssen. Damit ist auch das Experiment ausgeschlossen; höchstens, daß es in dem Grenzgebiet anwendbar ist, wo sich Natur- und Geisteswissenschaft am engsten berühren, in der physiologischen Psychologie.

Hervortreten des subjektiven Moments.

Mit alledem ist schon gegeben, daß in der geisteswissenschaftlichen Forschung der persönliche Faktor eine viel bedeutsamere Rolle als in den Naturwissenschaften spielt. Hat in diesen, soweit die Mathematik und die anschauliche Darstellung herrscht, das subjektive Meinen und Vorstellen keinen Ort (es beginnt erst, wo jenseits dieser Grenzen das Denken sich mit Hypothesen und Vorstellungen des Möglichen anbaut), so gibt es in den Geisteswissenschaften, wo der Gegenstand selbst erst durch ein subjektiv bedingtes Interpretationsverfahren hervorgebracht werden muß, überhaupt kein Objektives in demselben Sinne wie dort, ein gleichmäßig Gegebenes oder von allen durch identische Produktion gleichmäßig Erzeugtes. Die „persönliche Differenz“ macht sich hier an jedem Punkt geltend. Daher der ewige Streit an jedem Punkt; daher auch der Wechsel der Auffassung mit dem Wechsel der Zeiten: jede Generation spiegelt sich selbst in ihrer Deutung der Vergangenheit wider. Und noch ein Drittes kommt hinzu: in den Geisteswissenschaften mischt sich in die Auffassung der Gegenstände regelmäßig und unvermeidlich ihre Würdigung; sie werden als gut oder schlecht, schön oder häßlich empfunden und beurteilt. Die Affekte, Liebe und Haß, Verehrung und Verachtung kommen ins Spiel und heften an die Auffassung jedes Moments ihre Gefühlsakzente, den Willen zur Verteidigung und Propaganda oder zur Abwehr und Vernichtung aufrufend. Darum wird hier die wissenschaftliche Diskussion nicht mit der kühlen Ruhe geführt, mit der von Dreiecken und Kreisen gehandelt wird. In den Streit um wahr und unwahr mischt sich, bewußt oder unbewußt, der Eifer für die gute, der Haß gegen die schlechte Sache und führt alsbald zum Streit der Personen; der Angriff auf eine Ansicht wird zugleich als Angriff auf Geist und Gesinnung dessen, der sie hat, gemeint und empfunden. Wie die Geister jener auf den katalaunischen

Feldern Erschlagenen, so stehen in der Geschichte die Geister derer, die im Leben miteinander stritten, wieder auf und führen den Kampf in der Luft mit derselben Erbitterung, mit der sie einst im Fleisch miteinander rangen. Und darum ist die Geschichte das Herrschaftsgebiet aller Dämonen des Kriegs: des Hasses, der Verleumdung, der Lüge und wird es ewig bleiben. Es gilt allgemein, was Spinoza in dem 7. Kapitel des theologisch-politischen Traktats von den Theologen und ihrer Interpretation der Schrift sagt: „Mit den Menschen ist es so bestellt: was sie mit dem reinen Verstande erfassen, das verteidigen sie auch allein mit dem Verstande; die Meinungen aber, die sie unter dem Einfluß der Affekte bilden, die verteidigen sie auch mit solchen."

Beschreibende und erklärende Geisteswissenschaften.

Wir wenden uns zur Aufgabe und Gliederung der Geisteswissenschaften. Die Aufgabe aller Wissenschaft ist eine doppelte: Erfassung und Darstellung des Wirklichen in concreto und Bildung von abstrakten Begriffen und Formeln. Wir können hiernach beschreibende und begriffliche Wissenschaften unterscheiden. Verbinden wir mit dieser Einteilung die nach dem Gegenstand, so kommen wir auf ein viergliedriges Schema, wie es schon von Schleiermacher aufgestellt worden ist: beschreibende und begriffliche Naturwissenschaften, beschreibende und begriffliche Geisteswissenschaften. Ein Beispiel bieten dort die topographische und die allgemeine Geographie: jene ist gerichtet auf die beschreibende Darstellung eines singulären Tatbestandes, diese auf die Bildung allgemeiner Begriffe und Formeln, worin die wiederkehrenden Formationen, sowie die Prozesse, Kräfte und Gesetze ihrer Entstehung dargestellt werden. In den Geisteswissenschaften haben wir dasselbe Verhältnis zwischen Religionsgeschichte und Religionsphilosophie, Wirtschaftsgeschichte und Nationalökonomik: jene gehen auf die Beschreibung des religiösen oder wirtschaftlichen Lebens eines bestimmten Volks oder Kulturkreises und seiner geschichtlichen Entwicklung, soweit möglich auch mit statistischen Daten es erfassend, diese bilden allgemeine Begriffe von Formationen und Funktionen, von Kräften und Gesetzen der religiösen oder der wirtschaftlichen Lebensbetätigung überhaupt.

Dabei ist einleuchtend, daß die beiden Formen wissenschaftlicher Arbeit durchaus aufeinander angewiesen sind: die auf das Einzelne gerichtete Forschung liefert der Begriffe bildenden das Material, aber zugleich ist sie genötigt, für die Beschreibung und Erklärung des Besonderen sich der allgemeinen Begriffe und Formeln zu bedienen, die jene hervorbringt. Es handelt sich nicht um trennende Abschließung, sondern nur um eine Verschiedenheit in der Richtung der wissenschaftlichen Arbeit; das Ziel ist eines: die von der begrifflichen Theorie ganz durchleuchtete Erkenntnis der konkreten Wirklichkeit.

Darum kann natürlich auch nicht von einer Minderwertigkeit der einen Arbeitsform gegenüber der andern die Rede sein, beide sind gleich notwendig für das eine Ziel. Nimmt die begriffliche in Anspruch, die

eigentlich und allein wissenschaftliche zu sein — alle Wissenschaft hat, nach dem Aristoteles, zum Gegenstand das Allgemeine —, so kann die auf das Besondere gerichtete Forschung dagegenhalten, daß ohne ihre Arbeit jene überhaupt keinen Gegenstand und kein Ziel hätte: das Wirkliche ist immer ein bestimmtes Dieses; die Begriffe aber haben Wert als Werkzeug für seine Erfassung. Das gilt vor allem in der historischen Welt, die Erkenntnis des konkreten Einzelnen ist das Ziel. Wollte aber umgekehrt die historisch-philologische Einzelforschung gegen die nach Art der Naturwissenschaften auf das Allgemeine, den Begriff oder das Gesetz ausgehende Forschung vornehm tun: die Arbeit am Einzelnen allein sei echte Forschung, jene andere bringe es nur zu allerlei leerer Spekulation, so wäre dagegen zu sagen: die Erkenntnis des Einzelnen als solchen ist niemals das Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern die Erkenntnis des Einzelnen in seinem Wesen, und diese ist nur durch seine Erfassung im Begriff möglich: kein religiöser oder wirtschaftlicher und auch kein politischer oder militärischer Vorgang kann ohne das Allgemeine erkannt werden. Die Sache liegt übrigens in den Naturwissenschaften nicht anders: auch hier handelt es sich um die Erkenntnis der konkreten Wirklichkeit; freilich hat hier das Einzelne als solches nicht die Besonderheit und nicht die Bedeutung, wie in der Welt des geistig-persönlichen Lebens, und so tritt hier die auf das Allgemeine, den Begriff und das Gesetz gerichtete Forschung in den Vordergrund. Zuletzt aber hat auch ein Naturgesetz Erkenntniswert dadurch, daß es uns befähigt, den Einzelvorgang in seinem Zusammenhang mit dem Ganzen zu erkennen. Das Gravitationsgesetz dient als Konstruktionsmittel dieses konkreten tellurisch-kosmischen Systems.

Die Normwissenschaften.

Zu bemerken bleibt noch, daß es neben der begrifflichen und beschreibenden Form der Wissenschaft noch eine dritte gibt, das ist die normative oder technologische. Sie stellt in Form von allgemeinen Sätzen Regeln für die Lösung von Aufgaben auf einem bestimmten Gebiet dar. Allerdings ist sie nicht eigentlich eine neue und selbständige Form der Erkenntnis; die Normen oder Regeln, sofern sie überhaupt wissenschaftlich begründet werden, sind natürlich aus der Theorie, aus der Erkenntnis des Wesens der Sache abzuleiten. In geschichtlicher Betrachtung ist aber das Verhältnis dies, daß wissenschaftliche Erkenntnis zuerst in der Form von praktisch-technischen Regeln zur Lösung praktischer Aufgaben hervortritt; die Notwendigkeit der Meßkunst hat die Geometrie, die der Heilkunst die Kenntnis des Leibes und Lebens hervorgetrieben. Die „Technologie“ ist also die älteste Form der Wissenschaft, die Regeln sind früher als die Theoreme, diese lösen sich erst allmählich zu selbständigen Systemen von jenen ab. Das ist in den Geisteswissenschaften noch sichtbarer als in den Naturwissenschaften; die Grammatik, die Logik, die Ethik, die Politik, die Jurisprudenz, die Nationalökonomie, sie sind alle entstanden als Versuche, zunächst einzeln gefundene Regeln zur Lösung von Auf-

gaben systematisch darzustellen, also als normative oder technologische Disziplinen. Und die Scheidung von Theorie und Technologie ist bei den meisten viel später erfolgt und viel weniger scharf durchgeführt, als im Gebiet der Naturwissenschaften; sie läßt sich vielleicht auch überhaupt nicht so scharf durchführen.

Was endlich die Gliederung des Forschungsgebiets der Geisteswissenschaften anlangt, so weisen die Tatsachen auf eine doppelte hin, die topographische und die ideographische. Der Gegenstand der Geisteswissenschaften ist, wie gesagt, das geschichtliche Leben der Menschheit auf Erden; wobei es dahingestellt bleiben kann, ob wir Grund haben, wie es denn wohl der Fall sein mag, geistiges Leben auch außerhalb dieses Kreises anzunehmen; für die Weltanschauung ist das von großer Bedeutung, aber der wissenschaftlichen Forschung bietet es keinen Stoff. Das geschichtliche Leben zeigt nun jene doppelte Gliederung, die topographische nach Völkern, Rassen, Kulturkreisen, und die ideographische nach Inhalten und Richtungen der geschichtlichen Lebensbetätigung.

Als die Träger alles geistigen Lebens stellen sich die dauernden, in dem Wechsel der Generationen sich selbst erhaltenden Lebensgemeinschaften dar, vor allem die Nationen. Der einzelne hat an dem geistigen Leben nur als Glied einer Gemeinschaft teil, aus der er es empfängt, in der er es lebt, für die er es erhaltend schafft und mehrt. Seelisches Leben hat auch der einzelne als solcher, wie auch das Tier es hat; zum geistigen Leben, zum reflektierten, sich selbst im Selbstbewußtsein erfassenden Leben erhebt er sich nur, sofern er am geschichtlichen Leben der Gesamtheit teilhat. Alles geistige Leben ist daher ein national differenziertes und seine wissenschaftliche Erforschung wird demnach dieser auch räumlich-zeitlich dargestellten Gliederung folgen.

Topographische und ideographische Gliederung.

Die ideographische Gliederung folgt der Differenzierung der geistigen Lebensbetätigung. Als die hauptsächlichsten Organ- und Funktionssysteme, in denen der menschliche Geist den Inhalt des geschichtlichen Lebens schafft, treten hervor: Familie und Sitte, Gesellschaft und wirtschaftliches Leben, Staat und Recht, Kirche und Religion, Geselligkeit und Spiel, Kunst und Poesie, und zuletzt, auf höchster Entwicklungsstufe sich besondernd, Philosophie und Wissenschaft. Überall, wo menschlich-geistiges Leben aus und über dem bloß animalischen sich erhebt, finden sich diese Grundformen wenigstens in keimhaften Anfängen. Die Sprache aber ist überall ihre Voraussetzung und ihr vornehmstes Vehikel, sie ist das Band, wodurch die Individuen und die Generationen zur überorganischen Einheit geistigen Lebens verknüpft sind.

Für die auf das Allgemeine gerichtete Forschung wird das vergleichende Studium der homologen Bildungen bei den verschiedenen Völkern und in den verschieden gearteten Kulturen von besonderer Wichtigkeit sein: die allgemeine Staats- und Rechtslehre, die Religions- oder Kunstphilosophie wird die überall wiederkehrenden Formationen

und Funktionen, Institute und Normen auf ihr allgemeines Wesen zu bringen und in ihrem begrifflichen Zusammenhang darzustellen suchen, zugleich den Bedürfnissen und inneren Triebkräften nachgehend, in denen sie ihre Wurzeln haben. Die auf das Einzelne gerichtete Forschung wird in der Arbeitsteilung hauptsächlich der topographischen Gliederung folgen, schon darum, weil die fruchtbare wissenschaftliche Arbeit an die Beherrschung der Sprachen geknüpft ist. Dazu kommt der innere Zusammenhang zwischen allen Lebensäußerungen eines Volks oder eines Kulturkreises: sein wirtschaftlich-gesellschaftliches und sein politisches Leben, sein Recht und seine Religion, seine Dichtung und Kunst bilden eine organische Einheit; jeder Teil empfängt Licht aus dem Ganzen und wirft Licht auf das Ganze.

Bedeutung der Geisteswissenschaften.

Zum Schluß noch ein Wort über die Bedeutung der Geisteswissenschaften. Das geschichtliche Leben der Menschheit ist das Stück der Wirklichkeit, das uns am intimsten bekannt ist und am nächsten angeht. Hier allein erreichen wir ein innerliches Verstehen des Wirklichen, ein Verstehen, das auf dem Mit- und Nacherleben beruht. Die Naturwissenschaften führen nicht über ein äußeres Begreifen hinaus, wie in der Astronomie und Physik, so in der Chemie und Physiologie; Konstellationen und Bewegungen von materiellen Teilen sind überall ihr Gegenstand. So gerechten Stolz die Astronomie über die Herrschaft empfindet, womit sie das Universum oder sagen wir bescheidener, den kleinen, uns von unserem Standort aus sichtbaren Teil bemeistert hat, so gewiß ist andererseits, daß alle astronomische Erkenntnis niemals mehr als ein äußerliches mathematisches Begreifen von Erscheinungen zu leisten vermag. Dagegen das Universum, das im Innern sich darstellt, bietet erst die Wirklichkeit, wie sie für sich selbst ist; erst im geistig-geschichtlichen Leben geht uns das Verständnis für Wesen, Sinn und Wert des Wirklichen auf. Fiele es aus, so wäre, was die Naturwissenschaften als solche von der Wirklichkeit zu sagen wissen, für uns im Grunde bedeutungslos. Und daher liegt der Brennpunkt unseres Interesses an der Wirklichkeit in den Geisteswissenschaften; das Wissen von der Natur erhält erst durch seine Beziehung zum Geist eigentlich theoretisches Interesse.

Ich sage das nicht, um die Wichtigkeit der Naturwissenschaften herabzudrücken, sie ist groß und unwidersprochen, sondern um gegen eine oberflächliche Betrachtung Verwahrung einzulegen, die, durch die äußere Größe der Natur in Raum und Zeit in Erstaunen gesetzt, die absolute Bedeutsamkeit des Geistigen vergißt. Gegenüber einer Auffassung, die den Geist als ein geringfügiges Nebenprodukt des Naturberufs anzusehen anleitet, die es als verrückten Größenwahn ansieht, wenn der Mensch von sich, vom Geist aus das Verständnis der Wirklichkeit sucht (Haeckel hat hierfür den Ausdruck „Anthropismus“ geprägt und erblickt in seiner Abstoßung die eigentliche Großtat der Wissenschaft im 19. Jahrhundert), gegenüber solcher Verachtung des Geistes wird immer wieder zu sagen

sein: so groß oder klein die Bedeutung des menschlichen Geisteslebens für das Universum sein mag, für uns bleibt es auf jeden Fall das Stück der Wirklichkeit, das allein unmittelbar Wert und Bedeutung hat, das einzige auch, wo wir die Wirklichkeit unmittelbar, wie sie ist, erfassen.

Studium der Geisteswissenschaften: 1. Vorbereitender Kursus.

II. Das Studium der Geisteswissenschaften in seiner gegenwärtigen Gestalt auf den deutschen Schulen und Universitäten. Drei Stufen des Unterrichts ergeben sich aus der Natur der Sache; sie stellen sich in schematischem Entwurf so dar. Ein Elementarkursus wird zur ersten Aufgabe die Erlernung des Lesens und Schreibens und die Befestigung in der Muttersprache haben: die heimische Sprache und Schrift sind für jedes Menschenkind das Eingangstor zur Welt des Geistes. Es folgt ein mittlerer Kursus, nennen wir ihn den Gymnasialunterricht, dessen Aufgabe in Absicht auf die geisteswissenschaftliche Ausbildung vornehmlich der Unterricht in fremden Sprachen sein wird, den Sprachen des räumlich und zeitlich erweiterten Kulturkreises, dem das Leben der eigenen Nation angehört. Die Einführung in die Literatur dieser Sprachen und die Geschichte dieser Völker wird sich damit naturgemäß verbinden. Die Form des Unterrichts wird schulmäßige Übung sein. Selbstverständlich kann der Gymnasialunterricht nicht darauf verzichten, auch die Elemente der Mathematik und Naturwissenschaften aufzunehmen, sie gehören zu den unentbehrlichen Voraussetzungen des Verständnisses auch der menschlichen Dinge.

2. Hochschule, a) fachwissenschaftliches,

Diesem vorbereitenden Unterricht wird endlich ein dritter Kursus, das abschließende Studium auf der Hochschule folgen. Hier wird es sich um eine eigentlich wissenschaftliche Ausbildung handeln. Ihre Aufgabe wird sein, sich mit den Tatsachen und den Begriffen, den Erkenntnismitteln und den Arbeitsmethoden vertraut zu machen, mit denen in den Geisteswissenschaften Erkenntnis gewonnen wird, bis zur Fähigkeit, durch eigene Arbeit solche Erkenntnis zu erzeugen. Wobei denn die Beschränktheit menschlicher Kraft Lehrer und Schüler zur Beschränkung auf einen mehr oder minder ausgedehnten Ausschnitt aus dem unendlichen Gebiet des menschheitlichen Geisteslebens nötigen wird. Als Unterrichtsformen ergeben sich der Vortrag und die Übungen. Die Aufgabe des Vortrags wird vor allem die sein, geformte Erkenntnis in ihrem inneren, systematischen Zusammenhang vorzuführen und dadurch die Neueintretenden in dem Gebiet zu orientieren; die Aufgabe der Übungen wird sein, zum selbständigen Gebrauch der Erkenntnismittel und Arbeitsmethoden anzuleiten, durch die aus gegebenen Tatsachen wissenschaftliche Erkenntnis erzeugt wird. Selbstverständlich müssen beide Formen des Unterrichts Hand in Hand gehen: ohne eigene Versuche wird keine selbständige und fruchtbare Erfassung möglich sein, aber auch die vorbildliche Darstellung des Gegenstandes in der „Vorlesung“ wird nicht leicht entbehrt werden können: wie der Hörer der lebendigen Rede bedarf, um an die

Sache zu kommen, so ist für den Lehrer die zusammenhangende Mitteilung zugleich Antrieb und Lohn der Arbeit.

b) philosophisches Studium.

Zu dem fachwissenschaftlichen Unterricht kommt dann noch als eine unentbehrliche Ausrüstung für wissenschaftliche Arbeit auf jedem Gebiet die Philosophie. Der akademische Unterricht in der Philosophie wird zunächst zwei Aufgaben haben: einerseits die allgemeinen Formen und Maßstäbe wissenschaftlicher Erkenntnis dem angehenden Jünger der Wissenschaft zu übermitteln, sowie die Einordnung der einzelnen Wissenschaft in das System der Wissenschaften aufzuzeigen: das Geschäft der Logik und Wissenschaftslehre; andererseits den Zusammenhang alles Einzelnen mit dem Ganzen, alles Einzelwissens mit dem stets gesuchten und nie erreichten absoluten System einer Weltwissenschaft aufzuzeigen: das Geschäft der Metaphysik. Zur Metaphysik, wenn wir mit diesem Namen die gesuchte allgemeine Theorie der Wirklichkeit bezeichnen, kommt noch die Ethik, die, wie jeden Lebensinhalt, so auch die Wissenschaft und ebenso jede berufswissenschaftliche Tätigkeit aus dem Gesichtspunkt der höchsten menschlichen Lebenszwecke zu betrachten Anleitung gibt. Für die geisteswissenschaftliche Ausbildung wird eine Orientierung über die letzten Maßstäbe menschlicher Werte sich noch als besonders notwendig erweisen, weil sich hier (es wurde schon oben berührt) die Würdigung tatsächlich niemals ausschalten läßt, wie es in den Naturwissenschaften möglich ist; Klarheit über die Maßstäbe der Wertung wird hier also zu einer auch aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft selbst unerläßlichen Forderung. Endlich kommt noch die Psychologie in Betracht, welche die Grundformen und Gesetze des seelischen Lebens untersucht, das die Naturgrundlage alles geistigen Lebens ausmacht; alle Geisteswissenschaften machen beständig von Begriffen Gebrauch, die in der Psychologie im Zusammenhang untersucht und dargestellt werden.

So das Schema. Ihm entspricht in den großen Zügen die Wirklichkeit. Auf den Elementarunterricht folgt überall eine Mittelstufe, wo der Unterricht in den fremden Sprachen und Literaturen ein Hauptstück oder das Hauptstück des Unterrichts bildet. Gelehrt werden die Sprachen der führenden Nationen der modernen Kultur, auf deren gemeinsamer Arbeit das Geistesleben der europäischen Völkerwelt beruht, und die Sprachen der beiden großen Völker der Altertums, durch welche die geistige Substanz geschaffen oder bereitet worden ist, mit deren Übernahme und Verarbeitung das geistige Leben der modernen Völker beginnt. Dann folgt das fachwissenschaftliche Studium auf der Universität. In drei Fakultäten unserer alten Universitäten hat das Studium der Geisteswissenschaften seinen Ort: in der theologischen, der juristischen und der historisch-philologischen Hälfte der philosophischen Fakultät.

Theologie und Jurisprudenz:

Zuerst über die beiden „oberen“ Fakultäten, die theologische und juristische, eine Bemerkung. Sie bieten jede einen relativ in sich abgeschlossenen, fachwissenschaftlichen, für einen praktischen Beruf vorberei-

tenden Studienkursus, doch so, daß sie auf bestimmte Ergänzungen aus der philosophischen Fakultät, nach der philologisch-historischen und der philosophischen Seite, verweisen. Es ist das ein Hinweis darauf, daß die ganze Fakultätsgliederung nicht aus dem Gesichtspunkt einer theoretischen Einteilung der Wissenschaften getroffen worden ist. In einer rein wissenschaftlichen Anstalt, wo der Studienbetrieb lediglich aus theoretischem Gesichtspunkt geordnet wäre, würde die Gliederung eine andere sein. Das „theologische“ Studium würde hier, etwa unter dem Titel einer religionswissenschaftlichen, das „juristische“ unter dem Namen einer rechtswissenschaftlichen Abteilung innerhalb der philologisch-historischen Hälfte der philosophischen Fakultät seinen Ort haben; diese Fakultät würde eben, der ursprünglichen Bedeutung ihres Namens entsprechend, überhaupt alle wissenschaftliche Forschung umfassen, in der Einheit der Forscherarbeit darstellend die gesuchte Einheit der Wirklichkeitserkenntnis oder die Philosophie.

Ihre systematische Stellung.

Was zur Heraushebung der Theologie und Jurisprudenz aus dem Zusammenhang und zu ihrer Konstituierung als selbständiger Gebiete geführt hat, das ist natürlich der praktische Gesichtspunkt, dem, wie alle Berufsbildungsanstalten, so auch die Universitäten mit ihren Fakultäten Ursprung und Gestalt verdanken; für die ältesten und ersten öffentlichen Berufe sind in der theologischen und juristischen Fakultät Fachbildungsanstalten geschaffen. Und der praktische Gesichtspunkt bestimmt in ihnen auch die Auswahl des Lehrstoffs: jede hat die Fächer in sich aufgenommen, die für die entsprechende Berufsübung die notwendigen wissenschaftlichen Kenntnisse bieten. Ganz ebenso wie die medizinische Fakultät die für die wissenschaftliche Ausbildung des Arztes wesentlichen Studien in sich vereinigt hat, ohne Rücksicht auf ihren systematischen Ort, denn offenbar würden Anatomie und Physiologie in einer systematischen Ordnung innerhalb der biologischen Wissenschaften und zusammen mit ihnen in der naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät ihren Platz finden, ebenso hat die theologische Fakultät die christliche Religion und ihre geschichtliche Entwicklung mit ihrer Vorgeschichte im Judentum aus der Gesamtheit religionswissenschaftlicher Studien herausgenommen, alle übrigen Religionen, griechische und römische, indische und persische, Islam und Buddhismus der philosophischen überlassend, wo sie dann freilich, im Vergleich mit jener bevorzugten, nur gelegentliche und spärliche Behandlung finden. Und das Entsprechende gilt auch von der juristischen Fakultät.

Einem möglichen Mißverständnis zu wehren, füge ich gleich hinzu, daß dies nicht im Sinne des Tadels gesagt ist; es liegt mir fern, die jüngst erhobene Forderung mir anzueignen, die theologische Fakultät in eine „religionswissenschaftliche“ umzuwandeln oder etwa sie als Abteilung unter diesem Namen in die philosophische zu versetzen. Wer das wollte, der müßte ein gleiches natürlich auch für die juristische fordern und dann wohl auch die weitere Folge ziehen, daß diese religions- oder rechts-

wissenschaftliche Abteilung nun die Religionen oder die Rechtssysteme aller Völker der Erde, ohne allen Vorzug, ob christlich oder tibetanisch, römisch oder babylonisch, mit gleicher Eindringlichkeit erforsche und darstelle. Und dasselbe würde dann natürlich auch für die übrigen philologischen und historischen Forschungsgebiete gelten: für die Wissenschaft als solche liegt gar kein Grund vor, der griechischen oder deutschen Sprache und Literatur vor der ägyptischen oder chinesischen den Vorzug zu geben. Solange alle Welt diese Konsequenz für absurd halten wird, solange wir diesen bestimmten Ort in der geschichtlichen Welt einnehmen und unsere Lehrer und Studierenden nicht Menschen im allgemeinen oder abstrakte Subjekte der wissenschaftlichen Forschung, sondern individualisierte und nationalisierte Persönlichkeiten mit bestimmtem Interessenkreis und bestimmten Lebensaufgaben sind, so lange wird auch für uns die christliche Religion im Mittelpunkt des religionswissenschaftlichen Universitätsstudiums stehen, und ebenso im Mittelpunkt des Rechtsstudiums das deutsche und römische Recht.

Dogmatischer und historisch-exegetischer Unterricht.

Die Vorherrschaft des praktischen Gesichtspunktes in den beiden „oberen“ Fakultäten tritt aber nicht nur in der Auswahl des Stoffes, sondern auch in der Behandlung zutage. Zwei Formen gehen hier von jeher nebeneinander her: die dogmatische und die exegetisch-historische. Die dogmatische ist verwandt, aber nicht gleichbedeutend mit der, die wir oben als die begriffliche ableiteten; sie kann als eine Art Mittelding zwischen der begrifflichen und der normativen bezeichnet werden. Sie stellt ein geltendes Glaubens- oder Rechtssystem in Gestalt eines Systems wissenschaftlich abgeleiteter Sätze dar, aber diese Sätze nehmen zugleich normative Bedeutung in Anspruch: so soll gelehrt und geglaubt, so soll für Recht erkannt werden. Dabei bedient sich die dogmatische Darstellung der allgemeinen Begriffe, wie sie aus der bestimmten Sphäre abstrahiert sind: der religiösen Begriffe, wie sie im Christentum, der Rechtsbegriffe, wie sie im römischen Recht ausgeprägt sind. Die übrigen Formen der Religion oder des Rechts werden nur gelegentlich und nebenher in Betracht gezogen, sonst aber der „vergleichenden“ Religions- und Rechtswissenschaft überlassen. Man wird darin eine Nachwirkung der alten Anschauung zu erkennen haben, die nur eine Religion als die wahre, alle übrigen als unechte oder Aberglaubensformen ansah; und ähnlich im Recht, wo nur eine Form, das römische Recht, als die vollkommene Form des Rechts überhaupt galt.

Der dogmatischen Behandlung geht die historische und exegetische zur Seite. In der Kirchen- und Dogmengeschichte wird die Geschichte der christlichen Religion, in der Rechtsgeschichte die Geschichte des römischen und deutschen Rechts vorgetragen. Daneben wird in literarisch-exegetischen Vorlesungen über den Stand der Quellenkunde, der Kritik und Hermeneutik berichtet und Ziel und Form der wissenschaftlichen Arbeit gezeigt.

Seminarübungen.

Neben den Vorlesungen sind in jüngster Zeit die seminaristischen Übungen, ausgehend von der philosophischen Fakultät, auch in den beiden oberen Fakultäten mehr und mehr in Aufnahme gekommen. Wir begegnen ihnen in drei Formen. Dem dogmatischen Vortrag geht die Erläuterung und Einübung der gebrauchten Begriffe in Gestalt von Besprechungen zur Seite, die sich an die Vorlesung oder an die gemeinsame Lektüre eines dogmatischen Werkes anschließen, in der juristischen auch von vorgelegten Rechtsfällen ausgehen. Neben den exegetisch-literarischen Vorlesungen steht die Übung in der Interpretation und kritischen Behandlung von Quellentexten. Endlich haben wir in den eigentlichen Seminaren die Anleitung zu ersten selbständigen Untersuchungen und zur Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten. Doch ist die Zahl derer, die es hierzu bringen, im Verhältnis zur Gesamtzahl nicht groß.

Philosophische Fakultät:

Wir wenden uns zur philosophischen Fakultät. Hier tritt der Charakter der Universität als theoretisch-wissenschaftlicher Anstalt am stärksten hervor. Sie hat jetzt zwar auch eine Art praktischer Aufgabe, die Vorbildung von Gymnasiallehrern für ihren Beruf; da sie aber diese Aufgabe, und nicht ohne guten Grund, sich so auslegt, daß sie die künftigen Lehrer so viel als möglich zu eigentlichen Gelehrten auszubilden sucht, ohne auf jene praktische Bestimmung direkt Rücksicht zu nehmen, so erfährt der Zug zur rein gelehrten Ausbildung von dieser Seite kaum eine Beschränkung. Am unbedingtesten setzt sich die Richtung auf rein theoretische und universelle Erforschung der Wirklichkeit vielleicht in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Hälfte der Fakultät durch. In der philologisch-historischen Abteilung macht sich die Beziehung zu jenem praktischen Beruf wenigstens in der Auswahl des Lehrstoffs geltend: die Arbeit konzentriert sich, wenn auch im Prinzip die Universalität festgehalten wird, tatsächlich auf das Gebiet geschichtlichen Lebens, das zu der Aufgabe der Jugendbildung in unseren höheren Schulen nähere Beziehung hat, also das klassische Altertum, das Christentum und die Hauptvölker der abendländisch-christlichen Zivilisation. Die Gebiete, die, von diesem Mittelpunkt aus gesehen, peripherisch gelegen sind, finden an unseren Universitäten nur eine mehr nebenhergehende Pflege, am meisten und längsten die semitische und die indische Welt, jene wegen ihrer geschichtlichen Beziehungen zum Christentum und Altertum, diese vor allem um der Sprachverwandtschaft willen. Übrigens hat das 19. Jahrhundert den Kreis immer mehr erweitert; wie die Forschung einerseits in die Welt des Ostens immer weiter vorgedrungen ist, so hat sie andererseits die modernen Sprachen und Literaturen beständig fortschreitend in den Bereich der philologischen Bearbeitung hineingezogen. Geschah es zunächst in rein theoretischer Absicht, so ist in dem letzten halben Jahrhundert durch das rasch wachsende Bedürfnis nach wissenschaftlich gebildeten Lehrern der großen lebenden Kultursprachen ihrem Universitätsbetrieb auch eine praktische Aufgabe zugewachsen. Es erscheint darin

Die Gebiete.

die mit der steigenden Differenzierung der Nationalkulturen in gleichem Schritt sich vertiefende Wechselwirkung. In der Angliederung eines „orientalischen Seminars“ an die Universität Berlin für die praktische Erlernung der asiatischen und afrikanischen Sprachen, mit denen Handelsverkehr und Kolonialwesen uns in immer nähere Berührung bringen, haben wir die jüngste Wirkung dieser Tendenz. Mit dem Weltverkehr wächst sich der alte Name der Weltgeschichte immer mehr zur Wahrheit aus.

Bemerkt mag noch werden, daß die neuen Gebiete der Philologie gewisse Verschiedenheiten in den Arbeitszielen mit sich gebracht haben. Während für die klassische Philologie die Textkritik, d. h. die auf die Herstellung der verderbt und lückenhaft überlieferten Schriftwerke gerichtete Arbeit ein sehr wichtiges Stück der Aufgabe war und ist, tritt diese für die moderne Philologie, namentlich soweit es sich um gedruckte Literatur handelt, der Natur der Sache nach durchaus in den Hintergrund. Dafür stellt hier die Sprache selbst in ihrer geschichtlichen Entwicklung der Forschung ebenso anziehende als lohnende Aufgaben; und auch die literargeschichtliche Untersuchung, besonders auch in Absicht auf die historische Abhängigkeit der Schriftsteller nach Stoff und Form, die Entwicklung der Werke im Geist des Autors und ähnliches ist hier, bei der Fülle der Überlieferung, eine dankbare Aufgabe. Für die modernen Fremdsprachen hat sich endlich noch als ein wichtiges Stück der Ausbildung auch die Fertigkeit im lebendigen Gebrauch der Sprache durchgesetzt.

Der Studienbetrieb, die Seminare.

Was im übrigen den Studienbetrieb anlangt, so zeigt sich der Charakter der philosophischen Fakultät als der eigentlich theoretischen auch darin, daß er mehr als in den anderen Fakultäten auf die Anleitung zur selbständigen Beteiligung an der wissenschaftlichen Forschung gerichtet ist. Die Seminararbeit erreicht hier ihre größte Ausdehnung und Intensität. Ausgehend von der klassischen Philologie, die im Zeitalter des Neuhumanismus mit der systematischen Heranziehung der Studierenden zur Erforschung des Altertums voranging, hat sie sich allmählich über das ganze Gebiet der philologischen Studien und ebenso über die historischen und staatswissenschaftlichen, in gewissem Maße auch die philosophischen Gebiete ausgebreitet. Überall findet Anleitung zu selbständiger Untersuchung von Quellen und Tatsachen statt. In der Regel wird die Arbeit auf zwei Stufen verteilt, die erste hat die mehr schulmäßige Einführung in den Gebrauch des notwendigen Handwerkszeugs zur Aufgabe, auf der zweiten handelt es sich um die mehr oder minder selbständige Bearbeitung kleinerer wissenschaftlicher Aufgaben, woraus die Dissertationen hervorzugehen pflegen, in denen, der Idee nach, die Legitimation zur Mitarbeit an der Wissenschaft erbracht wird.

Zurücktreten des Dogmatischen gegen das Historische.

In demselben Maße, als der seminaristische Betrieb an Breite und Bedeutung gewonnen hat, ist der eigentlich dogmatische Vortrag der

Wissenschaften, wie er noch im 18. Jahrhundert auch in der philosophischen Fakultät herrschend war, zurückgegangen. Er findet sich fast nur noch in den Staatswissenschaften und in der Philosophie; und auch hier ist die Wendung vom Dogmatischen zum Historischen unverkennbar: die Geschichte der Philosophie hat die Metaphysik und Ethik, die Wirtschaftsgeschichte die theoretische Nationalökonomie, die Staatengeschichte die allgemeine Staatslehre oder Politik in den Hintergrund gedrängt. Und noch mehr ist die Abwendung von dem Begrifflich-Doktrinalen auf andern Gebieten sichtbar. Die Theorie der literarischen Produktion, wie sie früher unter dem Titel der Rhetorik und Poetik gelehrt wurde, ist so gut wie ganz verschwunden, statt ihrer haben wir in breitester Fülle Literaturgeschichte, Kritik und Exegese. Ebenso hat die Theorie der Kunst, die Ästhetik, der Kunstgeschichte das Feld geräumt. Vielfach wird das Bedürfnis einer systematischen Behandlung der Begriffe des Gebiets überhaupt gar nicht mehr empfunden; man behilft sich mit den Begriffen, wie sie im Umlauf sind, oder bildet sie, wie sie der augenblickliche Gebrauch in diesem Material zu fordern scheint. Das Interesse ist durchaus auf die anschauliche Erkenntnis des Konkreten und seiner geschichtlichen Zusammenhänge gerichtet. Zur Mitarbeit auf diesem Gebiet in Übungen und Seminaren heranzuziehen, ist gegenwärtig die Seele des geisteswissenschaftlichen Unterrichts der deutschen Universität.

Vorteile und Nachteile.

Ohne Zweifel hat dieser Unterrichtsbetrieb einen bedeutsamen Vorteil; er führt den Studierenden bald zu relativ selbständiger Arbeit, während der alte dogmatische Unterricht allzu oft ihn rein passiv ließ. Freilich fehlt es auch nicht an Gefahren; nicht nur, daß das begriffliche Denken und die philosophische Betrachtung leicht unentwickelt bleibt, so verführt jene Methode auch nicht selten zu einer Art Frühreife und Pseudoproduktivität, die den Studierenden von freier Hingabe an das wissenschaftliche Studium abzieht und das gemeine Wesen mit einer Last wertloser „Untersuchungen“ heimsucht: irgendwelcher Schutt wird umgewühlt, aufs neue durchgesiebt und in Dissertationen und Abhandlungen die Ausbeute zur Schau gestellt. Indessen, auf Zweifel und Fragen dieser Art will ich später, am Schluß einer geschichtlichen Darlegung, zurückkommen. Hier möchte ich noch das Folgende bemerken.

Die Vorlesung.

Trotz der eben bezeichneten Entwicklung werden auch heute noch Klagen erhoben, so von E. Bernheim in Greifswald, daß der Universitätsunterricht die Studierenden allzu sehr dem bloß passiven Hören und Aufnehmen überlasse; es wird gefordert, daß die Vorlesung überhaupt auf die Rolle einer bloßen ersten Einführung in den Gegenstand sich zurückziehe und der Schwerpunkt von Anfang an in die Übungen verlegt werde. So sehr jede Ausdehnung selbständiger Arbeit bis in die ersten Semester hinein Billigung verdient, so wird meines Erachtens von Bernheim die Bedeutung der Vorlesung stark unterschätzt; der zusammenhängende Vortrag seiner Disziplin könnte dem Universitätslehrer nicht aus der Hand

genommen werden, ohne den Unterricht wichtigster Kräfte zu berauben und ihn geradezu zu degradieren. Die Unzuträglichkeiten, die ohne Zweifel hier vorhanden sind, scheinen mir nicht in der Natur der Vorlesung zu liegen, sondern teils in dem Stoff: die Arbeitsgebiete der Philologie und Geschichte haben nicht den Vorteil der inneren und systematischen Abgeschlossenheit und des natürlichen Stufengangs, wie die der anderen Fakultäten, daher die Gefahr des Irregehens und sich Verlierens hier größer ist; teils aber auch in dem Mangel an äußeren Mitteln und Hilfskräften. In den medizinischen und naturwissenschaftlichen Gebieten nimmt von Anfang an ein Institut, mit Lehrmitteln und Lehrkräften ausgestattet, den Studierenden auf; ein Stab von Assistenten und Kustoden, mit dem der Vorsteher des Instituts umgeben ist, nimmt sich des Suchenden an und leitet ihn zum Verständnis und zur Arbeit. Die geisteswissenschaftlichen Studien, früher in Absicht auf den Studienbetrieb voranstehend, sind jetzt, man wird es sich nicht verhehlen können, ins Hintertreffen geraten; der Aufwand für Lehrmittel, Büchersammlungen, Seminareinrichtungen und ebenso auch der Aufwand für persönliche Lehrkräfte hat mit dem Aufwand für den naturwissenschaftlichen Unterricht nicht von ferne gleichen Schritt gehalten. Es wird eine nicht unwichtige Aufgabe der Unterrichtsverwaltung sein, hier Abhilfe zu schaffen. Vielleicht können wir in diesem Punkt von den amerikanischen Universitäten lernen, sie stellen auch für die geisteswissenschaftlichen Studien dem Professor die nötigen Hilfskräfte zur Verfügung, um den Unterricht durch Besprechungen, Wiederholungen, Ausarbeitungen fruchtbar zu machen.

Mangelnde Ausstattung.

III. Der geisteswissenschaftliche Unterricht in seiner geschichtlichen Entwicklung und die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage. Zwei Formen des Unterrichts hat es, wie schon bemerkt, in den Geisteswissenschaften von jeher nebeneinander gegeben: den dogmatischen und den historisch-exegetischen. Die Verschiebung ihres Verhältnisses gegeneinander macht eigentlich die Geschichte dieses Unterrichtsbetriebs aus und bestimmt seine Gestalt in der Gegenwart. Man kann die Nöte unserer Zeit nicht verstehen, ohne auf die Vergangenheit zurückzugehen.

Geschichtliche Entwicklung des Studienbetriebs.

Am Anfang stand die dogmatische Behandlung durchaus an erster Stelle. An den mittelalterlichen Universitäten handelte es sich vor allem und zuerst um die Überlieferung und Einübung eines geschlossenen begrifflichen Lehrsystems von gebotener und anerkannter Geltung. Das theologische Studium, das die krönende Spitze des gesamten Wissenschaftsbetriebs bildete und schon dadurch formgebend auch auf die übrigen Studien zurückwirkte, war seiner Natur nach dogmatisch: seine Aufgabe nicht die Entdeckung neuer Tatsachen oder Wahrheiten, sondern die wissenschaftliche Bearbeitung der ihrem Inhalte nach gegebenen Kirchenlehre. Ein eigentlich geschichtliches Studium lag ganz außerhalb des Gesichts-

Mittelalter.

kreises des durchaus dogmatisch gerichteten Zeitalters. Freilich fand man sich auf die Schrift und die Väter und damit auf die Interpretation und Geschichte hingewiesen; aber die Behandlung war auch hier nicht historisch und philologisch, sondern dogmatisch: sie ging darauf aus, aus der Schrift, den Vätern, den Kommentatoren durch Anführung von Beweisstellen die Wahrheit des eigenen dogmatischen Systems zu erhärten. Ein ähnliches Verfahren war in der Jurisprudenz herrschend: auch hier Glossierung und Kommentierung von Texten in rein dogmatischer Absicht. Und auch die beiden andern Fakultäten begründeten in derselben Weise auf kanonische Texte ein dogmatisches System, die philosophische oder artistische im besonderen auf die Schriften des Aristoteles, die in den Vorlesungen kommentiert und systematisiert wurden. Auch die Disputationen, die neben den Prälektionen das zweite Stück des Unterrichts ausmachten, zeigen ganz denselben Charakter; sie hatten die Aufgabe, zur Auflösung von Schwierigkeiten und der Widerlegung falscher Ansichten auf Grund des vorausgesetzten Wahrheitsbesitzes anzuleiten.

16. und 17. Jahrhundert.

Auch die Neuzeit änderte hierin während der beiden ersten Jahrhunderte noch nichts Wesentliches. Die Renaissance und die Reformation führten zwar beide tiefer in das philologisch-historische Studium ein, aber nach ihrem innersten Geist und Wesen blieben beide dogmatisch gerichtet: sie haben beide einen geltenden Kanon. Die Renaissance hatte einen Kanon der künstlerischen und literarischen Vollkommenheit, nämlich an den Werken der Alten. Im Unterricht stellte sie sich, soweit sie denn überhaupt durchgedrungen ist, nicht die Aufgabe, zum historischen Verständnis, sondern zur „Imitation“ zu führen; die Werke der Alten als Muster erfassen und nachbilden, darauf war das Studium durchaus gerichtet, in der neulateinischen Poesie und Prunkberedsamkeit haben wir seine Früchte. Und noch strenger gilt das von der Reformation; sie hatte an der Bibel den Kanon des Glaubens und der Lehre; eben darum war die Auslegung der Bibel, auf der Universität wie in der Volksschule, nicht historisch, sondern dogmatisch. Dazu kam noch ein Moment: der Universitätsunterricht wurde jetzt strenger als früher auf das praktische Ziel gerichtet: tüchtige und in der rechten Lehre wohl befestigte Prediger und Lehrer, bald auch fähige und des römischen Rechts kundige Richter und Beamte des modernen Staats zu bilden. Die freie Wahrheitsforschung lag den Universitäten dieser Zeit kaum näher als dem Mittelalter; eher versteifte sich mit dem Konfessionalismus auch die dogmatische Tendenz. Und ebenso behielt der philosophische Unterricht, der auch jetzt nicht über die Bedeutung eines propädeutischen allgemeinwissenschaftlichen Studiums hinausging, die überlieferte Gestalt; die gebundene Lehrnorm blieb durchaus herrschend.

18. Jahrhundert.

Erst das achtzehnte Jahrhundert hat den großen Umschwung im Leben der deutschen Universitäten gebracht: der Glaube an kanonische Bücher und Lehrautoritäten fiel, die eigene Vernunft wurde als alleinige

Quelle der Wahrheit anerkannt. Allerdings wurde an dem dogmatischen Lehrbetrieb auch hierdurch zunächst nicht viel geändert. In der Philosophie trat an die Stelle der aristotelischen eine neue dogmatische Schulphilosophie, die Wolffische, mit ihren „vernünftigen Gedanken", das heißt aus der Vernunft mit logischer Notwendigkeit aus ersten Begriffen abgeleiteten Lehrsätzen. In der Jurisprudenz gewann das „Naturrecht", in der Theologie die „Vernunftreligion" gegenüber der alten auf Offenbarung gestützten Dogmatik anerkannte Geltung, beide wieder dogmatische und dogmatisch lehrbare Systeme „ewiger Wahrheiten". Allerdings war damit in der Theologie für eine philologisch-historische Behandlung der biblischen Bücher Freiheit geschaffen; sie beginnt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als „Bibelkritik" hervorzutreten. Und ebenso beginnt mit Winckelmann und Heyne ein geschichtliches Studium des Altertums. Im ganzen ist doch kein Zweifel, daß das Interesse des „philosophischen Jahrhunderts" nicht der historischen, sondern der Vernunfterkenntnis in erster Linie zugewendet war. Ja vielleicht haben bloß „historische" Wahrheiten zu keiner Zeit tiefer im Kurs gestanden als zur Zeit der Aufklärung. Bemerkenswert sind in dieser Absicht auch die zahlreichen Versuche, die Geschichte selbst in ein System einsehbarer Vernunftwahrheit zu bringen, denn so darf man die auf eine „Philosophie der Geschichte" gerichteten Bestrebungen von Lessing und Kant bis auf Fichte und Hegel wohl nennen.

19. Jahrhundert, Wendung zum Historischen.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich endlich ein nochmaliger großer Umschwung vollzogen, das ist die Wendung vom Dogmatisch-Rationalen zum Historischen; und durch diesen Umschwung ist die große Wandlung im geisteswissenschaftlichen Unterricht herbeigeführt worden, die schon oben angedeutet wurde: die Zurückdrängung des dogmatischen Unterrichts durch die Einführung in die geschichtliche Betrachtung.

Das 19. Jahrhundert beginnt mit dem großen Stimmungsumschlag gegen die „Aufklärung", den wir Romantik nennen. Die mit Herder einsetzende Reaktion gegen den abstrakten und unhistorischen Rationalismus, die ästhetisch-religiöse Sehnsucht nach dem Positiven und Konkreten, die neuhumanistische Begeisterung für das klassische Altertum, die Schwärmerei für die Natur, für das Volkstümliche und Ursprüngliche, das Altertümliche und Ferne, endlich auch die politisch-kirchliche Reaktion gegen den rationalistischen Radikalismus der Revolution, alles das wirkte zusammen, um die große Umstimmung hervorzurufen, die das *saeculum historicum* von dem *saeculum philosophicum* scheidet. Selbst die Philosophie wendete sich von dem Rationalen zum Historischen, von der Natur zum Geist, wie er im geschichtlichen Leben sich auswirkt; die spekulative Philosophie ersetzt die an der Mathematik und Mechanik orientierte altrationalistische Denkweise durch die an dem Organischen und Geschichtlichen orientierte dialektisch-evolutionistische Betrachtung, die auch die Vernunft und die Wahrheit selbst als ein Werdendes faßt. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts

ist dann die geschichtliche Forschung mehr und mehr in die Breite gewachsen. Und selbst in die Naturwissenschaften hat die historisch-genetische Betrachtungsweise ihren Einzug gehalten.

Anteil der deutschen Universitäten.

Die deutschen Universitäten haben an dieser großen Wandlung des wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens einen sehr hervorragenden Anteil gehabt. Im Bunde mit der Philologie, die immer neue Arbeitsgebiete in Anbau nahm, machte sich die Geschichte an die Aufgabe, die Erkenntnis der Vergangenheit unabhängig von abgeleiteten Darstellungen zu machen und allein auf die ersten Zeugnisse zu stellen, Akten, Urkunden, Denkmäler, Quellen aller Art. Es begann die systematische Durchforschung aller Archive, die Absuchung aller Länder nach Denkmälern und Inschriften, die Umwühlung der Erde nach Überresten der Vergangenheit, wie sie bis auf diesen Tag mit immer vermehrten Kräften und unvermindertem Eifer fortgesetzt wird. Man darf die Gesamtheit der deutschen Universitäten als die Zentrale aller dieser Unternehmungen zur Erforschung alles geschichtlichen Lebens auf Erden bezeichnen. Hier vor allem werden die Arbeitsziele abgesteckt, die Methoden ausgebildet und fortgepflanzt, die Kräfte geschult, die dann in allen Ländern am Werke sind.

Revolution der geschichtlichen Weltansicht.

Die philosophische Fakultät steht dabei in der vordersten Reihe, ihre wissenschaftlichen Seminare sind die Stätten, wo die Forschergenerationen sich die Hand reichen, um die Kontinuität der Arbeit zu sichern. Sie hat sich dadurch, früher die untere und propädeutische Fakultät, zur führenden emporgeschwungen, wie es denn auch in ihrem äußern Wachstum zur Erscheinung kommt. Aber auch die erste und zweite Fakultät sind dem Zuge der Zeit zur historischen Forschung gefolgt. In der Theologie hat an Stelle der Dogmatik die historische Erforschung der Denkmäler des christlichen Glaubens und Lebens den ersten Platz wie in der wissenschaftlichen Arbeit und in der allgemeinen Teilnahme, so auch im Unterricht erobert. Und in der Jurisprudenz ist derselbe Umschwung zu beobachten; die „historische“ Schule, die hier das Naturrecht aus seiner alten Geltung verdrängte, hat der Forschung neue Aufgaben gestellt und die Einsicht in das geschichtliche Werden des Rechts, des römischen und vor allem des germanischen Rechts, ungemein erweitert und vertieft. Und auch hier ist der Unterricht der Wissenschaft gefolgt, auch er hat die Wendung vom Dogmatischen zum Historischen mitgemacht, wenngleich hier die drängenden Forderungen der Praxis der akademischen Tendenz am fühlbarsten Schranken setzen.

Der Erfolg dieser Arbeit ist ein erstaunlicher gewesen; das 19. Jahrhundert hat eine unermeßlich erweiterte Ansicht von dem geschichtlichen Leben gewonnen. Man darf die Revolution, die es in der geschichtlichen Weltansicht bewirkt hat, neben die Revolution stellen, die das 16. und 17. Jahrhundert in der physischen Weltansicht hervorgebracht haben. Der enge Horizont der alten biblisch-klassizistischen „Weltgeschichte“ ist wie ein Nebelschleier zerrissen und der Blick reicht in unermeßliche Tiefen.

Und wo die Geschichte nicht weiter sieht, da öffnet die prähistorische Forschung eine neue Aussicht, und wo auch diese am Ende ist, da gibt die biogenetische Betrachtung den Ausblick in weitere dämmerige Fernen, indem sie das geschichtliche Leben in das Leben der Erde und zuletzt in das kosmische Leben hineinversenkt erscheinen läßt.

Damit steht dann aber eine weitere höchst bedeutsame Wandlung im Zusammenhang: die Verdrängung der dogmatischen und absolutistischen Denkweise durch eine historische und relativistische. Eine frühere Zeit glaubt an die Möglichkeit, überall, in der Theologie, in der Metaphysik, in der Ethik, im Naturrecht, bis herab zur Rhetorik und Grammatik, zu absoluten oder ewigen Wahrheiten zu kommen. Der Gegenwart dagegen stellen sich alle menschlichen Dinge als geschichtlich gewordene und im Fluß des Werdens befindliche dar, wie die Sprache, so auch das Recht und die Religion. Und damit schwinden die ewigen Wahrheiten. So wenig unsere historische Sprachwissenschaft grammatische Gesetze von absoluter Gültigkeit kennt, so wenig gibt es für die historische Rechts- oder Religionswissenschaft die „ewigen Wahrheiten“ des alten Naturrechts oder der alten Dogmatik. Wie die Sprache, so sind Religion und Recht ein ewig Werdendes, ein zeitlich Bedingtes und darum nicht durch absolute Formeln zu Erfassendes oder zu Bindendes. Alle Formeln sind ein bloß Provisorisches, es gibt kein *definitivum*.

Historischer Sinn und Relativismus.

Es ist der „historische Sinn“, auf dessen Ausbildung das 19. Jahrhundert stolz ist, der so spricht; er relativiert mit Notwendigkeit alle Wahrheiten anf diesem Gebiet; die Bedingtheit oder Zufälligkeit alles Geltenden ist sein Grundprinzip. Das Vergangene verstehen als ein anderes und doch als ein unter den gegebenen zeitlichen und nationalen Verhältnissen Notwendiges und Berechtigtes, so fordert es der historische Sinn, wie in der Poesie und Kunst, so in der Religion und im Recht. Er nimmt damit zugleich dem gegenwärtig Anerkannten die absolute Geltung; ist es doch auch ein geschichtlich Bedingtes und also ein Vergängliches. Freilich, das Zukünftige, wodurch das gegenwärtig Geltende ersetzt werden wird, sehen wir nicht in concreto; und insofern stellen unsere Anschauungen und Gedanken sich uns notwendig als die abschließenden dar. Aber doch können wir uns dem übermächtigen Eindruck der allgemeinen Vorstellung nicht entziehen: alles fließt, es gibt im geschichtlichen Leben nichts absolut Festes, auch nicht in der Wissenschaft, es gibt nur „historische Kategorieen“, fließend wie die Dinge selbst. Bis in die Physik und selbst in die Mathematik hinein läßt sich der Einfluß dieser veränderten Denkweise verfolgen: die Begriffe nicht starre Kopieen starrer Wesenheiten, sondern Werkzeuge der Auffassung des Wirklichen, die, wie dieses selbst, beständig der Veränderung, der verbessernden Anpassung unterliegen.

Schwierigkeit der neuen Lage

Von hier aus komme ich nun auf die Schwierigkeiten zurück, die der geisteswissenschaftlichen Ausbildung aus der neuen Lage erwachsen.

Es ist kein Zweifel, daß namentlich für diejenigen, die in der Folge nicht zur Forschung, sondern zur praktischen Wirksamkeit im Leben berufen sind, die alte dogmatische Verfassung der Wissenschaft und des akademischen Unterrichts in mehr als einer Hinsicht einen sichreren und bequemeren Weg bot. Vor allem machte sie es dem Jünger der Wissenschaft leichter, einen festen Standpunkt zu gewinnen, zu „notwendigen Gedanken“ zu kommen. Sind solche die Unterlage für sicheres Urteil, feste Entschließung und kräftiges Handeln, so muß man sagen, das 19. Jahrhundert mit seiner historischen Forschung und Kritik, mit seinem „historischen Sinn“ hat die Aufgaben ungemein erschwert.

in der Theologie,

Am unmittelbarsten und lebhaftesten wird das wohl von den Theologen gefühlt, die mit der neuen „historischen Bildung“ ins Amt eintreten. Früher brachten sie von der Universität ein abgeschlossenes und befestigtes System mit; jetzt werden sie in die Geschichte und Kritik, in alle Probleme und Zweifel, in das brandende Meer rastlos auf und abschwankender historisch-kritischer Untersuchungen und Meinungen hineingestoßen: nirgends ein sichrer Hafen mit festem Ankergrund, alles ewig wieder in Frage gestellt; was gestern die „Wissenschaft“ definitiv ausgemacht zu haben schien, man denke an die neutestamentliche Kritik der Tübinger Schule, wird heute wieder in Zweifel gezogen und bekämpft und morgen ist es antiquiert und abgetan. So ist es mit dem Wesen der historischen Forschung gegeben. Für eine Kirche, die absolute Heilsgewißheit geben will, für einen Geistlichen, an dessen Gewißheit sich der Glaube anderer aufrichten soll, scheint solche „Wissenschaft“ allerdings eine mißliche Grundlage. Man kann es verstehen, daß die katholische Kirche es ablehnt, diesen Weg zu gehen; sie ist dogmatisch geblieben und will nicht „historisch“ werden, und darum hält sie auch an dem dogmatischen Grundcharakter des Studiums fest: ein entschiedener Glaube oder wenigstens ein resoluter Entschluß zum Gehorsam, der sich an die dogmatisch festgelegten Tatsachen und Formeln hält, erscheint ihr wichtiger als historisches Wissen und die Fähigkeit zur kritischen Untersuchung. Und es hat in der protestantischen Kirche zu keiner Zeit an Leuten gefehlt, es fehlt auch heute nicht an ihnen, die mit Neid auf die andere Kirche, ihren autoritativ befestigten Wahrheitsbesitz und ihren des Zweifels und der Kritik überhebenden Unterricht blicken.

in der Lehrerbildung.

Ähnliche Schwierigkeiten fehlen doch auch auf anderen Gebieten nicht ganz. Am wenigsten vielleicht werden sie in der Jurisprudenz gefühlt; hier gibt die jedesmal geltende Rechtssatzung dem Richter und Beamten wenigstens äußerlich den festen Standort, von dem aus zu wirken ist. Freilich gibt sie keine Gewißheit ihrer inneren Notwendigkeit; aber da hier kein Glaube, keine innere Überzeugtheit gefordert wird, so ist auch der Zweifel weniger peinigend. Viel mehr macht sich die Schwierigkeit dem Lehrer und Jugendbildner fühlbar. Wo sind die festen Ziele, wo die sicheren Mittel der Wirksamkeit? Früher hatte die Schule an der

Kirchenlehre und andererseits an dem klassischen Altertum und seinen kanonischen Werken ihre festen Grundlagen und Ziele; in der modernen Pädagogik ist der Boden überall schwankend. Freilich gibt es offizielle Ordnungen, aber auch hier wird, was heute gilt, morgen in den Ofen geworfen; ist doch die durchschnittliche Lebensdauer der Lehrpläne für die höheren Schulen neuerdings auf unter zehn Jahre herabgegangen. Woran soll sich der denkende Mann halten? Immer an die letzte Lehrordnung, wie der Richter an die letzte Gesetzgebung? Wenn es sich hier nur nicht um so viel tiefere und innerlichere Dinge handelte.

Mangel an Geschlossenheit der Anschauung.

Und weiter, wie steht es um die wissenschaftliche Ausstattung, die ein junger Mann von einem vier- bis sechsjährigen Studium in der philosophischen Fakultät in die Schule mitbringt? Im besten Fall, so lassen sich längst mißgünstige Stimmen vernehmen, hat der Studierende der Philologie oder der Geschichte an irgend einem Punkt „wissenschaftlich“ arbeiten gelernt; vielleicht hat er in einer um ihrer Erudition und Sagazität willen belobten Dissertation das Verhältnis von ein paar historischen Quellenschriften festgestellt oder doch untersucht, denn der nächste bringt wieder etwas anderes heraus; oder er hat Beobachtungen über den Sprachgebrauch dieses oder jenes berühmten oder unberühmten Autors, seine Versmaße oder seine Anakoluthieen zusammengetragen, oder er hat statistische Beobachtungen über das Vorkommen und die Verbreitung einer Erzählung oder eines Sprichworts in einer bestimmten Periode gemacht usw. Dazu hat er einen größeren oder kleineren Besitz an Kenntnissen von historischen Tatsachen und Büchern und, nicht zu vergessen, von Meinungen über die Tatsachen und Bücher angesammelt. Aber an Weisheit, an Einsichten und Überzeugungen, mit denen man wirken kann, mit denen man es auf Leben und Sterben wagen mag, was bringt er mit? Hat er überhaupt Überzeugungen, hat er einen Glauben, wie ihn ehemals die theologische Dogmatik, hat er eine feste und einheitliche Welt- und Lebensanschauung, ein System „vernünftiger Gedanken“, wie die Philosophie Wolffs oder Kants sie als unverlierbaren Besitz mitgab? Oder hat er wenigstens ein konkretes Lebensideal, wie es der Jünger der humanistischen Altertumswissenschaft früher von der Universität mitbrachte? Ist er nicht am Ende durch all die betriebsame Vielgeschäftigkeit der „wissenschaftlichen Forschung“ abgehalten worden, mit den für den Menschen und den Lehrer eigentlich wichtigen Dingen sich überhaupt zu beschäftigen? Geht's uns nicht wirklich manchmal wie jenen, von denen der Apostel sagt: „lernen immerdar und können nimmer zur Wahrheit kommen“? Wer von dieser Not etwas gesehen und empfunden hat, der kann es doch auch heute noch verstehen, warum das 18. Jahrhundert nach „Vernunftwahrheiten“ so begierig war und bloß historische Wahrheiten so gering anschlug. In der Tat, welchen Gewinn bringt es für die Seele, wenn nun jemand von dem Bestand und dem Abhängigkeitsverhältnis aller griechischen und römischen Codices, oder von den Wandlungen aller Buchstaben

in allen Dialekten der englischen und deutschen Sprache Bescheid weiß? oder wenn er über alle Meinungen Auskunft geben kann, die jemals über diese oder jene Stelle der Schrift oder die Abfassungszeit und die Verfasser aller biblischen Bücher aufgestellt worden sind? Denn so liegt doch die Sache: an keinem Punkt hat es die Wissenschaft auch nur in diesen Dingen zur Gewißheit gebracht; vielmehr hat sie die Sicherheit fast überall, wohin sie dringt, zerstört, indem sie das Ansehen des *textus receptus* erschütterte oder die Überlieferung als *fable convenue* beanstandete, ohne doch etwas Festes und Definitives an die Stelle setzen zu können. Und so geschieht es, daß das immermehr anwachsende Material, der Schwall von Untersuchungen und Meinungen durch seine bloße Masse die Sache selbst erstickt und zuletzt alles Interesse an ihr ertötet. Es ist, wie Nietzsche sagt, daß die Geschichte nur von starken Persönlichkeiten ertragen wird, die schwachen löscht sie vollends aus.

Historismus und seine Folgen.

Die alte klassische Altertumswissenschaft, die ließ sich noch ertragen; solange sie Alleinherrscherin war, hatte man den Vorteil, in beschränktem Kreis mit nicht gar zu umfangreichem Material zu arbeiten; hier konnte jemand heimisch werden und das Gefühl einer gewissen Sicherheit erlangen; dazu hatte er den Glauben an die einzige Größe und Vortrefflichkeit des Gegenstandes. Durch die rastlose Arbeit der Wissenschaft im letzten Jahrhundert hat sich das alles verändert, der Kreis des Altertums selbst ist ins Unermeßliche erweitert, die Quellen zur Erkenntnis seiner Sprache, seiner Literatur, seiner Geschichte, seiner Beziehungen, sind ins Unübersehbare gewachsen. Und nun gar die neue Völkerwelt; hier geht jede Untersuchung gleich ins Grenzenlose; das Quellenmaterial häuft sich bergehoch und jedes Jahr bringt neue Massen von Editionen, Urkunden, Materialien, Erinnerungen, Untersuchungen. Das Entsetzen des Zauberlehrlings über die Geister, die er rief, ist wohl von jedem, der hier mitarbeitete, nachempfunden worden. Und immer ist noch kein Ende abzusehen, die Flut steigt rascher und immer rascher, je mehr die „Forschung“ sich der Gegenwart nähert. Was sollen unsere Nachkommen in hundert Jahren machen, wenn sie erst die Verhandlungen der hundert Parlamente und Parteitage, und den tausendstimmigen Chorus der Zeitungen dazu aufzuarbeiten haben werden? Und doch drängt der Wissenschaftsbetrieb unaufhaltsam dazu. Mit demselben Hunger, mit dem das Kapital neue Exploitationsgebiete sucht, wenn die alten abgebaut sind, sucht die „Wissenschaft“ neue Forschungsgebiete, Gebiete, wo auch etwas zu machen ist. Ob dabei wertvolle Einsichten zu gewinnen sind, einerlei, wenn sich nur Gelegenheit bietet, „etwas zu machen“, seinen Fleiß, seinen Spürsinn, seine Methode ans Licht zu stellen. Auch die Naturwissenschaften fühlen die Beschwerde des unablässigen Indiebreitewachsens, doch haben sie den Vorteil, daß ihre Arbeit unmittelbar zu den Dingen selbst führt und auch in der Beziehung zur Technik, zur schaffenden Tätigkeit ein Maß und Korrektiv hat. In den historischen Wissenschaften sind die Objekte der Forschung Bücher und Meinungen, und

wieder Bücher und Meinungen. Und unter all dem Papier drohen die Dinge selbst verloren zu gehen.

Wie sollen wir uns retten? Durch Auszüge und Übersichten? durch zusammenfassende Bearbeitungen und ins Allgemeine strebende Darstellungen? Offenbar verdanken die neuerdings sich mehrenden Versuche zusammenfassender, die Geschichte unter Begriffe und Ideen stellender Bearbeitung ihre Entstehung dem Empfinden, daß es mit dem ewigen Sammeln und Stoffanhäufen nicht weiter geht, daß dabei die Geschichte zuletzt sich selbst *ad absurdum* führt, alle Möglichkeit eines Wissens von den Dingen durch das Drum und Dran erstickend. Aber nun tritt ein Anderes und Seltsames hervor: in der Geschichte ist es zuletzt doch das Einzelne, das ganz Besondere und Persönliche, das lebendige Teilnahme erregt. Die Geschichte wird erst interessant, wenn man ins Detail geht; die Übersichten, die Zusammenfassungen, die Schematisierungen, sie werden bald matt und langweilig. Es ist die wunderliche Antinomie des historischen Studiums: geht es aufs Einzelne, so zeigt sich dieses endlos, unerschöpflich, der Wissenschaft unerreichbar; geht es aber auf das Allgemeine, so entbehrt es der Anziehungskraft, die nur das Individuelle und Persönliche hat.

Müdigkeit.

Das ist die Lage. Ich glaube auszusprechen, was in weiten Kreisen empfunden wird: die enthusiastische Arbeitsfreudigkeit, womit das junge 19. Jahrhundert an die philologische und historische Forschung ging, ist vielfach einer müden, resignierten Stimmung gewichen: die Geschichte ein Labyrinth ohne Ausgang, die Forschung hier eine Arbeit ohne Ende, ohne feste und abschließende Ergebnisse. Vielleicht ist der Glaube an die Wissenschaft überhaupt im Zurückgehen, rascher doch wohl der Glaube an die historischen als an die Naturwissenschaften. Nietzsche, der Philolog, reflektierte in jugendlichen Jahren über den „Nutzen und Nachteil der Historie“, um sich bald, enttäuscht von der hoffnungslosen Mühsal, von Grauen erfaßt über die „Schlaflosigkeit“, womit der historische Sinn das Leben schlage, zur Philosophie, zur Prophetie zu wenden. Und Nietzsche ist, was immer er sonst sein mag, auf jeden Fall ein guter Exponent der Zeitstimmungen. Das „saeculum historicum“ scheint im Ablaufen. Das Verlangen nach lebendigen, starken und tiefen Gedanken, nach persönlichen Überzeugungen, nach einem Glauben regt sich überall. Es ist mit dem Verlangen nach Kunst verwandt, das wieder durch die Seele der Völker geht: wir können nicht leben von der Wissenschaft, von der Historie, von der Kritik, von der Quellenuntersuchung, von der „Andacht zum Kleinen“, kurz von dem, was man in jüngster Zeit den „Großbetrieb der Wissenschaft“ nennt, und was in Wahrheit der Fabrikbetrieb ist.

Umkehr zum Dogmatismus unmöglich.

Was sollen wir also tun? Umkehren von der historischen Betrachtung der Dinge und wieder in die Dogmen und Formeln eines Kirchenglaubens oder einer Schulphilosophie hineinschlüpfen? Wenn es nur möglich wäre.

Aber es ist nicht möglich, kann auch ein Mensch wiederum in seiner Mutter Leib gehen? Wir können nicht aus der Weite des historischen Gesichtskreises in die Enge eines unhistorischen, dogmatischen Systems zurück. Und wenn wir es könnten, wir wollten es nicht. Wir wollen nicht auf den „historischen Sinn", auf das freie Verständnis und die freie Würdigung für alle menschlichen Dinge verzichten. Wir wollen nicht zu der dogmatischen Denkweise zurückkehren, zu der mit ihr gegebenen harten Ausschließlichkeit, zu der verständnislosen Gleichgültigkeit gegen die Mannigfaltigkeit und den Reichtum des geschichtlichen Lebens, endlich nicht zu dem dumpfen Fanatismus, wie er auf dem Boden des unhistorischen Denkens erwächst, mag das Dogma als die Lehre einer allein seligmachenden Kirche oder als die orthodoxe Formel eines Schulsystems oder als das Parteiprogramm des jederzeit neuesten rationalistischen Radikalismus uns entgegentreten. Das unbefangene Verständnis für die unendlich vielgestaltige Eigentümlichkeit menschlicher Lebensbildungen, die eine Reduktion auf einige dürftige Formeln nicht ertragen, und anderseits die praktische Einsicht, daß geschichtliches Leben nur in stetiger und kontinuierlicher Entwicklung sich erhalten kann, daß, wie ein starrer Konservatismus lähmend, so ein unhistorischer Radikalismus zerstörend, nicht aufbauend wirkt, das ist der Gewinn, den das 19. Jahrhundert der Vertiefung in die historische Forschung verdankt und den wir nicht wieder fahren lassen können und wollen.

Teilnahme an der Forschung unentbehrlich.

Und darum können und wollen wir auch die Ausbildung der akademischen Jugend nicht wieder auf den enggebundenen dogmatischen Unterricht zurückführen. Ist historisches Studium die notwendige Voraussetzung für die Erlangung historischer Perspektive, der Weg auch zur Bildung jener echt humanistischen Gesinnung, der nichts Menschliches fremd ist, so ist sie damit als notwendig erwiesen. Und ein eigentliches historisches Studium ist wieder nicht denkbar ohne ein Eintreten in die Arbeit der Forschung: ein dogmatisches System kann man lernen, Geschichte kann nicht gelernt werden, das Verständnis geschichtlichen Lebens will von jedem einzelnen neu erarbeitet sein. Ob bei seiner Arbeit ein bleibender Gewinn für die Wissenschaft herauskommt, das kommt erst in zweiter Linie in Betracht; das Erste und Wesentliche ist der Gewinn für den Studierenden selbst. Wobei wir uns übrigens doch erinnern wollen, daß Wissenschaft überhaupt nicht wie ein fertiges, ruhendes Besitztum, wie eine aufgespeicherte Ware Wert hat, sondern nur als lebendige Kraft des Erkennens, mag sie nun in der Betrachtung und Forschung oder in der Lösung praktischer Lebensaufgaben betätigt werden. „Der Baum der Wissenschaft trägt wie der der Hesperiden seine goldenen Äpfel nur für den, der sie sich selbst bricht; anderen kann man sie zeigen, aber nicht geben." Das Wort Mommsens gilt von allen Wissenschaften, am meisten doch von der Geschichte. Wie die Geschichte unter allen Wissenschaften am wenigsten ein Fertiges und Vollendetes ist, so ist ihr Wert am wenig-

sten auf das aufbewahrte Besitztum, am meisten auf die lebendige Energie des Erkennens und Verstehens menschlicher Dinge gestellt. Dient hierzu dem Studierenden seine Arbeit, so ist sie damit gerechtfertigt. Es ist kein Vorwurf für eine philologische oder historische Dissertation, daß sie nicht ein ewiger Schatz für die Wissenschaft ist; hat sie dem, der sie machte, den Blick für geschichtliches Leben geschärft, hat sie ihn an irgend einem Punkt in lebendige und intime Berührung mit dem geistigen Leben und seinem Werden und zugleich mit der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart gebracht, so hat sie geleistet, was ihre Bestimmung war. Ein Lot selbsterarbeiteter geschichtlicher Erkenntnis ist mehr als ein Zentner gelernter: durch jene lernt man geschichtlich denken und Geschichte verstehen. Und nun kann man weiter sagen: die philologisch-historische Forschung kann in Gang erhalten werden nur durch umfassende Unternehmungen, in deren Bearbeitung die Kräfte entwickelt, geschult, geprüft und bewährt werden; ohne große im ständigen Betrieb und Abbau befindliche Gruben steht der Bergbau der Wissenschaft still. Gilt das wieder von jeder Wissenschaft, so gilt es doch wieder besonders von der Geschichte: sie setzt, um lebendig zu bleiben, einen stetigen Arbeitsbetrieb voraus, worin die Generationen sich zur Kette zusammenschließen. Und damit sind denn jene Unternehmungen gerechtfertigt, die der Arbeit des 19. Jahrhunderts die Signatur geben, die großen Sammlungen von Urkunden und Inschriften, von kritisch gesichteten Quellendarstellungen und Überlieferungen, die philologischen Bearbeitungen von Texten und Sprachdenkmälern usw. Werden in der Arbeit an diesen Unternehmungen, die ja denn auch Handlangerdienste fordert, die Kräfte für ein sicheres und lebendiges Erfassen des geschichtlichen Lebens gebildet, so ist ihr Wert damit bewiesen, die Zukunft mag davon nun weiteren Gebrauch machen oder nicht. Der Staub, der auf den Folianten mittelalterlicher Spekulation ruht, die jetzt ungebraucht in unseren Bibliotheken stehen, ist kein Beweis gegen ihren Wert; hat das heiße Bemühen um die Wahrheit den Geist jener Männer gekräftigt und erhoben, so ist's genug. Vielleicht kommt die Zeit, wo der Staub ebenso auf unseren Inschriftenwerken und Monumentensammlungen, unseren Editionen und kritischen Untersuchungen liegen wird; hat ihre Zusammenbringung und Bearbeitung die Sehkraft der Forscher für das Schauen vergangenen Lebens geübt und damit das Verständnis für menschliche Dinge erweitert und vertieft, so ist die Arbeit nicht umsonst gewesen. Haben die Niebuhr, Boeckh, Ranke, Waitz, Mommsen in solcher Arbeit ihr geistiges Wesen gewonnen und ausgeprägt, so ist das nicht das geringste, was die Beschäftigung mit der Geschichte leistet: nicht um der Vergangenheit und nicht um der Zukunft willen treiben wir Geschichte, sondern um der Gegenwart, um unserer selbst willen. Und ist dann wieder durch die Persönlichkeit und die Werke solcher Männer anderen ihre Kraft gemehrt worden, die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu divinieren und

zu bilden, so haben sie dem Lebenden den größten Dienst geleistet, den die Wissenschaft zu leisten überhaupt imstande ist. Wer aber verdankte nicht der Geschichtschreibung solchen Dienst? Ist ein Mann wie Bismarck oder der Freiherr von Stein zu denken ohne Vertiefung in geschichtliche Studien? „Politik", sagt Sir John Seeley, „ist vulgär, wenn sie nicht durch Geschichte veredelt wird; und Geschichte sinkt zu bloßer Literatur herab, wenn sie ihre Beziehung zur praktischen Politik aus dem Auge verliert." Wir können das Wort verallgemeinern: alle persönliche Lebensbetätigung erlangt ihre eigentliche Bedeutung erst dadurch, daß sie sich in lebendige Beziehung zur Vergangenheit und Zukunft setzt, wie könnte sie es aber tun ohne geschichtliche Basierung? Und umgekehrt: Geschichte erhebt sich dadurch über bloße Unterhaltungsliteratur, daß sie auf die Gegenwart und ihre Aufgaben den Blick gerichtet hält.

In diesem Sinne möchte ich auch das oft zitierte Wort Goethes von dem Enthusiasmus verstehen, der das beste sei, was wir der Geschichte verdanken: die Freude an dem Kräftig-Tüchtigen der Vergangenheit, die Sicherheit und Selbstgewißheit gegenüber den Aufgaben der Gegenwart und der Mut zur Zukunft, das sind die Inspirationen, die wir dem rechten Studium der Geschichte verdanken.

Nach allem wird es sich also nicht darum handeln können, die Ausbildung in den Geisteswissenschaften von dem Weg, auf den das letzte Jahrhundert sie gestellt hat, von der Einführung in die Arbeit der philologisch-historischen Forschung überhaupt wieder abzubringen und auf den alten Weg des rein dogmatischen Unterrichts zurückzuführen. Die Aufgabe kann nur die sein, den vorhandenen Studienbetrieb wirkungsfähiger zu machen und vor den angedeuteten Gefahren zu bewahren.

Belebung des philosophischen Sinnes.

In dieser Absicht wird zunächst die Wiederbelebung des philosophischen Studiums von Bedeutung sein. Daß die Philosophie, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Zeitalter des Positivismus und der Exaktheit, beinahe ausgeschieden und erdrückt war durch die herrschende Richtung auf das Tatsächliche und Einzelne, wieder im Aufsteigen begriffen ist, daß auch die Teilnahme der Studierenden ihr wieder in erhöhtem Maße zugewendet ist, darf als eine der erfreulichsten Wendungen im Geistesleben der Gegenwart bezeichnet werden. Ihre Wirksamkeit im akademischen Unterricht wird vor allem darin sich geltend machen, daß sie, indem sie für die großen Fragen der Wirklichkeit und der Menschheit den Sinn auftut, vor dem Versinken in einen selbstgenügsamen, stumpfsinnigen, das Gemüt ausdörrenden, fabrikmäßigen Kleinbetrieb der Wissenschaft bewahrt, eine Gefahr, die nicht am wenigsten der philologischen und historischen Arbeit droht und durch einen Seminarbetrieb, der auf Dissertationenzüchtung ausgeht, begünstigt wird. Schleiermacher hat sie schon gesehen: er warnt (in den Gelegentlichen Gedanken über Universitäten) davor, voreiligerweise Akademieen vorstellen und vollendete Gelehrte treibhäuslich bei sich ausbilden zu wollen durch immer tieferes Hinein-

führen in das Detail der Wissenschaften und darüber es vernachlässigen, den allgemeinen wissenschaftlichen Geist zu wecken, was die eigentlichste Aufgabe der Universität und hier im besonderen des philosophischen Unterrichts sei. Freilich sei hierzu nicht tauglich eine bloße gespensterartige Transzendentalphilosophie, die sich gegen alles reale Wissen isoliert: leerer lasse sich wohl nichts denken als eine Philosophie, die sich so rein auszieht und wartet, daß das reale Wissen als ein niederes ganz anderswoher soll gegeben oder genommen werden. Sondern nur in ihrem lebendigen Einfluß auf alles Wissen lasse sich die Philosophie, nur mit seinem Leibe, dem realen Wissen zugleich lasse sich der wissenschaftliche Geist darstellen und auffassen. Warnungen und Mahnungen, die auch heute nicht unzeitgemäß sind.

Abstoßung des Nichtigen.

Was aber den Studienbetrieb in den einzelnen Geisteswissenschaften anlangt, so wird es überall von entscheidender Wichtigkeit sein, daß er die Richtung auf das Wirkliche und Lebendige hat. Es kann doch im Grunde nie und nirgends die Meinung der philologisch-historischen Forschungsarbeit sein, alles was jemals war und geschah, auch das schlechthin Unbedeutende, Vergangene und Tote bloß darum, weil es einmal war, zu sammeln und aufzuheben, alles was jemals getan und gesagt, gedacht und gemeint wurde, auch das schlechthin Törichte und Nichtige, noch einmal zu denken. Philologie und Historie haben eine Neigung dazu; das Ideal der Vollständigkeit verfolgt sie; unter dem Titel der Gründlichkeit der Forschung wird gefordert, nichts gering zu achten, auch das Unbedeutendste aufzuheben und in Anschlag zu bringen. Was haben nicht Theologen und Philologen in ihren exegetischen und kritischen Vorlesungen und Kommentaren für eine Last törichten Meinens mitgeschleppt, jede jemals geäußerte Ansicht nochmals vorbringend, um sie nochmals zu widerlegen. Hier gilt: lasset die Toten ihre Toten begraben, sonst bringen sie das Lebendige ums Leben. Geht die historische Arbeit auf absolutes Behalten alles dessen aus, was jemals war, so läuft sie in sinnloser Stoffanhäufung sich selber zu Tode. Man denke nur an eine Forderung wie die: für eine Geschichte des Unterrichtswesens alles Material, was in Bibliotheken und Archiven, in Schulschränken und alten verstaubten Bücherkisten auf allen Hausböden steckt, zusammenzubringen und herauszugeben, von den Schulordnungen und Schulbüchern bis herab auf die Konferenzprotokolle und Schülerexerzitien. Die Kraft des Historikers zeigt sich nicht im Behalten, sondern im Vergessen, dem richtigen Vergessen, so daß allein das Behaltenswerte übrig bleibt.

Vielleicht hat sich die historische Forschung an diesem Punkt irreführen lassen durch die in der Naturforschung gerechtfertigte Maxime: nichts gering zu achten. In der Natur ist jede Erscheinung ein Hinweis auf ein Allgemeines, und gerade in den anomalen Erscheinungen verrät sie oft ihre sonst so gut gehüteten Geheimnisse, man denke an die Elektrizität oder die Röntgenstrahlen. In der geschichtlichen Welt ist es

nicht so; hier findet nicht gleichförmige Wiederholung desselben, sondern unendliche Variation eines Themas statt: jeder einzelnen Variation nachgehen führt hier nicht zum Gesetz, sondern zum Sichverlieren im endlosen und nie zu erschöpfenden Detail. Der Historiker muß den Mut der Auslese, also auch der Ausstoßung haben, den der Physiker nicht haben darf.

Richtung auf das Lebendige und Ewige.

Als Gesichtspunkte aber für die Auslese scheinen mir die folgenden hingestellt werden zu können. Anspruch darauf, zum Gegenstand philologisch-geschichtlicher Erforschung gemacht zu werden, hat auf der einen Seite alles, was an sich selbst menschlich groß und bedeutend ist: an ihm entzündet sich immer aufs neue menschliches Leben; auf der anderen Seite das, was durch sein Fortwirken in der Gegenwart sein Leben und seine Wirklichkeit beweist; schließlich ist das „Erkenne dich selbst!“ doch die innerste Triebkraft aller geschichtlichen Forschung. In einigem Maße scheinen beide Momente zusammenzukommen; die Geschichte, das Wort im objektiven Sinne genommen, zeigt eine erstaunliche Sicherheit darin das wahrhaft Bedeutende, auch wenn es von der Gegenwart verkannt wurde, zur Dauer und Wirksamkeit zu bringen. Goethe hat dies, auf ein langes Leben und eine lange und eindringende Beschäftigung mit der Geschichte zurückblickend, beobachtet: „Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.“

Über das einzelne aber und seine Notwendigkeit aus diesem Gesichtspunkt werden verschiedene immer verschieden urteilen; von einer kanonischen Auswahl kann ja überall nicht die Rede sein. Darauf kommt es auch nicht an, wohl aber darauf, daß diejenigen, die als Lehrer und Leiter geisteswissenschaftlicher Studien wirken, für ihre Person von dem Trieb, zum Wesentlichen, Wichtigen und Lebendigen zu kommen, durchdrungen sind. Ja, man mag sagen: alles wird wichtig, wenn es in Beziehung auf das werdende und sich vollendende Leben jenes unsterblichen Individuums, von dem Goethe spricht, betrachtet wird. Wo dagegen bloßer toter Sammlerfleiß, bloße gelehrte Betriebsamkeit herrscht, da wird auch das an sich Große zu Spreu und Häckerling.

Also, ein universalhistorischer, ein philosophischer, ein von Ideen befruchteter Geist, ein Geist, der auch der Gegenwart etwas zu sagen hat, der zur Zukunft drängt, der macht das historische Studium lebendig, an welchem Punkt immer er es angreift. Wenn Dahlmann von der deutschen Geschichte forderte, daß sie „mit kräftigem Willen zusammengehalten werden und in die Gegenwart ausmünden müsse“, so werden wir diese Forderung als jeder historischen Forschung und jedem historischen Unterricht gestellt aussprechen dürfen.

Literatur.

Als Darstellungen der Einrichtungen des Unterrichtsbetriebes der deutschen Universi täten sind in erster Linie zu nennen die beiden großen aus Anlaß der Chicago- und der St. Louis-Ausstellung entstandenen, von W. LEXIS herausgegebenen Werke: Die deutschen Universitäten (2 Bde. 1893) und Die Universitäten im Deutschen Reich (1904).

Ich nenne dann meine Geschichte des gelehrten Unterrichts (2 Bde. 2. Aufl. 1896) sowie mein Buch: Die deutschen Unversitäten und das Universitätsstudium (1902), in welchen beiden Werken auch weitere Literatur zur Geschichte und Methodologie der Studien zu finden ist.

Als ein hilfreiches Nachschlagebuch für das ganze Gebiet der Universitätsliteratur ist endlich noch ein eben erschienenes Werk anzuführen: W. ERMAN und E. HORN, Die Bibliographie der deutschen Universitäten (2 Bde. 1904/5).

DIE NATURWISSENSCHAFTLICHE HOCHSCHULAUSBILDUNG.

Von

Walther von Dyck.

Die philosophische Fakultät als Vermittlerin allgemeiner Bildung und als Vorstufe der Berufsausbildung.

I. Die Entwicklung bis zum 18. Jahrhundert. Vor nahezu 2000 Jahren, zu der Zeit, als der Einfluß der griechischen Kultur im römischen Reiche immer stärker hervorzutreten begann, hat sich der Begriff einer allgemeinen wissenschaftlichen Durchbildung, die der praktischen Schulung für den speziellen Beruf vorauszugehen habe, in einer Form herausgebildet, welche auch für den Lehrbetrieb des Mittelalters maßgebend geworden ist und sich noch bis in unsere Tage hinein in ihren Nachwirkungen verfolgen läßt.

Marcus Terentius Varro Reatinus gibt im ersten Jahrhundert v. Chr. als Grundlage der gelehrten Bildung in den „disciplinarum libri novem“ neun Disziplinen: die Grammatik, Dialektik und Rhetorik, später als trivium bezeichnet, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, das spätere quadrivium, und noch weiter Baukunst und Medizin. Des Marcianus Capella Einteilung (De nuptiis philologiae et Mercurii de septem artibus liberalibus libri IX, etwa 470 n. Chr.) schließt diese letzteren aus „quoniam his mortalium rerum cura terrenorumque sollertia est nec cum aethere quicquam habent superisque confine“.

Die septem artes liberales aber bilden den Inhalt der Lehraufgaben zunächst der Klosterschulen des frühen Mittelalters wie der Gelehrtenschulen und der Artistenfakultäten der um das 14. Jahrhundert auch in Deutschland entstehenden Universitäten. Dabei erscheinen sie auch in diesen als die grundlegende Vorbildung für das Studium der praktischen Berufe der Theologie, Jurisprudenz und Medizin, und die Promotion zum magister artium war die Vorbedingung zum Eintritt in jene drei „oberen“ Fakultäten.

Das wesentliche Merkmal der Wissenschaftspflege jener Zeit war der allmählich immer mehr überhandnehmende Einfluß des Aristoteles, zumal als durch die Araber der volle Inhalt seiner Werke dem Abendlande übermittelt wurde. So erweiterte sich von hier aus das Studium der Dia-

lektik zu dem der Philosophie und ihr Überwiegen schuf weiterhin der Artistenfakultät auch den Namen der philosophischen. Aus Grammatik und Rhetorik erwuchsen unter mählicher Läuterung und Verschiebung des Lehrinhaltes, unter dem Einfluß der humanistischen Bewegung des 15., der neuhumanistischen des 18. Jahrhunderts die philologischen und in Verbindung damit die historischen Wissenschaften, während der ursprüngliche Lehrstoff an die jetzt vorbildende Stufe des Gymnasiums überging.

Die Interpretation des Euklid, die sich zudem in der Regel nur auf die ersten Teile beschränkte, bildete, wenn auch nicht ohne Widerspruch zu finden, (so Petrus Ramus, der Bekämpfer des aristotelischen Systems) noch auf lange hinaus den Inhalt des geometrischen Unterrichtes der Universitäten, sowie heute noch dieser selbe Stoff und auch die Form der euklidischen Beweisführung dem Anfangsunterricht der Mittelschule zugrunde liegt. Darüber hinaus erweiterte sich, zunächst ohne Einfluß auf die Schule, der Gesichtskreis im Laufe des 16. Jahrhunderts durch das Bekanntwerden und die Durcharbeitung der Werke des Apollonius, des Archimedes; wurde, auf die Kenntnis der Araber (Dschâbir Ibn Aflah) gegründet, von Regiomontanus und Kopernikus die Trigonometrie neu geschaffen, konnte der letztgenannte nun an die Stelle des Ptolemäischen Weltsystems das nach ihm benannte setzen.

Geometrie.

Trigonometrie.

Der Rechenunterricht erhob sich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nicht wesentlich über die Darlegung der sechs Grundoperationen. Ihre Kenntnis wurde, den praktischen Bedürfnissen angepaßt, weiter hinausgetragen durch die um diese Zeit zahlreich, auch in deutscher Sprache erscheinenden Volksrechenbücher mit ihren schon damals alten Rechenbeispielen, die wir auch jetzt noch im Elementarunterrichte finden. Werke wie Paciuolos Summa (1494), Stifels Arithmetica integra (1544) zeigen gegenüber dem früher zugrunde gelegten Sacrobosco (1250) den allmählichen Fortschritt des Unterrichtes. Weiter forderten dann die neuen Lehren der Astronomie die Entwicklung der Trigonometrie und führten wie zu einzelnen Kompendien so auch zur Herstellung großer Tafelwerke für den praktischen Gebrauch (Opus Palatinum 1568—1596) und in ihrer Weiterbildung zu den Logarithmentafeln. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts treten diese Gebiete in den Universitätsunterricht ein, in welchem sie im 18. Jahrhundert ebenso wie die Elemente der Algebra eine regelmäßige Stelle gefunden haben. Die neuen Methoden der Analysis aber und der Geometrie, die sich an die Namen von Descartes, von Newton und Leibniz knüpfen, die mit allen ihren Anwendungen die mathematischen Wissenschaften von Grund aus umgestaltet haben, werden (von einzelnen Ausnahmen wie sie etwa Christian Wolffs mathematische Lehrtätigkeit in Halle darstellt, abgesehen) regelmäßig erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Vorlesungen über die Elemente der Differential- und Integralrechnung in den Unterricht einbezogen. Die Wissenschaft wurde vielmehr von Person zu Person übertragen. Ihre Jünger waren zunächst auf das

Rechenunterricht.

Studium der grundlegenden Werke angewiesen, zu dem im einzelnen Falle — wir gedenken etwa Eulers Jugendverhältnis zu Joh. Bernoulli — der ältere Fachgenosse die Anleitung gab.

Naturlehre. Aristoteles.

Die Naturlehre war zunächst in den Werken des Aristoteles in den Gesamtplan eingefügt und die dogmatische Form seines Lehrgebäudes, welche das Weltsystem einem vorher entworfenen Schema einordnete, beherrschte Anschauung und Lehre. Aber auch als mit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Beobachtung der Einzelvorgänge in der Natur die Naturphilosophie zu ersetzen begann, als dann in der Anwendung und Ausbildung experimenteller Methoden zuerst eine eigentliche naturwissenschaftliche Forschung erstand, als das 17. Jahrhundert die gewaltigen modernen Hilfsmittel der Analysis schuf, als das Weltsystem neu erbaut worden, drang doch nur langsam der neue Geist in Schule und Lehre.

Wir können allerdings die Lehrtätigkeit Galileis in Padua, die sich weit über den engeren Kreis der Studierenden hinaus erstreckte, in ihrem Einfluß auf die Umgestaltung der Naturbetrachtung nicht hoch genug einschätzen, auch werden wir etwa Kirchers und seines Schülers Schott Lehrtätigkeit in Würzburg uns nicht völlig losgelöst von ihren experimentellen Arbeiten vorstellen. Der Schwerpunkt der Interessen der Universitäten lag aber zu ausschließlich auf theologischem und philosophischem Gebiete, war zu stark von den hier entbrannten geistigen Kämpfen beherrscht, der Organismus der Universitäten war zu enge begrenzt, zu starr in seinem Unterrichtssystem geworden, und so ging die mächtige Bewegung, welche die naturwissenschaftlichen Anschauungen und Methoden so gänzlich neu geschaffen, wohl nicht an den einzelnen Gelehrten, aber doch an der Universität als Körperschaft vorüber, ohne dort tatkräftige Förderung und Verbreitung zu finden.

Entstehen der Akademieen im 17. und 18. Jahrhundert; ihre Bedeutung als Träger der gelehrten Forschung.

II. Die Entwicklung während des 18. Jahrhunderts. Die Forschung knüpfte sich vielmehr an den allgemeinen Zusammenschluß der Gelehrten untereinander, der schon früh in einem lebhaften Austausch und Wettstreit der neuen Ideen zum Ausdruck kam. Im 16. Jahrhundert sind es bisweilen geradezu öffentliche Turniere mathematischer Geschicklichkeit (Cardano-Tartaglia!), später werden neu gefundene Sätze ohne Beweis der gesamten Gelehrtenwelt vom Entdecker vorgelegt, so von Vieta, von Fermat, Huyghens und noch der Streit der beiden Bernoulli trägt diesen Charakter. Daneben vermittelt ein reger brieflicher wie auch persönlicher Verkehr die rasche Verbreitung neuer Entdeckungen.

Dieser Zusammenschluß der Forschenden gewann seine äußere Gestaltung mit der Errichtung der Akademieen. So erwuchs aus den gelehrten Zusammenkünften bei Mersenne durch Colberts organisatorische Initiative die Pariser Akademie (1666), wurde aus einer schon seit 1645 bestehenden Privatgesellschaft 1662 die Royal Society in London ge-

gründet, fanden Galileis Schüler 1657 in der accademia del cimento ihren Vereinigungspunkt. Den Akademieen wies Leibniz, der für ihre Errichtung und Gestaltung so unermüdlich wie erfolgreich tätige, die Aufgabe zu, die Wissenschaften in allen ihren Teilen auszubauen, ihnen die Sorge für ihre nutzbringende Anwendung in volkswirtschaftlichem Sinne, ihnen die Aufgabe, die Vermittler zu sein für die geistige Wechselbeziehung der Nationen. Leibniz.

So trägt denn auch, im Gegensatze zu dem partikularistischen Geiste der mit den Landesinteressen enge verknüpften Universitäten, die Pflege der Wissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert, der für die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung grundlegenden Epoche, einen internationalen Charakter. Frankreich, die Niederlande und England, später auch Rußland nehmen mit Deutschland daran teil. Die Berliner Akademie, 1700 errichtet, zumal zeigt unter Friedrich des Großen weitblickender Fürsorge schon in den glänzenden Namen ihrer Mitglieder diese über das einzelne Volk und den Staat hinausgreifenden Beziehungen. Dort wirkten neben dem trefflichen Lambert der Baseler Euler, den die Petersburger Akademie am Anfang und Ende seines reichen Gelehrtenlebens zu den ihren zählte, die hervorragendsten Mathematiker Frankreichs D'Alembert, Lagrange, Maupertuis.

An Plänen, auch den Unterricht den neuen Anschauungen der Zeit anzupassen, insbesondere den „realen“ Interessen in höherem Maße Rechnung zu tragen, fehlte es nicht, aber man glaubte sie nicht an den Universitäten, sondern nur in neuen Organisationen verwirklichen zu können. So entwirft Skytte, wohl in Anlehnung an die Ideen Bacons (Nova Atlantis), für den Großen Kurfürsten den Plan der Gründung einer internationalen wissenschaftlichen Zentralanstalt, der Forschung und dem Unterricht gewidmet, in welchem besonders umfassend die naturwissenschaftlichen und technischen Institute bedacht sind. So hebt Leibniz in seinen Entwürfen für die Gründung gelehrter Gesellschaften die Bedeutung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Forschung und Lehre besonders in ihrer Beziehung zu sozialen und technischen Aufgaben, zu Handel und Gewerbe immer wieder hervor. Hervortreten realer Interessen.

Immerhin drangen auch an den Universitäten gegen Ende des 17. Jahrhunderts die neuen physikalischen Anschauungen so weit durch, daß Experimentalphysik im Unterrichte eine elementare Darstellung finden konnte. Eine Anschauung, wie weit etwa man hier gekommen war, geben uns Peter Musschenbroeks Elementa physices (1725), die direkt für den akademischen Unterricht bestimmt sind. Wesentliche Neugestaltung des Stoffes ist dann im Laufe des 18. Jahrhunderts im Unterrichte, der wie auch sonst, z. B. in der Mathematik, sich auf die Interpretation eines Kompendiums beschränkte, nicht hervorgetreten, nur Erweiterung im einzelnen, ohne daß doch die großen Errungenschaften namentlich auf dem Gebiete der mathematisch-physikalischen Forschung des 18. Jahrhunderts mit einbezogen Die Physik an den Universitäten im 18. Jahrhundert.

worden wären. Dies schloß schon die Unmöglichkeit aus, andere als die elementarsten Kenntnisse der Mathematik vorauszusetzen. So müssen wir s'Gravesandes umfassende Physices elementa sive introductio ad philosophiam Newtonianam (1726) ausschließlich dem gelehrten Spezialstudium bestimmt erachten. Beachtenswert ist dagegen das in weiten Kreisen der Gebildeten zutage tretende Interesse für naturwissenschaftliche Tatsachen, freilich mehr in der naiven Freude am Merkwürdigen und unterhaltend Belehrenden als an der strengen Forschung. An dieses Interesse hatten sich schon Guerikes berühmte Experimente auf dem Reichstage zu Regensburg gewandt, so sind jetzt Desaguiliers Vorträge in London, die s'Gravesandes in Leyden aufzufassen, bei denen die Vorführung von Experimenten (Johann Musschenbroeks berühmte Apparate) ganz besonders betont wird. Im Anschluß an solche Vorlesungen entstehen die ersten Sammlungen von Instrumenten und Demonstrationsapparaten, zunächst fast immer im Privatbesitz der Gelehrten. Ihr Ankauf durch die Universitäten läßt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die ersten physikalischen Kabinette entstehen.

Ausbreitung naturwissenschaftlichen Interesses.

Auch das Interesse fürstlicher Höfe, ursprünglich besonders der Astronomie (und auch der Astrologie) zugewandt, dem die Wissenschaft zu den Zeiten Keplers und Tycho Brahes so bedeutsame Förderung verdankt, führt zur Begründung von astronomischen Observatorien und von Sammlungen astronomischer und physikalischer Instrumente, wie auch naturwissenschaftlicher Kuriositäten, die weiterhin hier und dort an den im 18. Jahrhundert entstehenden Ritterakademieen für den Unterricht nutzbar gemacht werden. Diese Akademieen fordern auch noch um deswillen unser Interesse, als sich in ihnen — die für den Adel des Landes auch die Universitäten ersetzen sollten — ganz im Leibnizschen Sinne die Pflege der modernen und „eleganten“ Wissenschaften vorzüglich mit Rücksicht auf ihre Anwendungen im Feldmessen, in Baukunst, in Kriegskunst und Befestigungslehre findet; wie denn auch im Betriebe der übrigen Gebiete die Bezugnahme zum praktischen Bedürfnis, zu volkswirtschaftlichen und staatswirtschaftlichen Fragen im Vordergrunde steht.

Ritterakademieen.

Technischer Unterricht. Collegium Carolinum in Braunschweig.

Gedenken wir vor anderen des Collegium Carolinum in Braunschweig (1745), so sehen wir hier die Ansätze des technischen Unterrichtswesens, das wir in seinen ersten Anfängen, den elementaren realistischen Schulen, an den Beginn des 18. Jahrhunderts zu setzen haben, schon klar auf das Ziel einer höheren technischen Ausbildung gerichtet. Auch die Universitäten tragen diesem Bedürfnis der Zeit in ihren kameralistischen Vorlesungen Rechnung; ja die erste Vorlesung über Ingenieurwissenschaften findet sich in Prag schon um 1717. Ausgeprägter gestaltet sich dann der Charakter technischer Schulen in den der Ausbildung zum Bergwerksbetriebe dienenden Fachschulen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Frankreich.

In Frankreich fällt in diese Zeit die Errichtung höherer Fachschulen

auch schon auf weiteren Gebieten der Technik, so der école des beaux arts (die auch der Ausbildung der Architekten dient), der école des ponts et chaussées und der école des mines. In der Tat, in Frankreich war das System gesonderter Fachschulen für den einzelnen Beruf schon gegeben, hatte doch dort jener Zusammenschluß der Fakultäten, der zur Bildung unserer deutschen Universitäten geführt hat, nur ganz äußerlich stattgefunden, und ist z. B. auch heute noch die Verbindung der école de droit und der école de médecine in der Pariser Universität mit der faculté des lettres und der faculté des sciences (Sorbonne) nur eine ganz lose. Dementsprechend sind auch Physik, Chemie, wie die beschreibenden Naturwissenschaften an der medizinischen Fakultät ganz selbständig vertreten und mit Rücksicht auf die hier gegebenen engeren Fachinteressen ausgestaltet. Der unmittelbare Anschluß der Fachschule an die vorbereitende Mittelschule ist dabei in Frankreich auch noch durch den Umstand erleichtert, daß die Lyzeen in ihren Spezialkursen (cours des lettres und cours des sciences) über die allgemein bildenden Fächer hinaus schon den grundlegenden (hier den mathematisch-physikalischen) Lehrstoff des Fachstudiums in einem weit größeren Umfang vermitteln als etwa bei uns die Gymnasien trotz ihres allmählichen Fortschreitens auch nach dieser Richtung.

Wir haben auf diesen bedeutsamen Unterschied noch einmal zurück- England.
zugreifen, nehmen aber hier Gelegenheit, des Vergleiches wegen (wenn auch wie soeben zeitlich vorgreifend) noch in einigen Worten die entsprechenden Verhältnisse in England heranzuziehen. Hier haben die Universitäten, dem konservativen Sinne des Engländers entsprechend, den Charakter der mittelalterlichen Schulen noch in vielen Organisationen (so in der Beschränkung der Bewegungsfreiheit des Einzelnen) beibehalten. Die Grade des baccalaureus, magister artium und doctor werden durch sorgfältig geregelte Examina erlangt; die Vorbereitung auf diese Prüfungen, durch Einstudieren der hierzu vorgeschriebenen Werke, durch Lösen von Aufgaben bildet den wesentlichsten Teil der Arbeit im college. Darüber hinaus und fast unabhängig davon bietet sich dem einzelnen Gelegenheit zu weiterem vertieften Studium in gesonderten Instituten. Die Möglichkeit zur unbehinderten Fortsetzung wissenschaftlichen Studiums ist durch die für England charakteristische Institution des Fellowship gegeben. Im ganzen aber dient die Universität auch heute noch wesentlich der Vermittlung allgemeiner Bildung für den gentleman, die besonders auch auf körperliches wie geistiges (und politisches) training abzielt. Die speziellere Fachausbildung verbleibt dem Sonderunterrichte der einzelnen Gelehrten, der Praxis beim Arzt, im Privatlaboratorium, beim Ingenieur, beim Architekten. So hatten sich denn auch im Gegensatz zu Frankreich Fachschulen erst in jüngster Zeit unter dem Drange der praktischen Notwendigkeit entwickelt.

Unsere deutschen Universitäten aber haben durch die freie Entfaltung von Forschung und Lehre ebenso das Stadium eines

schulmäßigen Unterrichtsbetriebes überwunden, wie sie sich durch die ideale Auffassung ihrer gemeinsamen Interessen vor dem Zerfallen in Fachschulen zu bewahren wußten.

Entstehen der modernen Universität. Halle. Göttingen.

III. Der naturwissenschaftliche Universitätsunterricht im 19. Jahrhundert. Für die allmähliche Wandlung der Bedeutung der Universitäten im wissenschaftlichen Leben, wie im Leben der Nation kommt vor anderem die Errichtung zweier neuen hohen Schulen in Betracht: von Halle, das um die Wende des 17. Jahrhunderts als brandenburgisch-preußische Universität ersteht, und von Göttingen, der vornehmen Universität des hannöverisch-englischen Hauses. Unter den Männern, welche die Bedeutung Halles als der ersten modernen Geist atmenden Universität geschaffen haben, haben wir für unsere Gebiete Christian Wolff zu nennen, der die dogmatische Philosophie in seinen „Vernünftigen Gedanken“ durch eine auf die Naturwissenschaften gegründete Weltbetrachtung ersetzte und jene mächtige auch den gesamten Unterricht der Universitäten durchdringende Bewegung auslöste, welche dann Kant in die klaren Bahnen seines Systems der reinen und der praktischen Vernunft führt. Die Bedeutung Göttingens, in dem sich bald die Interessen der Universität mit denen der 1751 errichteten Sozietät der Wissenschaften verbinden, bezeichnen auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete die Namen Hallers, des Anatomen, Physiologen, Botanikers und Dichters, Lichtenbergs, des Physikers und scharfsinnigen Humoristen, Kästners, des Mathematikers und Epigrammendichters. Die Bedeutung dieser drei liegt in ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit, noch mehr aber in ihrer Stellung inmitten der allgemeinen geistigen Interessen jener Zeit. Und noch ein weiteres ist für Göttingen bezeichnend, „in allen Teilen der Wissenschaften gleich aufs praktische zu führen“ (Pütter). So errichtete schon Segner ein zu astronomischen Beobachtungen bestimmtes Observatorium, das zugleich eine kleine Sammlung physikalischer Apparate enthält. Kästner behandelt in seiner angewandten Mathematik die Baukunst, die Artillerie und Fortifikation, denen schon Chr. Wolff in seinen Elementen einen so weiten Raum gewidmet hat; weiter finden wir dort schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts praktischen Unterricht im Feldmessen, im Entwerfen von Hochbauten, von Wasser- und Brückenbauten. Tobias Mayers, des ruhmvollen Vorläufers von Gauß, Wirksamkeit ist in seinen Mondtafeln, wie in seinen Arbeiten zur Theorie des Erdmagnetismus niedergelegt. Und wenn wir in diesem Zusammenhange schließlich den Namen von Gauß verzeichnen, so geschieht es, um die Bedeutung des Mannes, welcher der mathematischen Forschung des 19. Jahrhunderts die Wege gewiesen, auch auf den Gebieten der Anwendungen, die er in allen ihren Teilen, in Physik und Meßkunst der Erde und des Himmels mit neuen Ideen befruchtet hat, hier hervorzuheben.

Christian Wolff und Kant.

Wachsende Bedeutung der Universitäten in der Öffentlichkeit.

Pflege der angewandten Naturwissenschaften in Göttingen.

Gauß

War durch den geistigen Einfluß, den ein Mann wie Kant für das

Leben gewonnen hatte, durch die geniale und tiefgründige Gedankenarbeit eines Gauß die Bedeutung der Universitäten auch nach außen hin im Vergleich zu ihrem Ansehen zu Leibniz' Zeit von Grund aus geändert, so bedurfte es für sie doch noch eines wesentlichen Momentes, um in ihrem gesamten Wirken den Lehraufgaben zu genügen, wie sie nunmehr die fortschreitende Wissenschaft an sie stellte: Es ist das Hervortreten der Universität als einer Stätte der freien wissenschaftlichen Forschung, die ihre Jünger zu wissenschaftlicher Arbeit erzieht. Diese Erweiterung ihrer Lehrziele trifft in erster Linie die philosophische Fakultät, die auch am Ende des 18. Jahrhunderts wesentlich noch eine Vorstufe der oberen Fakultäten ist und die Übermittlerin einer, wenn auch allmählich gewandelten und vertieften allgemeinen Bildung. Jetzt verschiebt sich, zunächst in sprachlicher Richtung, ein Teil des Universitätsunterrichtes auf das auch äußerlich als Vorstufe wenigstens für die Ausbildung zum Staatsdienst geforderte klassische Gymnasium. In seiner Neuorganisation wird, das Verdienst eines F. A. Wolf und Friedrich Thiersch, die Frage der Jugenderziehung wieder von einem höheren Standpunkte aus, sub specie aeternitatis, erfaßt. Freilich betont sie zu ausschließlich die Pflege der griechischen Literatur, allgemeiner der Altertumswissenschaften, als die universelle Vorschule aller gelehrten Bildung. Aber die hier geforderte Vertiefung führt doch auch, etwa in der Mitte der 20er Jahre, zu einem eindringlicheren Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaft auf den Gymnasien. So wird einerseits die philosophische Fakultät eines großen Teiles ihrer allgemeineren Aufgabe, elementare und enzyklopädische Kenntnisse als Vorbereitung auf die Berufswissenschaften zu vermitteln, entlastet, andererseits erwächst ihr eben durch die erweiterte Organisation der Vorschulen die Aufgabe, ihnen tüchtig geschulte Lehrkräfte zuzuführen, an Stelle von Theologen, welche bisher vorzugsweise und als Vorbereitung für ihren eigentlichen Beruf das Lehramt versahen, Fachlehrer der Sprachen, Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften heranzubilden. Die philosophische Fakultät tritt damit auch nach ihrer Bestimmung in den Kreis der anderen, der Fachausbildung dienenden Fakultäten. Aber indem sie für die Lösung ihrer Aufgabe das Prinzip aufstellt, daß die Erziehung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit die beste Vorbereitung auch für den Lehrer sei, daß die Elemente von einem höheren umfassenderen Standpunkt erkannt sein müssen, um in der Schule mit Erfolg gelehrt zu werden, heischt sie die Vertiefung des Universitätsunterrichtes durch die Einbeziehung des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Forschung. Sie setzt sich damit in einen bewußten Gegensatz zu einer auf die unmittelbaren Forderungen des späteren Berufes gerichteten Einschulung, ein Gegensatz, der um so stärker betont wird, als gerade das vorausgehende 18. Jahrhundert das Utilitätsprinzip auf Kosten wissenschaftlicher Vertiefung für die Jugendbildung hat hervortreten lassen.

Die Universität als Stätte der freien Forschung und Lehre.

Die philosophische Fakultät als Fachschule des Gelehrten und Lehrers. Vertiefung ihrer Lehraufgaben. Reaktion gegen die realistischen Tendenzen des 18. Jahrhunderts

Die neue Richtung bezeichnet vor anderen die Universität Berlin, die Schöpfung Wilhelm von Humboldts, und es ist die dort glänzend

Neuhumanismus Gründung der Universität Berlin 1810.

und allseitig vertretene Philologie, bei welcher zuerst Forschung und Lehre sich verbindet. Für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete ist zunächst Bonn mit dem 1825 errichteten ersten naturwissenschaftlichen Seminar, das später durch Plückers Lehrtätigkeit besondere Bedeutung gewinnt, zu nennen. Neben dem Vorbild der Organisation philologischer Seminare macht sich hier wohl auch der Einfluß französischer Einrichtungen an der école normale und der école polytechnique geltend, ein Einfluß, dem wir weiterhin in erhöhtem Maße begegnen. Von grundlegender Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung wie für die Ausbildung der Lehrer wird dann Königsberg und das von Bessel, Franz Neumann und Jacobi 1830 gegründete mathematisch-physikalische Seminar. Gauß' Wirksamkeit liegt in der Fülle und Tiefe der Gedanken, durch welche er die Wissenschaft in allen ihren Teilen bereichert, durch welche er in reichstem Maße Anregung zu weiteren Forschungen gegeben hat, ohne aber dem Unterrichte selbst besonderes Interesse zu widmen. Die Wirkung Jacobis stützt sich auf seine glänzenden, analytischen Arbeiten und vor allem auf seine unübertroffene Tätigkeit als Lehrer. Durch Hinleitung zum Studium der Klassiker der Wissenschaft und vor allem durch die Einführung in den Gedankenkreis der eigenen Forschung leitet der Lehrer den Schüler zu selbständiger Arbeit an. Dabei stellt sich noch ein weiteres bedeutsames Moment hier naturgemäß ein: das persönliche Verhältnis, welches sich zu gegenseitigem Gewinn zwischen beiden auszubilden vermag, um so höher zu schätzen, je schwieriger es heutzutage bei dem an Zahl der Schüler wie an Zersplitterung des Inhaltes so sehr gesteigerten Unterrichtsbetrieb noch herzustellen ist.

Das mathematisch-naturwissenschaftliche Seminar in Königsberg, 1830.

Persönliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler.

Eben diese persönliche Beziehung zu seinen Schülern gilt ganz besonders auch von Bessels Wirksamkeit, der, an Gauß anschließend und weiter bauend, Königsberg zum Ausgangspunkt der praktischen Astronomie gemacht hat. Franz Neumann aber hat der großen Epoche der Franzosen ruhmvoll die deutsche Schule der mathematischen Physik an die Seite gestellt. Auch in der Folge ist ganz besonders der Einfluß der Persönlichkeit bestimmend für Inhalt und Methode der Einzelforschung: Man denke, um nur die von Göttingen und Berlin ausgehenden Gruppen noch zu nennen, an Dirichlet, Riemann, Clebsch und ihre Schüler, an die zeitlich mit der Wirksamkeit Jacobis, Dirichlets in Berlin zusammenfallende kraftvolle originale Lehrtätigkeit Steiners, an die von Weierstraß und Kronecker ausgehende kritische Schule, an Kirchhoff, Helmholtz, Hertz und ihren Wirkungskreis.

Die modernen Bedürfnisse des naturwissenschaftlichen Unterrichts.

Im Bereiche der experimentellen Naturwissenschaften machte die Verwirklichung der Forderung, Anregung und Gelegenheit zu eigener Arbeit zu bieten und dazu vorzubereiten, Einrichtungen notwendig, an denen es bis dahin völlig gebrach. Zwar gab es neben den Sternwarten botanische Gärten, ursprünglich medizinischen und pharmakologischen Zwecken dienend; zoologische und mineralogische Museen, zum guten Teil den Ra-

ritätenkabinetten einer früheren Periode entstammend, waren wohl vorhanden. Aber schon die Ausstattung physikalischer Sammlungen für die Zwecke experimenteller Vorlesungen war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ja noch weiter hinaus eine äußerst beschränkte; vielfach bildeten sie noch den Privatbesitz der Vertreter des Faches, wie denn auch die Vorlesung selbst nicht selten mangels geeigneter Hörsäle in der Wohnung des Dozenten abgehalten wurde. Noch in den vierziger Jahren stellt Franz Neumann, dessen lebenslanger Wunsch, ein physikalisches Laboratorium zur Forschung und zum Unterricht zur Verfügung zu haben, sich nicht erfüllt hat, Garten und Haupträume seines Hauses zur Verfügung, um seinen Zuhörern ein Studium der Physik zu ermöglichen.

Chemie.

Auch die Chemie, für deren wissenschaftliche Behandlung das Ende des 18. Jahrhunderts (Lavoisier) die Grundlagen geschaffen, entbehrte noch der Arbeitsstätte an den Universitäten und war fast durchweg auf Privatlaboratorien, zumeist der Apotheken, angewiesen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schreibt ein Fachmann in einer Broschüre „Über die Stellung der Naturwissenschaften an den Universitäten“: „Es gibt in Preußen heutzutage weder ein von Staats wegen gegründetes, nur nennenswertes chemisches Laboratorium, und ebenso fehlen ähnliche Einrichtungen für Physik und für die experimentelle Richtung der Physiologie. Die Universität Berlin, die erste Deutschlands, besaß bis vor kurzem gar keine physikalische Sammlung. Wenn jetzt eine solche, wie man sagt, aufgekauft ist, so ist sie weder in der Universität aufgestellt, noch haben junge Physiker Gelegenheit, diesen Apparat zu selbständigen Untersuchungen zu benutzen. Zu Halle und Greifswald stand es bis vor kurzem nicht besser; an letzterer Universität hat das physikalische Kabinett 80 Taler zu vertun, wofür vielleicht auch noch Heizung und Beleuchtung bestritten werden sollen. Wieviel Jahre muß wohl der Greifswalder Physiker sparen, um eine Luftpumpe anzuschaffen?“

Das Liebigsche Laboratorium in Gießen 1825.

Die entscheidende Tat war hier die Schöpfung des chemischen Unterrichtslaboratoriums in Gießen, 1825, durch Liebig. Es ist in seiner Organisation, wie in den glänzenden Leistungen, die aus ihm hervorgingen, das Vorbild für die im Laufe der folgenden Jahrzehnte nun allenthalben errichteten chemischen Institute geworden. Während bis dahin Paris (Lavoisier) und Stockholm (Scheele, Berzelius) die Jünger der aufblühenden Wissenschaft versammelte, entstanden nun bei Liebig in Gießen und München, bei Bunsen in Marburg und Heidelberg, bei Wöhler in Göttingen die Zentren und Schulen der wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland.

Die physikalische Forschung des 19. Jahrhunderts.

Noch später fällt die Einrichtung physikalischer Laboratorien. Wir müssen hier die hauptsächlichsten Daten aus der Entwicklungsgeschichte der physikalischen Forschung einschalten. Mit seinen neu geschaffenen mathematischen Hilfsmitteln war Newton imstande gewesen, die Mechanik insbesondere des Himmels als systematisches und exakt aufgebautes

Ganze darzustellen. Seine Nachfolger im 18. Jahrhundert hatten das Werk für die gesamte Mechanik durchgeführt, d'Alemberts Prinzip hatte den Schlußstein, Lagrange klassische analytische Mechanik, wie Poinsots geometrische Behandlung eine abschließende Darstellung gegeben, über die später Gauß, Hamilton und Hertz doch nur in einzelnen Richtungen oder nach der methodischen und prinzipiellen Seite hinausgingen. Dagegen waren aus den anderen Gebieten der Physik bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur vereinzelte Probleme, so von den Bernoulli, von Euler, der mathematischen Behandlung unterworfen worden. Auch auf experimentellem Gebiete fehlte es, so bedeutende Resultate das 18. Jahrhundert noch besonders für die Elektrostatik aufweist, doch namentlich auf dem Kontinent an einer systematisch umfassenden Durchforschung der Erscheinungen auch nur eines Gebietes. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bemächtigt sich die mathematische Analyse in neuer zusammenfassender Art systematisch der verschiedenen Gebiete der Physik. Nacheinander werden die Wärmelehre, die Elastizitätslehre und die Hydrodynamik, die Optik, die Potentialtheorie, die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus und ihren Wechselbeziehungen in mathematischer Form durch Gleichungen dargestellt und durch die gerade in diesen Gleichungen auftretenden Analogieen zu einander in Beziehung gesetzt. Wir nennen hier nur die Namen von Fourier, Navier, Cauchy und Fresnel, von Gauß und F. Neumann bis Kirchhoff und Helmholtz, von Young, Green, Stokes bis Maxwell und Hertz.

Solche systematische Durchforschung finden wir dagegen auf dem Gebiete der Experimentalphysik im allgemeinen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht. Allerdings wird diese Periode durch die Entdeckung einer Reihe von grundlegenden Naturgesetzen bezeichnet, die gerade auch für die ebenerwähnten theoretischen Formulierungen die Unterlage geliefert haben. Wir nennen etwa auf dem Gebiete der Optik die Arbeiten von Malus (Polarisation), Fraunhofer (Spektrallinien) und Fresnel (Interferenz und Beugung); auf dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus Seebeck (Thermoelektrizität), Oerstedt (Elektromagnetismus), Biot-Savart, Ampère und Ohm mit den nach ihnen benannten Grundgesetzen. Für sich genommen aber erscheinen diese Entdeckungen zunächst mehr als vereinzelte Gipfelpunkte, zwischen denen eine unmittelbare Verbindung noch nicht besteht. Eine Persönlichkeit dagegen wie Faraday, die mit immerhin bedeutenden Mitteln versehen in jahrzehntelanger rastloser Arbeit ein neues Gebiet der Experimentalphysik bis in seine dunkelsten Winkel durchforschte und auf die so erworbenen Kenntnisse ganz neue Grundanschauungen aufbaute, ist in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine vereinzelte Erscheinung.

Einen neuen Abschnitt bezeichnet das durch die Arbeiten von Robert Mayer, Joule und Hirn erwiesene, durch Helmholtz nach seiner vollen Tragweite umfassend formulierte Gesetz von der Erhaltung der

Energie. Mit ihm ergab sich eine Möglichkeit, die physikalischen Erscheinungen unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt des Austausches der Energie zusammenzufassen. Den größten Erfolg brachte diese Anschauung in der auf Carnot und Clausius zurückgehenden Thermodynamik; ihre weitgehendste Konsequenz zog sie in dem Versuch, die Mechanik und mit ihr die gesamte Physik als Energetik aufzubauen. Auf der anderen Seite führten die atomistischen Vorstellungen besonders in der kinetischen Gastheorie zu neuen Resultaten, versuchte Kelvin eine Deutung der Materie in seiner Wirbeltheorie. Auch die moderne Elektronentheorie lehnt sich in mancher Beziehung an atomistische Vorstellungen an. Parallel damit läuft die Neigung, Vorgänge auch auf anderen Gebieten der Physik durch mechanische Analogieen zu veranschaulichen. Zugleich aber führen alle diese Ansätze zu der Erkenntnis von der nur relativen Gültigkeit der einzelnen physikalischen Theorieen, zu der Auffassung auch der mathematischen Formulierungen als bloßer Analogieen der Naturvorgänge und leiten damit die kritische Periode der Physik ein, welche auf Kirchhoffs berühmt gewordene Formulierung ihrer Aufgabe als einer vollständigen und möglichst einfachen Beschreibung der Naturvorgänge zurückgeht. Die große heuristische Bedeutung aber solcher mathematischer Analogieen zeigt sich am besten auf der durch sie veranlaßten Vereinigung nicht nur der Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus, sondern auch der Lehre vom Licht zu einem gewaltigen Ganzen, wie sie Maxwell, der Beobachtung vorgreifend und ihr den Weg bahnend, gelungen ist.

Man wird den Grund des verhältnismäßigen Zurücktretens der systematischen experimentellen Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland wohl mit aus dem Fehlen geeigneter Arbeitsstätten und größerer Mittel zur Durchführung breiter angelegter Untersuchungen und nicht zuletzt auch aus der in vielen Richtungen noch recht großen Unvollkommenheit und Beschränktheit des instrumentellen Apparates erklären können. Man gedenke der geringen Hilfsmittel, mit denen Ohm seine fundamentalen Gesetze nachwies, der hohen technischen Kunst, die Fraunhofer erst auf die Vervollkommnung der optischen Instrumente verwenden mußte, ehe er durch seine Arbeiten den Grund der Spektralanalyse legte, der schwerfälligen Apparate, mit denen Robert Mayer mit zäher Ausdauer die Versuche zum Beweise seiner genialen Konzeptionen durchführte! Zu allseitiger Durchforschung eines größeren Gebietes gehört, und dies gilt um so mehr, je weiter die Wissenschaft fortschreitet, vor allem ein umfassender und systematischer Apparat, wie er im nötigen Umfang nur schwer von Einzelnen beschafft werden konnte. So hängt denn die allseitige Inangriffnahme experimenteller Probleme, wie sie nun in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einsetzt, aufs engste zusammen mit der Einrichtung und Ausgestaltung der physikalischen Institute.

An den Anfang dieser Entwicklung haben wir bedeutungsvoll Wilhelm

Physikalische Institute.

Webers Lehr- und Forschertätigkeit in Göttingen zu setzen. Er hat wohl zuerst in den dreißiger Jahren in umfassender Weise das physikalische Kabinett der Universität, über die Zwecke der Demonstration hinaus, zu einem Institute der wissenschaftlichen Forschung umgestaltet und Gelegenheit zu einem physikalischen Praktikum für Anfänger und Fortgeschrittene geschaffen. In den vierziger und fünfziger Jahren entstehen auch anderwärts, wenn auch noch nicht in größerem Maßstabe, Einrichtungen zu experimenteller Schulung und für selbständige Arbeiten, und wird schon bei Neubauten für Anlage physikalischer Institute Sorge getragen. In den sechziger Jahren hat Magnus in Berlin in seiner Privatwohnung ein kleines Laboratorium für experimentelle physikalische Untersuchungen eröffnet. Von 1870 an findet dann in raschem Fortschreiten allenthalben der Ausbau physikalischer Institute statt, zumal an den großen Universitäten in besonders reicher und vielseitiger Ausgestaltung. So ist es heute möglich, daß an den einzelnen Instituten ein engerer Schülerkreis sich um den Lehrer sammelt, um sich an der Durchführung größerer Probleme zusammenwirkend zu beteiligen und so für selbständige Arbeit vorzubereiten. In breiterem Rahmen läuft daneben die Aufgabe der Ausbildung der Lehrer der Naturwissenschaften, bei welcher, nach dem Durchlaufen einer allgemeinen experimentellen Schulung, besonders die für den einführenden Unterricht verwendbaren beschränkten Hilfsmittel und Methoden ihre Beachtung zu finden haben.

W. Webers physikalisches Laboratorium in Göttingen.

Neben den großen Laboratorien haben sich weiterhin, wie schon früher für Erdmagnetismus und Meteorologie, in den letzten Jahrzehnten dem Eingreifen der Physik in die Nachbargebiete entsprechend speziellere Institute für die Pflege solcher Grenzgebiete entwickelt, so die Institute der physikalischen Chemie, der Geo- und Astrophysik. Auf die Beziehung der modernen physikalischen Forschung zu den Problemen der Technik und auf die dadurch gegebene Erweiterung ihres Interesses nach Seite der angewandten Gebiete (Thermodynamik, Elektrotechnik) haben wir noch später einzugehen. Hier sei nur noch der großzügigen Organisation der physikalischen Reichsanstalt gedacht, welche zunächst als Normalprüfungsstation für einheitliche Maße zu sorgen hat, welche aber darüber hinaus gemeinsame Arbeiten der deutschen Physiker in hohem Maße zu fördern berufen ist.

Experimentelle Methoden bei den beschreibenden Naturwissenschaften.

Auch auf den übrigen Gebieten naturwissenschaftlicher Forschung treten die experimentellen Methoden und damit das Laboratorium in den Vordergrund. Es muß genügen, hier nur einzelnes hervorzuheben:

Kristallographie, Mineralogie, Geologie.

Kristallographie, Mineralogie und Geologie haben erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wissenschaftliche Behandlung erfahren. Sie ist aus den praktischen Bedürfnissen des Bergbaues heraus erwachsen. In Deutschland bilden A. G. Werners Vorlesungen an der Bergakademie in Freiberg den Ausgangspunkt für diese erste Entwicklung, deren Bedeutung durch die Schüler Werners L. v. Buch, A. v. Humboldt,

Chr. Weiß u. a. gekennzeichnet wird. Dann traten Geometrie, Physik und Chemie der Reihe nach für die Vertiefung ein. Haug und Chr. Weiß gaben die Grundgesetze einer geometrischen Kristallographie, deren Ausgestaltung zu einer vollständigen Klassifikation der Kristallsysteme auf Grund der regulären Punktsysteme des Raumes und ihrer Symmetrieeigenschaften führt. Durch die eingehende Untersuchung der thermischen, optischen und elastischen Eigenschaften der Kristalle legte sodann Franz Neumann den Grund einer physikalischen Kristallographie, während sich auf Klaproths und Berzelius' Arbeiten auf dem Gebiete der Mineralchemie eine chemische Kristallographie aufbauen konnte, als deren bedeutendste Vertreter wir die Schüler Berzelius' E. Mitscherlich (Isomorphismus), die beiden Rose, Wöhler und Bunsen zu nennen haben. Von hier aus öffnete sich der Weg zu den physikalischen und chemischen Methoden der Geologie, die andererseits mit Ausgestaltung der Paläontologie die zoologischen und botanischen Forschungen heranzog.

Mußte die gewaltige Entwicklung des gesamten Lehrgebietes schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einer Trennung von Mineralogie und Kristallographie einerseits und von Geologie und Paläontologie andererseits führen, so paßte sich auch die Lehrmethode der Ausgestaltung an. Neben Vorlesung und Exkursion tritt heute eine intensive Tätigkeit im mineralogischen und geologischen Institut, dessen Ausrüstung ebensowohl den physikalischen und chemischen wie den spezifisch mineralogisch-geologischen Untersuchungsmethoden zu entsprechen hat. Daneben aber vermittelt die Beziehung zu den geologischen Landesanstalten, die wohl zumeist der praktischen Forschung der Universitätslehrer ihre Entstehung verdanken, wie die Verbindung mit dem Bergbau, der an den Bergakademieen noch besonders auch dem Unterrichte zu dienen hat, neben wissenschaftlichen Exkursionen und Expeditionen ein reiches Material für das Studium.

Botanik und Zoologie.

Botanik und Zoologie haben von zwei Richtungen her Ausbau und Pflege gefunden. Auf der einen Seite war es die Aufgabe der Beschreibung und Klassifikation all' der Mannigfaltigkeiten der Pflanzen- und Tierwelt — eine Aufgabe, welcher gemäß noch heute diese Naturwissenschaften zusammen mit Mineralogie und Geologie als die beschreibenden bezeichnet werden — die von Linnés Wirksamkeit an noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vorherrschend gepflegt wurde. Das zoologische Museum, dem früheren Naturalienkabinett entstammend, wie der nach systematischen Gesichtspunkten geordnete botanische Garten, aus dem früheren hortus medicus erwachsen, kennzeichnen diese Richtung. Andererseits war zuvörderst auf dem Gebiete der Zoologie von seiten der Anatomie her eine Morphologie der Tiere im Sinne Cuviers erwachsen, die zunächst vornehmlich in der medizinischen Fakultät ihre Stätte fand. So vertreten Blumenbach in Göttingen und vor allem Meckel in Halle die vergleichend-anatomische Forschung. In den ersten Dezennien des 19. Jahr-

hunderts entwickelte sich, wir nennen besonders H. v. Mohl, auf dem Gebiete der Botanik eine Anatomie des fertigen Pflanzengewebes und des Zellgerüstes der Pflanze, welcher, eröffnet durch Schleidens entwicklungsgeschichtliche Forschungen, eine eigentliche Morphologie der Pflanzen, geknüpft an das Studium der Zelle und des Zellinhaltes, der Entstehung der Gewebe, der Entwicklung der Glieder des Pflanzenkörpers, besonders durch Nägelis und Hofmeisters Arbeiten gefördert, sich anschließt. Es folgen die pflanzenphysiologischen Untersuchungen Schwendeners, später die von Sachs, die Heranziehung mechanischer, physikalischer und chemischer Methode und Auffassungsweise; auf Darwins „Entstehung der Arten“ gründet sich die Phylogenie des Pflanzenreichs; mit dem Studium der Anpassungserscheinungen erhöht sich das Interesse für biologische Vorgänge.

In analoger Entwicklung treten mit Johannes Müller neben den vergleichend-anatomischen die physiologischen, mit v. Baer die entwicklungsgeschichtlichen Elemente in die zoologische Forschung ein, begründete Schwann die Zellentheorie der tierischen Gewebe; während die Darwinsche Lehre in Deutschland insbesondere nach der morphologischen Seite hin ihren Ausbau fand.

Das Ineinandergreifen so mannigfacher Disziplinen und Forschungsmethoden förderte eine möglichst vielseitige Entwicklung der botanischen und zoologischen Institute. So berichtet R. Hertwig in seinem Referat über Zoologie und vergleichende Anatomie in Lexis' Universitätswerk von 1893 über die Umgestaltung des Unterrichtes und der Unterrichtsmittel: „In gleichem Maße als Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Physiologie der Tiere in den Vordergrund traten, mußte das Übermaß ausgestopfter Säugetiere und Vögel, getrockneter Insekten, Krebse, Konchylien usw. anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Präparaten weichen. Die Sammlungen der Wirbeltierskelette wurden vergrößert; zur Belebung des Unterrichtes wurden bildliche Darstellungen und Modelle angefertigt, teils um Anatomie und Entwicklungsgeschichte zu erläutern, teils um von Tieren, deren Form und Farbe sich nicht erhalten lassen, richtige Vorstellungen zu erwecken. Vor allem aber entstanden im Laufe der letzten 30 Jahre zoologische Institute und mit ihnen neue Unterrichtsräume, in denen die Studierenden Gelegenheit fanden, sich in der Handhabung des so wichtig gewordenen Mikroskops und im Beobachten und Zergliedern der Tiere zu üben, die Methode der Konservierung und wissenschaftlichen Forschung kennen zu lernen und die Wissenschaft durch selbständige Forschung zu fördern.“

In ähnlichem Sinne haben sich auch die Hilfsmittel des botanischen Unterrichtes erweitert. Neben dem botanischen Garten, der eine Zeitlang, zu der Zeit, als die mikroskopische Forschung eine makroskopische Betrachtung fast ganz verdrängt hatte, vernachlässigt war, dann aber durch die Bedeutung der biologischen wie auch der pflanzengeographischen Fragen eine Neubelebung erfuhr, sind heute wohl allenthalben botanische

Institute getreten und nach den mannigfachen Richtungen der Forschung hin ausgerüstet. Wenn dabei — wie auch in anderen Gebieten der Naturwissenschaft — das spezielle Arbeitsgebiet des Gelehrten an den einzelnen Universitäten sich in der besonderen Ausgestaltung seines Institutes für eben diese Zwecke bekundet, so ist das ein nicht zu unterschätzender Vorzug, welcher der in ihrer Entwicklung begründeten Eigenart der deutschen Universitäten voll entspricht und welche der Intensität des Unterrichtes ebenso wie der Forschung zugute kommt.

Für die Pflege der durch Morphologie und Biologie neu belebten Systematik haben dann, zumeist wohl nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Unterricht die großen naturwissenschaftlichen Museen an Bedeutung und allseitigem Interesse gewonnen und bilden heute — man denke an London, Berlin, Wien — Zentralstellen, welche der Forschung, besonders über die geographische Verbreitung und die Lebensbedingungen der Lebewesen ein reiches Material zur Verfügung zu stellen vermögen und die zugleich der Verbreitung naturwissenschaftlicher Anschauung im Volke zu dienen bestimmt sind. Dazu sind dann noch in den letzten Jahrzehnten jene bedeutsamen Stationen getreten, welche wie Neapel, Helgoland für die Zoologie, Buitenzorg für die Botanik — in ähnlicher Weise wie schon früher der Jardin d'acclimatisation zu Paris, Kew garden in London, der botanische Garten auf Ceylon — wesentlich für die Bearbeitung biologischer Fragen bestimmt sind, und weiter haben sorgfältig und mit reichsten Mitteln ausgerüstete wissenschaftliche Expeditionen (so seit der Challenger-Expedition als erster bahnbrechender Unternehmung unter den deutschen die Planktonexpedition Hensens, die Expedition der Valdivia) unsere Kenntnis auch nach der systematischen Richtung hin in hohem Maße bereichert.

Die naturwissenschaftlichen Methoden in der Medizin.

Arbeits- und Lehrgebiet des Mediziners war von alters her notwendigerweise enge verknüpft mit den Naturwissenschaften, die ja lange fast nur als ihre Hilfswissenschaften Anerkennung und Ausbildung erfahren hatten. Die große Bewegung, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Naturwissenschaften neu gestaltet, hat auch hier die alten dogmatischen Systeme und eine bloße Interpretation medizinischer Lehrbücher verdrängt durch Einführung klinischen Unterrichts und anatomischer Forschung. Das 17. Jahrhundert bringt dann auch in Deutschland in einem reichen Erfahrungsmaterial die Ausgestaltung der theatra anatomica, während im 18. Jahrhundert, auf dem Wege über Holland, die Einrichtung von Kliniken beginnt. Aber die nun selbständig und umfassend sich entwickelnde Naturlehre kommt doch zunächst nur in einzelnen Resultaten der Medizin zugute. Von Vorurteilen befangene Auffassung, von naturphilosophischen Spekulationen geleitete Betrachtungsweise der Erscheinungen des Lebens hemmen mehrfach den freien und objektiven Blick. Erst im 19. Jahrhundert beginnt die moderne Entwicklung der medizinischen Wissenschaften mit der Zugrundelegung der naturwissen-

schaftlichen Methoden. Wir gedenken hier vor allem des Tierversuchs als der Übertragung des Experimentes in das Gebiet der innern Medizin, der physiologischen Forschung mit ihren engen Beziehungen zu Chemie und Physik, wie sie sich an Johannes Müllers, an Wöhlers, Liebigs, Helmholtz' Namen knüpft; der allseitigen Wirksamkeit Virchows auf dem Gesamtgebiete der Pathologie, der Arbeiten von Pettenkofer im neugeschaffenen Gebiet der Hygiene. Hand in Hand mit dieser in die Tiefe gehenden Entwicklung läuft eine weitgehende Spezialisierung und Differentiierung, deren Fortschreiten einer gleichmäßigen Gestaltung des Unterrichtes, dem Ineinklangsetzen theoretischer und praktischer Ausbildung ganz wesentliche Schwierigkeiten bereitet.

Fügen wir hierzu an, was Ziemssen (in dem schon genannnten Lexisschen Universitätswerke) über die moderne Ausgestaltung der Kliniken bemerkt:

„Wie die wissenschaftliche Methode ausschlaggebend gewesen ist für die klinische Medizin unseres Jahrhunderts und ihre Entwicklung in naturwissenschaftlichem Sinne, so ist auch die Methode des Lehrens und Lernens auf den deutschen Hochschulen in erfreulichem Fortschreiten begriffen. Die klinische Medizin hat in dieser Beziehung eine Erweiterung ihres Arbeits- und Lehrbezirkes erfahren, welche in mancher Hinsicht geradezu einer Neugestaltung gleichkommt. Wenn man die Verhältnisse in den klinischen Lehranstalten um die Mitte des Jahrhunderts vergleicht mit den Verhältnissen von heute, so erscheint vor allem eine Tatsache bemerkenswert: das Lehr- und Arbeitsgebiet der klinischen Medizin, früher auf das Krankenzimmer beschränkt, erfordert jetzt ein wissenschaftliches Institut mit einer vollständigen Ausrüstung an Lehr- und Arbeitsmitteln. Der Anschauungsunterricht beschränkt sich nicht mehr auf die Demonstration von Kranken, sondern er verlangt die Vorführung der wissenschaftlichen Methoden, aus denen das Urteil über den Krankheitsprozeß und die Richtschnur für dessen Behandlung gewonnen wird. Eine solche Demonstration kann nicht mehr in Krankenzimmern stattfinden, sondern erfordert große, zweckmäßig eingerichtete Hörsäle, ein vollständiges Inventar an wissenschaftlichen Instrumenten und Apparaten, an Tafeln und Atlanten, an Gipsabgüssen und Modellen usw. — Und nicht bloß für die Demonstrationen der Kliniker ist ein vollständiges Lehrmaterial vorzukehren, sondern auch für die spezialistischen Kurse der Dozenten und für die so wichtigen praktischen Übungen, deren Bedeutung sich gerade in der Neuzeit immer mehr in den Vordergrund drängt. Je umfangreicher und komplizierter das klinische Studium sowohl in wissenschaftlicher als in praktischer Hinsicht sich gestaltet, um so notwendiger erscheint eine adäquate Vervollkommnung der demonstrativen Unterrichtsmethoden, um so dringlicher tritt die Notwendigkeit hervor, für die klinische Medizin selbständige, wohleingerichtete Institute zu erbauen!“

Fassen wir zusammen: Die glänzende, allseitige und vielgestaltige Ent-

wicklung, welche die gesamten Naturwissenschaften — und wir schließen hier die medizinischen mit ein — im 19. Jahrhundert genommen, kommt an den Universitäten schon äußerlich in dem reichen Ausbau, den ihre Lehrattribute gefunden, in Umfang und Differentiierung des dargebotenen Lehrstoffes zum Ausdruck.

An der Schwelle des Jahrhunderts begreift die Universität noch nicht wie heute in dem Umfang ihrer Lehre auch jeweils den Gesamtinhalt der wissenschaftlichen Forschung eines Gebietes mit ein. Schon die vielseitige Lehrtätigkeit des einzelnen, bisweilen an die Mannigfaltigkeit der lectiones volventes des 16. Jahrhunderts erinnernd, läßt erkennen, daß es sich doch in den Vorlesungen zumeist um eine elementare oder eine enzyklopädische Darlegung handelt. In Halle bestand noch am Ende des 18. Jahrhunderts die medizinische Fakultät aus nur vier Dozenten, von denen der eine neben der medizinischen Klinik noch Pharmakologie, Experimentalchemie und Mineralogie vertrat; Meckel vereinigte Physiologie, Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe; in der philosophischen Fakultät, in welcher der Hallenser Tradition gemäß die Philosophen überwogen, waren Mathematik und die gesamten Naturwissenschaften durch je einen einzigen Fachmann vertreten. Ähnliche Verhältnisse finden sich allenthalben.

Und heute ist aus den damals in ihrer Entstehung begriffenen neuen Gebieten zusammen mit den grundlegenden alten ein reich gegliederter Organismus geworden, der die wissenschaftliche Arbeit des Jahrhunderts umfaßt. Der spezialisierten Forschung entsprechend ist die Zahl der Dozenten verdreifacht, vervielfacht, sind die Lehrgebiete wie die ihnen dienenden Institute ins einzelne gesondert. So ist wohl allenthalben ein eigenes „naturwissenschaftliches“, ein „medizinisches Viertel“ zu den altehrwürdigen Universitätsgebäuden und zu den alten primitiven anatomischen und klinischen Anstalten getreten, und es ist ein nicht unbeträchtlicher Teil sorgsamer Arbeit auch der Gelehrten selbst, der in der möglichst praktischen und vielseitigen Ausgestaltung dieser Institute niedergelegt ist. Gedenken wir nur etwa der trefflichen Neuorganisation der naturwissenschaftlichen Institute Leipzigs, Würzburgs, Tübingens, der umfassenden medizinischen Anstalten Berlins, Wiens, der besonders die angewandten Gebiete betonenden Laboratorien Göttingens und Jenas, der prächtigen Bauten des jungen Straßburg.

Und doch, der mannigfaltige und reiche Ausbau, welchen die gesamten Naturwissenschaften durch die Vertiefung von innen her, durch den von außen eingedrungenen Stoff, durch die Wechselbeziehung der einzelnen Gebiete untereinander im Laufe des 19. Jahrhundert im Rahmen der Universitäten gefunden, erschöpft noch nicht den ganzen Inhalt ihrer Entwicklung. Er zeigt nur nach einer Seite hin die Bedeutung einer gegenseitigen Befruchtung. Gerade das Einsetzen mathematischer Methoden und weiterhin der experimentellen ist bestimmend geworden für den Ausbau eines neuen Gebietes menschlicher Erkenntnis und Betätigung, welches an der

kulturellen Gestaltung der Gegenwart in ganz besonderem Maße teilgenommen: Es ist das Gebiet der Technik und der technischen Wissenschaften, zu dem wir uns, vornehmlich mit Bezug auf den Entwicklungsgang der technischen Hochschulen, nun zu wenden haben.

Anfänge im 18. Jahrhundert. Die Kameralwissenschaften. Land- und Forstwirtschaft.

IV. Der technische Hochschulunterricht im 19. Jahrhundert. Wir haben schon oben ausgeführt, wie die Betonung der praktischen Aufgaben und Ziele des Unterrichtes, welche für das 18. Jahrhundert charakteristisch ist, zur Einrichtung elementarer realistischer Schulen führte, und wie sie auch im höheren Unterricht durch die Aufnahme einzelner technischer Fächer hervortrat. Wir können den Beginn dieser Entwicklung für die Universitäten in das Jahr 1727 verlegen, in welchem Friedrich Wilhelm I. die erste „Professur in Ökonomie, Polizei und Kammersachen“ gründete. Sie galt der Ausbildung von Verwaltungsbeamten für eine rationelle Bewirtschaftung der Staatsgüter und Bergwerke, für die Förderung von Manufaktur und Kommerz des Landes. Von diesen unter den Kameralwissenschaften ursprünglich zusammengefaßten Disziplinen haben sich Land- und Forstwirtschaft selbständig entwickelt, zu einem Teile in gesonderten Fachschulen und in Verbindung mit Musterinstituten für den praktischen Betrieb (Thaer), zum anderen an den Universitäten in bedeutsamer Wechselwirkung mit den naturwissenschaftlichen Disziplinen (Liebig). Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft sind heute zum Teil in Anlehnung an die juristischen Fakultäten in den Staatswissenschaften zusammengefaßt. Der Rest technischer und technologischer Disziplinen aber fristete noch bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in seinem Wirkungskreis beschränkt, unbeachtet und ungeachtet ein kümmerliches Dasein.

Selbständige Entwicklung der technischen Schulen.

Zwei Momente hatten aber inzwischen die selbständige Entwicklung technischer Schulen in Deutschland in die Wege geleitet: Die Maschinenindustrie Englands hatte am Ende des 18. Jahrhunderts eine völlige Umwandlung auf allen Gebieten der Technik hervorgerufen, aber auch eine Abhängigkeit von England in technischer und kommerzieller Beziehung herbeigeführt, welcher nur durch eigene Kraft begegnet werden konnte. Und weiter: Die um eben diese Zeit, in den Stürmen der Revolution und mit Rücksicht auf die gebieterischen Forderungen der Wohlfahrt des Staates errichtete école polytechnique zu Paris bot das glänzende Muster für die höhere Ausbildung des Technikers.

Wir müssen, um das um die Wende des vorigen Jahrhunderts immer dringender herantretende Bedürfnis nach technischen Fachmännern zu verstehen, uns vergegenwärtigen, wie rasch in dieser Zeit die Maschine in allen Betrieben ihren Einzug fand: 1776 hatte die Fabrik von Watt und Boulton in Soho ihre erste Maschine geliefert, in die Jahre von 1767 bis 1787 fällt die Konstruktion der Spinnmaschinen und ersten mechanischen Webstühle, durch welche die englische Textilindustrie einen auf dem Kontinent nur zu sehr empfundenen Vorsprung gewann.

Schon 1780 wurde dann in Deutschland die erste Spinnmaschine (in Augsburg), 1785 die erste Dampfmaschine (in Hettstädt) aufgestellt, aber man war für Betrieb und Reparatur der Maschinen vollständig auf die englischen Techniker angewiesen!

Technische Mittelschulen.

So trieb denn zunächst das unmittelbare Bedürfnis nach geschulten Technikern für den Betrieb, nach Maschinenmeistern, andererseits nach Feldmessern, Land- und Wasserbaumeistern, Baugewerksleuten zur Organisation von Schulen, die wir heute, sowohl was den Inhalt der als Vorbereitung dort gelehrten mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer als den Umfang der eigentlichen technischen Lehrgebiete anbetrifft, als mittlere Gewerbeschulen bezeichnen würden.

Das Vorbild Frankreichs führte dann zuerst in Österreich zur Errichtung polytechnischer Institute, deren reales Ziel neben gründlicher theoretischer Vorbildung „die Emporbringung der vaterländischen Gewerbe durch wissenschaftlichen Unterricht“ charakteristisch bezeichnet. Dementsprechend war auch in Wien ein Konservatorium für Künste und Gewerbe, ein Verein zur Beförderung der Nationalindustrie angegliedert. Von der Bedeutung dieser Institute zeugt der Umstand, daß mehrfach dort vorgebildete Techniker bei Gründung und Neuorganisation der deutschen technischen Schulen eine führende Rolle übernahmen.

Langsamer gestaltete sich, aus inneren und äußeren, zum Teil lokalen Gründen, der Ausbau höherer Schulen in den übrigen deutschen Staaten. Wie enge der Kreis war, aus dem heraus die Entwicklung erfolgen mußte, geht beispielsweise aus einer Bestimmung der Dresdener „technischen Bildungsanstalt“ hervor, welcher zufolge die aus der Schule hervorgehenden Techniker von den Beschränkungen, die sonst der Zunftzwang den Handwerkern und Gewerbetreibenden auferlegt, befreit sein sollten.

In München treten uns die Pläne für „eine Hochschule, welche alle technischen Studien umfassen sollte“ entgegen in einer trefflichen Denkschrift Reichenbachs und Fraunhofers aus dem Jahre 1823, aber sie werden durch den Hinweis, daß für den höheren technischen Beamten die kameralistische Ausbildung an den Universitäten bestimmt und ausreichend sei, vertagt. Höhere Gewerbeschulen treten allenthalben auf. Aber erst Karlsruhe kann in seiner Organisation von 1832 als die erste deutsche technische Hochschule nach Forderung und Leistung bezeichnet werden. Grundlegende Bedeutung gewinnt es für die technischen Wissenschaften in den 40er Jahren durch Redtenbachers Wirksamkeit. Dann folgt 1855 Zürich, das von Anfang an durch eine glückliche Auswahl vorzüglicher Lehrkräfte (Zeuner, Culmann) eine hervorragende Stellung gewinnt.

Umwandlung zur Hochschule.

Für den nun folgenden Umwandlungsprozeß der technischen Schulen zu Hochschulen zitieren wir, was Grashof in einer im Auftrag des Vereins Deutscher Ingenieure verfaßten Denkschrift „über die der Organisation der polytechnischen Schulen zugrunde zu legenden Prinzipien“ sagt: „Meines Erachtens ist es eine Lebensfrage der polytechnischen Schulen, daß sie

durchaus den Charakter von Hochschulen behaupten resp. erstreben, die wissenschaftliche Ausbildung für untergeordnete und mittlere technische Berufsstellungen den Gewerbeschulen überlassend."

„Zweck und Charakter der polytechnischen Schule möge hiernach so zusammengefaßt werden: Sie sei eine technische Hochschule und bezwecke die den höchst berechtigten Anforderungen entsprechende wissenschaftliche Ausbildung für diejenigen technischen Berufsfächer des Staatsdienstes und der Privatpraxis, welche die Mathematik, die Naturwissenschaften und die zeichnenden Künste zur Grundlage haben, sowie auch die Ausbildung von Lehrern der an der Schule vertretenen technischen und Hilfswissenschaften."

Von da ab datiert der zielbewußte Ausbau der technischen Schulen zu Hochschulen, für welchen zunächst die Reorganisation von Karlsruhe, die Errichtung der Polytechniken in München und Aachen, der Ausbau von Darmstadt, Dresden, Hannover, Stuttgart, Braunschweig, endlich die Vereinigung der Bau- und Gewerbeakademie in Berlin in einem umfassend angelegten Neubau den äußeren, wesentlich in den 70er Jahren sich vollziehenden Werdegang bezeichnet. In den letzten Jahrzehnten hat die steigende Bedeutung der technischen Arbeit im gesamten Leben der Nation und die allgemeine Anerkennung ihrer Leistungen die kräftigste Förderung der derselben gewidmeten Bildungsstätten zur Folge gehabt, die besonders auch in der jüngst erfolgten Gründung Danzigs ihren Ausdruck findet. Darüber hinaus aber hat sie zur Gleichstellung der technischen Hochschulen mit den Universitäten geführt, die zunächst in dem Grundsatze der Lehr- und Lernfreiheit, in der äußeren Stellung der Lehrkräfte, in der Gewährung akademischer Verfassung ihren Ausdruck fand. Als dann in den letzten Jahren auch das letzte Vorrecht der Universitäten, das Recht der Doktorpromotion den technischen Hochschulen eingeräumt wurde, da sollte dies ein Zeichen dafür sein, daß die volle Gleichberechtigung dieser Stätten des Unterrichts nach außen hin anerkannt sei und daß es sich jetzt nur noch um den ehrenvollsten Wettstreit zwischen beiden handeln könne, den der inneren Tüchtigkeit und des geistigen Lebens.

Innerer Ausbau.

Für die innere Gestaltung der technischen Schulen ist der Entwicklungsgang der technischen Wissenschaften selbst maßgebend, wie er sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzieht, in seinen verschiedenen Stadien, nach seinen Beziehungen zu Mathematik und Naturwissenschaften auf der einen, zur technischen Praxis auf der anderen Seite.

Die grundlegenden Disziplinen.

Zunächst gibt die école polytechnique das Vorbild für die Ausgestaltung der grundlegenden mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, gewissermaßen der philosophica des Technikers. Sie ist in hohem Maße eine theoretische: Der einheitlichen Auffassung, welche die Naturerscheinungen in ihrer mathematischen Behandlung in den Händen von d'Alembert, Lagrange, Laplace gewonnen, tritt die Entwicklung einer technischen Mechanik durch Navier, Poncelet, de Saint-Venant, die Einführung

graphischer Methoden durch Monge zur Seite, während in Deutschland Gauß die Methoden der höhern Geodäsie entwickelt und bis zur praktischen Verwendung ausgestaltet. Das gab der Vorstufe zum praktischen Beruf eine vorwiegend mathematische Richtung. Sie wurde in ihrer Wirkung noch verstärkt, als in der Folge die mathematische Forschung sich immer mehr von den Problemen der Anwendung entfernte.

So entstand eine Kluft zwischen dem Lehrinhalt der theoretischen Vorstudien und den Forderungen, welche die technischen Fächer in ihrer Entwicklung an das Anschauungsvermögen, an konstruktive Fertigkeit, an praktisch-verwertbares Können stellen mußten. Zunächst tritt hier vermittelnd eine weitgehende Ausgestaltung und Ausnützung der graphischen Methoden ein: Der Ausbau der darstellenden Geometrie nach seiten der Baukonstruktion, der graphischen Statik (Culmann), der Kinematik, der Photogrammetrie und der Kartenprojektion, die Anwendung allgemeiner graphischer Rechenmethoden. Auch die moderne Entwicklung all der sinnreichen Rechenmaschinen, Meßinstrumente, Planimeter und Integraphen ist in diesem Zusammenhange zu nennen. Weiterhin paßt sich aber auch die Lehrmethode der rein mathematischen Fächer dem Ziele des Unterrichtes an. Sie verzichtet auf die moderne kritische Strenge in der Darlegung der Grundlagen und auf eine lückenlose Konsequenz des Aufbaues; bevorzugt vielmehr statt dessen eine anschauungsmäßige Darstellung und sucht an Stelle einer nach der formalen Seite hin zu weit gehenden allgemeinen Behandlung die Kraft ihrer Methode durch das Anpassen an das Wesen der besonderen vorliegenden Fragestellung zu gewinnen, ohne dabei auf die künstliche Ausbildung von Hilfsmitteln zu verfallen, welche nur im Einzelfalle anwendbar und jedesmal für einen solchen zurecht zu formen sind. Das Heranziehen einfachster Beispiele aus den Gebieten der Physik und Technik unter Verwendung genäherter Rechenmethoden für die volle numerische Durchführung leitet zu den Aufgaben des Fachstudiums über. Die Praxis stellt den Techniker, so oft es sich um neue Konstruktionen oder auch nur um neue Anordnungen handelt, immer wieder vor Probleme, die er in ihrer Gesamterscheinung, und ohne die Möglichkeit, vereinfachende Bedingungen einführen zu können, zu erfassen und durchzuführen hat. So handelt es sich für ihn darum, ein gewisses Gefühl für das Herausheben der wesentlich bestimmenden Größen, für den Einfluß der Begleiterscheinungen eines Prozesses zu gewinnen. Erwächst ein solches erst im Laufe der ausübenden Praxis auf Grund gewonnener Erfahrung, so kann es doch vorbereitet werden wie im technischen so auch im grundlegenden mathematischen und physikalischen Unterricht in Anlage und Durchführung der den Anwendungen entnommenen Beispiele.

Architektur.

Unter den eigentlichen Fachgebieten nimmt die Architektur insofern eine gesonderte Stellung ein, als hier sowohl in der Vor- wie besonders auch in der Fachausbildung als wesentlich neu noch das rein künstlerische Moment hinzutritt und eine starke Betonung auch im Unter-

richte fordert. Früher haben (wie noch heute in Frankreich) aus diesem Grunde die jungen Architekten ihre Erziehung vielfach an den Kunstakademieen gefunden, während im Gegensatz dazu anderwärts das Zusammenwerfen der Ausbildung von Bauingenieuren und Architekten das künstlerische Element nicht voll entwickeln konnte; die jetzige Organisation der Architektenabteilung hält die Mitte und gewährt die Möglichkeit zu individueller künstlerischer Entfaltung ebenso, wie sie die bei der heute so gesteigerten Stein- und Eisentechnik unerläßliche theoretisch-konstruktive Ausbildung darzubieten vermag.

Ingenieurwissenschaften.

In den Ingenieurwissenschaften tritt die Bedeutung der theoretischen Forschung besonders in der Entwicklung des Eisenbaues zutage. Hier hat die Theorie die volle Grundlage des rationellen Baues geschaffen und hängt die Weiterentwicklung, so kühne Versuche man auch heute etwa mit dem noch nicht durchforschten Eisenbetonbau macht, ganz wesentlich mit der Weiterentwicklung der theoretischen Berechnungen zusammen. So gewaltige Werke wie die Müngstener Brücke oder die Berliner Hoch- und Untergrundbahn verdanken Entstehung und Durchführung ebenso der Kühnheit des Entwurfes wie der klaren und sicheren theoretischen Bearbeitung. Eine wichtige technische Grundlage aber mußte geschaffen werden: Kenntnis der Elastizitäts- und Festigkeitsverhältnisse des Materials. So entstanden Laboratorien und Prüfungsanstalten für technische Mechanik zunächst an den technischen Hochschulen (das erste unter Bauschinger in München), weiterhin vereinzelt als gesonderte Organisationen des Staates (wie jetzt die große Materialprüfungsanstalt in Berlin-Großlichterfelde), oder als spezielle Einrichtungen großer industrieller Werke, die hier wie noch nach mancher anderen Richtung die technisch-wissenschaftliche Forschung mit großen Mitteln auf das wirksamste zu fördern in der Lage sind.

Theorie und Erfahrung.

Auf dem Gebiete des Maschinenbaues verlor die von Redtenbacher geschaffene Theorie der Maschinenkonstruktion schon in ihrer weiteren Ausbildung bei Grashof, noch mehr bei Reuleaux zu sehr die Fühlung mit der rapide sich entwickelnden ausführenden Technik, die, nachdem einmal die physikalischen Grundlagen gegeben waren, der theoretischen Entwicklung weit vorausgeeilt war. So bedurfte die allzu schulmäßig gewordene Theorie einer Neubelebung aus den Tatsachen der Erfahrung, aus den Aufgaben der Technik heraus und der Beschneidung einer rein formalen Systematik. Erfahrungen aber, die nur zum Teil der Praxis zu entnehmen waren, mußten auch hier erst gesammelt werden. Es galt vor allem in eingehendem Studium alle beim Gange einer Maschine — zunächst der Dampfmaschine — sich abspielenden Prozesse genau zu verfolgen und so die auf die klassischen Arbeiten von Carnot, Clausius und Hirn gegründete technische Thermodynamik im Maschinenlaboratorium für alle Einzelaufgaben der Maschinenkonstruktion auszubauen. Von Zeuners Arbeiten beginnend, erstreckt sich heute diese der Physik

Technische Unterrichtslaboratorien.

entnommene und für die großen Verhältnisse des technischen Experiments angepaßte Untersuchungsmethode auf das ganze Gebiet der Kraft- und Arbeitsmaschinen und die Frage ihrer rationellen Konstruktion, und hier gibt die theoretische Durchforschung des Gebietes (wir erinnern etwa an die Kältemaschinen) der Praxis die von dort gebotenen Anregungen zu fruchtbarster Verwertung zurück. Die Maschinenlaboratorien gewinnen in der Folge auch für den Unterricht eine erhöhte Bedeutung, ganz besonders seit der Vergleich mit den Unterrichtsorganisationen Englands und Amerikas den Wert praktischer Ausbildung für den jungen Techniker immer mehr in den Vordergrund gerückt hat.

Neben den Maschinenlaboratorien, und zeitlich zumeist früher als diese erstehen, den Kraft- und Lichterscheinungen der strömenden Elektrizität und des Elektromagnetismus gewidmet, die Laboratorien der Elektrotechnik. Sie vor anderen zeigen die Bedeutung des Zusammenarbeitens von Naturwissenschaft und Technik. Den physikalischen Forschungen von Ohm, von Faraday und Joule, von Maxwell und Hertz entstammen die Gesetze, welche die Grundlagen für die Anwendung der Elektrizität im technischen Betriebe bilden. Umgekehrt fließt aus den Laboratorien eines Siemens ein Starkstrom in die Forscherstätten der Physik und der Chemie und veranlaßt hier, Versuche mit ganz anderen Kräften durchzuführen, als man sie früher für möglich und für nötig hielt. Auch noch in mannigfachen anderen Richtungen, so in der technischen Physik, in der chemischen Technik bewährt sich die Organisation besonderer mit den Hilfsmitteln des technischen Großbetriebes ausgestatteter Laboratorien für Unterricht und Forschung und bietet für die allenthalben in der hochentwickelten Praxis auftauchenden theoretischen Fragen die ergänzende Arbeitsstätte.

So tritt die enge Fühlung mit den exakten Wissenschaften allerorts zutage, und zeigt sich auf der anderen Seite auch die Notwendigkeit einer steten Bezugnahme zu den Erfahrungen der Praxis. Der Wettstreit beider Richtungen hat unsere technischen Hochschulen zu dem gestaltet, was sie heute sind. Gewiß, zu früh geschaffene Theorie, auf unvollständige Erfahrungstatsachen gestützte mathematische Formulierung, in ihrer Tragweite überschätzt, hat zu Mißerfolgen geführt und auch im Unterricht Sinn und Interesse für rein wissenschaftliche Forschung stärker diskreditiert, als eben nötig war. Aber eine das Berechtigte anerkennende Umbildung des Lehrinhaltes der theoretischen Wissenschaften, eine geeignete Auswahl der Methoden und der Darstellungsform mit Rücksicht auf die Anwendungen war die gute, die Forschung selbst neu belebende Folge. Auf der andern Seite, den allzu eng bemessenen Forderungen, welche den Inhalt des Unterrichtes den unmittelbaren Bedürfnissen der späteren praktischen Betätigung anzupassen wünschen, gegenüber ist dieses festzuhalten: Die Erziehung an der Hochschule kann die Ausbildung des Ingenieurs nicht vollenden; sie kann, wie immer auch ge-

Ausgleich.

staltet, nur das wissenschaftliche Rüstzeug bieten, welches der praktischen Betätigung zugrunde liegt; sie muß es durchdringen, verstehen und brauchen lehren als eine lebendige Erkenntnis, gewonnen nicht durch Aneignung von Routine und Schablone, sondern im selbständigen Nachdenken, in eigener, die Schwierigkeiten durchkämpfender, nicht beiseite schiebender Arbeit. Nur durch diese wird auch das Individuelle, das Ursprüngliche des Schaffens zur Erscheinung und Entwicklung kommen, dessen der führende Konstrukteur heute nicht minder als der gelehrte Forscher bedarf.

Die Aufnahme dieses idealen Zieles, die in Lehre wie in Forschung zum Ausdruck kommt, aber ist es, welche unsere Polytechnika zu hohen Schulen der Technik macht.

Einfluß der Technik auf den Unterricht der Universitäten.

V. Fragen der Gegenwart und Forderungen für die Zukunft. Die Universitäten konnten von dem Hereingreifen technischer Probleme in die Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften nicht unberührt bleiben. Die Chemie stand von Anfang an in engster Fühlung mit der chemischen Industrie, die sie geschaffen; ja selbst die wirtschaftlichen Fragen des Großbetriebs stehen hier in zu naher Beziehung zu den rein wissenschaftlichen, als daß sie sich abweisen ließen. So ist denn auch der Universitätsunterricht hier grundsätzlich nicht so wesentlich von dem der technischen Hochschulen verschieden. Im einzelnen freilich werden dort die den Mediziner berührenden Fragen mit hereingenommen werden, hier speziell die wichtigsten Zweige der chemischen Technik eine eingehendere Behandlung erfahren.

Mathematik und Physik kommen in ihrem gesamten Ausbau an der Universität in erster Linie für den künftigen Lehrer in Betracht. Wir haben oben bezeichnet, wie aus der Übernahme der Aufgabe der Lehrerausbildung durch die philosophische Fakultät die wohlerwogene Tendenz einer begrenzten und vertieften Fachausbildung erwachsen ist, die in ihrer Abstraktion und Konzentration nach wissenschaftlicher und indirekt auch nach pädagogischer Seite die besten Früchte trug. Die völlige Loslösung der Probleme von allen Anwendungen, und insbesondere die Forderung, nur innerhalb des notwendigen und hinreichenden Bereiches der abstrakten Fragestellung sich zu bewegen, hat speziell in den mathematischen Wissenschaften zu einer Klarlegung und Sicherstellung ihrer Fundamente geführt, zu einer Vertiefung ihrer Methoden, wie sie nur einmal früher in den Werken des Euklid uns entgegentritt. Ganz abgesehen von der inneren Notwendigkeit und dem nicht hoch genug zu stellenden prinzipiellen und absoluten Werte solcher Untersuchungen haben sie gerade für die Vorbildung des künftigen Lehrers ihre besondere Bedeutung, weil sie ihn das eigene Lehrgebiet von einem höheren und zusammenfassenderen Gesichtspunkte aus erkennen und verstehen lassen.

Aber die so begrenzte und vertiefte Forschung bedarf einer Ergänzung, welche der stets wachsenden Bedeutung des Ineinandergreifens aller naturwissenschaftlichen und technischen Gebiete Rechnung trägt, welche das weite Feld, das hier eine gemeinsame Bearbeitung verlangt, zugänglich macht, welche den Anforderungen gerecht wird, die von seiten der entstehenden Fachschulen an Kenntnis und Verständnis praktischer Fragen an die Lehrer gestellt werden müssen. So wird der Einfluß der technischen Wissenschaften auch an den Universitäten durch eine freilich nur ganz allmählich sich vollziehende Erweiterung des Inhaltes der Forschung, des Umfanges der Lehrgebiete, der Methoden des Unterrichtes bezeichnet. Auch hier ist, zumal in der Mathematik, in der Betonung anschauungsmäßiger Darstellung, in der Verwendung von Modellen und graphischen Hilfsmitteln der ursprüngliche Einfluß der école polytechnique unverkennbar. Die weitere Entwicklung kommt in einer Ausdehnung der Vorlesungen nach Richtung der Anwendungen, wie in der Ausgestaltung des Laboratoriumsunterrichtes zum Ausdruck, der nun auch in den Laboratorien der Universitäten den erweiterten Inhalt der Forschung berücksichtigt. Hier ist es vor allem das Verdienst von Göttingen, den Forderungen einer neuen Zeit Rechnung getragen zu haben, durch die seit einem Jahrzehnt geschaffenen trefflichen Unterrichtsorganisationen für angewandte Mathematik und Physik, die speziell nach seiten der darstellenden Geometrie, der technischen Mechanik, der Thermodynamik und theoretischen Maschinenlehre, der Elektrotechnik, der Geodäsie und Geophysik den früheren Lehrinhalt in vorzüglicher Weise bereichern und ergänzen. Es knüpft Göttingen damit an seine große Vergangenheit an, an die der reinen und angewandten Mathematik in gleichem Maße zugewandte Lebensarbeit von Gauß.

Auf der anderen Seite haben die eben genannten Gründe dazu geführt, auch den technischen Hochschulen allenthalben (wie seit langem schon in Bayern) wenigstens zum Teil die Ausbildung der Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften zu übertragen. Dadurch ist Anregung und Gelegenheit gegeben, neben dem engeren Fache noch die angrenzenden Gebiete in ihrer eigenen Sphäre zu studieren, und besonders dem künftigen Lehrer an technischen Schulen die Möglichkeit geboten, an den wichtigen Fragen, welche die Technik in mannigfacher Gestalt auch den theoretischen Untersuchungen darbietet, mitzuarbeiten. Auch gestattet eine Erweiterung der Prüfungsordnungen die Erwerbung einer besonderen Lehrbefähigung für technische Fächer. Damit erwächst zugleich eine neue Beziehung der Interessen der Lehre und der Forschung zwischen Universität und technischer Hochschule.

So ist auch an dieser Stelle die in jüngster Zeit mehrfach erörterte Frage nach einer Vereinigung beider Hochschulen zu einer großen Universität des gesamten menschlichen Wissens nahegelegt. Und man wird sagen müssen, daß das enge Ineinandergreifen der

Die Frage der Vereinigung der technischen Hochschulen mit den Universitäten.

naturwissenschaftlichen und technischen Gebiete, die gewaltige induktive Wirkung, die sie aufeinander ausüben, wenn auch die wichtigste, doch keineswegs die einzige Beziehung ist. Volks- und staatswirtschaftliche Fragen gewinnen einen immer mächtigeren Einfluß im Entwicklungsgang der Technik; nur im Zusammenhang mit jenen ist die kulturelle Bedeutung der Technik zu verstehen, nur auf ihrer Grundlage sind die im Großbetrieb der Industrie erwachsenen sozialen Fragen zu lösen. Rechtskenntnis, Einsicht in die Grundsätze der Verwaltung ist, wenn auch für große industrielle Unternehmungen der Jurist stets als Berater wird beigezogen werden müssen, heute dem Techniker in selbständiger Stellung unentbehrlich, wie umgekehrt der Jurist als Richter, wie im Verwaltungsdienst, der Finanzbeamte, der Volkswirt spezieller Einsicht in naturwissenschaftliche und technische Gebiete in mannigfacher Richtung bedarf.

Innere Gründe würden also nach wichtigen Beziehungen einer solchen Vereinigung das Wort reden, und doch erscheint eine solche (von Angliederung einzelner Institute, die [wie etwa in Breslau] aus Ort und Umständen sich zu beiderseitigem Gewinn ergibt, hier abgesehen) auch da nicht mehr zu erreichen, wo eine Zusammenlegung aus äußeren Gründen möglich wäre. Nachdem frühere Versuche, die Ausbildung für den technischen Staatsdienst an die Universitäten zu verlegen, bei der geringen Einschätzung technischer Arbeit und bei dem mangelnden Verständnis für technisches Wesen ohne Erfolg geblieben sind, haben sich die technischen Hochschulen selbständig in stetigem Vorwärtsschreiten in ihrer Eigenart entwickelt und sich die Anerkennung ihrer Bedeutung und des wissenschaftlichen Ernstes ihrer Forschung erzwungen. Sie bilden heute einen weit gegliederten Organismus, welchem der Rahmen einer einzigen oder zweier Fakultäten — das würde ihre Stellung an den Universitäten sein — zu enge geworden ist. Das Ganze aber würde für eine einheitliche Verwaltung ein zu großer Körper sein, in welchem die einzelnen Glieder, bei der Vielheit, Verschiedenartigkeit und konkurrierenden Bedeutung ihrer besonderen Interessen, doch weitgehendste Selbständigkeit erhalten müßten, um sich ihrer Eigenart gemäß voll entfalten zu können. Gleichwohl, in ihrem inneren Ausbau, in der Erfüllung ihrer gemeinsamen Aufgaben werden die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Universitäten und technischen Hochschulen mit dem Fortschreiten der gesamten naturwissenschaftlichen Forschung, mit der wachsenden Bedeutung ihrer Errungenschaften für unsere gesamte soziale und kulturelle Entwicklung in der Folge noch stärker hervortreten, und um so mehr, je mehr unsere heutigen Lebensbedingungen und Lebensanschauungen dazu führen, Natur- und Geisteswissenschaften als gleichberechtigte Grundlagen der Fachausbildung nicht allein, sondern auch der allgemeinen Bildung anzuerkennen.

Vorbildung für die Hochschule.

Der Einfluß, den die gewaltige Entwicklung aller Naturwissenschaften und der Technik auf den Unterricht übt, kommt außer in den hier an-

gedeuteten Beziehungen noch in einer anderen für die gesamte Kultur der Gegenwart bedeutsamen, für die Unterrichtsorganisationen der Hochschulen bestimmenden Frage zum Ausdruck, der Frage der Vorbildung für die Hochschule. Die Frage ist, von ähnlichen, wenn nicht gleichen Gründen und Strömungen beeinflußt, so alt wie die Hochschulen selbst; aber mit dem wachsenden Umfang, mit der Differenzierung aller Gebiete menschlichen Wissens, mit der Verschiedenartigkeit der Forderungen, welche die menschliche Gesellschaft, der Staat, das praktische Leben, der gelehrte Beruf an die Erziehung zur geistigen Arbeit stellen, schwieriger als je und widerspruchsvoller geworden.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Vorbildung zur Hochschule fast ganz in der Pflege der Altertumswissenschaften gefunden. Sie sicherte durch die engere Begrenzung des Lehrstoffes wie in altbewährter Methode eine Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Vorbereitung, die besonders einem späteren geisteswissenschaftlichen Studium zugute kam, für naturwissenschaftliche Studien freilich nur indirekt durch die Schärfung logischen Denkens wirkte. Heute verlangt schon der Begriff der allgemeinen Bildung eine gleichmäßige Berücksichtigung der Natur- und Geisteswissenschaften. Weiter aber fordert die Fülle des in allen Gebieten auf der Hochschule zu bewältigenden Stoffes einerseits die Aneignung grundlegender Kenntnisse und andererseits die Erlernung gewisser technischer Fertigkeiten auch schon auf der vorbereitenden Stufe. Gewähren die Hochschulen bei den gesteigerten Anforderungen aller Fachstudien, unter dem Druck der Verhältnisse, welche die Studienzeit nicht über das unmittelbar notwendige Maß auszudehnen verstatten, nur mehr geringen Raum für die Pflege der allgemeinen Bildung, so muß die Mittelschule den wesentlichen Teil dieser übernehmen. So fällt, wie schon früher in sprachlicher Richtung, nun auch in naturwissenschaftlicher der vorbereitenden Stufe die Übermittlung der wesentlichen Grundanschauungen zu. Darüber hinaus erwächst dann das Bedürfnis, wie bisher für die sprachlichen, so auch für die naturwissenschaftlichen Studien eine besondere Vorbereitung schon auf der Mittelstufe zu erhalten, in der Mathematik gewisse über die Elemente hinausgreifende Grundvorstellungen zu vermitteln, in den Naturwissenschaften die Beobachtungsgabe, für die technischen graphische und technische Fertigkeiten in höherem Masse entwickelt zu sehen. Die Vielheit dieser Forderungen führt zur Frage der Gabelung des vorbereitenden Unterrichts, wenigstens für die letzten unmittelbar zur Hochschule führenden Jahre; es entspringt der Wunsch, der Wahl des künftigen Berufes wie der individuellen Begabung Rechnung tragen zu können, und im vorbereitenden Unterrichte, sei es die sprachlichen und historischen, sei es die mathematisch-naturwissenschaftlichen, die technischen, die künstlerischen Elemente vorzugsweise hervorheben zu können. Erfordert die Vermittlung allgemein bildender Kenntnisse einen weiteren

Rahmen des Lehrstoffes, so erscheint hier ein vertieftes Eingehen in einzelne Abschnitte der Sondergebiete geboten. Kann eine einzige Schule, etwa durch Einführung einer Anzahl wahlfreier Fächer, diese verschiedenartigen Richtungen und Lehraufgaben in sich vereinigen, können getrennte, trotz der stärkeren, wenn nicht ausschließlichen Pflege einer einzelnen das gemeinsame Endziel einer gleichwertigen Vorbildung für die Hochschule erreichen? Inwieweit kann den verschiedenen gleichwertigen Richtungen eine gleiche Berechtigung für den Eintritt zu den verschiedenen Fachstudien zugesprochen werden? Kann die Hochschule mit Erfolg an die verschieden gearteten Kenntnisse anknüpfen und dabei die im einzelnen vorhandenen Lücken im Rahmen ihrer Unterrichtsmethoden ergänzen? Oder sollen die einzelnen Vorschulen je nach ihrem Charakter auch nur einzelnen Richtungen des späteren Studiums die Wege öffnen? Und weiter: wird durch die auf der unteren Stufe gebotene Darlegung das Interesse für einen Gegenstand erhöht oder stumpft es sich ab, wenn nun die Hochschule teilweise wiederholt? Für die Fachstudien insbesondere: Soll die gegebene Vorbildung es ermöglichen, an einem höheren Punkt den Unterricht der Hochschule einzusetzen, oder soll sie vielmehr nur eine bessere methodische Vorbereitung bieten?

Zu all diesen Fragen, deren Entwicklung heute den Streit der Meinungen und Wertungen Berufener und Unberufener hervorruft, können in den Grenzen des gegenwärtigen Berichtes nur einzelne kurze Bemerkungen gemacht werden: Der vornehmste Gesichtspunkt für alle aus den dargelegten Gründen erwachsenden Organisationen des vorbereitenden Unterrichtes muß sein das Hervorheben der idealen Bedeutung allen wissenschaftlichen Studiums, welche auch durch das Hereingreifen speziellerer Gebiete und durch die Verschiedenartigkeit des darzubietenden Unterrichtsstoffes nicht verkümmert werden darf. Die Doppelaufgabe der Vorstufe, allgemeine Bildung nach verschiedenen Richtungen und ein gewisses Maß spezieller Kenntnisse in engerem Rahmen darzubieten, muß sich mit der Forderung vereinigen, die Jugend mit frischen, empfänglichen und geschärften Sinnen für das freie Studium der Hochschule zu erziehen.

Dazu ist aber nicht allein ein Überwuchern rein philosophischer Gelehrsamkeit zu beschränken, sondern auch die schwierige Methodik des naturwissenschaftlichen Unterrichts zu klären, der Umfang dieses Unterrichtes, der viel, nicht vielerlei darbieten soll, richtig abzugrenzen! Die Vertiefung des Unterrichtes in den Naturwissenschaften drängt auf allen Stufen zu einer starken Betonung der eigenen Betätigung des Schülers. Dies führt auf der Hochschule in steigendem Maße dazu, den Unterricht im Laboratorium, im Konstruktionssaal, in der Form seminaristischer Übung gegenüber der Vorlesung in den Vordergrund zu stellen und besonders in den Spezialgebieten solcher Massen lebendiges Verständnis

und volle Durchdringung des dargebotenen Stoffes zu erreichen. Dem wird der vorbereitende Unterricht entgegenkommen, wenn er an einzelnen typisch gewählten Aufgaben den Schüler zu eigener praktischer Arbeit führt, denselben etwa einzelne Grundgesetze der Physik durch systematische Anordnung der die Antwort vermittelnden Experimente selbständig auffinden läßt, eine Methode, die schon mannigfach in England in praktischen Schülerübungen eingeführt ist und auch bei uns an Boden gewinnt. Die Schule muß dabei verzichten auf eine Darlegung des gesamten Inhaltes eines naturwissenschaftlichen Gebietes, die doch nur eine oberflächliche sein könnte, und vielmehr durch die eindringliche Behandlung einzelner weniger Abschnitte Einsicht in die Methode naturwissenschaftlicher Forschung gewähren und die Beobachtungsgabe zu entwickeln suchen. So wird sie das Interesse wachrufen, das Verständnis fördern für eine umfassende Vorführung eines Gebietes der Naturwissenschaften nach seiner gesamten Entwicklung wie nach seinen Beziehungen zu den Nachbargebieten der Forschung, die gründlich und erschöpfend zugleich nur die Hochschule darbieten kann. Auch in der Mathematik wird der vorbereitende, für die Mehrzahl der Schüler ja auch abschließende Unterricht etwa die Grundbegriffe der analytischen Geometrie, der Analysis des Unendlichen an der Hand anschaulicher Probleme vorführen können und dadurch das Verständnis besonders der physikalischen Fragen fördern, ohne doch der späteren umfassenden und systematischen Darlegung vorzugreifen. Soweit es sich andererseits um gewisse technische Fertigkeiten handelt, die auf der vorbereitenden Stufe gelehrt werden können (so neben dem Mechanismus des elementaren Rechnens und geometrischer Konstruktionen noch die Technik des Differenzierens und Integrierens der elementaren Funktionen, die Technik des gebundenen Zeichnens), so wird man zugeben müssen, daß gerade die Aneignung solcher mehr mechanischen Fähigkeiten auf der Vorstufe, in welcher der Schüler dem Zwang unterliegt, leichter erreicht werden kann als auf der Hochschule mit ihren freien Institutionen; ist doch auch im sprachlichen Unterricht gerade dieser technischen Seite ein breiter Raum gewährt, der der freier und höher gehenden Behandlung auf der Hochschule zugute kommt, ja eine solche vielfach erst ermöglicht. Auf der anderen Seite aber ist gerade auf dieser Stufe die Aneignung mechanischen Wissens nicht ohne Gefahr für die spätere vertiefte Arbeit. Jedenfalls muß solcher mechanischer Lehrstoff ausgeglichen werden durch Gebiete, in welchen der Schüler zu eigenem Nachdenken und selbständiger Arbeit gebracht wird.

Für die Organisation der vorbereitenden Schulen im ganzen aber wird man meines Erachtens daran festzuhalten haben, daß trotz der Verschiedenartigkeit sprachlicher und mathematisch-naturwissenschaftlicher Vorbildung, welche die Ausgestaltung der einzelnen Schulen mit sich bringen mag, doch ein Ausgleich auf den Hochschulen im Rahmen der dort gewährten Freiheit in der Anordnung der Studien sich ermöglicht:

So daß also, wenn auch im einzelnen unter Einfügung ergänzender Studien den verschiedenen Gattungen vorbereitender Schulen die Gleichberechtigung für die Zulassung zu allen Hochschulstudien zu gewähren ist. Abgesehen davon, daß die Wahl des Berufes auch Neigung und Talent dazu erwarten läßt, wird die Möglichkeit eines Ausgleiches verschiedener Vorbildung gerade dadurch erleichtert, daß, wie schon erwähnt, die Erziehung zur eigenen Arbeit heute im Hochschulunterricht, sei es im Laboratorium oder im Konstruktionssaal, sei es im Seminar oder Praktikum, für das Studium der Naturwissenschaften, der Medizin, der Technik ebenso wie für das der Jurisprudenz, der sprachlichen und historischen Wissenschaften in höherem Maße hervortritt und eine individuelle Behandlung, die der vorangegangenen Studienrichtung Rechnung tragen kann, ermöglicht und verlangt.

Weiterbildung nach der Hochschule.

Und nun noch einige Worte über die Weiterbildung nach der Hochschule sowie über die Ausdehnung wissenschaftlichen Unterrichtes auf weitere Kreise. Wenn auch beide Aufgaben nicht auf die Gebiete der Naturwissenschaften beschränkt sind, so haben sie doch für diese eine ganz besondere Bedeutung.

Wir haben schon oben für den Techniker hervorgehoben, wie die Studienzeit keineswegs die Lehrzeit abschließt, und dies gilt wohl für alle, die von der Hochschule ins Leben treten. Ein Teil der Aufgabe dieser Fortbildung für den Beruf muß noch als eine erweiterte Aufgabe der Hochschule selbst betrachtet werden: Neben der Aneignung praktischer Lehrbefähigung, die die pädagogischen Seminare ermöglichen, soll der Lehrer die Fühlung mit der fortschreitenden Wissenschaft behalten; der Mediziner, der die Praxis seines Berufes nach dem Hochschulstudium erst als Assistenzarzt am Krankenbett erlernt, bedarf über diese praktische Schule hinaus immer wieder der Erweiterung seines in Klinik und Versuchslaboratorium erworbenen Wissens. Hier suchen die Ferien- und Fortbildungskurse der Universitäten vermittelnd einzutreten; sie gewähren den jungen Lehrern wie den Medizinern aufs neue die Fühlung mit der Hochschule als der mütterlichen Erde, die ihnen in der Studienzeit den besten Teil ihrer Kraft gegeben. Hier erwächst dem Hochschullehrer eine wichtige Aufgabe zu seiner engeren hinzu, während die andere, die Erziehung für die Praxis des Berufes recht wohl und besser noch von anderen Kräften und von außerhalb der Hochschulen stehenden Organisationen übernommen wird. Wie sehr man auch diesen heute eine größere Bedeutung beimißt, zeigt, neben der Ausdehnung und Ausgestaltung pädagogischer Seminare für die Lehrer der Mittelschulen, vor allem die mit der Forderung eines praktischen Jahres für die Mediziner in Zusammenhang stehende Errichtung von Akademieen für praktische Medizin, welche sich die Aufgabe stellen, diese Lehrzeit durch einen möglichst intensiv und vielseitig organisierten praktischen Unterricht nutzbringend zu gestalten. In ähnlicher Weise müßte auch für den

Techniker, der nach oder inmitten seines Hochschulstudiums seine praktische Lehrzeit in der Fabrik oder auf dem Bau durchzumachen hat, hier durch eine zweckmäßige Organisation eine möglichst vielseitige Unterweisung dargeboten werden.

Verbindung des Hochschulunterrichts mit Betätigung im praktischen Beruf.

Wir müssen der Beziehung der wissenschaftlichen Arbeit zu einer ergänzenden Betätigung im praktischen Beruf noch nach einer anderen Seite ein paar Worte widmen, nach ihrer für alle Gebiete der angewandten Naturwissenschaften geltenden Bedeutung für den Hochschullehrer selbst. Für den Mediziner hat diese doppelte Betätigung von jeher bestanden; für den Techniker hat sie sich erst allmählich mit der Herübernahme von inmitten der Praxis stehenden Ingenieuren in den Lehrberuf entwickelt. Sie ist hier wohl am erfolgreichsten zutage getreten im Gebiete der Baukunst, wo der Hochschullehrer zumeist auch als praktischer Baumeister wirkt und nicht selten Gelegenheit erhält, seine Kraft an monumentalen Aufgaben zu bewähren. Die Aufnahme praktisch wichtiger Forscherarbeiten im Großbetrieb der Technik selbst, wie sie zumal die chemische Industrie unternimmt, wie sie aber auch für den Maschinen- und Eisenbau, in der Elektrotechnik, im Schiffsbau, der Waffenkonstruktion immer größere Bedeutung gewinnt, fördert die Möglichkeit, in Fühlung mit der Praxis zu bleiben, für den Hochschullehrer (und hier kommt neben dem Techniker auch der Chemiker, der Physiker in Betracht) ganz besonders. Diese Fühlungnahme ist aber für die Forscherarbeit auf technischen Gebieten um so wichtiger, als die wirtschaftliche Bedeutung und Tragweite technischer Errungenschaften nur in Berücksichtigung aller in der praktischen Durchführung im großen auftretenden Momente klar hervortritt. Neben dieser besonderen Rolle, welche den wirtschaftlichen Fragen der Technik zukommt, muß aber noch eines Umstandes hier gedacht werden, der ganz abseits der rein wissenschaftlichen Aufgaben der Technik liegt und ihre Behandlung wesentlich von den allein um ihrer selbst willen geführten naturwissenschaftlichen Forschungen, von der allein dem Wohl der Mitmenschen gewidmeten Forschertätigkeit des Mediziners unterscheidet: die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, manche Errungenschaften der Technik durch Fabrikationsgeheimnis und Patentschutz der offenen Darlegung zu verschließen. Der große Zug der wissenschaftlichen Arbeit geht freilich über diese kleinen, auch zeitlich sehr beschränkten Hindernisse hinweg, der Unterricht im einzelnen muß aber vielfach darauf verzichten, den neusten Stand der Technik darzustellen, ja er muß — wie in der Waffentechnik — nicht unwichtige Gebiete völlig ausschalten.

Ausdehnung des wissenschaftlichen Unterrichts auf weitere Kreise: Volkshochschulunterricht.

Haben wir bisher ausschließlich diejenigen Aufgaben der Hochschulen betrachtet, welche der Ausbildung für den Beruf gelten, so müssen wir jetzt noch einer gerade in neuerer Zeit bedeutungsvoll gewordenen Erweiterung der Lehraufgabe gedenken, die unter dem Sammelnamen des Volkshochschulunterrichtes, der „university extension“ (weil wir Deutsche

so gern ein Fremdwort gebrauchen) zusammengefaßt werden. Sie bezieht sich einmal auf die Darbietung zwangloser Vorträge, in welchen neuere, besonders bedeutsame Errungenschaften der Wissenschaft vor einem höher gebildeten Publikum behandelt werden, Einrichtungen, die seit Desaguiliers, seit s'Gravesandes Zeiten mehr oder weniger organisiert, dem wechselnden Geschmack des Publikums unterworfen, bestanden haben. Dann aber handelt es sich, und dies entspricht der neuerlich entstandenen sozialpolitischen Bewegung, um größere Vortragsreihen, in denen für die Kreise des Volkes, in populärer Darstellung bestimmte, in sich geschlossene Gebiete eingehend, sei es mit der Absicht der Erweiterung des speziellen Fachwissens, sei es zur Gewährung allgemeiner Übersicht, vorgeführt werden. Zum Teil wird ja dem Zweck, weitergehende Belehrung in einem Fachgebiet auch den außerhalb des regulären Studiums Stehenden zu bieten, durch die Institution der Hospitanten innerhalb des Hochschulunterrichtes selbst Rechnung getragen, aber die Verschiedenartigkeit der Aufgaben solcher Hochschulkurse und die Verschiedenartigkeit der Vorbedingungen, auf die sich ihre Lösung stützen muß, erfordert doch eine freiere Bewegung, die einen engeren Anschluß an die Hochschule verbietet. Zudem beschränken sich die Pläne nicht allein auf Vorträge, sondern wollen noch weiter in Museen, in Laboratorien, durch Anlage von Volksbibliotheken für die Verbreitung gründlicher Bildung Sorge tragen. Wenn auch alle diese mannigfaltigen Einrichtungen noch erst im Werden sind, wenn auch in jedem besonderen Falle die Organisation des Unterrichtes, die Anordnung des darzubietenden Stoffes besondere Schwierigkeiten bietet, wenn in den Naturwissenschaften und besonders in den medizinischen die Gefahr, Halbwissen und Oberflächlichkeit zu verbreiten, nicht gering ist, so sind doch die ernsten Bestrebungen des Volkshochschulunterrichtes zu einem bedeutungsvollen Faktor für die Volksbildung wie im sozialen Sinne geworden, und wichtig ist es, um Gutes und in gutem Sinne darzubieten, daß die Hochschulen aktiv an der hier gegebenen Arbeit sich beteiligen.

Es ist nicht zufällig, sondern steht mit dieser Aufgabe im Zusammenhange, wenn heute mehr als vielleicht vor 50 Jahren der Schaffung populärwissenschaftlicher Schriften über allgemein wichtige Gebiete in Naturwissenschaft und Technik Interesse und Beteiligung bedeutender Gelehrter gewidmet ist und wir auch in Deutschland, wie schon früher in England und besonders in Frankreich, treffliche Werke solcher Art entstehen sehen, die richtige Belehrung und Aufklärung in weite Kreise tragen. Sie entspringen überdies demselben Bedürfnis nach zusammenfassender Darstellung der großen Errungenschaften auf mathematischem, naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete, welche auch die Schaffung rein wissenschaftlicher Gesamtdarstellungen größerer Wissensgebiete (wir gedenken hier vor anderen etwa der umfassend angelegten Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen in Naturwissenschaft und Technik) unter der vereinten Arbeit der besten

Kräfte herbeigeführt hat. In der Durchführung solcher großer Aufgaben, die über die Kraft des Einzelnen hinausgreifen, sehen heute die gelehrten Gesellschaften in nationalem und internationalem Zusammenschluß ein bedeutungsvolles Feld der Tätigkeit, welches schon zurzeit der Gründung der Akademieen einem Leibniz vorschwebte.

Einheit des gesamten Hochschulunterrichts.

Wir brechen hier die Darlegung ab, bewußt, nur Unvollständiges, nur Vorstudien zu all den mannigfachen Fragen des naturwissenschaftlichen Hochschulunterrichtes geboten zu haben. Eine erweiterte Betrachtung hätte vor allem auch die außerdeutschen Verhältnisse einer eingehenden Würdigung zu unterziehen, die wir hier nur an einzelnen Stellen andeutungsweise und mit Bezug auf ihren Einfluß auf unsere deutschen bezeichnen konnten.

Überblickt man zusammenfassend die vielgestaltigen Aufgaben, die heute an den Vertreter des gelehrten Unterrichtes herantreten, so sieht man mit Sorge, wie ein Übermaß von außerhalb erwachsenden Forderungen, welche praktische, organisatorische Betätigung verlangen, die ruhige Gelehrtenarbeit und die Versenkung in das engere Gebiet rein wissenschaftlicher Forschung gefährden; wie andererseits in der inneren Entwicklung selbst die Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes dem Einzelnen den Überblick erschwert, zu allzuenger Begrenzung des eigenen Arbeitsfeldes und damit zur Isolierung führt. Dafür bietet der erweiterte Bereich der Betätigung des Einzelnen nach persönlicher Anlage und Neigung den weitesten Spielraum dar und die Möglichkeit, die besonderen Fähigkeiten am rechten Platz zu nützen.

Mehr aber als je erwächst heute, um zu innerer Befriedigung zu gelangen, die Notwendigkeit einer einheitlichen Auffassung aller dieser Aufgaben, welche die getrennt und in verschiedenartiger Weise Tätigen in einem höheren Sinne vereinigt. Sie kommt, wie in dem vorhin erwähnten Bedürfnis nach zusammenfassenden Darlegungen, so insbesondere in dem erhöhten Interesse zum Ausdruck, welches gegenwärtig den auf die Grundlagen und Methoden naturwissenschaftlicher Erkenntnis gerichteten Betrachtungen, einer Philosophie der Naturwissenschaften zugewendet ist. Sie muß auch in der einheitlichen Auffassung des Unterrichtes ihren Ausdruck finden. Läßt sich hier eine äußere Einheit nicht erreichen, so müssen wir um so mehr an der inneren Zusammengehörigkeit des gesamten Organismus unserer hohen Schulen festhalten. Und das geschieht, wenn die Vertreter der verschiedenen Gebiete, die sie in sich schließen, ihr engeres Werk als einen Teil aufzufassen und im Zusammenhange zu verstehen lehren des gesamten Weltbildes, das in Natur- und Geisteswissenschaft die menschliche Erkenntnis sich geschaffen, und wenn sie es in Einklang und in lebendige fruchtbringende Beziehung zu setzen wissen zu der Welt, die uns umgibt.

Literatur.

W. ERMAN und E. HORN, Die Bibliographie der deutschen Universitäten, 3 Bde. (Leipzig, 1904/5). [Die vollständigste Zusammenstellung der Universitätsliteratur, aus welcher hier im besonderen die Geschichte der einzelnen Universitäten herauszuheben ist.] — A. HARNACK, Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 3 Bde. (Berlin, 1900). — J. HART, German Universities (New-York, 1874). — Die Jahresberichte der Deutschen Mathematiker-Vereinigung (Leipzig, 1891—1906). [Enthalten eine Reihe wichtiger Aufsätze zur Frage des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtes.] — G. KAUFMANN, Geschichte der deutschen Universitäten, 2 Bde. (Stuttgart, 1888/96). — F. KLEIN und E. RIECKE, Über angewandte Mathematik und Physik in ihrer Bedeutung für den Unterricht an den höheren Schulen. Mit einem Wiederabdruck verschiedener Aufsätze von F. Klein (Leipzig, 1900). — W. LEXIS, Die deutschen Universitäten. Für die Universitätsausstellung in Chicago 1893 herausgegeben. 2 Bde. (Berlin, 1893). — Derselbe, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich. Aus Anlaß der Weltausstellung in St. Louis 1904 herausgegeben (1904). Bd. 1. Die Universitäten. Bd. 4. Das technische Unterrichtswesen. Teil 1. Die Technischen Hochschulen. [Hier zahlreiche Angaben über speziellere Literatur, insbesondere für die Geschichte der technischen Hochschulen.] — F. PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 2 Bde. 2. Aufl. (Leipzig, 1896). [Mit einer großen Zahl weitergehender Literaturangaben.] — Derselbe, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium (Berlin, 1902). — RIEDLER, Zur Frage der Ingenieur-Erziehung. [Im Anschluß daran verschiedene Aufsätze und Referate in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, in denen die moderne Bewegung für die Gestaltung des technischen Unterrichts (nach Vor- und Fachbildung) zum Ausdruck gelangt.]

Über den Inhalt und Umfang des an den Universitäten vorgetragenen Stoffes geben (außer Vorlesungsverzeichnissen) bis etwa an den Anfang des 19. Jahrhunderts die mannigfachen Kompendien und Lehrbücher Aufschluß, deren wichtigste in Texte Erwähnung gefunden haben. Später entfällt mit der freieren und wissenschaftlicheren Gestaltung des Unterrichtes diese Beziehung, aber man wird hier sagen können, daß die reiche Zahl zusammenfassender Werke und Lehrbücher auch über spezielle Wissensgebiete und über einzelne Probleme der Wissenschaft, welche im besonderen unsere deutsche Literatur auszeichnet, die enge Beziehung der wissenschaftlichen Forschung zum Unterricht, das besondere Merkmal der Hochschule des 19. Jahrhunderts, widerspiegelt.

KUNST- UND KUNSTGEWERBE-MUSEEN.

Von

Ludwig Pallat.

I. Die Entstehung der Sammlungen. Wer heute die Sammlung antiker Bildwerke des Louvre besucht und darin Genuß und Belehrung findet, sollte mit besonderer Ehrfurcht und Dankbarkeit vor dem Porträt des M. Vipsanius Agrippa stehen bleiben, denn er ist, soweit unser Wissen reicht, der erste gewesen, der den Gedanken, private Sammlungen von Kunstschätzen allgemein zugänglich zu machen, öffentlich ausgesprochen und begründet hat. Der Gedanke lag nahe in einer Zeit, die wie die Augusteische rückwärts blickte auf die hohen Vorbilder, welche die griechische Kunst geschaffen hatte, und gleich Wertvolles hervorzubringen sich bemühte. Das Sammeln von Kunstwerken im Altertum.

Die Fürsten von Pergamon hatten das erste Beispiel im Sammeln hervorragender Werke aus der Blütezeit der attischen Kunst gegeben. Mit der Unterwerfung Griechenlands war auch in den Römern der Sammeleifer erwacht. Die Schätze, die seitdem nach Italien hinübergeschafft wurden, hatten sich gegen Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. bereits so gehäuft, daß man manches Museum mit Werken von künstlerischer und historischer Bedeutung hätte füllen können.

Aber die Anregung des Agrippa fiel nicht auf fruchtbaren Boden. Über dem ausschließlichen Streben nach literarischer Bildung wurden die in der Kunst liegenden kulturellen Werte noch nicht hoch genug geschätzt. Der Gedanke, um dieser Werte willen Bilder und Skulpturen zu verstaatlichen, war der großen Masse der Gebildeten noch zu fremd. Die Kunst selbst bedurfte der Museen nicht. Sie war noch so lebendig, daß sie ohne sie bestehen und sich entwickeln konnte; sie überwand den Klassizismus und schuf in freier Verwertung der griechischen Vorbilder Eigenes, Nationalrömisches. Zugleich entfaltete sie sich im Dienste der Kaiser in immer breiterer Öffentlichkeit. Was der Laie zur Befriedigung seiner Schaulust oder auch aus künstlerischem und Bildungsinteresse zu sehen wünschte, das bot ihm der Schmuck der Kaiserforen, der Tempel, Theater, Basiliken, Thermen usw. in vollem Maße. Auch Werke der

griechischen Kunst standen dort in Originalen und Kopieen zahlreich zur Schau. Wie stark das Interesse dafür war, zeigt die Nachricht des Plinius, wonach das Volk den Apoxyomenes des Lysipp von Tiberius, der ihn von den Thermen des Agrippa weg in seinen Palast hatte bringen lassen, zurückverlangte und seine Wiederaufstellung am alten Platze durchsetzte.

Kunstgelehrte, die ihrer Studien wegen ein besonderes Interesse an der systematischen Sammlung von Skulpturen und Gemälden gehabt hätten, gab es in der Kaiserzeit nicht mehr. Einige Ansätze zu einer Kunstwissenschaft im modernen Sinne, die sich besonders in Pergamon gebildet hatten, waren längst abgestorben. Die gelehrte Arbeit beschränkte sich darauf, literarische Angaben über Künstler und Kunstwerke zu sammeln, ohne sie durch eigenes Studium der Quellen und der Denkmäler zu kontrollieren und zu beleben.

Das Mittelalter.

Im Mittelalter begnügte man sich mit dem überlieferten Wissen. Es fehlte der Drang, durch Sammeln, Beobachten und Vergleichen eine tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge zu gewinnen. Das Einzige, was außer kostbaren Geräten, Steinen, Gewändern u. dgl. m. mit Leidenschaft gesammelt wurde, waren Knochen, Schädel, Skelette und sonstige Reliquien von Heiligen. Selbst in Konstantinopel, wo die Produkte des Orients zusammenflossen und die Schätze der antiken Kunst und Literatur sich zum letzten Male konzentrierten, blieb der fruchtbare Boden, aus dem eine neue wissenschaftliche Erkenntnis hätte ersprießen können, unbenutzt. Von den Kreuzzügen durchwühlt trug er auch in der Folgezeit keine Früchte; aber seine Keime gingen wenigstens nicht ganz verloren. Mancherlei Kunstwerke, Manuskripte uud seltsame Naturprodukte gelangten durch die Kreuzfahrer in das Abendland und weckten hier nicht nur die Freude am Besitz, sondern auch das Verlangen nach Belehrung. So kam den griechischen Gelehrten, die im 14. Jahrhundert ihre Heimat zu verlassen begannen, namentlich in Italien ein starker Wissenstrieb entgegen und bereitete ihnen einen freundlichen Empfang.

Die ersten Antikensammlungen.

Das Interesse für die griechische Literatur, die man nun aus erster Hand kennen lernte, wurde bald so lebendig, daß man nicht nur Manuskripte, sondern auch Inschriften, Münzen, geschnittene Steine und Bildwerke zu sammeln begann. Besonders beliebt waren die mit Inschriften versehenen Büsten und Hermen berühmter Männer. Gelehrte, wie Cyriacus von Ancona, machten auf weiten Reisen im Orient förmlich Jagd auf Altertümer, teils aus eigenem Antrieb, teils im Auftrage der Päpste und Fürsten, die vom 15. Jahrhundert ab in rasch steigendem Wetteifer Antikensammlungen zu begründen begannen. War es auch zunächst nur literarisches Interesse, das diesen Sammeltrieb erweckte, so kam doch mit dem Aufblühen der bildenden Kunst bald das ästhetische Bedürfnis, sich an den Schöpfungen der Alten zu erfreuen und von ihnen zu lernen, hinzu. Tatkräftige Fürsten, wie Cosimo und Lorenzo de' Medici, denen es nicht nur um den Besitz der alten, sondern auch um die Förderung der

neuen Kunst zu tun war, erwarben antike Statuen, Reliefs, Mosaiken usw. als anregende Vorbilder für die an ihrem Hofe tätigen Bildhauer und Ziseleure. Wo die Mittel zur Beschaffung wertvoller Originale nicht ausreichten, begnügte man sich mit Nachbildungen. So ließ sich der besonders rührige Franz I. von Frankreich durch den Bildhauer Primaticcio Gipsabgüsse berühmter plastischer Werke beschaffen. Aber weder die Fürsten noch die Künstler sahen zu der Höhe der Alten wie zu etwas Unerreichbarem hinauf. Wie ein Cellini in naivem Selbstbewußtsein die alten Toreuten weit zu übertreffen vermeinte, so glaubten es die Fürsten den römischen Großen mindestens gleich zu tun, wenn sie ihre Paläste und Villen mit Werken nicht nur der antiken, sondern auch der zeitgenössischen Kunst füllten. Was nicht unmittelbar zum Schmuck der Architektur und der Gärten diente, wurde in eigenen Räumen als kostbarer Besitz aufgestellt und bei besonderen Gelegenheiten den Vertrauten und Gästen des Hofes mit Stolz gezeigt. Damit war das erste Fundament zu den Kunstkammern und Gemäldegalerieen gelegt, die später den Grundstock der Kunstmuseen bilden sollten.

Die Kunst- und Raritätenkammern.

In der nächsten Folgezeit traten die Kunstkabinette in enge Verbindung mit den eben damals entstehenden Naturaliensammlungen. Auch auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete war infolge der Kreuzzüge und des Wiederauflebens der Wissenschaften der Sammeleifer erwacht. Gelehrte und Geheimkünstler waren die ersten, die teils zu praktischen Zwecken, teils aus Leidenschaft für Kuriositäten und abnorme Bildungen zu sammeln anfingen. Tradition und Vorbild, sie dabei zu leiten, gab es nicht. Im Altertum hatten zwar auch einzelne Gelehrte und Schulen Sammlungen für Studienzwecke besessen, aber diese Spezialsammlungen waren nicht weiter entwickelt worden, und schließlich hatte sich hier wie auf dem Gebiete der Kunstgeschichte allein die Buchgelehrsamkeit behauptet. Als dann durch Humanismus und Reformation die Fesseln der Scholastik gelöst waren, drängten sich mystische und abergläubische Tendenzen neben die freie Forschung und führten auch den neuerweckten Sammeltrieb auf mancherlei Abwege. Das Verlangen, in den Besitz wunderwirkender Fähigkeiten zu kommen, füllte die Laboratorien der Alchimisten mit einem krausen Gemisch von nützlichen und merkwürdigen Dingen. Aber auch nüchterne Spezialsammler, wie sie vornehmlich aus den Reihen der Ärzte hervorgingen, richteten ihren Blick zunächst mehr auf die absonderlichen als auf die für die wissenschaftliche Erkenntnis wichtigen Objekte. Die Naturaliensammlungen wurden so zugleich Raritätenkabinette, und indem sie als solche alle irgendwie interessanten Bildungen in Stein, Metall, Glas, Eisen usw. aufnahmen, zogen sie auch die bildende Kunst in ihren Bereich.

Da der Begriff „Rarität“ alles umfaßte, was aus den drei Reichen der Natur entweder in Europa sich selten fand, oder aus fernen Ländern herbeigebracht oder durch die Hand eines Künstlers gefertigt war, so gingen

mit der Zeit die Naturalien- und die Kunstkammern eine so enge Verbindung ein, daß es kaum eine Naturalien- oder Materialiensammlung gab, die nicht zugleich Kunstgegenstände, und keine Schatz- oder Kunstkammer, die nicht Naturalien oder Raritäten enthalten hätte. An den größeren Fürstenhöfen gab meist die Kostbarkeit der Kunstobjekte für die Benennung „Schatz"- oder „Kunstkammer" den Ausschlag. So beklagt sich J. D. Major 1674 in seinem „Unvorgreifflichen Bedenken von Kunst- und Naturalien-Kammern insgemein" (abgedruckt in M. B. Valentinis Museum Museorum, Frankfurt 1704—1714), daß die „Natural-Raritäten Gemächer ... insgemein doch nicht zum bequemsten Kunstkammern genannt" wurden. Nach seiner Meinung müßten die Naturalien von den Kunstsachen völlig getrennt und in besonderen Räumen untergebracht werden. Die Kunst- oder Artificialsachen empfiehlt er nach der Materie zu ordnen und nennt dabei folgende Abteilungen, die für den Inhalt der im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts entstandenen Sammlungen bezeichnend sind: a) Antiquarium für Gemälde, Monumente, Inschriften, Statuen, Aschentöpfe, Thränengläser, Lampen, Münzen, Medaillen usw.; b) Cabinet für mathematische, musikalische, astronomische u. a. Instrumente; c) Armamentarium oder Rüstkammer; d) Technicarcheum oder Technicotheca für gewisse Kunstsachen geringerer Qualität, wie Wachsbilder, Gläser, Geschirr, Kästen, Laden, Gewebe usw.; e) Chemische Kunstsachen, wie Öle, Balsame, Salze, Tinkturen usw.

Der Name Museum.

Unter den vielerlei Namen, die solchen Sammlungen gegeben wurden, erlangte der uns jetzt geläufige „Museum" vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab allgemeinere Geltung. Von dem mit Büchern und Raritäten gefüllten Studierzimmer des Gelehrten wurde er auf solche „Logimente und Kammern" übertragen, in denen „allerhand rare Natur-Sachen mit Fleiß auffgehoben und zu jedermanns so wol Augen- als innerlicher gut philosophischer Hertzens-Lust dargestellet werden" (Major a. a. O. Cap. IV, V). In dieser Definition lebt die alte Forderung des M. Vipsanius Agrippa, die Privatsammlungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen, wieder auf. Solange nur die Fürsten und einzelne hochgestellte Persönlichkeiten sich mit dem Sammeln von Kunstwerken und Raritäten befaßten, hatte man darin ein Privileg der Macht gesehen und einen Luxus, an dem der gemeine Mann einen Anteil selbstverständlich nicht haben konnte. Als aber der Sammeleifer sich ausbreitete und auch die bürgerlichen Kreise ergriff, da ward wie in der augusteischen Epoche der Wunsch rege, es möchte ein jeder an solchem Besitz Freude und Nutzen haben können.

II. Die Entwicklung der Sammlungen zu Museen. In Italien und Frankreich waren im Verlaufe des 17. Jahrhunderts die Kunstsammlungen am raschesten an Zahl und Bedeutung gewachsen. Aber während man im Vatikan und in den Palästen und Villen der Barberini, Borghese, Ludovisi u. a. an dem Besitze allein und seiner möglichst glänzenden Auf-

stellung sich genügen ließ, begann man in Frankreich in weit höherem Maße noch, als es im 16. Jahrhundert der Fall war, den vorbildlichen Wert der überlieferten Kunst für die Gegenwart zu schätzen und praktisch auszunützen. Zum ersten Male wurden hier Kunstsammlungen zum Faktor einer weitschauenden Wirtschaftspolitik gemacht.

Staatliche Kunst- und Gewerbepolitik in Frankreich.

Der Staat als Beschützer und Förderer von Handel und Gewerbe nahm unter Louis XIV. zugleich mit der gewerblichen auch die künstlerische Erziehung in die Hand, und Colbert, der geniale Organisator, war es, der den Lernbegierigen die königlichen Sammmlungen erschloß. Künstler und Kunsthandwerker erhielten im Louvre eigene Ateliers. Die Mitglieder der im Jahre 1663 gegründeten Akademie der Künste versammelten sich am ersten Sonnabend jeden Monats im großen Akademiesaal oder in der Louvregalerie und diskutierten nach einleitenden Vorträgen über die dort vorhandenen Kunstwerke. Von noch größerer Bedeutung für die Folgezeit war, daß sie im Jahre 1667 auf Betreiben von Colbert und nach einem von ihm entworfenen Programm die erste Ausstellung ihrer eigenen Werke im Palais Royal veranstalteten. Von da ab fanden solche Ausstellungen zunächst ziemlich regelmäßig alle zwei Jahre, von 1706 an mit großen Zwischenpausen und von 1737 ab wieder regelmäßig, zuerst jedes Jahr, dann wieder alle zwei Jahre statt. Durch diese Ausstellungen gewöhnte sich das Publikum daran, den Genuß der Kunstwerke als ein ihm zukommendes Recht zu betrachten. Auch die im Jahre 1662 von Colbert ins Leben gerufene Manufacture Royale des Meubles de la Couronne trug dazu bei, das Bedürfnis und die Empfänglichkeit für eine höhere künstlerische Kultur zu steigern und zu verbreiten. Eine Zentralwerkstätte und -schule für alle Arten der dekorativen Kunst, wie wir sie uns heute noch zu wünschen haben, nahm diese Anstalt unentgeltlich 60—100 Zöglinge auf, bildete sie außer in ihrem Handwerk allgemein künstlerisch durch Zeichnen nach der Antike und nach dem lebenden Modell und entließ sie nach zehn Jahren mit dem Meisterrecht für ganz Frankreich. Diese Aussaat trug reiche Früchte. Im ganzen Lande erwachte im Laufe des 18. Jahrhunderts das Interesse an den Fragen des Kunst- und Gewerbeunterrichts. Immerhin dauerte es fast hundert Jahre, ehe sich der auch bereits von Colbert entwickelte Gedanke der Begründung von Provinzial-Zeichenschulen verwirklichte. Das Volk brauchte Zeit, um mündig zu werden, aber als es sich seiner Kraft bewußt war, verlangte es auch stürmisch Zutritt zu allem, was seine Bildung fördern und seine Erwerbstätigkeit steigern konnte.

Die ersten Kunstausstellungen.

Das Verlangen nach Zugänglichkeit der Kunstsammlungen.

Teilweise Erfüllung.

So war es kein Zufall, daß um dieselbe Zeit, in der die ersten Provinzial-Zeichenschulen ins Leben traten, die Verwaltung der königlichen Kunstsammlungen, dem Drängen des Publikums nachgebend, 110 Gemälde aus Versailles nach dem Palais Luxembourg bringen ließ und sie zusammen mit der hier bereits befindlichen Rubensgalerie vom 14. Oktober 1750 ab am Mittwoch und Sonnabend jeder Woche zugänglich machte.

Zu gleicher Zeit brachte man alle Gegenstände des von Louis XIV. in Versailles geschaffenen Cabinet de Raretés zusammen mit dem Inhalte des Cabinet des Armes in den Garde Meuble und gestattete am ersten Dienstag in jedem Monat die Besichtigung. So dankenswert diese Maßnahmen für die Allgemeinheit waren, so genügten sie doch nicht ihren Ansprüchen. Sie hingen überdies von dem Willen des Königs ab und konnten jederzeit zurückgenommen werden, was denn auch unter der Regierung von Louis XVI. geschah. Unter demselben Regime wurde ein Plan zu einer ständigen Ausstellung von Meisterwerken der alten und neuen Kunst in der großen Galerie des Louvre zwar ausgearbeitet, aber in den Akten des Ministeriums begraben. Es bedurfte der Revolution, um ihn aus dem Zustande der „Erwägung" zum Leben zu erwecken.

Das erste staatliche Museum.

In England hatte bereits die Revolution von 1649 zur Verstaatlichung königlichen Kunstbesitzes geführt. Aber auch hier dauerte es hundert Jahre, bis die Idee eines allgemein zugänglichen Museums in dem 1753 begründeten Britischen Museum Gestalt gewann; und obwohl vom Parlament ausdrücklich bestimmt wurde, daß das Museum dem allgemeinen Gebrauch und Nutzen des Publikums dienen sollte, ließ doch ebenso wie in Paris die Zugänglichkeit auf Jahrzehnte hinaus sehr viel zu wünschen übrig. Die für einen Besuch gewährte Zeit betrug nur zwei Stunden. Auch wurden nicht mehr als 15 Personen zu gleicher Zeit zugelassen. Ferner mußte man sich einige Tage vorher unter Angabe von Tauf- und Zunamen beim Pförtner anmelden und durfte dann nach einigen Tagen die erforderlichen Billetts abholen, auf denen Tag und Stunde, wann man zugelassen werden sollte, angegeben war. Bei so beschränktem Eintritt konnte dieses erste staatliche Museum für die Entwicklung der öffentlichen Sammlungen nicht von einschneidender Bedeutung werden, als Kunstmuseum um so weniger, als sein Inhalt in der Hauptsache nur aus Büchern, Naturalien und kleineren Altertümern bestand.

Die französische Revolution. Begründung des Musée National du Louvre.

Der wirkliche Fortschritt vollzog sich in Frankreich. Hier riß die Revolution von 1789 die Schranken nieder, die das Volk von den Kunstschätzen des Königs und der Kirche trennte. Daß man nicht wild zerstörte und verschleuderte, was man vorfand, sondern auch in den stürmischsten Tagen der Nationalversammlung und des Konvents bestrebt war, zu erhalten und zu ordnen, zeigt, wie stark das Bewußtsein von dem bildenden Werte der Kunst und der Stolz auf ihren Besitz das zur Macht gelangende Bürgertum durchdrang. Man wollte nicht vernichten, was das Königtum durch Aussaat und Pflege geschaffen hatte, sondern die Frucht von dem Baume pflücken, zu dem der Zugang, kaum geöffnet, von einem kurzsichtigen Regiment wieder verwehrt worden war. Aber die Ernte, die man nun mit einem Male zu bergen hatte, war zu groß, als daß sie alsbald sorgfältig und übersichtlich hätte geordnet werden können. Es bedurfte einer Unzahl von Dekreten, Protokollen und Berichten, ehe

das National-Museum auf Beschluß des Konvents vom 27. Juli 1793 in der großen Galerie des Louvre eröffnet werden konnte. Damit hatte wenigstens der größere Teil der bis dahin ohne Inventare und Kontrolle an verschiedenen Orten untergebrachten Kunstschätze ein sicheres Asyl gefunden; aber wieder verstrichen drei Jahre, bis die Räume des Louvre so weit restauriert und die Objekte so weit geordnet und instandgesetzt waren, daß sie dem Publikum, für das sie bis dahin mit seltenen Ausnahmen verschlossen waren, wirklich zugänglich gemacht werden konnten.

Das Conservatoire des Arts et Métiers.

Da der Louvre bei weitem nicht alles fassen konnte, was die vom Konvent ernannte Commission temporaire des Arts als für die Wissenschaft, die Kunst und das Handwerk geeignet aus dem in den Besitz der Nation übergegangenen Schatze ausschied, tat man alsbald den weiteren Schritt und schuf das Conservatoire des Arts et Métiers. In diesem vereinigte man die von der Académie des Sciences in den letzten hundert Jahren zusammengebrachte Kollektion von Maschinen, die bis dahin im Louvre aufgestellt war, mit der von dem Mechaniker Vaucanson im Jahre 1775 begründeten und bei seinem Tode der Regierung vermachten ersten öffentlichen Sammlung von Maschinen, Instrumenten und Werkzeugen. Der Zweck dieser Anstalt, des Vorbildes für alle späteren Gewerbe- und Industriemuseen, war von vornherein ein erziehlicher. Durch praktischen Anschauungsunterricht sollten Handwerker und Industrielle belehrt und gefördert werden. 1806 wurde mit dem Museum eine Gewerbeschule und 1817 eine Hochschule verbunden, in der öffenllich und unentgeltlich die Anwendung der Wissenschaft auf die Industrie gelehrt werden sollte.

Beginn des Übergewichts von Wissenschaft und Industrie.

Diese Einrichtungen setzten Frankreich in den Stand, mit der von England ausgehenden industriellen Entwicklung Schritt zu halten; aber sie bewirkten zugleich, daß die von der Wissenschaft genährte Industrie auch das Kunstgewerbe in Beschlag nahm und seine natürliche Verbindung mit der bildenden Kunst löste. Als Gegengewicht gegen diese wissenschaftlich-technischen Tendenzen hätte man mit den Kunstsammlungen ebenfalls Lehranstalten, und zwar solche für Künstler und Kunsthandwerker nach Art der von Colbert gegründeten — inzwischen in ihrem Betriebe auf die Teppichwirkerei beschränkten — Manufacture Royale des Meubles ins Leben rufen müssen. Statt dessen wurden die Künstlerateliers im Louvre aufgehoben und 1795 eine Spezialschule für die hohe Kunst, die École des Beaux-Arts begründet. Die Museen sollten natürlich dem Künstler weiter als Studienfeld dienen; aber auch sie gerieten bald ganz in den Bann der rasch emporblühenden Wissenschaft.

Systematische Ordnung und Aufstellung. Auflösung der Kunstkammern.

III. Die Museen im 19. Jahrhundert. Das Bedürfnis nach einer systematischen Ordnung der Kunst- und Raritätenkammern war schon seit langem empfunden worden. Auch an praktischen Ratschlägen hatte es nicht gefehlt; aber diese bezogen sich mehr auf die Naturalien als auf die Kunstgegenstände. Bilder und Statuen dienten in erster Linie als Schmuck

und mußten sich deshalb da, wo überhaupt auf eine gute Aufstellung Wert gelegt wurde, in den gegebenen architektonischen und dekorativen Rahmen fügen. Fragmentierte Werke der antiken Kunst wurden durchweg ergänzt, wobei neben dem dekorativen Zweck meist modische Liebhaberei, wie die Vorliebe für bestimmte allegorische Figuren, den Ausschlag gab. Daß man damit viel anspruchsvolles und widersinniges Flickwerk schuf, des wurde man sich in der Leidenschaft des Sammelns und Dekorierens lange nicht bewußt. Erst als um die Wende des Jahrhunderts der prunkvolle Rahmen sich löste, in den die sehr ungleichwertigen Kunstschätze gefaßt waren, und gleichzeitig die archäologische Wissenschaft zwischen Griechisch und Römisch zu scheiden begann, trat das Bedürfnis nach einer Auslese und einer der historischen und künstlerischen Bedeutung der Kunstwerke entsprechenden Aufstellung unabweisbar hervor. Man erkannte in einer solchen Ordnung die notwendige Grundlage für die erzieherische Wirkung, die man von den öffentlichen Museen erhoffte.

Die Gemäldegalerieen.

Verhältnismäßig leicht ließ sich in den größeren Gemäldesammlungen Gutes und Mittelmäßiges sondern und das Aufstellenswerte nach Epochen und Schulen ordnen. So geschah es z. B. in dem von Friedrich Wilhelm III. gestifteten Berliner Museum, von dessen Gemäldegalerie schon bei der Eröffnung im Jahre 1830 Wilhelm von Humboldt rühmen konnte, daß sie im Gegensatz zu den meisten, ja vielleicht zu allen übrigen Galerieen, welche nach und nach ohne bestimmten Plan zusammengekommen seien, sich systematisch über alle Perioden der Malerei ausdehne, und daß die Geschichte der Kunst sich in ihr von ihren Anfängen an verfolgen lasse. Auch die für die weitere Entwicklung der Museen wichtige prinzipielle Frage, ob die vorhandenen Lücken rasch durch Kopieen oder allmählich durch Originale auszufüllen seien, wurde bei den Gemäldegalerieen verhältnismäßig leicht zugunsten der Originale entschieden. Die relative Vollständigkeit und der vorhandene Bestand an wertvollen Originalen, dem man nicht minderwertige Kopieen zugesellen mochte, gab dabei den Ausschlag.

Die Antikenmuseen.

Weit schwieriger war es auf dem Gebiete der antiken Kunst, die neuen Grundsätze ohne Konzessionen durchzuführen. Die junge Wissenschaft der Archäologie bot für die Scheidung der Bildwerke nach Stil und Zeit einstweilen nur geringe Anhaltspunkte, und die Sammlungen selbst waren zu sehr zusammengewürfelt und zu lückenhaft, als daß sie sich in eine streng historische Ordnung hätten bringen lassen. Die Aufstellung wurde so im günstigsten Falle ein Kompromiß zwischen dem bis dahin üblichen dekorativen und dem neuen wissenschaftlichen Prinzip. Vor allem fehlte es an Originalen der frühen und der reifen griechischen Kunst. Um solche zu beschaffen, bedurfte es besonderer Anstrengungen mußte der Boden selbst, der sie erzeugt hatte, unter Aufwendung großer Mittel durchsucht werden. Die Engländer und die Franzosen gingen auf diesem Wege mit Energie voran, und bald füllte sich namentlich das

Britische Museum mit den köstlichsten Schätzen aus allen Gebieten der orientalisch-griechischen Kultur. Von den kleineren Staaten erhielt Bayern durch die Ergebnisse der äginetischen Expedition einen Besitz, der seine 1830 eröffnete Glyptothek gleich in die vorderste Reihe der Antikenmuseen stellte. Trotz dieser Erfolge dauerte es aber verhältnismäßig lange, bis auch die übrigen Museen, soweit sie auf ihre Weiterentwicklung bedacht waren, sich zu eignen Ausgrabungen entschlossen. Mittlerweile wuchsen die Ansprüche, welche die archäologische und die historische Wissenschaft an solche Untersuchungen stellte. Während jene früheren Expeditionen sich auf das Aufsuchen von Museumsstücken beschränkt hatten, konnten die in den letzten Jahrzehnten insbesondere von Wien und Berlin aus organisierten Unternehmungen nicht umhin, alles, was sie anfaßten, nach jeder Richtung hin auszuschöpfen. Das historische Gewissen ist jetzt so geschärft, daß man es als ein Verbrechen ansehen würde, wenn ein Museum eine Ausgrabungsstätte aufgeben wollte, nachdem es durch glückliche Funde seinem eigenen Bedürfnisse genügt hätte. Die Antikenmuseen, die einst reine Kunstmuseen waren, stehen damit ganz im Dienste der Wissenschaft.

Wissenschaftliche Unternehmungen.

Neben den Originalsammlungen schuf das Bedürfnis nach einem möglichst vollständigen Studien- und Lehrmaterial teils in Verbindung mit den Antikengalerieen, teils selbständig oder im Anschluß an die Universitäten Abgußsammlungen, die bald ein übersichtliches Bild der Entwicklung der antiken Kunst darboten. Wie diese Sammlungen zumeist unabhängig von den schon früher vorhandenen Abgußsammlungen der Kunstschulen entstanden, so kamen sie auch und kommen noch heutzutage fast ausschließlich der Wissenschaft zugute, auf deren Boden sie erwuchsen. Kunst und Wissenschaft sind hier so weit, als es überhaupt möglich ist, voneinander abgerückt; denn während der Archäologe durch die Abgußsammlungen rasch mit den neuauftauchenden Werken der originalen griechischen Kunst vertraut wird und ihren Wert gegenüber dem der späteren Nachbildungen und Kopieen erkennen lernt, zeichnet der junge Künstler unentwegt nach der sogenannten „Antike“ und kommt vielleicht erst nach Jahren zufällig zu der Einsicht, daß die wirklich antike Kunst etwas ganz anderes ist, als was er sich nach den berühmten Musterbeispielen vorgestellt und eingeprägt hat.

Die Abgußsammlungen.

Analog den Gipssammlungen entwickelten sich die Nebenzweige der alten Kunstkammern, die Antiquarien, die Kupferstich- und Münzkabinette, die prähistorischen, ethnologischen und ägyptischen Sammlungen rasch zu Archiven und Arbeitsstätten der Wissenschaft. Der Sammeleifer und der Forschungstrieb fanden hier mehr Genüge als in den Galerieen der hohen Kunst. Auch die Prinzipien wissenschaftlicher Ordnung ließen sich leichter als dort zur Geltung bringen.

Die Nebenzweige der Kunstkammern.

Während so in den größeren Residenzen dank der Initiative einsichtsvoller Fürsten und Staatsverwaltungen aus den Kunst- und Raritäten-

Die Museen in den kleineren Städten.

kammern selbständige Museen erwuchsen und sich zu Pflanzschulen neuer Wissenschaftszweige entwickelten, fristeten die in den kleineren Städten teils in fürstlichem, teils in städtischem Besitz vorhandenen Sammlungen noch lange ein nutzloses Dasein. In Frankreich hatte zu Beginn des neuen Jahrhunderts das Konsulat Provinzialmuseen ins Leben zu rufen gesucht, indem es aus der Fülle der Kunstwerke, die infolge der Revolution und der Kriege Napoleons in Paris zusammenströmten, einen Teil den Departements überwies. Diese künstliche Gründung hatte aber keinen dauernden Erfolg. Es fehlte zu einer günstigen Entwicklung dieser Sammlungen noch an dem entgegenkommenden und selbsttätigen Interesse der lokalen und provinzialen Behörden. Auch in Deutschland wußte man mit dem durch die Säkularisation der geistlichen Stifte und Klöster freiwerdenden Besitz zunächst nicht viel anzufangen. Man begnügte sich nach wie vor, die in den Archiven, Stadtbibliotheken usw. angesammelten Kunstgegenstände und Raritäten zu behüten und im übrigen die Pflege der Kunst und ihrer Denkmäler einzelnen Privaten zu überlassen. Erst im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts wurde das Bedürfnis nach archäologischer Belehrung und künstlericher Anregung so allgemein, daß es aus sich selbst heraus neue Formen der Sammeltätigkeit entwickelte. Es entstanden die ersten Altertums- und Geschichtsvereine, die ersten Kunstvereine, Museumsgesellschaften usw. Der Zweck dieser Gründungen war, durch Sammeln, Ordnen und Vorführen von archäologischen und Kunstgegenständen der Allgemeinheit das zu bieten, was sich bisher nur der reiche Liebhaber hatte gestatten können.

Die Kunstvereine.

Wenn wir heute die Ergebnisse der Tätigkeit dieser zum Teil noch jetzt bestehenden Vereine und der später gegründeten überblicken, so müssen wir sagen, daß auch sie im allgemeinen der Wissenschaft mehr Nutzen gebracht hat als der Kunst. In die Sammlungen alter Gemälde und Plastiken wollte Jahrzehnte hindurch kein rechtes Leben kommen. Vielfach schätzte man die vorhandenen Kunstwerke so gering ein, daß man sie der öffentlichen Zurschaustellung überhaupt nicht für wert hielt. Zur Vermehrung fehlte es an Mitteln und, wo diese vorhanden waren, meist an Kritik. Für ein bescheidenes Sichbeschränken auf die lokal oder landschaftlich interessanten Werke war das historische Bedürfnis noch nicht differenziert genug. Auch von der Pflege der neueren Kunst läßt sich nicht behaupten, daß ihr die Vereinstätigkeit sonderlich viel genützt hätte. Das Interesse und die Beteiligung war hier wohl größer, aber nicht der Effekt; denn während man sich der alten Kunst gegenüber den Mangel an Sachverständnis eingestand und lieber auf jede energische Tätigkeit verzichtete, als daß man den Ankauf eines möglicherweise gefälschten Werkes riskierte, hielt sich zum Urteil über moderne Kunst ein jedes Vereinsmitglied für berechtigt. Für die Gestaltung der Kunstvereinssammlungen gab so nicht das Verständnis der wenigen, sondern der Durchschnittsgeschmack der Menge den Ausschlag. Auch heute sind die meisten dieser Vereine noch weit

von der Einsicht entfernt, daß es nicht die Kunst fördern und den Geschmack des Publikums bilden heißt, wenn man nur nach dem Namen und der äußerlichen Wohlgefälligkeit kauft. Die Mehrzahl der Städte, die sich gegenwärtig ansehnlicher Kunstsammlungen erfreuen, verdanken sie nicht dem Wirken der Vereine, sondern opferwilligen Sammlern und freigebigen Bürgern. Immerhin muß man als Leistung der Vereine anerkennen, daß sie Interesse und Stimmung geweckt und so die hervorragenden Stiftungen Einzelner mit hervorgerufen haben.

Die Altertumsvereine.

Das Gebiet der Altertumsfunde und der historischen Denkmäler lag von vornherein für eine erfolgreiche Vereinstätigkeit günstiger. Die Schätze, die der heimische Boden barg oder die in Rumpelkammern Sorglosigkeit und Nichtachtung verkommen ließ, konnten mit verhältnismäßig geringen Mitteln erworben und geborgen werden. Dabei war es jedem Vereinsmitglied möglich mitzuwirken, indem es in seiner nächsten Umgebung nach Altertümern spürte und dafür sorgte, daß solche, die zufällig zutage traten, nicht verkamen. Leichter auch als für die Kunst fanden sich unter Lehrern, Geistlichen, Ärzten usw., wenn nicht gerade Sachverständige, so doch Beobachter, die durch sorgfältige Sammelarbeit der Wissenschaft zu dienen imstande waren. Das Interesse der Vereine richtete sich, von der klassischen Archäologie angeregt, zunächst auf die römischen und vorgeschichtlichen Altertümer. Wie sie hier ihre ersten Erfolge erzielten, so haben sie auch in der Folge auf diesen Gebieten das meiste geleistet. Eine ganze Reihe prähistorischer, römisch-germanischer, römisch-keltischer usw. Sammlungen haben neben den Museen der Hauptstädte Ansehen und selbständige Bedeutung für die Wissenschaft gewonnen. Mit Genugtuung dürfen die deutschen Vereine auf das Römisch-Germanische Zentralmuseum blicken, das sie im Jahre 1852 in Mainz begründet haben.

Die Geschichtsvereine und die ersten Begründer von Nationalmuseen.

Für die Kulturdenkmäler der geschichtlichen Zeit wurde das Interesse erst durch die Romantik rege. Erst aus der Schwärmerei für die nationale Vergangenheit entsprang der Wunsch, möglichst viel von dem zu erhalten, was sich aus dem Mittelalter und der Renaissance durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch gerettet hatte. Soweit dies durch Sammeln geschehen konnte, waren Privatleute die ersten, die sich mit Erfolg betätigten: so der Marquis von Sommerard, der 1833 im Hotel de Cluny die Sammlung mittelalterlicher und Renaissance-Gegenstände begründete, die nach seinem Tode der Staate erwarb; so der Freiherr von Aufseß, der schon in den zwanziger Jahren die Anfänge seiner kultur- und kunstgeschichtlichen Sammlungen schuf, die später den Grundstock des von ihm ins Leben gerufenen Germanischen Museums in Nürnberg bilden sollten. Für die Vereine war das Sammeln kulturgeschichtlicher Denkmäler zunächst nur ein Beiwerk zu ihren lokalhistorischen Forschungen. Und auch für den Freiherrn von Aufseß standen bei der Begründung des Nationalmuseums, die auf seinen Antrag 1852 in Dresden

von den deutschen Geschichts- und Altertumsforschern beschlossen wurde, die Kunst- und Altertumssammlungen erst in zweiter Linie hinter der Sammlung des Quellenmateriales für die deutsche Geschichte. Erst in den sechziger und siebziger Jahren begannen sich die kulturhistorischen Museen selbständig zu entwickeln. Außer der Hebung des Nationalgefühls kam ihnen die neueinsetzende kunstgewerbliche Bewegung zugute.

Die kunstgewerbliche Bewegung.

Weite Gebiete des Kunsthandwerks waren seit Beginn des Jahrhunderts von der Industrie in Beschlag genommen. Die Vertreter der hohen Kunst hatten es leichten Herzens geschehen lassen. Auch bei den Museumsgründungen waren aller Augen auf die Gemälde und die antiken Skulpturen gerichtet. Daneben fanden allenfalls noch die Antiquarien Interesse. Der sonstige Bestand der alten Kunstkammern wurde weiter aufbewahrt, aber einen besonderen, bildenden Wert maß man ihm nicht bei.

Die Weltausstellung in London 1851.

Dieser Zustand dauerte, bis durch die Weltausstellung in London vom Jahre 1851 aller Welt klar wurde, daß es mit der Vernachlässigung des Kunsthandwerkes so wie bis dahin nicht weitergehen dürfe. Unter den Einsichtigen, die zur Umkehr mahnten, erhob besonders klar und eindrucksvoll Gottfried Semper seine Stimme. Er erkannte scharf die Ursachen des offenkundigen Niederganges und gab mit überzeugenden Worten Mittel und Wege zum neuen Aufstieg an. Eine seiner Forderungen war die Begründung von Museen, die dem Handwerker gute Beispiele der einzelnen Zweige des Kunstgewerbes vorführen und ihm das Studium derselben möglichst leicht machen sollten. Dieser Gedanke fiel vor allen anderen auf fruchtbaren Boden. Die Meinung von dem bildenden Werte der Museen und ihrer Wirkungsmöglichkeit war so hoch gestiegen, daß man sich ohne weiteres von ihnen auch die beste Hilfe für die Wiederbelebung des Kunsthandwerks versprach. Schon 1852 wurde in London als ein Teil des großen Zentralinstitutes für Kunst und Wissenschaft, des South-Kensington-Museums, ein Museum für ornamentale Kunst gegründet. Die Begeisterung, aus der diese Schöpfung entstand, griff bald auch auf den Kontinent über und rief hier in rascher Folge eine stattliche Zahl von Gewerbe- und Kunstgewerbemuseen ins Leben.

Die Kunstgewerbemuseen.

Die neuen Museen sollten in erster Linie den allgemeinen Geschmack heben, indem sie ihn von den kunstverlassenen Erzeugnissen der Industrie auf die Meisterwerke des guten alten Kunsthandwerkes hinlenkten. Daß man sich hierbei nicht auf das bloße Zurschaustellen beschränken durfte, hatte man schon an den Kunstmuseen erfahren. Es mußten neue Formen der Belehrung und Anregung geschaffen werden. Auch der gemeine Mann, der den Schätzen der großen Galerieen scheu und verständnislos gegenüberstand, sollte sich in den neuen Museen heimisch fühlen und Nutzen daraus ziehen können. Zu diesem Zwecke wurden gemeinverständliche Führer herausgegeben, die einzelnen Gegenstände mit erklärenden Bezeichnungen versehen und Vorträge und Vortragszyklen in den Museen selbst eingerichtet. Eine weitere Aufgabe war, das Publikum mit den im Privat-

oder sonstigen Besitz befindlichen Schätzen alter Kunst und mit den Fortschritten der Gegenwart bekannt zu machen. Die in dieser Absicht zuerst beim South-Kensington-Museum eingerichteten Leihausstellungen und permanenten Vorführungen neuer Erzeugnisse des Kunsthandwerkes wurden mit der Zeit das beste Agitationsmittel der Kunstgewerbemuseen und zugleich eines der Hauptmerkmale des in ihnen neugeschaffenen Typus des „arbeitenden Museums“. Weniger allgemein haben sich die ebenfalls von dem Londoner Museum zuerst veranstalteten Wanderausstellungen eingebürgert. Je zahlreicher Kunstgewerbemuseen auch in den Provinzen eingerichtet wurden, desto geringer wurde das Bedürfnis nach Ausstellungen von Gegenständen aus dem Besitze der Zentralsammlungen.

Kunstgewerbeschulen in Verbindung mit den Museen.

Waren diese Leih- und Wanderausstellungen ein völlig neuer Gedanke, so suchte man durch die Kunstschulen, die man mit den Museen verband, Anschauung und Unterricht in einer Weise zu vereinigen, wie sie für Gewerbe und Industrie in dem Conservatoire des Arts et Métiers bereits vorbildlich gegeben war. Man hoffte damit am ehesten den Schaden auszugleichen, den die Loslösung des Handwerkes von der Kunst und die Übermacht der Maschine gestiftet hatte. Die Sammlungen selbst sollten das Studienmaterial für die Schule bilden, für deren Zwecke es jederzeit zur Verfügung stand. Neben den Originalsammlungen wurden besondere Sammlungen von graphischen Vorbildern und Gipsabgüssen angelegt, die im Verein mit Fachbibliotheken sowohl der Schule als auch den Besuchern des Museums dienen sollten. An einigen größeren Anstalten hat sich aus diesen Nebenzweigen ein lebhafter Vertrieb von Lehrmitteln an die Museen der Provinz und des Auslandes entwickelt.

Entwicklung zu historischeu Museen.

So praktisch alle diese Maßnahmen gedacht waren, so verhinderten sie doch nicht, daß die eigentlichen Kunstgewerbemuseen, wie sie sich unter Beiseitesetzung der gewerblich-technischen Interessen namentlich in Norddeutschland entwickelten, bald ebenso wie die Kunstsammlungen in die rein wissenschaftliche Richtung gedrängt wurden. Im allgemeinen vollzog sich die Entwicklung so, daß man die Restbestände der alten Kunstkammern und was sonst aus öffentlichem und privatem Besitze überwiesen wurde, systematisch sowohl nach technologischen wie nach historischen Gesichtspunkten ordnete. Indem man dann die vorhandenen Lücken durch typisch und künstlerisch wertvolle Objekte zu ergänzen suchte, kam man immer mehr zu der Einsicht, daß die Bedeutung der Einzelstücke nur in dem Rahmen, für den sie geschaffen waren, voll gewürdigt werden könnte. Je weiter diese Erkenntnis vorschritt, desto mehr erhielten die Sammlungen kulturgeschichtlichen Charakter und berührten sich bald eng mit den Nationalmuseen, die ihrerseits durch das kunstgewerbliche Interesse stark gefördert und in ihrer Gestaltung beeinflußt wurden. Diese Entwicklung hatte, solange das Kunsthandwerk sich in historischen Bahnen bewegte, nichts Bedenkliches, wenn man auch manchem Museum vielleicht mit Recht den Vorwurf machen konnte, daß es das Interesse der Samm-

lung dem des Handwerks, das es fördern sollte, voranstellte. Seit aber infolge der kunstgewerblichen Bewegung der letzten Jahre das Interesse an den historischen Vorbildern erheblich gesunken ist, haben die Kunstgewerbemuseen zum Teil die Fühlung mit den Bedürfnissen der Gegenwart verloren und werden von den Vorwürfen mitgetroffen, die man gegen die historischen Kunstmuseen erhebt.

Die Museumsgelehrten.

IV. Die Museen in der Gegenwart. Ausblicke. Man ist unzufrieden mit den Museen — trotz ihrer glänzenden Entwicklung, auf die man nebenher natürlich stolz ist. Die letzten Gründe dieser Unzufriedenheit sind Empfindungen und Anschauungen, die sich nicht gegen die Museen allein richten. Man klagt über einseitige Verstandesbildung und wünscht mehr Kultur des Gefühls und mehr Entwicklung der schöpferischen Kräfte. Von den Museen heißt es darum: sie seien nicht der Wissenschaft und der Kunsthistoriker wegen da. Dabei vergißt man freilich, daß es viele Museumsgelehrte gibt, die ihre Erfahrung und ihr Urteil nicht in wissenschaftlichen Büchern vergraben oder nur wieder dem Museum zugute kommen lassen, sondern energisch in die Breite wirken und an ihrem Teil dazu beitragen, den Sinn für Kunst zu beleben und zu vertiefen. Schon ist ein ganzer Stamm von solchen Gelehrten in und durch die Museen erwachsen; und wir Deutsche können mit besonderem Stolze auf die Königlichen Museen in Berlin blicken, die in den letzten 25 Jahren unter der Leitung von Richard Schöne sich nicht nur zu bedeutenden Arbeitsstätten der Wissenschaft, sondern auch zu einer hohen Schule des Geschmacks für die an ihnen wirkenden jungen Gelehrten entwickelt haben. In keinem anderen Lande der Welt greifen die Museumsbeamten so tatkräftig, so fördernd und in so großer Zahl in den Gang der Kunst und des Kunstgewerbes ein. Man braucht nur an die Kunstausstellungen in Dresden zu erinnern, die wesentlich infolge der Mitwirkung von Kunsthistorikern sich weit über das Niveau der nur von Künstlern veranstalteten Ausstellungen erhoben haben, oder an die vielseitigen Anregungen, die unser Kunstgewerbe durch Museumsbeamte erhalten hat. Gerade die inmitten des historischen Kunstgewerbes wirkenden Männer waren es, die mit als die Ersten erkannten, welches Unheil die äußerliche und überhastete Imitation der verschiedenen historischen Stilarten anrichtete. Gegen die Ornamentierungswut erhoben sie von neuem die Sempersche Forderung, daß nicht im Beiwerk, sondern in der allgemeinen Erscheinung eines Gegenstandes die Kunst zum Ausdruck kommen müsse; und im Sinne dieser Forderung, nicht aus modischer Neuerungssucht, ermunterten und förderten sie die jungen Künstler, die auf den Boden des Handwerks traten und Gebrauchsgerät zu entwerfen begannen. Der große Erfolg, den das moderne Kunstgewerbe auf der Weltausstellung in St. Louis erworben hat, bedeutet so auch für die Museumsbeamten einen Sieg.

Die Kunstmuseen. Wirkung auf das Publikum.

Aber auch wenn man die Arbeit, die der Einzelne leistet, gebührend schätzt, bleibt von der Kritik, die an den Museen geübt wird, noch genug Beherzigenswertes übrig. Es ist leider wahr, daß die Mehrzahl der großen Museen durch die Masse ihres Stoffes wie durch Anlage und Aufstellung den Beschauer rasch ermüdet oder zu flüchtigem Durcheilen geradezu herausfordert. Wie dem abzuhelfen sei, ist schon viel hin und her erörtert worden. Als naheliegender Ausgleich zwischen den Interessen der Laien und denen der Wissenschaft hat der Vorschlag, nach dem Vorbilde, das zuerst L. Agassiz im naturhistorischen Museum zu Cambridge, Mass., geschaffen hat, Schausammlung und wissenschaftliche Sammlung zu trennen, viel Anklang und auch Nachfolge gefunden, Ein wohltuendes Beispiel einer solchen Trennung ist das Berliner Pergamon-Museum, dessen Schausammlung in dem Altaraufbau zugleich den Vorzug eines stark wirkenden Mittelpunktes hat. Ferner wird mit Recht die eintönige Flucht großer, ineinander gehender Säle getadelt, wie sie sich in den meisten, nach dem herkömmlichen Palastschema erbauten Museen zum Leidwesen der Direktoren und zum Überdrusse des Publikums findet. Wie angenehm ein von diesem Typus abweichendes Museum wirken kann, zeigt das Thermenmuseum in Rom, das durch die reizvolle Abwechselung und das Behagen seiner aus Thermenüberresten für Klosterzwecke umgestalteten Anlage den Beschauer zum Verweilen einlädt. Hier war auch, wenigstens in der ersten Zeit seines Bestehens, als die Menge von kleineren Räumen noch eine gesonderte Aufstellung der dem Museum zuwachsenden Fundstücke gestattete, eine andere Forderung unserer Museumskritiker erfüllt: das einzelne Kunstwerk konnte still für sich oder im Rahmen nicht störender oder seinen Reiz erhöhender Gegenstände genossen werden. Man erholte sich dort förmlich von dem Vielzuviel der vatikanischen und kapitolinischen Museen. Große historische Sammlungen in dieser Weise aufzustellen, ist freilich eine sehr viel schwierigere Aufgabe. Der Versuch, den man im neuen Kaiser Friedrich-Museum in Berlin gemacht hat, ist leider nur zum Teil gelungen. Alte und neue Prinzipien liegen hier in einem Widerstreit, der den Wendepunkt, an dem unsere Museumstechnik angelangt ist, recht deutlich kennzeichnet: das Museum ist weder ein reiner Palastbau, in dem die Kunstwerke nur zur Dekoration von Prunksälen dienen, noch ist es ein Studienbau, der nur wissenschaftlichen Bedürfnissen Rechnung trägt, noch ist es ein Kunstbau, für dessen Gestaltung Gehalt und Stimmung des Einzelwerks den Ausschlag geben — es ist von allem etwas und macht dadurch auf den kunstliebenden Beschauer einen unharmonischen, seine Stimmung bald erhebenden, bald lähmenden Eindruck.

In den an Kunstwerken übervollen Museen wird in der Regel noch eins vermißt: ein monumentaler Haupteindruck, der den Eintretenden mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt und seine Seele beim Umherwandern und auch noch lange, nachdem er das Museum verlassen hat,

gefangen hält. Wie man solche Wirkung erzeugt, können die Architekten von unseren Ausstellungskünstlern lernen. Die große Halle mit Bartholomés „Monument aux Morts“ auf der Dresdener Internationalen Kunstausstellung von 1901 und der mächtige Mittelraum der deutschen kunstgewerblichen Abteilung auf der Weltausstellung in St. Louis von 1904 bleiben für den, der sie gesehen hat, unvergeßliche Eindrücke. Auch wie man um so wuchtige Räume kleinere gruppiert und zur Wirkung bringt, ist auf mancher Kunst- und Kunstgewerbeausstellung für den, der lernen will, zu sehen. Auch auf die Kirchen möchte man hinweisen, die in natürlicher Entwicklung zu Museen geworden sind — aber da fallen einem gleich alle die Sünden ein, die man um der Museen willen an den öffentlichen Monumenten, „den eigentlichen Lehrern der Kunst“, wie sie Semper nannte, begangen hat. Kirchen, Klöster, Villen usw. haben ihr Bestes hergeben müssen. Aus lebendigem Zusammenhange hat man es in stimmungslose Räume versetzt, wo ein Werk das andere um seine Wirkung bringt. Neuerdings sucht man künstlich die alte Stimmung wiederherzustellen, indem man stilechte Ensembles schafft und in diese die Bilder und Statuen einordnet. Aber das bleibt im Grunde doch ein frostiges Mittel. Das einzelne Kunstwerk läuft dabei Gefahr, zum bloßen Dekorationsstück erniedrigt zu werden; und das Publikum, das dafür gewonnen werden soll, geht vorbei und sagt sich weise: „das ist romanisch, das ist gotisch, das ist barock“ usw. Das trifft allerdings mehr die kulturgeschichtlichen als die Kunstmuseen. Im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin lassen die mit Geschmack und Zurückhaltung verteilten Möbel die Zeitbestimmung nur leise anklingen.

Wechselnde Ausstellungen.

Um das Interesse des Publikums anzuregen, hat man auch daran gedacht, in den Kunstmuseen durch wechselnde Ausstellungen neue Eindrücke zu schaffen. Das scheint plausibel, ist aber nur in beschränktem Umfange ausführbar. Ein Kunstwerk will Ruhe haben. Wenn es einen guten Platz gefunden hat, so soll man es dort lassen. Man kann sich die Venus von Milo nicht gut im Louvre herumwandernd denken. Gleichwohl sollte jedes Museum einen oder mehrere Säle besitzen, in denen es entweder eigene zurückgestellte Bestände, um ihre Wirkung zu erproben, oder neue Erwerbungen oder aus Privatbesitz geliehene Werke dem Publikum abwechselnd vorführen kann. Diese Räume dürften aber nicht vorn am Eingang oder abgesondert liegen, sondern so, daß der Besucher auf dem Wege zu ihnen den Haupteindruck des Museums in sich aufnimmt. Für Städte mit bescheidenen Sammlungen sind die wechselnden Ausstellungen von weiter greifender Bedeutung. Sie vermitteln dem Publikum die Bekanntschaft mit Kunstwerken, die sonst nicht in seinen Gesichtskreis treten würden, und können, wenn gut organisiert, zur Hebung des Geschmacks in der Regel mehr beitragen als die Museen selbst. In vielen Städten täte man sogar besser, die vorhandenen geringen Mittel auf solche Ausstellungen zu verwenden,

anstatt die Gemäldesammlungen mit Werken zweiten, dritten und noch niedrigeren Ranges zu füllen.

Wirkung auf die Kunst.

Aber nicht nur das Publikum, auch die Kunst selbst verlangt von den Museen stärkere Anregung und Förderung. Sie hat dazu ein gewisses Recht; denn die Museen im allgemeinen und namentlich die für moderne Kunst haben einen Teil der Pflege zu ersetzen, die vor der Umwandlung der Hofmuseen in Staatsmuseen Fürsten und Magnaten der Kunst ihrer Zeit zuteil werden ließen. Leider haben die Museen für neuere Kunst von vornherein viel zu sehr den alten Galerieen nachgeeifert. Sie beanspruchten dieselbe Art von Palästen wie diese und mühten sich ab, es ihnen auch an Charakter und Wert gleich zu tun. Angesehene Namen, stattliche Formate und historischer Charakter der Bilder wurden deshalb bevorzugt. Wenn man einmal die Kunst des 19. Jahrhunderts aus weiterem Abstand überblickt, wird man den neuen Galerieen vielleicht den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie die gesunde Malerei, deren sich Deutschland trotz der Kartonkunst in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts erfreute, zum guten Teil haben mit erdrücken helfen. Jedenfalls erkennt man schon jetzt, daß eine ganze Reihe von Künstlern, deren Schaffen wertvoll war und, wenn es gefördert worden wäre, noch wertvoller hätte werden können, in unseren Museen nicht vertreten sind; von anderen fehlen bezeichnende Werke. Was sich noch erreichen läßt, muß oft mit vielem Gelde aufgewogen werden, während man es seinerzeit mit bescheidenen Mitteln hätte erwerben können. Leider sind wir trotz dieser Erfahrung auch heute nicht klüger — und daran ist noch immer das Vorbild der alten Galerieen schuld. Man kann die Kunst der Gegenwart nicht fördern, wenn man sich immer ängstlich fragen muß, ob ein Werk auch schon abgeklärt genug ist, um in einer monumentalen Galerie dauernd Aufnahme finden zu können. Das Beispiel von Frankreich, das die für den Staat erworbenen Kunstwerke zunächst in das Palais de Luxembourg bringt und erst nach 30 Jahren die für würdig befundenen in den Louvre aufnimmt, hat darum viel für sich; nur brauchte man für solche Durchgangsmuseen ganz andere Gebäude und Einrichtungen.

Notwendig wäre auch, daß man den Männern, die man im Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit zu Leitern solcher Sammlungen berufen hat, möglichst freie Hand ließe. Ihre Tätigkeit wird schon durch das Publikum, die Presse und andere Faktoren so stark kontrolliert, daß man sie nicht noch durch Sachverständigen- oder Museumskommissionen einengen sollte. Diese hindern nur jedes rasche Zugreifen und jedes Wagnis und einigen sich gewöhnlich nicht auf das Beste, sondern auf den Durchschnitt. Auf der Mannheimer Museumskonferenz von 1903 hat ein Redner geäußert, man sei versucht zu sagen, daß der eine Graf Schack, der uns Feuerbach und Böcklin rettete, für die deutsche Kunst mehr getan habe als alle bildersammelnden Kunstvereine zusammen. Vor noch nicht langer

Zeit hätte man das auch von den modernen Galerieen behaupten können. Zum Glück haben neuerdings einige energische und gewandte Direktoren ihren Willen durchzusetzen und damit viel Versäumtes auszugleichen vermocht. Einer davon wenigstens verdient mit Namen genannt zu werden: Alfred Lichtwark in Hamburg; denn er hat nicht nur für die künstlerische Erziehung des Publikums die meisten Anregungen gegeben, sondern ist auch in vorbildlicher Weise bemüht, die lokale Kunstbetätigung zu stärken und zu entwickeln. Gäbe es nicht solche Direktoren, so könnte man sich mit Recht fragen, ob es nicht besser wäre, der lebendigen Kunst auf anderem Wege als durch Museen zu helfen.

Die Kunstgewerbemuseen. Wirkung auf die Industrie.

Auch die Kunstgewerbemuseen müssen aus zurückblickenden vorausschauende Institute werden. Darum braucht man denen, die rein wissenschaftliche und kunsterhaltende Zwecke verfolgen, die Existenzberechtigung noch nicht abzusprechen. Man hat sie nur auszuscheiden aus der Zahl derer, die nach der ursprünglichen Bestimmung der Kunstgewerbemuseen Handwerk und Industrie künstlerisch befruchten sollen. Im letzten Jahrzehnt haben gerade die bedeutendsten dieser Museen viel an Wirkungskraft eingebüßt. Der Handwerker kümmert sich wenig um sie, und der Industrielle so gut wie überhaupt nicht, und doch tut beiden — dem Industriellen noch mehr als dem Handwerker — Erziehung des Geschmacks ebenso not wie anno 1850. Um wieder neuen Einfluß zu erlangen, werden die Museen vor allem das Mittel der wechselnden Ausstellungen noch mehr ausnutzen müssen als seither. Den im Konkurrenzkampf stehenden Fabrikanten kann man nur gewinnen, wenn man ihm in auffälliger Weise Dinge vorführt, die momentan im Zentrum seines Interesses liegen. Solche Gegenstände brauchen nicht immer allerneueste Schöpfungen zu sein. Geschmack und Mode bringen es mit sich, daß auch heute Vorführungen, wie die von alten schönen Drucken und Schriftarten, von seltenen Stoffen u. a. m. lebhaften Anklang finden. Aber der Museumsdirektor muß wie ein Unternehmer auf der Warte stehen und ausspähen, womit er sein Publikum — und als solches sollte er in erster Linie die Industriellen betrachten — anziehen und wie er seinen Geschmack heben kann. Derartige aktuelle Ausstellungen bieten ihm dann auch die Möglichkeit, seine eigenen Bestände zur Geltung zu bringen, indem er alte und neue Lösungen derselben Aufgabe vergleichsweise nebeneinander stellt. In Österreich hat man bereits eine Art Museumsausdehnung ins Werk gesetzt, indem man von der Hauptstadt aus wohlvorbereitete Ausstellungen durch die Provinzen wandern läßt. Für die Museumsdirektoren ist das etwas bedenklich. Es wird ihnen fertig dargeboten, was ein jeder aus den Bedürfnissen seiner Stadt oder seiner Provinz heraus selbst erarbeiten sollte. Sie werden dadurch auch leicht bequem, im Ausstellen sowohl wie im Interessieren des Publikums. Solches Nachlassen aber wäre gefährlich; denn die Kunstgewerbemuseen haben noch schwere Arbeit vor sich. Sind sie doch selbst mit daran schuld, daß trotz aller Fortschritte der

letzten Jahre das Ideal der Erzeugung zweckmäßiger und zugleich geschmackvoller Gebrauchsgegenstände wenigstens in Deutschland noch lange nicht erreicht ist. Ihre Stilsammlungen haben die Aufmerksamkeit viel zu sehr auf das Äußerliche, das Ornament, und viel zu wenig auf den organischen Aufbau von Kunstgegenständen gelenkt. Die Anschauung, daß das Ornament die Kunst im Gewerbe ausmacht, ist zu einer förmlichen Krankheit geworden, von der sich gerade die Länder mit Kunstgewerbemuseen nur sehr schwer erholen können. Die Gesundung dauert um so länger, als das historisch gebildete Publikum auf die Bemühungen der Künstler, einfach und geschmackvoll zu arbeiten, überlegen lächelnd herabblickt.

Führungen in den Museen.

Die üble Wirkung kunsthistorischer Kennerschaft, die nicht nur hier, sondern auch auf dem Gebiete der freien Kunst den Fortschritt hemmt, erweckt starke Bedenken gegen die an Zahl immer mehr zunehmenden Vorträge und Führungen, durch die man die Kreise, die den Museen bisher ferner gestanden haben, insbesondere die der Arbeiter, dafür zu gewinnen sucht. Es wird zwar versichert, daß es in vielen Fällen gelinge, den Sinn für künstlerische Werte in den Zuhörern zu erschließen; aber die Gefahr liegt doch sehr nahe, daß nur die Zahl derer vermehrt wird, die über Kunst mitreden, ohne ihr innerlich nahe gekommen zu sein. Der Abstand von dem kunstlosen Zustande, in dem der gemeine Mann aufwächst, bis zu den Höhen der Zentralmuseen ist zu groß. Rasch gewonnene Überblicke gehen ebensobald wieder verloren. Man sollte Wege und Brücken schaffen, die einen zwar langsamen, aber tiefere Eindrücke gewährenden Aufstieg ermöglichen.

Die Kunst in den Arbeitervierteln der Großstadt.

Einiges ist in dieser Richtung schon angebahnt. Man hat namentlich in England und Amerika begonnen, Schulen, Volksbibliotheken, Versammlungshäuser usw. mit guten Bildern auszustatten. Viel tut dort auch die zwar schlichte, aber geschmackvolle Ausstattung, in die sich die Bilder wie etwas Selbstverständliches einordnen. Das Wohlgefühl, das solche Räume hervorrufen, bedeutet schon künstlerischen Gewinn. Der nächste Schritt ist dann leicht getan. In dem Volkshause — um alle in Betracht kommenden Anstalten mit diesem Worte zusammenzufassen — wird eine kleine, sei es wechselnde, sei es dauernde Ausstellung von guten Reproduktionen und, wenn es angeht, auch von Originalen eingerichtet. So haben bereits Toynbee Hall und andere University Settlements angefangen, Ausstellungen von guten Werken der neueren englischen Kunst für den Osten von London zu veranstalten. Auch die großen Zentralmuseen könnten sich mit ihrem Überflusse nützlich betätigen. Viele Gegenstände — namentlich aus graphischem und kunstgewerblichem Gebiete — die dort nicht zur Geltung kommen oder von denen, die sie angehen, nie gesehen werden, würden in Fachschulen, Gewerbesälen, Schulmuseen, Volksbibliotheken usw. viel mehr Interesse finden und weit bessere Dienste tun, als in übervollen Museumsschränken. Ob

man so weit gehen soll, in den Arbeitervierteln selbständige Museen nach Art des Bethnal Green Museums in London oder des Ruskin Museums in Sheffield zu errichten, steht nach den mit diesen Anstalten gemachten Erfahrungen noch sehr in Frage.

Die Volks- und Heimatmuseen.

Aus dem Streben nach Belehrung weiterer Kreise hat sich in den letzten Jahrzehnten auch ein neuer Museumstypus zu entwickeln begonnen, das sogenannte Volksmuseum. Den Anstalten dieser Art, wie sie sich namentlich in Amerika und in Skandinavien finden, ist die Absicht gemeinsam, das Volk durch möglichst anschauliche Vorführungen zu interessieren und unmittelbarer zu bilden, als es durch die gelehrten Sammlungen möglich ist. Soweit sie historisch-volkskundliche Gebiete pflegen, gehen diese Museen zugleich als Lokal-, Provinzial- oder Landesmuseen darauf aus, Kultur- und Kunstdenkmäler der Heimat im weitesten Umfange zu sammeln und zu erhalten. Die naturkundlichen Museen oder Museumszweige stellen ebenfalls die Heimat in den Mittelpunkt und regen zur Beobachtung ihrer Bodenbeschaffenheit, ihrer Flora und ihrer Fauna an. In den Sammlungen oder Abteilungen von mehr gewerblich-technischem Charakter werden Handel und Gewerbe durch Rohprodukte, Halbfabrikate und fertige Erzeugnisse, durch geographisch-ethnologische Bilder, durch Modelle von Maschinen, industriellen Anlagen usw., veranschaulicht.

Bei der Gründung solcher Museen war man sich klar, daß es „arbeitende Museen“ sein mußten. Man entnahm deshalb aus dem Programm der Gewerbe- und Kunstgewerbemuseen die Bibliotheken, die Lese-, Vortrags- und Arbeitssäle, sowie die belehrende Etikettierung, die Führungen, die Vorträge und die wechselnden Ausstellungen. Eine in Amerika dazu gekommene Spezialität sind die Kinderabteilungen, die schon die heranwachsende Jugend an einen verständigen, nutzbringenden Besuch der Museen gewöhnen sollen. Aber auch ohne diese Besonderheit dürften gut eingerichtete Volksmuseen für die junge Generation verständlich und von großem Nutzen sein. Vielleicht ist es sogar richtiger, bei der ganzen Anlage des eigentlichen Schaumuseums mehr an die Kinder als an die Erwachsenen zu denken; denn diese können in der Regel eher von jenen lernen als umgekehrt. Selbstverständlich muß sich auch die populärste Aufstellung auf wissenschaftliche Erkenntnis gründen. Liebhaberei und Dilettantismus wären hier ebenso gefährlich wie in den großen Museen. Schon die Schausammlung muß zum Beobachten und Vergleichen anregen. Daneben dürfen aber auch systematische Sammlungen nicht fehlen, damit diejenigen, die sich für besondere Gebiete interessieren, Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten oder Hilfe beim Sammeln erhalten können.

Freiluftmuseen.

Die wissenschaftliche Betätigung bildet zugleich ein Gegengewicht gegen Übertreibung des den Volksmuseen zugrunde liegenden Prinzips. Das Streben, anschaulich zu sein und womöglich jeden Gegenstand in den Zusammenhang zu bringen, in dem er entstanden oder gebraucht

worden ist, ist gewiß berechtigt, und Schöpfungen, wie die von Artur Hazelius begründete Freiluftabteilung „Skansen“ des Nordiska Museet in Stockholm und die anderen ähnlichen Museen des skandinavischen Nordens mit ihren ländlichen Originalgebäuden, mit ihren Tieren und Pflanzen, ihren Volksfesten und -spielen sind als lebendige Kulturbilder der hohen Bewunderung, die ihnen gezollt wird, zweifellos wert — aber damit ist auch die äußerste Grenze erreicht. Wenn man erst anfängt, künstlich Ensembles zu schaffen mit neuen, aber alt aussehenden Häusern, mit Straßen, Plätzen usw., dann werden aus den Museen Schaustellungen, denen ähnlich, die unter den Namen: Venedig, Alt-Berlin, Tiroler Alpen usw. die Massen der Großstädte wohl interessieren, sie aber gegenüber Natur, Land, Volkskunst und allem, was damit zusammenhängt, womöglich noch blasierter machen, als sie an sich schon sind. Und nicht nur das. Dieselben Stadtleute, die sich auf Ausstellungen dieser Art gut unterhalten, lassen, wenn es in ihrem geschäftlichen Interesse liegt, rücksichtslos alte Bau- und Kulturdenkmäler beseitigen und sagen dabei: wozu erhalten, was man in Museen, Ausstellungen, Panoptiken usw. „ebenso schön“ sehen kann!

Museen für Volks- und Heimatkunde sollten überhaupt — sofern es nicht Museen für die Geschichte einer bestimmten Stadt sind — nur da geschaffen werden, wo noch ein gewisser Zusammenhang zwischen Stadt- und Land besteht. Sie dürfen andererseits auch nicht dem Lande zu nahe rücken oder gar auf das Land selbst verlegt werden. Das „Dorfmuseum“, das man neuerdings fordert, ist die andere Sorte Verirrung, zu der das Volksmuseum führen kann. Dem Bauer nahe legen, sich seines alten Besitzes zugunsten solcher Museen zu entäußern — und das wird schließlich, wenn es auch nicht sein soll, jeder rege Museumsleiter tun — heißt ihn doch gewaltsam von der lebendigen Tradition, die man erhalten sehen möchte, losreißen; und was tatsächlich nicht mehr lebendig, d. h. außer Gebrauch gesetzt oder außer Übung ist, das trägt auch in solchen Museen keine Früchte mehr und findet im Zusammenhange von Landesmuseen eine bessere und zugleich gesichertere Stätte. Durch Museen läßt sich auch nicht verhindern, daß sich die schlechten Ableger großstädtischer Kultur in Bauten, Geräten, Schmuck usw. auf dem Lande breit machen. Den Bauer und kleinen Städter in der Anhänglichkeit an altem Besitz bestärken und daneben die Architekten und die Industrie zu einfacher, geschmackvoller Art, die gar nicht gesucht bäuerlich zu sein braucht, erziehen, das ist weit notwendiger und auch weit aussichtsvoller als die Gründung von noch mehr Lokalmuseen. Man braucht sich nur einige der vorhandenen anzusehen, um sich rasch zu überzeugen, wie wenig Nutzen aus solchen, dem Zufall und dem Laien anheimgegebenen Sammlungen herausspringt. Sie bedeuten bei allem, was man dafür anführen mag, doch nur eine Zersplitterung von Kraft, die in Landschafts- oder Provinzialmuseen gesammelt breiter und tiefer wirken könnte.

Lokalmuseen.

Landesmuseen.

Von den Landesmuseen müßte man allerdings verlangen, daß sie durch geschickte Organisation alles in ihr Bereich zu ziehen suchen, was wirklich zu verkommen oder verschleudert zu werden droht. Viele davon tragen jetzt noch die Spuren ihrer Entstehung aus fürstlichen oder privaten Raritätenkammern zu deutlich an sich und beschäftigen sich mit zu vielerlei, anstatt ein bestimmtes Ziel — und da wäre doch wohl die Heimatkunde das Gegebene — klar ins Auge zu fassen. Hier sind die Stellen, an denen der von den Volksmuseen gegebene Anstoß Leben wecken kann. Auch die bereits mit dem wissenschaftlichen Ausbau heimatlicher Sammlungszweige beschäftigten Provinzial- oder größeren Lokalmuseen können in bezug auf Belehrung des Publikums vieles lernen. Manche Leiter solcher Sammlungen glauben, sie genügten ihrer Pflicht, wenn sie, den wissenschaftlichen Zentralmuseen nacheifernd und zum Teil mit ihnen konkurrierend, sich einseitig mit der systematischen Vervollständigung ihrer Sammlungen beschäftigten. Dieser Wetteifer wird um so verhängnisvoller, je mehr er dahin führt, Gegenstände und Einrichtungen, die in ihrer ursprünglichen Umgebung noch am Platze und auch vor Zerstörung gesichert sind, fortzunehmen und in Museen, die im Grunde nur für den wissenschaftlichen Fachmann da sind, unterzubringen. Wenn man damit bezweckte, alles historisch Wertvolle wie in Archiven zu sammeln und damit die Bahn frei zu machen für eine neue Kultur, dann ließe sich der exklusiv wissenschaftliche Standpunkt wohl rechtfertigen; aber einstweilen sind die Verbindungen von der Vergangenheit zur Gegenwart noch nicht abgerissen, und wir haben trotz aller schöpferischen Kräfte, die sich regen und betätigen, noch lange nicht selbsterrungenes Kapital genug, um davon allein leben zu können. Wir können also auf der einen Seite die stille Wirkung der Denkmäler und auf der anderen die anregende Tätigkeit der Volksmuseen neben den rein wissenschaftlichen Museen nicht entbehren.

Sind Museen nötig?

Aber so weit stehen wir doch bereits auf eigenen Füßen, daß wir uns bei der Neugründung von Museen ernstlich fragen müssen, ob überhaupt ein zwingender Grund dafür besteht, ob man die Ziele, die man vor Augen hat, nicht besser und billiger durch wechselnde Ausstellungen, durch Fachschulsammlungen, durch künstlerischen Wandschmuck in Schulhäusern und andere Wege dieser Art erreichen kann, und schließlich, ob man nicht vielleicht Faktoren schafft, die wie das überkluge Publikum der Großstädte die weitere Entwicklung eher hemmen als fördern. Bei allem, was man für und in den Museen tut, sollte man dies nicht vergessen: wir brauchen ein Volk, das die Natur und die Heimat liebt, die Denkmäler der Vergangenheit ehrt und Verständnis hat für die ernste künstlerische Arbeit der Gegenwart — ohne sich etwas darauf einzubilden.

Literatur.

Eine umfassende Geschichte der Museen ist noch nicht geschrieben. Der kürzlich erschienene Abriß: David Murray, Museums their history and their use I—III (Glasgow, 1904) behandelt zwar neben den naturwissenschaftlichen auch die prähistorischen und historischen Museen, schließt aber die Bilder- und Skulpturgalerieen aus. Der 2. und 3. Band enthält eine Bibliographie, die sich auch auf die Kunstsammlungen erstreckt. Von kürzeren Darstellungen der Geschichte der Kunstsammlungen ist bemerkenswert:

E. Curtius, Kunstsammlungen, ihre Geschichte und ihre Bestimmung, in: E. Curtius, Altertum und Gegenwart I (Berlin, 1875), S. 94 ff.;

G. Hirschfeld, Zur Entwicklungsgeschichte von Kunstsammlungen, in „Nord und Süd" (Januar 1890);

A. Furtwängler, Über Kunstsammlungen in alter und neuer Zeit. Festrede, gehalten in der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften (München, 1899).

Aus der Fülle von Büchern, Schriften und Aufsätzen, die einzelne Epochen oder Sammlungen, die Organisation der Museen, ihre Aufgaben und ihre Betätigung behandeln, seien hier einige wichtigere genannt. Die Ordnung, in der sie aufgezählt werden, entspricht dem Gang der Darstellung in dem vorstehenden Aufsatz.

E. Bonnaffé, Les collectionneurs de l'ancienne Rome (Paris, 1867).

L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, Bd. III.

F. Jacobi, Grundzüge zu einer Museographie der Stadt Rom zur Zeit des Augustus I. (Speyer, 1884).

F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (Stuttgart, 1886—96).

F. K. v. Duhn, Über die Anfänge der Antikensammlungen in Italien (Berlin, 1880).

E. Müntz, Les arts à la cour des Papes pendant le XVe et le XVIe siècle. II. 1879 Cap. VII Essai sur l'histoire des Collections italiennes d'art et d'archéologie depuis les debuts de la Renaissance jusqu'à la mort de Paul II (1470).

Derselbe, Les collections des Médicis au XVe siècle (Paris, 1888).

A. Michaelis, Geschichte des Statuenhofes im Vaticanischen Belvedere, im Jahrbuch d. Archaeol. Instituts V (1890), S. 5 ff.

A. B. Valentini, Museum Museorum oder Natur- und Materialienkammer (Frankfurt, 1704—14). In Tom. I: D. Major, Unvorgreiffliches Bedencken von Kunst- und Naturalien-Kammern insgemein. Vorrede datiert: Kiel, 1674.

C. F. Neickelius (Einckel), Museographia, oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritätenkammern (Leipzig und Breslau, 1727).

G. Klemm, Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland (Zerbst, 1837).

E. Bonnaffé, Les collectionneurs de l'ancienne France (Paris, 1873).

A. Michaelis, Ancient Marbles in Great Britain (Cambridge, 1882).

Armand Freiherr von Dumreicher, Über den französischen Nationalwohlstand als Werk der Erziehung (Wien, 1879).

E. Edwards, Lives of the founders of the British Museum (London, 1870).

A. Lemaitre, Le Louvre, Monument et Musée, depuis leurs origines jusqu'à nos jours (Paris, 1877).

P. Dupré et G. Ollendorff, Traité de l'administration des Beaux-Arts (Paris, 1885). Bd. I Chap. préliminaire, Sect. II Considérations historiques sur le rôle de l'état dans les arts u. Bd. II Chap. V Musées.

Zur Geschichte der Kgl. Museen in Berlin. Festschrift zur Feier ihres 50 jährigen Bestehens (Berlin, 1880).

Joh. Müller, Die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im 19. Jahrhundert. Bibliographie ihrer Veröffentlichungen seit ihrer Begründung bis zur Gegenwart (Berlin, 1883—87).

Pinder, Die Aufgaben der Provinzialmuseen (Leipzig, 1881).

Bode, Die Entwicklung der öffentlichen Sammlungen des Mittelalters und der Renaissance in Deutschland seit dem Kriege 1870—71 in „Deutsche Rundschau" 1889 Heft 10.

Das Germanische Nationalmuseum von 1852—1902. Festschrift von Dr. Th. Hampe (1902).

J. H. von Hefner-Alteneck, Entstehung, Zweck und Einrichtung des bayrischen Nationalmuseums in München. Bayerische Bibliothek Bd. XI (Bamberg, 1890).

Gottfried Semper, Wissenschaft, Industrie und Kunst (Braunschweig, 1852).

Das K. K. Österreichische Museum für Kunst und Industrie. Festschrift zur Eröffnung des neuen Museumsgebäudes (Wien, 1871).

R. Eitelberger von Edelberg, Gesammelte kunsthistorische Schriften (Wien, 1879—1884), besonders Bd. II.

Das Kunstgewerbemuseum in Berlin. Festschrift zur Eröffnung des Museumsgebäudes (Berlin, 1881).

J. Brinckmann, Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. Ein Führer durch die Sammlungen (Hamburg, 1894). In der Einleitung: Entstehung und Bedeutung der Sammlung.

M. Marius Vachon, (abgekürzter Titel:) Rapports sur les musées et les écoles d'art industriel et sur la situation des industries artistiques en Allemagne, en Autriche-Hongrie, en Italie et en Russie (Paris, 1885).

A. Lichtwark, Zur Organisation der Hamburger Kunsthalle (Hamburg, 1887).

E. Grosse, Aufgabe und Einrichtung einer städtischen Kunstsammlung (Tübingen und Leipzig, 1902).

J. Bain, Museums, Art Galleries and Lectures in connection with public libraries. Report of the Commissioner of Education. U. S. A. 1892—93, p. 850.

Die Museen als Volksbildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen (in Mannheim 1903) (Berlin, 1904).

K. Koetschau, Museumswesen und Kunstförderung im Jahrbuch der bildenden Kunst (1903).

W. Bode, Kunstsammlungen und Museumsbauten hüben und drüben, in Kunst und Künstler, 3. Jahrg., Heft I.

Derselbe, Das Kaiser Friedrich-Museum in Berlin; in Museumskunde Bd. I, Heft 1 (Berlin, 1905).

M. S. Prichard, Current Theories of the Arrangement of Museums of Art and their Application to the Museums of Fine Arts. Museum of Fine Arts (Boston, Mass., 1904).

F. A. Bathes, The Functions of Museums: a resurvey, aus Popular Science Monthly vol. LXIV January 1904 (s. Museumskunde Bd. I, Heft I, S. 62).

H. Dedekam, Reisestudien in Museumskunde Bd. I, Heft 2 (Berlin, 1905).

F. Deneken, Zweiter Bericht des Städtischen Kaiser Wilhelm-Museums in Krefeld (Krefeld, 1904).

A. B. Meyer, Über Museen des Ostens der Vereinigten Staaten von Amerika, in Abhandlungen und Berichte des Kgl. Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1900/01 Bd. IX und Beiheft.

Derselbe, Über einige Europäische Museen und verwandte Institute (ebd., 1902/03), Bd. X, Nr. 1.

An Account of the Smithsonian Institution, its origin, history, objects and achievements (City of Washington, 1904).

J. J. WORSAAE, De l'organisation des Musées Historico-Archéologiques dans le nord et ailleurs. Extrait des Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du 'Nord', 1885 (Copenhague, 1885).

Das Nordische Museum in Stockholm. Stimmen aus der Fremde (Stockholm, 1888).

H. E. VON BERLEPSCH-VALENDAS, Nordische Freiluft-Museen, im Kunstgewerbeblatt 1905, Heft 6, 7 u. 8.

ROBERT MIELKE, Museen und Sammlungen. Ein Beitrag zu ihrer weiteren Entwicklung (Berlin, 1903).

H. WAGNER, Museen, in: Handbuch der Architektur, IV. Teil, 6. Abt., 4. Abschn., S. 219 ff. (Stuttgart, 1906).

Kunsthandbuch für Deutschland (Berlin, 1904).

Handbuch der Kunstpflege in Österreich (Wien, 1902).

Museumskunde, Zeitschrift für Verwaltung und Technik der öffentlichen und privaten Sammlungen. Herausgegeben von Dr. H. KOETSCHAU. Erscheint seit 1905, jährlich 1 Band von 4 Heften.

NATURWISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHE MUSEEN.

Von

Karl Kraepelin.

I. Die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Museen. Die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Museen umfaßt nur die verhältnismäßig kurze Spanne Zeit von wenig mehr als drei Jahrhunderten. Die vielversprechenden Anfänge wissenschaftlichen Naturerkennens, wie sie durch Aristoteles geschaffen, waren in den Wirren der Völkerwanderung und unter dem Drucke des kirchlichen Regiments in Europa völlig verloren gegangen: Niemand kannte, niemand achtete die Natur, und nur hie und da waren in Kirchen und Klöstern heilkräftige und wundertätige Naturobjekte, wie Giftpflanzen, Mineralien, Donnerkeile, Elefantenzähne usw. aufbewahrt. Selbst Albertus Magnus (1193—1280) schrieb sein großes Opus naturarum, ohne sich dabei auf bestehende Sammlungen stützen zu können.

Mittelalter.

Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als der von Italien her vordringende Humanismus das Geistesleben der Völker aus fast anderthalb Jahrtausende langem Schlummer erweckte und, nicht zum wenigsten mit Hilfe der schnell emporblühenden Buchdruckerkunst, allerorten neues Wissen, neue Ideen verbreitete, begann man, auch den Objekten der umgebenden Natur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade um diese Zeit die für die Aufbewahrung von Naturalien so wichtige konservierende Eigenschaft des Alkohols entdeckt und auch das alte Pergament durch billiges Leinenpapier ersetzt wurde. So konnte denn der erwachte Sammeleifer zahlreicher Forscher, unter denen namentlich Conrad Gesner (1515—66) eine führende Rolle spielt, in ausgiebiger Weise an Tieren und Pflanzen sich betätigen, vielfach angeregt durch die großen geographischen Entdeckungen am Ausgange des 15. Jahrhunderts und die reichen Mittel, die durch sie nach Europa flossen. Überall, in Italien, der Schweiz, in Deutschland, Holland, Frankreich, England usw. entstanden Privatsammlungen, zunächst von hervorragenden Gelehrten und begüterten Kaufleuten zusammengebracht, bald aber auch von geistlichen Schulen (Collegium Romanum in Rom),

von Fürsten und Herren, die nicht selten bedeutende Summen für solche Kollektionen oder gar für einzelne, besonders begehrte Stücke verausgabten. Eine reiche Literatur kam bald zur Blüte, in welcher die Schätze dieser „Kunst- und Raritätenkammern“ beschrieben, resp. die hervorragendsten Sammlungen der Reihe nach aufgezählt wurden. Der älteste jener, in der Folgezeit oft genug zu prächtigen Kupferwerken ausgestalteten Kataloge datiert bereits aus dem Jahre 1565, während das älteste Verzeichnis der wichtigsten Sammlungen im Jahre 1649 veröffentlicht wurde. Sogar eine Abhandlung über den Ursprung und die Entwicklung der Museen von Joh. Daniel Major liegt schon aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1674) vor.

Noch waren die zur Modesache gewordenen, mit Kunstschätzen mannigfacher Art vergesellschafteten naturhistorischen Sammlungen wenig mehr als eine „Gemüts- und Augenergötzung“, eine Anhäufung verschiedenster Kuriositäten und Seltenheiten ohne logisches System, ohne wissenschaftliche Durchgeistigung. Allein dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Naturerkenntnis ist es zu danken, daß auch hierin im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte von Grund aus Wandel geschaffen wurde.

Bereits die Entdeckung des zusammengesetzten Mikroskops am Beginn des 17. Jahrhunderts eröffnete den Forschern eine neue Welt des Kleinen (Swammerdam 1637—80, Leeuwenhoek 1632—1723 usw.); überraschende anatomische (Harvey 1578—1657) und biologische (Réaumur 1683—1754, Roesel 1705—59) Entdeckungen schlossen sich an; ein reiches Material von Formen aus fremden Zonen wie aus der Heimat erheischte wissenschaftliche Vertiefung, und die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründeten Akademieen (Leopoldina 1652, London 1660, Paris 1670) nebst den im 18. Jahrhundert reformierten Universitäten trugen mächtig dazu bei, diesem Bedürfnisse gerecht zu werden. Nachdem schon beim Ausgange des 17. Jahrhunderts John Ray (1627—1707) den für die systematische Wissenschaft so wichtigen Speciesbegriff aufgestellt und die Terminologie durch Einführung schärferer Definitionen reformiert hatte, war dann endlich der Zeitpunkt gekommen, wo Carl von Linné (1707—1778) durch die Schaffung seines tiefdurchdachten, alle Naturreiche umfassenden Systems, verbunden mit der Anwendung der binären Nomenklatur, die so lange entbehrte Ordnung in die chaotische Mannigfaltigkeit der Naturgebilde brachte und damit auch den Museen die Möglichkeit bot, sich ganz in den Dienst der Wissenschaft zu stellen.

Neuere Zeit.

Das Ende des 18. Jahrhunderts und auch noch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts stehen zum großen Teil unter dem Einflusse dieses hervorragenden Mannes. Die mit dem Wandel der politischen Verhältnisse aus Privathänden mehr und mehr in den Besitz der Staaten, Städte, Hochschulen usw. übergehenden Museen werden allerorten von Schülern Linnés oder doch im Linnéschen Geiste reformiert, das Ordnen, Bestimmen, Be-

schreiben der Naturkörper feiert seine Triumphe; der Systematiker beherrscht das Feld und zeigt sich nicht selten gegenüber der Laienwelt von einer hochmütigen Ausschließlichkeit, die das Museum allein dem Fachgelehrten vorzubehalten wünscht.

Jedoch auch diese Periode wird schnell überwunden. Die großartigen Gesichtspunkte eines Cuvier (1773—1838), der die vergleichende Anatomie begründete, der unvergleichliche Einfluß Alexander von Humboldts (1769—1859), der seine Feder in den Dienst der allgemeinen Volksbelehrung — im edelsten Sinne des Wortes — stellte, wirkten mächtig auf die Hebung des Naturinteresses ein; Vereine und Gesellschaften mannigfacher Art traten zusammen, um sich und weitere Kreise der Bevölkerung in der Kenntnis der Natur zu fördern, und überall in den Großstädten wuchsen stattliche Bauten empor, um in lichtvollen Sälen die Wunderwerke der Natur dem Publikum vor Augen zu führen.

Das beginnende Zeitalter des Dampfes brachte mit seinen hundertfach gesteigerten Beziehungen zu fernen Ländern zunächst nur gewaltige Massen bis dahin unbekannter Formengebilde und ein hierdurch bedingtes, fast beängstigendes Anwachsen der Museumsbestände. Eine neue, letzte Epoche in der Geschichte der Museen aber beginnt erst mit der Wiederbelebung der Lamarckschen Theorie von der phylogenetischen Entwicklung der Organismen durch Charles Darwin, eines Gedankens, dessen außerordentliche Tragweite nicht nur für die Wissenschaft, sondern für alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft von Tag zu Tag mehr hervortritt. Er hat auch den Museen neue und bedeutende Aufgaben zugewiesen, die zu erfüllen man allerorten mit rastlosem Eifer bestrebt ist.

II. Die naturwissenschaftlichen Museen als Bildungsmittel.

Eine Untersuchung der Frage nach der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Museen für unsere moderne Kultur führt zu dem Schluß, daß Wissenschaft, Unterricht und Volksbildung gleicherweise in ihnen ein hervorragendes Förderungsmittel zu erblicken haben.

Museen als wissenschaftliche Archive.

1. Die Wissenschaft. Die Naturwissenschaft, deren beispiellose Fortschritte der Gegenwart ihr Gepräge gegeben, gewinnt ihren Einblick in das innere Getriebe des Weltganzen keineswegs in erster Linie durch allgemeine Abstraktionen, sondern sie bedarf dazu der Kleinarbeit, indem sie mit unermüdlicher Sorgfalt nicht nur die mannigfachen Vorgänge des Naturgeschehens beobachtet und analysiert, sondern auch die hunderttausendfältigen Gestaltformen der organischen und der unorganischen Natur nach Art und Wesen zu erkennen strebt. Diese verwirrende Fülle der den Forschern sich darbietenden Objekte läßt es zur Ermöglichung des notwendigen Gedankenaustausches als ein erstes unerläßliches Erfordernis erscheinen, daß ein jeder Naturkörper wiedererkennbar beschrieben und gekennzeichnet sei. Die durch Linné begründete

internationale Nomenklatur der Organismen, verbunden mit einer möglichst scharfen Charakterisierung derselben, ist daher als der Grundpfeiler jeder Forschung auf dem Gebiete der Systematik zu betrachten. Leider stellte sich bei dem allmählichen Bekanntwerden immer neuer Zehntausender von Tieren und Pflanzen gar bald heraus, daß die Beschreibungen der älteren Autoren, infolge von Nichtberücksichtigung wichtiger Merkmale, den Ansprüchen auf „Eindeutigkeit" nur selten genügen, wenn die Aufgabe gestellt wird, neu entdeckte Formen mit früher beschriebenen zu identifizieren oder von ihnen abzutrennen, und daß es daher neben den Schriften jener Forscher vor allem der von ihnen untersuchten Originalstücke selbst bedarf, sollen die immer mehr sich häufenden Kontroversen über Nomenklaturfragen endgültig erledigt werden. Die pietätvolle, auch auf die Etikettierung seitens des Beschreibers sich erstreckende Aufbewahrung der alten, als Unterlage für systematische Arbeiten benutzten Sammlungen erwies sich daher in der Folge als von nicht hoch genug anzuschlagendem Nutzen für die Wissenschaft, während es andererseits kaum tief genug beklagt werden kann, daß die eminente Wichtigkeit der „Originalexemplare" vielfach erst zu spät erkannt wurde, daß hochwichtige Sammlungen unserer bedeutendsten Systematiker achtlos verzettelt, zerstört oder von unberufener Hand umetikettiert wurden, und daß somit das wichtigste Mittel zum richtigen Verständnis ihrer Arbeiten für immer verloren ging.

Die erste Aufgabe der naturwissenschaftlichen Museen müssen wir nach dem Gesagten darin erblicken, daß sie als die Archive dienen für alle von der Forschung bereits beschriebenen und registrierten Formen der Naturkörper, deren zweckentsprechende Aufbewahrung und Bereitstellung für Nachuntersuchung und Vergleichung allein imstande ist, der leidigen Verwirrung in der Namengebung der Naturobjekte Einhalt zu tun.

Doch nicht nur die Originaltypen der zum erstenmal beschriebenen Formen gilt es in den naturwissenschaftlichen Museen aktenmäßig festzulegen, sondern nicht minder alles, was in den verschiedenen Gebieten des Naturwissens auf Grund positiver Unterlagen erarbeitet ist, mag es sich dabei um die Ethnographie, die Fauna, die Flora, den Mineralreichtum, den geologischen Aufbau eines Landes handeln, oder um die Ergebnisse einer Tiefbohrung, einer Forschungsreise, einer Meeresuntersuchung. In allen diesen Fällen ist die Aufbewahrung des den wissenschaftlichen Arbeiten zugrunde liegenden Materials das beste Mittel, begangene Irrtümer aufzuklären und weiterer Forschung zur Basis zu dienen, ganz abgesehen von den zahlreichen Fällen, wo durch Untergang oder teilweise Zivilisierung eines Naturvolkes, durch Aussterben einer Tier- und Pflanzenart jede Möglichkeit geschwunden ist, neues Untersuchungsmaterial herbeizuschaffen.

Stellen so die Museen die Magazine dar, in denen gewissermaßen die Akten der gesamten Forschungsgeschichte niedergelegt werden,

so sind sie andererseits in hohem Grade berufen und befähigt, unser Wissen von der Natur auf Grund eigener Forschung zu fördern und zu vertiefen.

Museen als Forschungsmittel.

Daß die rein systematische Klassifizierung und Beschreibung der Tier- und Pflanzenformen, der Mineralien und der Erzeugnisse der Naturvölker nicht möglich ist ohne ein ausgiebiges Material realer Objekte, bedarf keiner weiteren Ausführung. Allein eine solche Tätigkeit des reinen Beschreibens und Rubrizierens, wie sie besonders zu den Zeiten Linnés und seiner Nachfolger fast ausschließlich geübt wurde, konnte beim Fehlen allgemeinerer Gesichtspunkte auf die Dauer nicht wohl als echte Wissenschaft anerkannt werden. Es kam eine Zeit, in der man der sog. „deskriptiven" Naturwissenschaft und somit auch den ihrer Pflege dienenden Museen jeden höheren Wert absprach und den weiteren Ausbau des trockenen Systems in erster Linie den dilettierenden Naturfreunden zuweisen zu können glaubte. Diese Auffassung gewann um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts um so mehr an Boden, je mehr die neu erstandenen Disziplinen der Anatomie, Physiologie, Embryologie, Biologie die Kräfte und das Interesse der Forscher in Anspruch nahmen. Erst die Darwinsche Epoche mit ihrer Wiederbelebung des Entwicklungsgedankens brachte auch der lange mißachteten Systematik neue, hochwichtige Aufgaben, zu deren Lösung vor allem die Museen mit ihren reichen Schätzen berufen sind.

Während man bis dahin allein das Trennende der Formen zu finden sich bemüht hatte und in der Einreihung derselben in das „System" sein Genüge fand, verlangte die total veränderte Fragestellung jetzt gerade im Gegenteil, die Brücken zu suchen, die alles Lebendige in der Gegenwart wie in grauer Vorzeit miteinander verknüpfen, den tausendfältigen Ursachen nachzuspüren, welche die Wandlung der Formen, ihre Spezialisierung, ihre Verbreitung über den Erdball bewirkt haben. Eine ganz neue, fast möchte man sagen, jungfräuliche Wissenschaft mit klaren Zielen und allgemeinen philosophischen Gesichtspunkten erwuchs so aus dem Wurzelstock der alten Systematik, die, ehedem ein ödes und geistloses Fachwerk, heute in ihren idealen Zielen als der höchste und letzte Ausdruck aller der Ergebnisse erscheint, die Morphologie, Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Variationslehre, Paläontologie und geographische Verbreitungslehre bei ihren Spezialforschungen zutage gefördert haben. Und zur Erfüllung dieser ihrer hohen Aufgabe bedarf sie, gleich allen ihren Hilfswissenschaften, nicht nur des bescheidenen Materials der alten Museen, sondern sie vervielfacht ihre Ansprüche und fordert für die Lösung einer einzelnen Frage etwa aus dem Gebiete der Variationsstatistik oder der geographischen Verbreitung eine Bereitstellung von Individuenmassen, die für die frühere Auffassung von der Konstanz der Art als völlig unerhört erscheinen müssen. Nur Magazine von gewaltigen Dimensionen werden daher den Forderungen der modernen Systematik

gerecht werden können, und eine weitgehende Arbeitsteilung nach Ländern und Objektgruppen wird in der weiteren Entwicklung kaum zu vermeiden sein.

2. Unterricht. Daß jede Belehrung über die Gebilde der Natur an die Objekte selbst anzuknüpfen hat, ist ein Satz, der seit Überwindung des mittelalterlichen Scholastizismus wohl kaum von irgend einer Seite in Zweifel gezogen wird. Universitäten, Akademieen und Schulen bedürfen daher naturwissenschaftlicher Sammlungen, die den Vortrag des Lehrers erläutern und dem Lernenden die Möglichkeit eigenen Beobachtens und eigenen Untersuchens gewähren. Nur so ist der leidigen Wortgläubigkeit zu begegnen, nur so wird der künftige Forscher zu selbständigem Können auf dem Boden der realen Wirklichkeit erzogen werden. Naturgemäß dürfen diese Sammlungen nur eine bescheidene, aber sorgfältige Auswahl der überhaupt existierenden Naturkörper und ihrer Derivate enthalten, um den Lernenden nicht durch die Masse des Gebotenen zu erdrücken, und diese Auswahl wird je nach den Zielen des Unterrichts eine verschiedene sein. Der Universitätslehrer wird für seine allgemeinen und speziellen rein wissenschaftlichen Vorlesungen anderer Demonstrations- und Untersuchungsobjekte bedürfen als der Landwirt, der Forstmann, der Berg- und Hüttenmann. Dem jungen Kaufmann wird vor allem eine Sammlung einheimischer und fremdländischer Handelsprodukte, dem Gewerbetreibenden eine solche von Rohstoffen und Halbfabrikaten von Nutzen sein, und von allen diesen Spezialmuseen wird man, sofern sie in richtigem Geiste geleitet und benutzt werden, sagen können, daß sie, neben den Studien am lebenden Objekt in Forst und Feld, in botanischen Gärten und an biologischen Stationen, neben dem Besuch der Bergwerke und technischen Betriebe, für die Berufsbildung der kommenden Generation von fundamentaler Bedeutung sind.

3. Volksbildung. Wie die Kunstmuseen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden, so auch glaubte man, die mit der Erleichterung des Verkehrs rapide wachsenden und sich differenzierenden Naturaliensammlungen dem Publikum zu freier Belehrung eröffnen zu sollen. Der Gedanke an sich, daß auch dem Laien eine gewisse Kenntnis der Naturgebilde von Nutzen sei, muß fraglos als berechtigt anerkannt werden, allein von einem greifbaren Erfolge in dieser Richtung konnte nicht wohl die Rede sein, solange man sich damit begnügte, die für wissenschaftliche oder Lehrzwecke in meist unzulänglichen Räumen aufgespeicherten Objekte als Ganzes der Schaulust des Publikums preiszugeben. Eine schier sinnverwirrende Menge von Einzelobjekten, ohne andere leitende Gesichtspunkte als den des Systems aneinandergereiht, mochte im Einzelfalle wohl Staunen oder Bewunderung über Größe, Farbe und Gestaltung besonders in die Augen fallender Naturkörper hervorrufen; eine wirkliche Belehrung über das Wesen der Dinge und selbst nur über deren systema-

tische Gruppierung war um so weniger möglich, als jene Sammlungen fast ausnahmslos nicht einem ernstdurchdachten Plane, sondern dem blinden Zufall ihre oft genug nur die äußere Hülle der organischen Naturkörper darbietenden Schätze verdankten.

Moderne Forderungen.

Auch hier hat erst die durch Charles Darwin ausgelöste Bewegung auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften neue Ideen geweckt und zur Verwirklichung gebracht. Wie der „Balggelehrte“ vergangener Zeiten allmählich zum Forscher wurde, dem das Problem des Lebendigseins der Organismen mehr und mehr in den Vordergrund trat, wie der Geologe, der Paläontologe erkannte, daß das Studium der wirksamen Kräfte und deren Betätigung im Laufe der Erdgeschichte seine vornehmste Aufgabe sei, so auch begann man für den gebildeten Laien nicht allein und nicht in erster Linie eine oberflächliche Kenntnis der toten Formen zu fordern, sondern ein Eindringen in das Geheimnis des Lebens, ein Verständnis der Gesetze, welche den Mechanismus des Einzelwesens wie die tausendfältigen Beziehungen der Organismen zueinander regeln, einen Überblick über die wichtigsten Etappen, welche die Geschichte des Erdkörpers und seiner Bewohner bis zu deren jetziger Gestaltung und geographischen Verbreitung durchlaufen hat. Indem man sich selbst als ein den Gesetzen des Naturgeschehens unterworfenes Wesen, als letztes, höchstes Glied in der Reihe der organischen Entwicklung fühlen lernte, wuchs das Verlangen, durch tieferes Eindringen in das Getriebe des Naturganzen zu einer klareren Auffassung der Stellung des eigenen Ich im Universum emporzusteigen.

Es liegt auf der Hand, daß diesem stets weitere Kreise erfassenden Verlangen nach ernsterer Belehrung über die Ergebnisse der modernen Naturforschung in erster Linie nur durch eine vertiefte Behandlung des naturwissenschaftlichen Unterrichts Genüge getan werden kann. Daneben aber wird man die Bedeutung der naturhistorischen Museen für dieses Streben nicht unterschätzen dürfen, zumal, nachdem man seit etwa einem Vierteljahrhundert begonnen, durch weitgehende Reformen in den für die breite Öffentlichkeit bestimmten Schausälen der Museen wirkliche Belehrung zu bieten und allgemeine Ideen zum Ausdruck zu bringen.

Schausammlungen und deren Ausgestaltung.

Das erste Erfordernis bei diesem Reformwerk war natürlich die vollständige Abtrennung der allein dem wissenschaftlichen Studium dienenden, in besonderen Räumen magazinierten Hauptsammlung von der lediglich für das Publikum bestimmten Schausammlung. Auf diese Weise war es möglich, zunächst in der rein systematischen Abteilung unter weitgehender Beschränkung nur diejenigen Formen vorzuführen, welche gewissermaßen als Paradigmen für die verschiedenen Kategorieen der Naturobjekte, als Charaktertypen für die Klassen, Ordnungen, Familien der Naturreiche zu gelten haben. Durch sorgfältigste Präparation und Konservierung, durch weitläufige, jedes Einzelobjekt zur vollen Geltung

bringende Aufstellung, durch zweckentsprechende Etikettierung, geographische Kartenskizzen und erläuternde Abbildungen gelingt es, selbst für diesen trockenen Wissenszweig von der Formgestaltung der Naturkörper und deren systematischer Gruppierung ein gewisses Interesse zu erwecken und den Beschauer zu eingehenderem Studium anzuregen. Besonders gilt dies auch für Sammlungen, welche die Tiere, Pflanzen und Mineralien der engeren Heimat in übersichtlicher, ästhetisch ansprechender Weise vor Augen führen und so dem Besucher den Gedanken nahelegen, diesen Gebilden draußen in der freien Natur mehr als bisher sein Augenmerk zuzuwenden, oder wohl gar durch eigene Sammeltätigkeit einen tieferen Einblick in deren Formenmannigfaltigkeit zu gewinnen.

Neben dieser, das System der Naturkörper veranschaulichenden Aufstellung finden sich in allen modernen Schaumuseen weitere Abteilungen, die dem Belehrung suchenden Laien die wichtigsten Ergebnisse auch der übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen, der Ontogenie, Phylogenie, Biologie, Paläontologie usw. zu übermitteln bestrebt sind.

Als ein noch der Lösung harrendes Problem dürfen wir zunächst wohl die Veranschaulichung der geographischen Verbreitung der Tiere und Pflanzen betrachten, da ein einfaches Nebeneinanderstellen der für irgendeine „Region“ charakteristischen Formen nicht allein wegen der Verschiedenheit der zu berücksichtigenden Objekte nach Größe und Konservierung — vom Elefanten bis zum Sandfloh — seine Schwierigkeiten hat, sondern auch wenig anschaulich wirkt, da die Eigenart des landschaftlichen Gepräges fehlt. Auch die Versuche, die wichtigsten Charakterformen eines Gebietes zu einer umfangreicheren Gruppe zu vereinigen, wie dies namentlich im Museum zu Darmstadt versucht ist, wollen nicht völlig befriedigen. Vielleicht ist es der Zukunft vorbehalten, mit Zuhilfenahme der Malerei für die eindrucksvolle Darstellung zoologischer und botanischer Charakterbilder aus fernen Zonen in besonderen Hallen ähnliche Dioramen zu schaffen, wie sie seinerzeit auf der internationalen Gartenbauausstellung in Hamburg im Jahre 1897 für die Haupttypen fremdländischer Vegetation vorgeführt wurden.

Ungleich leichter lassen sich andere allgemeine Gesichtspunkte aus den Gebieten der biologischen Wissenschaften zur Anschauung und zum Verständnis bringen. Dahin gehört in erster Linie ein Einblick in die verschiedenen Organisationspläne der Tiere mit Einschluß des Menschen, ihren anatomischen und histologischen Bau, durch Aufstellung instruktiver Präparate und Demonstrationsmikroskope. Hieran schließt sich die Darstellung der Anpassungserscheinungen an die umgebenden Medien, an Luft, Erde, Wasser, an Licht, Wärme, Klima, der Beziehungen der Organismen zueinander, die in den mannigfachen Mitteln des Schutzes und des Kampfes, der Mimikry, des Parasitismus, der Symbiose usw. zum Ausdruck kommen, die wichtigsten Beweismittel der Darwinschen Lehre, wie sie durch Beispiele der Variation und Rassenbildung, durch ontoge-

netische und phylogenetische Entwicklungsreihen zur Anschauung gebracht werden können.

Auch ohne diese Bezugnahme auf die Deszendenzlehre dürfen einige Beispiele des Entwicklungsganges der Organismen vom Ei bis zum vollendeten Geschöpf im modernen Schaumuseum nicht fehlen, während Geologie und Paläontologie berufen sind, den Beschauer einen Blick in den Werdegang unserer Erdrinde, in die Vorgeschichte der heutigen Lebewelt tun zu lassen.

Mehr praktische Zwecke verfolgen sodann die Zusammenstellungen der wichtigsten Schädlinge des Menschen, seiner Haustiere und Kulturpflanzen, der in den Wohnungen verbreiteten Tiere, der mannigfachen Naturkörper und Naturprodukte, die wirtschaftlich nutzbringend sind oder sonstwie aus irgendeinem Grunde das besondere Interesse des Menschen herausfordern. Ist es doch nicht allein für den Land- und Forstmann, den Obst- und Weinbauer, den Berg- und Hüttenmann von Bedeutung, daß er über die sein Wohl und Wehe bedingenden Naturobjekte eingehendere Belehrung empfängt, sondern für alle, die als Kaufleute, Industrielle, Lehrer, Handwerker direkt oder indirekt zu ihnen in irgendeiner Weise in Beziehung stehen, wofern nicht gar, wie beispielsweise bei den Parasiten des Menschen, ein jeder ohne Ausnahme Schädigungen seitens gewisser Geschöpfe zu fürchten hat.

Biologische Gruppen.

Eine ganz besondere Anziehungskraft auf das große Publikum üben aber die im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunders mehr und mehr in Aufnahme gekommenen biologischen Gruppen aus, d. h. Darstellungen der Tiere, Pflanzen und Menschenrassen in der natürlichen Umgebung, in welcher der Kreislauf ihres Daseins sich abspielt. Die ersten dahinzielenden Versuche, dem Beschauer mit dem Naturobjekt zugleich auch ein Bild von dessen Tätigkeit und dessen ökologischen Beziehungen zu geben, reichen allerdings noch in eine frühere Periode zurück; allein sie konnten nur wenig befriedigen, solange die Häufung unvereinbarer, weil in Wirklichkeit zusammen nicht vorkommender Formen und die völlig unzureichende Technik in der Wiedergabe der zu charakterisierenden Örtlichkeit den Mangel an Naturwahrheit allzusehr hervortreten ließen. Erst das Vorbild der berühmten „Collection of British birds“ im Britischen Museum hat auf diesem Felde neue Bahnen eröffnet. Nicht nur das Tun und Treiben der Naturvölker mit ihren Wohnstätten und Arbeitsgeräten, die Kunsttriebe und sonstigen Lebensäußerungen der höheren Tiere sucht man heute in künstlerisch vollendeten, mit höchster Naturtreue ausgeführten Einzelgruppen zur Anschauung zu bringen, sondern auch die vielgestaltigen Formen der Insektenwelt und die Lebensgemeinschaften des Meeres, am seichten Ebbestrand, auf hoher See, wie in der Tiefe des Grundes. Besonders viele amerikanische Museen (New-York, Chicago, Washington, Carnegie Museum usw.) wenden für die Herstellung derartiger, oft riesige Dimensionen annehmender Gruppen fabel-

hafte Summen auf; aber auch in Deutschland (Bremen, Hamburg, Institut für Meereskunde in Berlin) hat das Beispiel des Britischen Museums verständnisvolle Nachahmung gefunden, ja im Museum zu Altona ist die Vorführung von Lebensbildern zum alleinigen Prinzip der Aufstellung erhoben.

Man könnte einwenden, daß der Versuch, in der angedeuteten Weise das Leben der Tiere zur Darstellung zu bringen, die Mühe nicht lohne, da ein solches „nachgemachtes" Leben unmöglich das wirkliche Leben ersetzen könne, und daß demnach jeder zoologische Garten in dieser Hinsicht unendlich viel wertvoller und lehrreicher sei. Demgegenüber darf darauf hingewiesen werden, daß der zoologische Garten zwar für das Studium der geistigen Fähigkeiten des lebenden Geschöpfes, für dessen Bewegungsformen, Gewohnheiten, Charakter willkommene Gelegenheit bietet, daß er aber nur selten in der Lage ist, das natürliche „Milieu", in dem das Tier in der Freiheit lebt, wiederzugeben, daß viele Tiere sich der Beobachtung zu entziehen bestrebt sind, und daß vor allem gerade die charakteristischsten Momente ihrer Lebensführung, wie Nahrungserwerb, Nestbau, Brutpflege usw., in der Gefangenschaft kaum je unter natürlichen Bedingungen zur Anschauung gelangen, ganz zu schweigen davon, daß die große Masse der an biologisch interessanten Erscheinungen so reichen niederen Tierwelt schon wegen ihrer Kleinheit zu Schaustellungen in den zoologischen Gärten nur wenig geeignet ist. Unter diesen Umständen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Darstellung der Tiere in den interessantesten Momenten ihrer Lebensbetätigung und in der für sie charakteristischen Umgebung ein nicht zu verachtendes Surrogat für die wirkliche Naturbetrachtung ist, dessen wohlverstandene Anwendung um so berechtigter erscheint, je mehr den Bewohnern der modernen Großstädte die Möglichkeit einer intimeren Beschäftigung mit der Natur selbst genommen ist. Jedenfalls tritt dem Beschauer das auf diese Weise dargestellte Geschöpf nicht mehr als ein nur nach Form und Farbe zu betrachtender, dem leblosen Stein oder Kunstprodukt vergleichbarer Körper entgegen, sondern es wird in ihm mit zwingender Kraft die Vorstellung von der Eigenart des organischen Lebens geweckt, von dem Ringen und Kämpfen ums Dasein, der Sorge um die Familie, dem bestimmenden Einfluß der äußeren Lebensbedingungen, und aus diesem Vorstellungskreise heraus erwächst ein ungleich tieferes, weitere Belehrung heischendes Interesse für die Natur, als es durch einfache Aneinanderreihung der Naturkörper gewonnen werden kann. Von besonderem Werte dürften solche „Ausschnitte aus dem Getriebe des Naturganzen" sich erweisen, soweit sie die Gebilde der engeren Heimat zum Vorwurf wählen, so daß hier den Landes- und Provinzialmuseen ein weites Feld der Tätigkeit offen steht. Für die überreiche Formenwelt fremder Zonen wird man sich, selbst im günstigsten Falle, mit wenigen ausgewählten Beispielen begnügen müssen.

Führungen und Vorlesungen.

Daß bei allen den bisher geschilderten Darbietungen des modernen Schaumuseums auf die Auswahl der Objekte, die Etikettierung, die Erläuterung durch Skizzen und Modelle, wie auf die Herstellung allgemeiner und spezieller Kataloge oder „Führer“ die höchste Sorgfalt verwendet werden muß, ist selbstverständlich, da hierdurch vor allem dem Besucher die Möglichkeit gegeben wird, die den Ausstellungen zugrunde liegenden Ideen auch wirklich zu erfassen. Geteilter sind die Ansichten über den Nutzen der sogen. Führungen durch die Museumsräume seitens sachkundiger Fachmänner. Nach dem Vorgange Kopenhagens sind solche Führungen in neuerer Zeit mehrfach eingerichtet, und sie haben auch, was die Besucherzahl anlangt, nicht unbedeutende Erfolge erzielt, wie z. B. in Berlin. Ob es möglich ist, auf dem Gebiete der Kunst durch einmalige oder selbst durch „Reihenführungen“ ein tieferes Verständnis für die Werke der Malerei und Plastik zu erwecken, mag zweifelhaft erscheinen. Etwas günstiger liegen die Verhältnisse jedenfalls für die naturwissenschaftlichen Museen, deren Objekte eine auch dem naiven und ungeschulten Geiste verständliche Sprache reden, deren der Schaustellung zugrunde liegende allgemeine Ideen ohnehin, wenigstens zum Teil, in weite Schichten des Publikums eingedrungen sind. Immerhin mag es geraten sein, auch hier die Erwartungen nicht zu hoch zu spannen und den größeren Erfolg von solchen mit den Museen verknüpften Institutionen zu erhoffen, die, unter Zugrundelegung ihres reichen Demonstrationsmaterials, eine weitergehende Belehrung in dauernden Unterrichtskursen und Vorlesungen anstreben. Daneben wird es sich empfehlen, besondere Führungen durch die Schausammlungen für Lehrer und Lehrerinnen einzurichten, die hierdurch die Fähigkeit gewinnen, nun auch ihrerseits die im Museum veranschaulichten Ideen im Sinne der Museumsleitung ihren Zöglingen zu erläutern.

Der soeben berührte Gedanke von der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Museen für die heranwachsende Generation bedarf noch einer kurzen Erörterung. In seinem „Scope and functions of Museums“ spricht Ray Lancaster es aus, daß die Museen „not a place for children or school teaching“ seien, sondern „a place for the delight of grown-up men and women“. Mag man diesem Satze auch zustimmen, sofern damit gesagt ist, daß die ernste Wissenschaft nicht zum Spielzeug der Kinder herabgewürdigt werden solle und sich daher in erster Linie in ihren Darbietungen an den gereiften Erwachsenen zu wenden habe, so wird man doch andererseits den Besuch der naturhistorischen Museen seitens der Jugend keineswegs als etwas Unerfreuliches oder gar zu Verhinderndes betrachten dürfen. Gerade in der frischen, offenäugigen Jugend feiert die Liebe zur Natur ihre höchsten Triumphe, bei ihr finden wir den Trieb zum Beobachten, zum Sammeln, zu eigener Betätigung am lebendigsten; von ihr wird mit wärmstem Interesse aufgefaßt und weiter verarbeitet, was den im Kampfe des Lebens mürbe gewordenen und abgestumpften

Erwachsenen kaum noch tiefer zu berühren vermag, wie denn wohl so mancher Naturforscher freudig bekennen wird, daß er die stärksten und nachhaltigsten Eindrücke für seinen Beruf als Knabe in der ungebundenen Zeit des fröhlichen Umherstreifens und Sammelns in Wald und Heide gewonnen hat. Wir betrachten daher die naturhistorischen Museen als eine Bildungsanstalt, die der heranwachsenden Generation keineswegs vorenthalten werden darf, in der sie Anregung und Belehrung findet, sei es, daß sie darin auf eigene Hand ihre kleinen Entdeckungen macht und das in der freien Natur Erschaute auf Grund der im Museum gebotenen Belehrung zu geordnetem geistigen Besitztum verarbeitet, sei es, daß sie unter der Führung des Lehrers zu tieferem Eindringen in die Probleme moderner Naturforschung geleitet wird. Vielleicht ist es angezeigt, wie dies in den Vereinigten Staaten geschehen, für das frühere Jugendalter in den Museen eigene Kinderabteilungen mit Vorträgen, Preisaufgaben usw. einzurichten. Wo derartige Institutionen aber fehlen, sollte man in bezug auf den Besuch der Kinder die weitestgehende Liberalität walten lassen und es nicht als eine Entweihung der Wissenschaft betrachten, wenn hie und da die erläuternde Etikette der Schausammlung sich sogar dem Verständnisvermögen des halbwüchsigen Jungen anpaßt. Auch der Mann aus dem Volke wird dabei gewinnen, dessen Auffassungsfähigkeit ja oft genug kaum über das des geweckten Knaben hinausgeht.

III. Die Haupttypen der naturwissenschaftlichen Museen und deren Aufgaben. Die im vorigen Abschnitte entwickelten Gesichtspunkte gestatten es, darüber ein Urteil zu gewinnen, welche Hauptformen der naturwissenschaftlichen Museen als berechtigt bzw. entwicklungsfähig anzuerkennen sind, und welchen besonderen Zielen sie ihre Kraft zu widmen haben. Entsprechend der im früheren skizzierten Bedeutung der Museen für Wissenschaft, Unterricht und Volksbildung ergeben sich ohne Zwang auch drei Haupttypen naturwissenschaftlicher Sammlungen, deren Aufgaben zwar in mancher Hinsicht sich decken, immerhin aber durch das Vorwalten einer bestimmten Richtung weitgehende Verschiedenheiten der gesamten Organisation erheischen. Wir wollen diese Haupttypen, die selbstverständlich heute noch vielfach ineinander übergehen, kurz als Zentralmuseen, Unterrichtsmuseen und Provinzialmuseen unterscheiden.

1. Zentralmuseen. Den großen Zentral- oder Landesmuseen fällt vor allem die Pflege der Wissenschaft zu. Sie sind die Archive, in denen die Ergebnisse der bisherigen Forschung gehegt werden, und die berufen sind, mit Hilfe ihrer reichen Bestände nicht nur der modernen Systematik, sondern auch den mit ihr in engem Konnex stehenden Wissenszweigen der geographischen Verbreitung der Organismen, der Morphologie, Anatomie, Biologie usw. usw. als Grundlage zu dienen. Den heutigen Anforderungen entsprechend verlangen sie gewaltige, nicht prunkvolle, aber zweckentsprechende Magazine, einen großen Etat für Ankauf und Aptie-

rung der Naturobjekte, zahlreiche Arbeitsräume und einen nicht zu gering zu bemessenden Stab von Beamten, die, in fester, sorgenfreier Lebensstellung, zur Verwaltung dieses Riesenarchivs und zur Lösung der hohen wissenschaftlichen Aufgaben des Museums berufen sind.

Differenzierung der Zentralmuseen.

Bei der fast unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Naturobjekte versteht es sich von selbst, daß derartige Zentralmuseen von vornherein nur eine oder wenige Hauptgruppen des Gesamtforschungsgebietes umfassen können, daß also ethnographische, anthropologische, zoologische, botanische, mineralogische Museen usw. zu unterscheiden sein werden. Aber auch mit dieser primären Gliederung dürfte die notwendige Differenzierung der Sammlungen noch nicht zum Abschluß gelangt sein. Schon treten besondere Museen für Entomologie, für Kolonial- und Meereskunde auf den Plan, und selbst für die mit den bedeutendsten Mitteln, den zahlreichsten Arbeitskräften ausgestatteten Institute ist es unmöglich geworden, alle Zweige der Spezialwissenschaft in gleichem Maße zu pflegen. Zwar ergibt sich als willkommenes Hilfsmittel wenigstens für die wissenschaftliche Bearbeitung gewisser, mit den Kräften des Museums nicht zu bewältigender Formengruppen ohne weiteres die Heranziehung auswärtiger Spezialforscher, sowie vor allem der rege geistige Austausch zwischen den Instituten derselben Art: ob aber hiermit der Entwicklungsprozeß bereits seinen Abschluß gefunden hat, oder ob man nicht vielmehr dazu gelangen wird, auch das Arbeitsmaterial selbst miteinander auszutauschen, derart, daß beispielsweise das eine Museum nur für gewisse Tiergruppen eine führende Stellung erstrebt, während es das Material aus anderen Gruppen im Interesse der Konzentrierung einem befreundeten, gerade hierin dominierenden Zentralinstitute überläßt, dürfte heute kaum zu entscheiden sein.

Als die gegebenen Örtlichkeiten, an denen die Zentralmuseen zu errichten sind, resp. gedeihlich sich fortentwickeln können, haben einerseits die Hauptstädte größerer Staaten, andererseits die wichtigsten Emporien des überseeischen Handels zu gelten. Ein großer Teil der Kulturprodukte fremder Länder und Völker, der tausendfältigen Gestaltformen der organischen wie der unorganischen Welt ist nicht einfach durch Kauf zu erwerben, sondern gelangt auf sehr verschiedenen Wegen, durch Schiffsoffiziere, Matrosen, Passagiere, überseeische Pflanzer und Kaufleute über den Ozean, um dann in den großen Kulturzentren Europas sich anzusammeln. Diesen nie versiegenden Strom wissenschaftlich nutzbaren Materials richtig zu leiten und der Allgemeinheit dienstbar zu machen, ist die Aufgabe der in diesen Kulturzentren errichteten Museen, denen gleichzeitig auch alle die zahlreichen und nicht selten hochbedeutenden Privatsammlungen zufallen, in denen oft die ganze Lebensarbeit eines opferwilligen Naturfreundes verkörpert ist. Die Kleinstadt mit ihren engen Verhältnissen wird auf die Gewinnung derartiger Hilfsquellen nur selten zu rechnen haben.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß wir eine ausschließliche Verbindung der Zentralmuseen mit den Universitäten weder für nötig noch auch für ersprießlich halten. Wohl ist es wünschenswert, daß wenigstens an einigen Hochschulen der Großstädte derartige Institute vorhanden sind, schon um der nach unserer Auffassung so wichtigen Systematik den Zusammenhang mit den übrigen Disziplinen der Naturwissenschaft zu wahren und die Möglichkeit einer Lehr- und Lerntätigkeit auch auf diesem Gebiete an ihnen zu bieten; kleinere Universitäten aber mit ihren bescheidenen Mitteln werden auf weitergehende Pflege der systematischen Wissenschaft und ihrer Nebenzweige verzichten müssen. Andererseits kann es jedenfalls nicht zum Schaden der Wissenschaft sein, wenn nun auch in Nichtuniversitäten Institute emporblühen, die vermöge des reichen Stromes ihrer Hilfsquellen imstande sind, aus eigener Kraft auf weiten Gebieten der Forschung sich zu betätigen, zumal deren Beamte nicht, wie die Hochschullehrer, durch umfangreiche Lehrtätigkeit in ihrer wissenschaftlichen Arbeit behindert sind.

Lehrtätigkeit.

Freilich wird auch das ganz auf sich allein gestellte, keinem höheren Lehrkörper verbundene Zentralmuseum nicht völlig auf jede Lehrtätigkeit verzichten wollen. Wie es der gegebene Mittelpunkt ist für die nach Übersee gehenden Sammler, für die zahlreichen Naturfreunde der Großstadt, die hier sich Rat und Anregung holen, so auch wird es das Interesse und das Verständnis für die Natur in weitere Kreise des Volkes hinauszutragen bestrebt sein. Die in den Großstädten mit so großem Beifall und reichem Erfolge ins Leben gerufenen Volkshochschulkurse liefern den Beweis für die Wichtigkeit der hier in der Lösung begriffenen Aufgabe. Die Männer der Wissenschaft selbst aber, die auf so einsame Posten gestellt sind, entgehen durch eine derartige, vornehmlich die allgemeinen Gesichtspunkte der Wissenschaft berücksichtigende Lehrtätigkeit der Gefahr, in einseitigem Spezialistentum zu verknöchern und den Blick für das große Ganze zu verlieren.

Schausammlung.

Nur kurz sei zum Schluß noch hervorgehoben, daß ein jedes Zentralmuseum, entsprechend der in einer Großstadt vereinigten Fülle von Intelligenz, nun auch selbstverständlich eine Schausammlung zu entwickeln hat, die den im vorhergehenden Abschnitt dargelegten Anforderungen entspricht und, neben einer Berücksichtigung der Interessen aller Bevölkerungskreise, in bezug auf Räumlichkeiten und Anordnung auch den Ansprüchen eines verfeinerten Geschmacks gerecht wird. — In der Abteilung der heimischen Naturobjekte dürfte die Fauna, Flora und Geologie des Gesamtstaates zu berücksichtigen sein.

2. Unterrichtsmuseen. Die Hauptaufgabe der Unterrichtsmuseen liegt, wie schon ihr Name sagt, in der Unterstützung und Belebung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Sie liefern dem Dozenten das notwendige Demonstrationsmaterial für seine Vorträge und bilden eine notwendige Ergänzung der Laboratorien, botanischen Gärten, Exkursionen

und sonstiger, die genauere Bekanntschaft mit den realen Objekten der Wissenschaft bezweckenden Übungen.

Entsprechend dem sehr verschiedenen Charakter naturwissenschaftlicher Lehrinstitute muß der Inhalt dieser Lehrsammlungen ein sehr verschiedener sein; in jedem Falle aber wird die bestmögliche Unterstützung des Lehrzieles als oberste Norm seiner Fortentwicklung zu gelten haben. Der großen Gefahr, daß in solchen Lehrsammlungen im Laufe der Zeit durch Schenkung, Gelegenheitskäufe, persönliche Liebhabereien des Leiters usw. vielfach Objekte sich anhäufen, die zu den speziellen Aufgaben in nur lockerer Beziehung stehen, ist mit Nachdruck zu begegnen, ohne daß deshalb unter allen Umständen die Ausgestaltung der Sammlung für wissenschaftliche Spezialstudien als unerwünscht zu bezeichnen wäre. So muß es dem Universitätslehrer freistehn, je nach seinen Neigungen auf rein systematischem Gebiete sich zu betätigen und hierfür die nötigen Unterlagen zu sammeln, sofern dazu nicht größere Mittel und Aufstellungsräume erforderlich sind. Noch näher liegt die wissenschaftliche Ausnutzung und Vervollständigung der Unterrichtsmuseen auf den mehr praktischen Gebieten der Land- und Forstwirtschaft, des Garten- und Obstbaus, des Fischereiwesens, Bergbaus, der Industrie- und Handelsprodukte, bei denen man zur weiteren Vertiefung der Spezialforschung fast mit Notwendigkeit zu einer Entwicklung der Sammlungen kommt, die weit über das Bedürfnis der einfachen Lehrtätigkeit hinausgeht. In allen diesen Fällen wird zum mindesten dafür Sorge zu tragen sein, daß die Übersichtlichkeit der für Studienzwecke bestimmten Objekte nicht durch die Fülle des Materials verloren geht.

Ob die zunächst ausschließlich für fachmännische Studien geschaffenen Lehrsammlungen nun auch berufen sind, die Allgemeinbildung zu fördern, kann zweifelhaft erscheinen. In Wirklichkeit pflegen ja derartige Museen an Universitäten, Akademieen usw., wenigstens in beschränktem Maße, dem großen Publikum zugänglich zu sein; es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß Fachbildung und Allgemeinbildung zwei recht heterogene Dinge sind, und daß die wissenschaftliche Unterrichtssammlung nur in sehr bescheidenem Maße den Anforderungen des Laienpublikums sich anpassen kann. Am meisten Gewinn dürfte das letztere noch aus solchen Museen davontragen, die der angewandten Wissenschaft dienen und demgemäß Objekte vor Augen führen, die auch für das praktische Leben Interesse bieten.

3. Provinzialmuseen. Diese dritte Hauptgruppe der naturwissenschaftlichen Museen, die nach langer, kümmerlicher Daseinsfristung erst in der Gegenwart zu ungeahnter Blüte gelangt, hat die Erweckung und Belebung des Interesses für die Natur in den breiten Schichten des Volkes zum Zielpunkte. Dementsprechend muß sie den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Ausgestaltung der Schausammlung legen, die in ansprechenden Räumen je nach Maßgabe der aufzuwendenden Mittel

alle die verschiedenen Gesichtspunkte zu berücksichtigen hat, die wir im früheren als für die Anbahnung eines tieferen Verständnisses des Naturganzen maßgebend hervorhoben. Im Gegensatz zu den Zentral- und den Unterrichtsmuseen wird die Differenzierung der Provinzialmuseen keine sehr weitgehende sein, wenn auch die Verschiedenheit der zu Gebote stehenden Mittel, die spezifischen Neigungen des Leiters und der Bevölkerung, wie vor allem die lokale Eigenart der Umgebung, ob Küste, Flachland oder Gebirgsgegend, mannigfache Unterschiede bedingen werden.

Eine wenn auch beschränkte Lehrtätigkeit durch „Führungen“ und populäre Vorträge wird das Provinzialmuseum kaum entbehren können, sofern es die Sphäre seines Einflusses nach Möglichkeit zu erweitern strebt.

Aber auch auf wissenschaftliche Tätigkeit soll und darf es keineswegs völlig verzichten. Als natürlicher Mittelpunkt für die naturwissenschaftlichen Interessen der umgebenden Landschaft, deren Sammler und Naturfreunde es beraten und zur Mitarbeiterschaft anregen soll, hat es vor allem den Naturobjekten der Heimat seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, dieselben archivmäßig zu sammeln und so für die geographische Verbreitung der Formen, deren Abhängigkeit von Boden und Klima, deren wirtschaftliche Bedeutung usw. usw. feste Unterlagen zu schaffen. Auch Grund und Boden des Landes, Vorgeschichte und Volkskunde bieten dem Provinzialmuseum reiche Gelegenheit zu wissenschaftlicher Betätigung, während es andererseits mit rücksichtsloser Entschiedenheit alles von sich fernhalten sollte, was der Natur der Sache nach in die Zentralmuseen gehört. Ist doch gerade in dem nutzlosen Ballast, den die meisten Provinzialmuseen in Form von Geschenken, Vermächtnissen, Gelegenheitskäufen usw. fort und fort in sich aufnehmen, das wesentlichste Hemmnis für die energische Durchführung der ihnen nächstliegenden, soeben skizzierten Aufgaben zu erblicken.

Diese Aufgaben erscheinen nach unserem heutigen Standpunkte so wichtig, daß man dem Gedanken, es sei ein planmäßig angelegtes Netz von miteinander in reger Wechselbeziehung stehenden Provinzial- und Landschaftsmuseen über das Gesamtgebiet des modernen Kulturstaates zu erstreben, schwerlich seine Zustimmung versagen kann. Ob man indes, wie manche wollen, im Verfolg dieser Idee dereinst auch bis zur Errichtung von Kleinstadt- oder gar Dorfmuseen fortschreiten wird, darf billig bezweifelt werden.

Literatur.

Im folgenden sind einige der wichtigsten Arbeiten über Bedeutung und Organisation der Museen in historischer Reihenfolge aufgeführt. Ein umfangreiches, aber keineswegs vollständiges Verzeichnis aller auf Museen bezüglichen Schriften findet sich in MURRAY: Museums their History and their Use Vol. II u. III (Glasgow, 1904).

J. D. MAJOR, Unvorgreiffliches Bedencken von Kunst- und Naturalien-Kammern insgemein (Kiel, 1674).

M. B. VALENTINI, Museum museorum, 2 Vol. (Frankfurt a. M., 1714).

C. F. NEICKELIUS, Museographia, oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritätenkammern (Leipzig, 1727).

MADONETTI, Discours sur l'utilité des cabinets d'histoire naturelle dans un état, et principalement en Russie (St. Petersbourg, 1766).

A. AGASSIZ, On the Arrangement of Natural History Collections in Ann. Mag. Nat. Hist. (3) IX (1862), S. 415—419.

J. E. GRAY, On Museums, their Use and Improvment etc. in Ann. Mag. Nat. Hist. (3) XIV (1864), S. 283—297.

A. H. HAGEN, Historical Sketch of the development of Natural History Museums in Proc. Boston Soc. Nat. Hist. XVII (1874—75), S. 387.

Derselbe, The History of the Origin and Development of Museums in Amer. Natur. X (1876), S. 80—89, 135—148.

W. E. WINKS, Local Museums, their purpose and management in Rep. and Trans. Cardiff Nat. Soc. IX (1878), S. 83—90.

A. C. L. G. GÜNTHER, Museums, their Use and Improvment in Rep. 50. Meeting Brit. Assoc. (1880), S. 591—598.

E. PINDER, Die Aufgaben der Provinzial-Museen (Leipzig, 1881).

W. A. HERDMANN, On an ideal Natural History Museum (Liverpool, 1887).

H. DEWITZ, Die Aufgaben großer zoolog. Landesmuseen, in Zool. Anz. (1888), Nr. 281.

A. FRITSCH, Prinzipien der Organisation der naturhistorischen Abteilung des neuen Museums zu Prag (Prag, 1888).

K. KRAEPELIN, Die Bedeutung der naturhistorischen, insonderheit der zoologischen Museen, in Naturw. Wochenschr. (1888) Nr. 10, 11, 12.

SIR W. FLOWER, Museums, their rise, use etc., in Brit. Assoc. Addr. at Newcastle upon Tyne (1889).

K. MOEBIUS, Die zweckmäßige Einrichtung großer Museen, in Deutsche Rundschau, (1891), S. 352—360.

W. B. DAWKINS, The Museum Question, in Proc. Mus. Assoc. (Manchester, 1892), S. 13.

F. E. WEISS, The organisation of a Botanical Museum ibid. (Manchester, 1892), S. 25).

SIR W. FLOWER, Modern Museums, in Mus. Assoc. (London, 1893), S. 21.

G. Br. GOODE, On the classification of Museums, in Science N. S. III (1895), S. 154—161.

A. L. HERRERA, Les Musées de l'avenir, in Mem. y Rev. Soc. Cient. „Antonio Alzale". Mexico, IX (1896), S. 221—251.

SIR W. FLOWER, Essays on Museums and other Subjects connected with Natural History (London, 1898).

L. P. Gratacap, Natural History Museums, in Science N. S. VIII (1898), S. 29—37, 61—68.

A. König, Ziele u. Aufgaben naturhistorischer Museen, in Naturw. Wochenschr. XIII (1898), S. 71.

E. Hecht, Quelques idées sur l'organisation des Musées d'histoire natur., in Feuill. jeun. Natur. (Sept. 1899).

K. Kraepelin, Das Naturhistorische Museum in Hamburg und seine Ziele in Verh. D. Zool. Ges. (Hamburg, 1899), S. 7—18.

T. Vignoli, I musei moderni di storia naturale, in Rend. Ist. Lomb. (2) XXXIII (1900), S. 246—251, 332—344, 504—510.

E. Ray Lancaster, Scope and functions of Museums, in Nature (1901), S. 91.

A. B. Mayer, Über Museen des Ostens der Ver. Staaten v. Amerika I u. II, in Abh. zool. anth. ethn. Mus. Dresden IX und Beiheft (1901).

A. Fritsch, The Museum Question in Europe and America, in The Museums Journal (1904), S. 247.

D. Murray, Museums their History and their Use, 3 Vol. (Glasgow, 1904).

An periodischen Schriften sind zu nennen:

Die Schriften der Museums Association, und zwar:

a) Report of Proceedings of the Meetings (seit 1890).

b) The Museums Journal (seit 1901).

Museumskunde, Zeitschr. f. Verwaltg. u. Technik der öffentl. u. privaten Sammlungen. Herausgegeben von K. Koetschau (Berlin, seit 1905).

KUNST- UND KUNSTGEWERBE-AUSSTELLUNGEN.

Von

Julius Lessing.

Grundzüge.

I. Wesen und Aufgabe der Ausstellungen. Die Ausstellungen des letzten Jahrhunderts haben sich in unzähligen, großen und kleinen Veranstaltungen zu einer treibenden Kraft in der Entwicklung von Kunst und Kunstgewerbe entwickelt. Für das nie rastende Fortschreiten bieten sie Anhaltspunkte, welche das Rückblicken und das Vorwärtsblicken ermöglichen. Aber die kleineren Anhaltspunkte mit ihrem feinen Netze von Beziehungen ballen sich seit der Mitte des Jahrhunderts in den Weltausstellungen zu großen festen Stufen zusammen. Erst von diesen aus wird das Getriebe der Ausstellungen verständlich. Diese sind eines der merkwürdigsten Produkte der modernen Zeit, nicht nur in ihrer Anlage, in der Anhäufung der Waren und in dem Verkehr der Besucher, sondern in ihren Grundbedingungen, in welchen alle Fäden des modernen Lebens zusammengefaßt sind.

Wir denken bei Weltausstellungen an einen möglichst großen Aufbau von künstlerischer und gewerblicher Arbeit, an eine grandiose Gelegenheit, seine eigene Fähigkeit zu zeigen und die Fähigkeit anderer Völker kennen zu lernen. Frühere Kulturperioden haben nichts, was man diesen Veranstaltungen gleichstellen könnte. Man darf sich wohl der Messen erinnern, die von der ältesten Zeit her in den Hauptstädten des Verkehrs abgehalten wurden und die Kaufleute aus aller Herren Ländern zusammenführten; sie schlossen sich an die kirchlichen Feste, welche einen Zusammenfluß der Menschen sicherten, bis in die neueste Zeit haben sie den Namen der Michaelismesse, Ostermesse u. a. behalten. Aber diese Messen bedeuteten die direkte Anfuhr von Waren, sie gehören in eine Zeit, welche den Kredit und das kaufmännische Vertrauen nicht kannte; man mußte die Ware vor sich haben, um sie zu erwerben; man hoffte und erwartete, daß der fremde Kaufmann, der sie bringt, von der eigenen Ware in nahezu gleichem Betrage mit nach Hause nehme: ein Rest des alten Tauschhandels. Alles das hat sich gewaltig geändert. Wir wissen

jetzt weit über die Meere hin, was ein Land, was eine Stadt, ja selbst ein einzelnes Geschäftshaus zu leisten vermag; große Bankhäuser vermitteln den Geldverkehr von einem Weltteil zum andern, und so genügt in vielen Fällen ein Musterlager, um daraufhin mit vollem Vertrauen auf Monate und Jahre hinaus Lieferungen zu bestellen. Und selbst diese Musterlager braucht der Käufer nicht mehr aufzusuchen. Ein Heer von Geschäftsreisenden durchzieht die Welt und knüpft mit emsigen Händen das große Maschennetz, welches ganze Schiffsladungen zu genau abgegrenzten Zeitpunkten von Stelle zu Stelle schiebt. Nur wo noch Reste mittelalterlicher Unbeholfenheit andauern, erhält sich die Messe im alten Sinne; in Nischni-Nowgorod entsteht in jedem Juli eine große Budenstadt, wo die Karawanen des Orients mit Kamelen und Dromedaren hochbeladen einziehen, Teppiche und Sämereien durch Steppen und Hochgebirge heranbringen und die bedruckten Kattune und Stahlwaren Europas in ihre ferne Heimat zurückführen. In Europa ist diese Art der Messen nahezu verschwunden, die alten Kaufhäuser in Leipzig und Naumburg stehen leer. Übrig bleiben nur diejenigen Stücke, die man im einzelnen prüfen muß und auf Proben hin nicht ankaufen kann, von den gröberen Waren hauptsächlich die Pelze. Aber vorgeführt für das Urteil und die Kauflust müssen schließlich alle diejenigen Waren werden, welche ein künstlerisches Element bergen. Läßt sich die Form einigermaßen durch Kataloge und Preislisten erkennen, so bleibt doch der Grad der Ausführung, die Wirkung des Materials zugleich mit der Kunstform zu prüfen.

Die früheren Jahrhunderte mochten dazu besonderer Veranstaltungen entraten, der Bürger bestellte sich seine Hausausstattung bei dem Nachbar Tischlermeister, jeder kannte den andern und für die hinzureisenden Fremden wurden an einzelnen Stellen kleine Lager fertiger Waren gehalten. Für die Güte der Waren bürgte in den meisten Zweigen die Zunft, welche das einzelne Stück prüfte und abstempelte. Diese Art direkter Bestellung ging bis in das Ende des 18. Jahrhunderts hinein. Die Könige von Frankreich, welche die Kunstformen für ganz Europa angaben, sicherten sich die Arbeit hervorragender Meister, denen sie besondere Rechte und den Arbeitsplatz in ihren Schlössern gaben. Die königliche Manufacture des Gobelins in Paris stellte keineswegs nur die Wandteppiche her, welche jetzt ihren Namen führen, sondern Möbel, Bronzen, Silberwaren im größten Stile, welche kaum käuflich waren und nur als Geschenke an die Höfe abgegeben wurden. In der eigentlichen Kunst mochte es den Meistern einfallen, rein persönlichen Eingebungen zu folgen. Der Bildhauer arbeitete fast selbstverständlich nur im Auftrage, der Maler dagegen hatte es leichter, freie Schöpfungen herzustellen; auch er konnte im wesentlichen darauf rechnen, daß seine Gönner ihn in der Werkstatt aufsuchten und die fertigen Bilder erwarben. Aber für ihn mußte doch ein Bedürfnis eintreten, auszustellen, und so werden wir den Anfängen der Kunstausstellungen im 17. Jahrhundert begegnen.

II. Gewerbeausstellungen. Um die eigentlichen gewerblichen Ausstellungen entstehen zu lassen, mußte erst das Gerüst der alten Gesellschaft mit ihren reichen und vornehmen Bestellern zerbrochen werden.

Frankreich. Die französische Revolution tritt auch hier zerstörend und schaffend zugleich ein. Die vornehme Gesellschaft Frankreichs, für welche recht eigentlich die hochentwickelte Industrie arbeitete, war verschwunden. Patriotisch gesinnte Männer sahen mit Betrübnis, wie sich in den Werkstätten der Pariser Handwerker die herrlichsten Teppiche, Bronzen und Kunstmöbel anhäuften, die niemand zu kaufen wagte. Im Jahre 1798 errichtete man auf dem Marsfelde, das seitdem eine so unendliche Reihe von Ausstellungen beherbergt hat, eine Verkaufsstelle mit wenigen Budenreihen; 110 Aussteller waren vertreten, drei Tage dauerte das ganze Unternehmen, aber es war von Erfolg gekrönt und wurde wiederholt. Im Jahre 1801 sah man bereits 220 Aussteller, die im Hofe des Louvre ihre Waren sechs Tage lang ausgebreitet hatten, 1802 sind es 540 Aussteller und sieben Tage. Dann griff 1806 Napoleon I. ein und gab die Esplanade des Invalides her, man zählte 1422 Aussteller während 24 Tage. Bei dieser Ausstellung ging man bereits über Paris weit hinaus, die Departements waren aufgefordert, sich zu beteiligen, und so sehen wir hier die eigentliche Wurzel der Landesausstellungen, welche nunmehr in rascher Folge bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in allen Kulturstaaten Europas abgehalten wurden. In Frankreich selbst wiederholte man diese Ausstellungen in kurzen Intervallen von vier bis fünf Jahren. Zumeist handelte es sich um Erzeugnisse der eigentlichen Luxusindustrie, dessen, was wir heute Kunstgewerbe zu nennen pflegen, aber auch Gebrauchsgegenstände von guter Ausführung, Werkzeuge und halbverarbeitete Produkte wurden allmählich herangezogen.

Suchte bis dahin der Käufer die Waren, so fing nunmehr die Ware an, den Käufer zu suchen.

Es war auch dies nicht zufällig, sondern ganz wesentlich die Folge der Maschinenindustrie, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Die kostspielige Anlage der Maschinen erforderte einen größeren Absatz der Waren, und war auch die kunstgewerbliche Produktion in ihren Spitzen auf die Arbeit der Hand angewiesen, so war doch die Grundlage der Arbeit durch die Arbeitsmaschine so wesentlich erleichtert, daß die Zahl der in gleicher Zeit hergestellten, selbst künstlerisch verzierten Stücke sich in schnellster Folge verdoppelte, verdreifachte, bis in das Hundertfache stieg. Der Weg vom Kattundruck mit Handmodeln, bis zum Druck mit Dampfwalzen, die in einem Tage in Meilenlängen bedruckte Stoffe herzustellen vermochten, und der damit zusammenhängende Massenimport englischer Manufakturwaren ist ein sprechendes Beispiel. Man ward gezwungen, der Bevölkerung zu zeigen, was und wie billig man zu leisten vermochte. Selbst in dem Bannkreise der einzelnen Stadt hatte die Fühlung des Bürgers mit den einzelnen

Gewerbtreibendan aufgehört, das Ausstellen war zur Notwendigkeit geworden.

Gewerbeausstellungen. Deutschland.

In Deutschland bot München 1818 die erste bemerkenswerte Ausstellung. Dann folgt über alle Länder Europas hin eine Flut von städtischen, provinzialen und Landesausstellungen, durch welche in den Zentren des Gewerbes die Bevölkerung allmählich lernte, sich in die neuen Herstellungsweisen einzugewöhnen. Eine Art von politischer Bedeutung hatte Mainz 1842 nach Begründung des Zollvereins, hier war zum ersten Male der Versuch gemacht, Deutschland als einen einheitlichen Staat zu behandeln. Berlin 1844 blieb noch Generationen hindurch lebendig in der Erinnerung der Bevölkerung, man sah hier in der Hauptstadt des preußischen Staates zum ersten Male, was man zu leisten vermöge; eine große Menge von Waren, besonders Stoffe und Eisen, welche bis dahin als englische Ware auf dem Markte waren, wurden als heimische Erzeugnisse erkannt.

Diese Ausstellungen unterschieden sich erheblich von den alten Messen. Natürlich sollten sie dem Arbeiter und Fabrikanten einen Absatz bringen; es war und blieb bis zum heutigen Tage ein Ehrentitel für die ausgestellte Ware, Käufer gefunden zu haben; aber die Aussicht auf den direkten Verkauf war doch schon nicht mehr das einzige, was zum Ausstellen veranlaßte. Man sagte sich, daß es dem Vaterlande zum Ruhme gereiche, eine groß entfaltete Industrie vorzuführen, und man erkannte auch bereits, daß der moralische Erfolg materiellen Vorteil brächte. Dringt das Bewußtsein durch, daß die deutsche, die preußische, die westfälische, die Berliner Arbeit auf gewissen Gebieten Vorzügliches leistet, so kommt das jedem Einzelnen, auch dem Geringsten, zugute und drückt sich allmählich in dem Absatz aus. So bemühen sich denn der Staat und die Gesellschaft, die Ausstellung durch besondere Zuwendungen zu bereichern. Man macht Bestellungen für öffentliche Zwecke, um sie zunächst auf der Ausstellung vorführen zu können. Der Handwerker macht den Bestellern mäßigere Bedingungen, wenn er das Recht hat, die betreffenden Prachtstücke noch vor der Ablieferung öffentlich vorzuführen. 1844 räumt man in Berlin das Zeughaus, die Hochburg des waffenstarrenden Preußens, der Landesausstellung ein und gibt ihr somit von vornherein in den Augen der Bürgerschaft eine erhöhte Bedeutung.

Weltausstellungen.

III. Weltausstellungen. Diese Landesausstellungen stehen noch im Bannkreis lokaler Anschauungen, aber es keimt in ihnen der Gedanke der Weltausstellungen. Um ihn zur Reife zu bringen, bedurfte es noch großer umwälzender Ereignisse auf dem Gebiete des Verkehrs, es bedurfte der Eisenbahnen, die 1835 begannen und im Laufe der vierziger Jahre im schnellen Fortschreiten alle Hauptstätten zunächst einmal der europäischen Kultur miteinander verbanden. Jetzt zum ersten Male durfte man daran denken, Völkerfeste zu veranstalten, welche nicht einzelne Ver-

treter, sondern ganze Scharen der Bewohner in Bewegung setzen sollten. In diese Entwicklung der Eisenbahnen hinein fiel die Ausbildung der elektrischen Telegraphie, die im Laufe von wenigen Minuten Kunde zu geben vermochte von dem fernsten Punkte des Erdballes her, hier hinein fiel die Erfindung der Photographie, welche das Bild des Auges festhielt. Die Unterwerfung der Naturkräfte in den Dienst der Menschheit, die ungeheuere Ausbildung der Maschinen brachte eine so vollständige Umwälzung aller Vorstellungen von Kraft und Leistungen, daß aus diesem an Keimen überreichen Boden weltbewegende Gedanken emporsprießen konnten, die ein früheres Jahrhundert niemals zu fassen imstande gewesen war. Vor diesem übermächtigen Strome brachen auch die Schranken engherziger Zollpolitik zusammen. Der Freihandel wurde, wenn auch noch nicht völlig erreicht, so doch als das große erstrebenswerte Ziel der Neuzeit verkündet.

Auf diesem Boden ist die Weltausstellung von London 1851 erwachsen.

1. London 1851. Wenn jemals in der Kulturgeschichte ein großer neuer Gedanke wie eine edle Frucht am Baume der Menschheit ausgereift ist, wenn jemals die Ziele klar vorbereitet, alle Wünsche und Bedingungen dem bestimmten Ziel unterworfen, wenn jemals ein solches Ziel auch klar und voll erreicht ist und in klar erkennbarer Weise seine Wirkung auf die Mitzeit und ihre Nachfolge ausgeübt hat, so ist es diese erste Weltausstellung von London 1851. Es ist das unsterbliche Verdienst des Prinzgemahls Albert von England, in seiner hohen Seele den Gedanken einer Weltausstellung rein erfaßt und ohne Rücksicht auf kleinliche Bedenken auf das ideale Ziel hingelenkt zu haben. Es handelte sich für ihn nicht nur um ein lehrreiches Nebeneinander der Gewerbeerzeugnisse aller Völker; ihm bedeutete das Zusammenführen der Arbeit der ganzen Welt auf einen einzigen Punkt die Vereinigung des Menschengeschlechtes in friedlicher Arbeit. Nicht aufgehoben werden sollten die Einzelheiten; jedes Staatswesen sollte zu seinem vollen Rechte kommen. Niemand sollte beraubt, sondern jeder bereichert zurückkehren von einer Ausstellung, in der er sein Bestes eingesetzt, um auch das Beste anderer Völker frei nach Hause führen zu können.

Der hochsinnige Aufruf, den Prinz Albert erließ, fand einen begeisterten Widerhall. Wer sich die Mühe gibt, die Zeitungen des Jahres 1850 durchzusehen, wird eine wahre Hochflut der Gedanken finden. Das Jubiläum der Arbeit werde gefeiert werden. Einst habe Rom es vermocht, unter der Weltherrschaft des Papstes Jubiläumsjahre einzurichten, zu denen Pilger aus allen Weltteilen zusammenströmten: aber was wollten diese Pilgerscharen sagen gegen die Fluten der Völker, die nunmehr nach London strömen würden; welche Schätze würde man zusammenbringen; wie müßte alles dagegen verschwinden, was die Geschichte uns erzählt von den Beutemassen, welche römische Imperatoren und die

Satrapen des Ostens über Blut und Leichen herangeschleppt hätten. Was hier zusammenkäme, müßte eine so ungeheure Wirklichkeit haben, daß alle Phantasie früherer Jahrhunderte dagegen lahm erschiene. Das ganze Menschengeschlecht sollte sich an dieser Stätte fühlen wie eine einzige große Familie, und die Arbeit sei ihre Mutter. Lothar Bucher, der 1851 als politischer Flüchtling in London lebte, hat diesen Anschauungen die klaren Worte verliehen und die kulturhistorische Bedeutung der Weltausstellung in voller Größe erkannt. Er schrieb damals: „Es gibt Ereignisse in der Geschichte des Menschengeschlechtes, in denen das stille Wachstum, welches selbst Stürme und Ungewitter nicht zu hindern vermögen, plötzlich, wie das Pflanzenleben im Aufbruch zur Blüte, zur prachtvollen Entwicklung, zum gebieterischen Beweise seines Daseins kommt. Das sind Knotenpunkte des Geschichtslaufes; sie scheiden ein Zeitalter vom andern, indem sie die Leistungen einer abschließenden Periode zur Anerkennung und zum Bewußtsein des Geschlechtes, das aus ihr hervorgeht, bringen und in Kopf und Herz desselben zugleich den Samen für die Zukunft ausstreuen."

Dieser großen Anschauung, aus welcher der Ausstellungsgedanke hervorging, entsprach die Ausführung. In acht Monaten war alles vollendet. „Ein Wunder, das nun Geschichte ist." Eine hohe Begeisterung hatte alle Kreise des englischen Gewerbes erfaßt. Es war die Zeit, in der England fast ohne Nebenbuhler im Großgewerbe dastand und seine Waren als die vorzüglichsten der Welt überallhin ausschüttete. Wenn es gelang, die Bevölkerung des Weltalls nach London zu führen, so durfte auch der materielle Nutzen für die englische Bevölkerung nicht ausbleiben. Mächtig hob sich der Stolz des Bürgertums. Im Kern der Bewegung steht der Grundsatz, daß nicht der Staat, sondern lediglich die freie Tätigkeit der Bürger ein derartiges Werk hervorbringen müsse. „Der gegenseitigen Hilfeleistung menschlichen Fleißes über die ganze Welt kann der Eingriff durch Anordnungen außerhalb der freien Privattätigkeit nur schaden." Zwei Privatleute erboten sich sofort, auf ihre eigene Gefahr einen Palast für eine Million Mark zu bauen. Man entschloß sich aber zu einem noch größeren Maßstabe und der dafür notwendige Garantiefonds war in allerkürzester Frist gezeichnet.

Für den großen neuen Gedanken fand sich die große neue Gestalt. Der Gärtner Paxton erbaute den Kristallpalast. Wie etwas Märchenhaftes klang die Kunde durch alle Lande, daß man aus Glas und Eisen einen Palast bauen würde, der 18 Morgen Landes bedecke. Paxton hatte nicht lange vorher eines der Treibhäuser in Kew, in dem die Palmen übermächtig emporschossen, mit einem gewölbten Dache aus Glas und Eisen überdeckt, und das gab ihm den Mut, an die neue Aufgabe heranzutreten. Als Stätte für die Ausstellung wählte man den stattlichsten Park von London, den Hydepark, der in der Mitte eine weit ausgedehnte, freie Wiese bot, die nur in ihrer kurzen Achse von einer Allee herrlicher

Ulmen durchquert wurde. Aus dem Kreise der Ängstlichen erscholl der Schreckruf, daß man einem Phantasiegespinst zuliebe diese Bäume nicht opfern dürfe. So werde ich die Bäume überwölben, war die Antwort Paxtons, und er entwarf das Querschiff, das in einer Wölbung von 112 Fuß Höhe — höher als das Berliner Schloß — die ganze Baumreihe in sich aufnahm.

Kunstformen.

Es ist im allerhöchsten Grade merkwürdig und bedeutungsvoll, daß diese Weltausstellung von London, die erwachsen war auf den technischen Errungenschaften der Dampfkraft, der Elektrizität und des Verkehrs, daß diese zugleich für den Umschwung der Kunstformen innerhalb dieser ganzen Periode den großen entscheidenden Schlag geführt hat. Einen Palast zu bauen aus Glas und Eisen, das war damals der Welt wie eine Art phantastischer Eingebung für einen Gelegenheitsbau erschienen. Wir erkennen jetzt, daß es der erste große Vorstoß ist auf dem Gebiete einer völlig neuen Formengebung. Wenn frühere Jahrhunderte sich damit begnügen mußten, die Spannweite der Gebäude und die Form ihrer Teile danach zu bemessen, was Stein und Holz an Länge und Tragkraft hergaben, so sind wir jetzt dieser Fessel entbunden. Mit dem Eisen als Material, mit der Maschinenkraft als schaffendem Diener sind wir in der Lage, Räume zu überspannen, von denen frühere Jahrhunderte keine Ahnung hatten.

Alles dies durfte zunächst als eine rein technische Errungenschaft gelten. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein war man noch geneigt, die ganze Eisenkonstruktion nur als Gerüst anzusehen für die eigentlichen Kunstformen altgewohnten Materials. Nur ganz allmählich drang die Überzeugung durch, daß auf dieser mechanisch entstandenen Grundlage auch neue Kunstformen erwachsen könnten und müßten. Die vollständige Umbildung des Konstruktionswesens muß zunächst das Haus, dann aber alle Teile unseres Hausrates in die Umwälzung hineinziehen. Lauter und lauter erschallt in unseren Tagen der Ruf, daß wir uns einer modernen Kunst zuzuwenden haben, bei der jedes Gerät aus seinem Zweckbedürfnis und aus den technischen Voraussetzungen heraus konstruiert sein müsse. Der konstruktive Stil gegenüber dem historischen ist das Stichwort der modernen Bewegung geworden, und der Punkt, von dem aus dieser Gedanke zum ersten Male siegreich in die Welt hineinstrahlte: es ist der Kristallpalast zu London im Jahre 1851. Und wieder eine neue grandiose Blüte dieses Gedankens ist von der Pariser Ausstellung im Jahre 1889 der Eiffelturm, ein ungeheueres Ausrufungszeichen der neuen Periode, welche sich nicht nur regt, sondern bereits mit festem Fuß in der Wirklichkeit steht.

Im Jahre 1851 hatte man zuerst nicht einmal glauben wollen, daß es technisch möglich sei, mit Glas und Eisen einen Palast kolossaler Abmessungen zu erbauen. In den Veröffentlichungen jener Tage finden wir als Merkwürdigstes die Verbindung der Eisenglieder dargestellt, die uns

jetzt etwas Alltägliches geworden ist. England durfte sich rühmen, in den vorhandenen Fabriken ohne Anspannung weiterer Kräfte dieser ganz neuen und unerhörten Aufgabe in der Zeit von acht Monaten gerecht geworden zu sein. Triumphierend rief man aus, wie es Jahrtausende gebraucht habe, um das Glas seines Charakters einer besonderen Kostbarkeit zu entkleiden, wie noch im 16. Jahrhundert ein kleines verglastes Fenster ein Luxusgegenstand gewesen sei, und wie man jetzt ein Gebäude, das 18 Morgen bedeckt, ganz aus Glas herzustellen vermöge. Ein Mann wie Lothar Bucher war sich klar, was diese neue Konstruktion bedeute. „Dieses Gebäude ist der ungeschmückte, von allem Schein befreite, architektonische Ausdruck der Tragkräfte in schlanken Eisengliedern.“ Über diese Bezeichnung, die geradezu das Programm der Zukunft enthielt, weit hinaus ging der phantastische Reiz, den dieser Bau auf alle Gemüter ausübte. „Es ist nüchterne Ökonomie der Sprache, wenn ich den Anblick des Raumes unvergleichlich, feenhaft nenne, es ist ein Stück Sommernachtstraum in der Mittagssonne.“ (L. B.) Diese Empfindungen zitterten nach in der ganzen Welt. Das Wort „Kristallpalast“ erinnerte an eine ferne Märchenwelt, und selbst jetzt noch, da nur Trümmer des Palastes in Sydenham stehen, erfüllen sie uns mit einem Schauer der Ehrfurcht und reinem Entzücken. Diesem großen Zuge des Kristallpalastes entsprach der äußere Erfolg. 17000 Aussteller waren beteiligt, darunter 9730 Engländer, 36 Millionen Besucher waren erschienen, 5 Millionen Überschuß blieben. Man erwarb für künftige Unternehmungen ähnlichen Charakters ein mächtiges Gelände in South Kensington, welches somit der Nährboden für gewerbliche und wissenschaftliche Entwicklung auf mehr als ein halbes Jahrhundert hin wurde.

Was man mit der Weltausstellung zunächst bezweckt hatte, erfüllte sich in glanzvollster Weise. Die Nationen sahen zum ersten Male ihre Erzeugnisse nebeneinander stehen; in diesem Ringen aller gegen alle erkannte man, was die eigene Arbeit wert sei. So manches, was man zu Hause als besonders Herrliches empfunden hatte, schwand zusammen, und selbst der mächtigste aller vertretenen Faktoren, die englische Fabrikindustrie, lernte erkennen, was ihr fehlte. Ihre Produkte mochten tüchtig sein für das tägliche Bedürfnis, aber es fehlte ihnen der künstlerische Reiz, der in alter Tradition die Arbeiten Frankreichs wie mit einem goldenen Glanz umstrahlte. England zog aus dieser Betrachtung die praktische Lehre. Man erkannte, daß man in der einseitigen Maschinenindustrie ein köstliches Gut, die künstlerische Ausbildung, preisgegeben hatte und setzte sofort alle mächtigen Hebel des reichen und einsichtsvollen Landes in Bewegung, um die fehlende Tradition durch künstliche Mittel zu ersetzen.

Man hätte sich die Frage aufwerfen können, ob es möglich wäre, aus den neugewonnenen Formengrundsätzen des Eisenbaues eine neue Formensprache zu erfinden, welche als der natürliche und notwendige

Ausdruck des Maschinenzeitalters seinen Siegeslauf durch die Welt halten müßte. Aber so weit war man damals noch nicht. Man hielt sich zunächst an das Hergebrachte und bemühte sich, an Beispielen alter Kunst ein möglichst großes Material zusammenzutragen als das wahre Lebenselement der heimischen Kunst. So entstand die eigentümlich rückwärts gewendete Bewegung, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgefüllt hat und erst jetzt ganz allmählich im Schwinden begriffen ist. Man errichtete das South-Kensington-Museum, jetzt Viktoria- und Albertmuseum genannt, häufte die unendlichen Schätze aus den alten Kulturländern zusammen, schuf Leih- und Wanderausstellungen und einen Kunstunterricht über das ganze Land hin. In weniger als zehn Jahren hatte sich das Bild der englischen Abteilung auf den weiteren Ausstellungen vollständig verwandelt; das Künstlerische trat in den Vordergrund, das Technische wich in die Maschinenhalle zurück. Das im South-Kensington-Museum gegebene Beispiel wurde das rückhaltlos anerkannte Vorbild für ganz Europa. Was in jener Zeit in Wien, in Berlin, in München, dann auch in den nordischen und schließlich in den romanischen Ländern an kunstgewerblichen Museen entstanden ist, geht alles bis in die Kleinigkeiten hinein auf das South-Kensington-Museum zurück, und jedes der unzähligen Programme jener Jahre beginnt seine Betrachtung naturgemäß mit der Weltausstellung von 1851, aus der die Erkenntnis auf diesem Gebiete hervorgewachsen sei.

In dieser Rückbewegung nach den alten historischen Formen von dem Boden der allermodernsten Schöpfung des Kristallpalastes heraus sehen wir jene Schraubenbewegung der Entwicklung, die scheinbar zu einem früheren Punkte zurückkehrt, aber doch immer aufwärts strebt.

Exotisches.

Auch für andere Punkte der Erkenntnis war London 1851 von durchschlagender Bedeutung. Hier wurden zum ersten Male in großer Menge die Erzeugnisse der Kolonieen zur Darstellung gebracht. Man sah die herrlichen Teppiche von Indien im Gegensatz zu den europäischen Teppichen mit Blumenmustern in buntschreienden Farben; man sah, was in Kanada und den Südsee-Inseln Völker schaffen, die man einfach zu den Wilden zählte, und deren Waffen und Schmuck bis dahin nur vereinzelt in den Raritätenkabinetten aufbewahrt wurden. Leute mit weitschauendem Blick erkannten damals schon in diesen primitiven Werkstücken eine lebendige und frische Äußerung des Kunstgefühls, welches unbelastet von Traditionen auf einfache und konstruktive Formen hinausgeht. Wenn jetzt unsere modernste Richtung wieder auf derartig Primitives zurückgreift, so ist auch hierfür London 1851 der Ausgangspunkt. In dem grundlegenden Werke für alle unsere Arbeit, dem 'Stil' von Gottfried Semper, der einer der eifrigsten Mitarbeiter des Prinzgemahls war, ist bereits im Jahre 1860 dieser Anschauung der vollbewußte Ausdruck gegeben.

Die erste Weltausstellung in London ist der wichtigste Merkstein

in der gewerblichen und kunstgewerblichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts.

2. Paris 1855. Der wunderbare Erfolg der ersten Weltausstellung mußte naturgemäß dahin führen, daß alle Kulturstaaten sich des neuen Gedankens bemächtigten, nicht nur um eine Pflicht zu erfüllen, sondern um direkt handgreifliche Erfolge einzuheimsen. Am nächsten lag dieser Gedanke für Frankreich, welches sich innerhalb der kunstgewerblichen Produktion bis zum gewissen Grade als Siegerin in London betrachtet hatte. Daß der Grundgedanke der englischen Ausstellung ein wesentlich moderner war, daß England seine Arme über alle Kontinente ausbreitete, daß die Ausstellung gerade auf technischen Errungenschaften wurzelte, in denen England zweifellos die Führung ausübte: das alles verstand man in Frankreich nicht. In Frankreich, das ganz wesentlich von der alten Tradition zehrte, hätte der Weltgedanke 1851 niemals aufkommen können, am wenigsten in den Wirren der Republik; aber um so üppiger konnten die Wünsche emporschießen, als Napoleon III. 1852 das Kaiserreich errichtet hatte. Die feste Regierung sollte den Gewerbebetrieb und die Wohlhabenheit des Landes in ungewohnter Weise heben. Für ein beweiskräftiges Friedensfest war nichts geeigneter als eine Weltausstellung. Die Eitelkeit mischte sich hinein. Wie man 1866 von einer revanche pour Sadowa sprach, so sprach man 1851 in Paris von einer revanche pour Londres. Auch in Paris entschloß man sich, die Ausstellung in den vornehmsten Park der Stadt zu stellen. Der Eingang der Champs Elysées, anstoßend an den Konkordienplatz, wurde dazu ausersehen und hier wurde das umfangreiche Gebäude errichtet, das Palais de l'Industrie. Die Erfahrung von London, daß man einen weiten Raum mit Glas und Eisen einzudecken vermöge, wurde benutzt, aber doch nur um eine mittlere Halle herzustellen, welche mit massiven Bauteilen umkleidet wurde. Dieses sehr stattliche, aber keineswegs übergroße Gebäude wurde dann noch durch Hallen ergänzt. Das Unternehmen als Weltausstellung gelang nur mäßig. Das Vertrauen zu Frankreich war noch nicht genügend wiederhergestellt. Das Ganze schloß mit einem Fehlbetrage von acht Millionen. Aber zehnfach und hundertfach wurde dieses Defizit eingebracht durch den Bestand jenes Palais de l'Industrie. Paris hat vierzig Jahre die Möglichkeit gehabt, in jeglicher Art von Ausstellung sich breit entfalten zu können. Dreißig Jahre hintereinander hat hier in jedem Mai der Salon stattgefunden. Die mächtige Längshalle ward alsdann mit grünen Gewächsen gefüllt, ein vortrefflicher Hintergrund für die Masse statuarischer Bildwerke. Nach Belieben hatte man die unendliche Reihe von Sälen für tausende und abertausende von Bildern zur Verfügung. Waren die Kunstwerke wieder fortgeräumt, so war Platz für jegliche andere Art von Ausstellungen, für Pflanzen, Ackerbau-Erzeugnisse, Vieh, Pferde usw. Allmählich wurde es Sitte, im April jeden Jahres hierhin den vornehmen Sport zu verlegen, die Concours hippiques, den Sammel-

punkt der eleganten Welt, wo ausgesprochenermaßen in einer Ausstellung auf lebenden Modellen die Mode für den kommenden Frühling festgelegt wurde. Wer die einschlägigen Verhältnisse kennt, der weiß sehr wohl, daß auch die vortrefflichsten Schneider und souveräne Damen eine Mode nicht persönlich feststellen können, sondern daß es immer des Zusammenflusses einer großen Menge von Beteiligten bedarf, um zu einem abschließenden Ergebnis zu gelangen, und ebenso wissen die Beteiligten, wie unendlich weite Kreise in jeder Industrie dadurch berührt werden, daß das führende Land auch nur wenige Wochen früher als die übrigen weiß, was es für das laufende Jahr an Industrieerzeugnissen für die moderne Tracht zur Verfügung zu stellen hat.

Ziele. Frankreich hatte somit aus dem großen idealen Plan, welcher die Weltausstellung von 1851 zu einem mächtigen Ehrendenkmal für alle Ziele der modernen Zeit machte, sich ein brauchbares Stück herausgeschält, nicht sowohl für die Bedürfnisse der Welt als für die speziellen Bedürfnisse Frankreichs, und es hat wiederum im allerhöchsten Maße zweckmäßig mit diesem Pfunde für seine eigenen Bedürfnisse gewuchert und hat dieses System fortgesetzt bis in unsere Tage hinein.

3. London 1862. In London durfte der unvergleichliche Erfolg des Unternehmens von 1851, dazu der Besitz großer Grundstücke, ganz naturgemäß dazu ermutigen, es zu wiederholen, nicht ohne den Nebengedanken, dem wettbewerbenden Frankreich die eigene Übermacht zu zeigen. Der Tod des Prinzgemahls Albert von England im Dezember 1861 war ein schwerer Schlag. Es fehlte der ideale Mittelpunkt, welcher alle Kräfte hätte einigen können, die Sonderinteressen einzelner Gruppen traten schärfer in den Vordergrund. Selbst äußerlich fehlte es an dem alten Aufschwung. Der große vollendet siegreiche Gedanke des Kristallpalastes mit seiner einzigartigen Modernität ließ sich nicht überbieten: man kehrte zu den historischen Formen der alten Baustile zurück, um in South-Kensington einen Palast herzustellen, dessen Hauptmassen auch für spätere Ausstellungen erhalten bleiben konnten. Hier hatte das Pariser Vorbild eingewirkt. Diese Galerieen mit mäßigen Kuppeln an den Ecken waren wie ein Bleigewicht, nichts mehr von der leichten Freudigkeit des auch anderwärts niemals wieder erreichten Kristallpalastes. Die Organisation war erheblich straffer, die einzelnen Staaten Europas hatten bereits gelernt, sich auf das Ereignis vorzubereiten, ihre Erzeugnisse zu ordnen. Viel Sehenswertes war vorhanden, aber zu einer gehobenen Feststimmung wollte es nicht kommen. Immerhin hatte die Ausstellung einige sehr bemerkenswerte Ergebnisse. Man hatte die Kunst stärker herangezogen.

Orient. Man hatte sich bemüht, die Kultur der Orients zur Anschauung zu bringen, und Indien, welches bereits aus dem Besitze der Compagnie in die volle Staatsverwaltung übergegangen war, hatte reichlich eingeschickt. Weitaus die größeste Überraschung bot China. Bis dahin hatte in unserem Jahrhundert Europa von der chinesischen Kunst nur das gesehen, was in den

wenigen Hafenstädten für die Schiffer als kuriose Marktware feilgeboten wurde. Nun aber hatte der englisch-chinesische Krieg sich abgespielt; man hatte den prächtigsten Fürstensitz der Welt, das Sommerpalais, zur Züchtigung, wie es hieß, niedergebrannt. In Wahrheit aber war es den Engländern, noch mehr als den dabei beteiligten Franzosen, gelungen, große Massen von den dort aufgehäuften Schätzen zu entführen, und diese Schätze waren 1862 in London zur Schau gestellt. Hier enthüllten sich nun die Wunder einer Kunst, welche fast ein Jahrtausend älter war als unsere europäische. Die Teppiche, die Porzellane, die Bronzen, die Arbeiten in Gold und edeln Steinen, alles von erlesenster Technik, von wunderbarer Pracht der Farbe, in wunderlicher, aber die Phantasie mächtig anregender Form erfüllte mit Staunen und erschloß völlig neue Vorstellungen über die Möglichkeiten dekorativer Kunst. Von jener Zeit an beginnt die tiefgreifende Befruchtung des modernen europäischen Geschmackes durch die Werke orientalischer Kunst, und keine der nachfolgenden Weltausstellungen hat es versäumt, aus diesem Gebiete der Welt Neues vorzuführen.

Mit dem Jahre 1862 tritt London, welches so gewaltig eingesetzt hatte, aus der Führerschaft im Ausstellungswesen zurück; es hat das Experiment einer Weltausstellung nicht noch einmal gemacht. Es muß also wohl eingesehen haben, daß ein greifbarer Nutzen nicht herausspränge, es hat sich selbst an den französischen und sonstigen Ausstellungen keineswegs mit der Kraft beteiligt, welche aufzuwenden es sehr wohl imstande gewesen wäre. Politische Erwägungen, wie 1867 in Paris, mochten dahin führen, einige große Paradesäle zu errichten, aber die Großindustrie stand seit jener Zeit ziemlich abseits.

4. Paris 1867. Das Ausstellungswesen für Europa fiel im wesentlichen Paris zu; man hat es ihm nicht ernstlich abzunehmen versucht. Napoleon III. hatte sich durch den Mißerfolg von 1855 nicht abschrecken lassen; nach Beendigung des Krimkrieges, des chinesischen, des italienischen Krieges fühlte er sich auf der Höhe seiner Macht; die Souveräne, die ihn noch 1855 als einen Parvenu verschmäht hatten, waren durch Bündnisse und gemeinsame Interessen an ihn gefesselt, er durfte auf ihren Besuch rechnen. Für sein Ansehen im Innern Frankreichs konnte er sich zeigen an der Spitze von ganz Europa. So bekam die Ausstellung ein neues Gepräge, sie sollte nicht nur der Mittelpunkt der Belehrung und des friedlichen Wettstreits, sondern auch der Mittelpunkt der Weltlust sein für die ganze Erde. Als der Kaiser von Rußland zum offiziellen Besuch der Ausstellung in Paris eintraf, hatte er bereits für denselben Abend sich die Theaterloge für die Grande-Duchesse de Gerolstein bestellt.

Diese starke Betonung eines leichtfertigen Elements hinderte aber nicht, daß man das eigentliche Programm der Ausstellung in großen Zügen entwarf.

Daß in dem alten Palais de l'Industrie kein Raum sei, war selbstverständlich. Von 1867 an wurde nunmehr das Marsfeld der eigentliche Mittelpunkt der Pariser Ausstellungen. Die Anlage des Gebäudes 1867 war sehr geistreich. Es war ein längliches Rund, dessen Galerieen konzentrische Ringe bildeten; von diesen Ringen war der innerste, der kleinste, für die Ausstellung alter Kunstwerke bestimmt, der nächste etwas weitere Kreis für die moderne Kunst, der noch weitere für dekorativ angewandte Kunst, Möbel, Bronzen, Porzellane; schließlich kamen die großen Ringhallen für die Maschinen und für die Rohprodukte. Von diesem großen Feld bekam jedes Land einen Ausschnitt, wie das Stück einer Torte, das außen breit, innen spitz verlief, jedes Land nahm somit an allen Ringen teil. Ging man von außen nach innen, so übersah man die gesamte Industrie des betreffenden Landes; bewegte man sich in dem Ringe, so hatte man die gleichen Industrieen aller ausstellenden Länder hintereinander in klarer Übersicht. Es ist kaum möglich, eine schönere Lösung des Gedankens zu finden, aber schließlich hat sie den Fehler, daß als Maßstab für die Größe der einzelnen Ringe doch nur das Verhältnis hatte dienen können, in welchem diese verschiedenen Zweige gerade innerhalb Frankreichs zueinander stehen. Für Deutschland, Belgien und die Schweiz traf dies noch leidlich zu, allenfalls noch für England, dagegen schon gar nicht für Italien, wo die Kunst stark, die mechanische Industrie überhaupt nicht vorhanden war, ebensowenig für Rußland, wo das Verhältnis das umgekehrte war, ganz zu schweigen von den halbzivilisierten und orientalischen Ländern. Um dieses nun einigermaßen auszugleichen, war man genötigt, besondere Bauten aufzuführen, die als Annexe bezeichnet wurden, aber sich an vielen Stellen zu großen selbständigen Gebäudemassen entwickelten. So ergab sich für den Park, der ungefähr zwei Drittel des Marsfeldes einnahm, eine unendliche Fülle von Baulichkeiten, und wenn die Staaten, die diese errichtet hatten, einigermaßen die Aufmerksamkeit auf diese außerhalb des Palastes gelegenen Teile hinlenken wollten, so mußten sie wohl oder übel besondere Anziehungsmittel aufwenden. Schließlich kam man dazu, das ethnographische Moment und noch mehr das Moment des rein äußerlichen Vergnügens in den Vordergrund zu rücken. Rußland hatte ein ganzes Dorf errichtet mit Stallungen und Bauernhäusern, mit Aufführungen von Kosaken und Tscherkessen, russischen Bauernkapellen, Stutenmilch und bäuerlichen Spitzen. Den allergrößten Aufwand trieb der Vizekönig von Ägypten, der damals in den Geldern des Suezkanals schwamm: Moscheen, Cafés mit nubischen und äthiopischen Tänzern und Tänzerinnen, daneben aber auch eine wunderbare Vorführung der altägyptischen Kunst in Nachbildungen berühmter Bauwerke; aus dem Museum in Bulak hatte man die herrlichsten Stücke hervorgeholt, die erst während des letzten Jahrzehnts in den großen durch Franzosen geleiteten Ausgrabungen entdeckt worden waren. So brachte diese Weltausstellung einen Einblick in

eine Welt, die um mehr als viertausend Jahre zurücklag. Erst aus diesen Funden des altägyptischen Reiches erkannte man die Höhe der ägyptischen Kunst.

Hiermit war im großartigsten Stile die Periode eröffnet, welche für die Weltausstellungen ein ganz besonderes Reizmittel forderte, den sogenannten clou, Ausblicke in das Archäologische, Antiquarische und das Exotische hinein. Die ideale Aufgabe von 1851, die Aufgabe eines grandiosen Vergleiches der Werktätigkeit aller Völker hatte sich erweitert in die Aufgabe, auch alle Zeiten vorzuführen, ja, auch darüber hinaus in ganz bestimmte Aufgaben moralischer oder nationalökonomischer Art. Man sollte sinnfällig sehen, wie Kunst und Arbeit am Wohle der Menschheit tätig seien, vornehmlich, in wie hohem Grade der Kaiser bemüht sei, für das Wohl seiner Untertanen zu sorgen, vor allem der Arbeitermassen, welche damals zu bedrohlichen Gruppen heranzuwachsen begannen. Es kam in den Plan das Kapitel der Histoire du travail hinein. Sowenig das Programm erfüllt wurde, so brachte der Versuch immerhin einige wichtige Anregungen. Die einzelnen Staaten sollten zeigen, in welcher Weise die mäßiger begüterten Klassen, besonders die Arbeiter, wohnten und lebten. Man kam darauf, Modelle von Bauernhäusern aufzustellen. Diese sollten eigentlich nur als Folie dafür dienen, wie vorzüglich das Normalhaus des französischen Arbeiters wäre, welches der Kaiser Napoleon vorgeblicherweise für das ganze Land plante. Aber diese Bauernhäuser brachten merkwürdige Überraschungen. Man hatte in den betreffenden Ländern zusammengerafft, was sich an bäuerlichem Gerät fand, Gegenstände, die man aus freien Stücken niemals als würdig einer Ausstellung betrachtet haben würde. Französische Ingenieure, welche in Spanien Eisenbahnen ausführten, hatten aus weltabgelegenen Dörfern Töpferwaren herangeschleppt, welche nicht nur Traditionen der maurischen Industrie aus dem früheren Mittelalter enthielten, sondern ein ganz direktes Nachleben altrömischer Kunstformen aufwiesen. Ebenso kamen aus den slawischen Ländern Töpfereien, Stickereien und primitive Metallarbeiten herbei, welche eine unglaubliche Fülle ungeahnten Kunstmaterials erschlossen. Ähnlich war es mit den Schmucksachen aus orientalischen Landen und aus bäuerlichem Betrieb. Bedenkt man, daß in jener Zeit künstlerisch bereits das Stichwort ausgegeben war, zurückzugehen zu den Formen früherer Zeit, zu der Väter Werken, so mußten diese Arbeiten, welche zeigen, daß unter den Händen gewöhnlicher Bauern solche klassischen Kunstformen praktisch bis in unsere Tage weiter zu leben imstande waren, eine glänzende Note hergeben in dem Kriegsruf: Auf zur Wiedereroberung des alten Formenschatzes!

Bauernkunst.

Auch das direkte Hinwenden nach dem Orient nahm seinen guten Fortgang. Die Arbeiten am Suezkanal unter starkem Vorherrschen französischen Einflusses innerhalb des türkischen Reiches führten große Massen lehrreichen Materials herbei. Für den Weg nach Ostindien hin fanden

Der Orient

Japan. sich neue Stationen. Zum ersten Male trat ferner Japan in den Kreis der ausstellenden Kulturvölker, allerdings noch in bescheidenem Umfange. Aber mit höchstem Staunen sahen die Völker Europas die unendliche Feinheit der dortigen Arbeit, die Überwindung technischer Schwierigkeiten mit den ureinfachsten Mitteln und zugleich den ganz besonderen feinen Geschmack, der völlig unberührt von den abgelebten Traditionen des alten Europas in vollkommener Frische und Naivität die Naturgebilde heranzog, um sie in phantastischer, leicht spielender Weise mit zierlicher, fast kindlicher Anmut über ihre Geräte und Gefäße auszubreiten.

Alles dieses waren Erscheinungen, die man dankenswert verzeichnen mag, und welche auch der Ausstellung von 1867 einen ehrenvollen Platz in der europäischen Kunstentwicklung begründen. Daneben aber wucherte ein giftiges Element, die ganz unverhohlene Absicht, die Welt nach Paris zu ziehen. Was die Ausstellungen lehren sollten, wurde schließlich fast gleichgültig. Vor allem sollte der Fremde sich in Paris vergnügen, sein Geld dort lassen und in seiner Heimat den Ruf verbreiten, daß hier das eigentliche Vergnügen auf Erden sei. Die bedenklichsten Mittel wurden nicht gescheut. In der Ausstellung selbst waren an allen Ecken und Enden Verkaufsstätten, Buden, Theater; um das ganze Rund der Ausstellung war ein Kranz von internationalen Restaurants gelegt, welche ein gefälliges Bindeglied zwischen der Arbeit im Innern des Palastes und der Erheiterung außerhalb desselben bildeten. Niemals vorher oder nachher war das Leben auf einer Ausstellung lustiger als damals im Jahre 1867 in Paris, und dieses Leben ging hinüber in die Stadt. Der Festjubel jener Tage klingt bis heute in den Offenbachschen Operetten nach. Von einem Defizit der Ausstellung war nicht mehr die Rede, der Überschuß betrug sogar mehr als drei Millionen. Der Ruf von Paris als Weltausstellungsstadt war festgelegt.

5. Wien 1873. Zunächst galt der Erfolg der Ausstellung von 1867 noch nicht ohne weiteres als ein Erfolg von Paris. Man meinte, die Weltausstellung an sich habe eine volle Lebensfähigkeit erwiesen, es müsse nun eine Art Wechsel eintreten, zum mindesten zwischen den europäischen Hauptstädten. Man dachte an Berlin, aber der Krieg von 1870/71 machte ein Friedensfest an dieser Stelle unmöglich. Die Stadt Wien hatte den Mut, in einer Periode großen wirtschaftlichen Aufschwunges für 1873 eine Weltausstellung einzuberufen. Es ist ihr schlecht bekommen. Die Ausstellung selbst durfte als wohlgelungen bezeichnet werden, glänzend war die Ausdehnung nach dem Orient hin. Die Hungersnot, welche in Persien eingesetzt hatte, brachte unendliche Massen alten wertvollen Gutes auf den Markt, für die nahegelegenen slawischen Länder, auch Griechenland und die Türkei, waren Lebens- und Handelsbeziehungen günstig, Japan trat mit besonderem Glanze auf. Es waren große Anstrengungen gemacht, viel guter Geschmack entwickelt, aber es zeigte sich, daß der Stadt doch die Grundbedingungen für eine Weltausstellung

fehlten. Will man die Welt zusammenrufen, so muß auch für sie gesorgt sein. Wien, das eben erst aus dem Zuschnitt einer Kleinstadt sich herausgewunden hatte, entbehrte aller großen Anlagen für einen mächtig gesteigerten Verkehr, es mußten gewaltsame Anstrengungen gemacht werden für schwindelhafte Hotelbauten und Speisehäuser, die Arbeitslöhne stiegen in das Unsinnige, der Handwerkerstand wurde aus seinen Fugen gerissen, alles trug dazu bei, den lange schon lauernden Börsenkrach herbeizuführen, der in den Beginn der Ausstellung fiel. Dazu kam noch äußeres Mißgeschick, Ansätze zur Cholera, und so hinterblieb für Wien statt des gehofften Segens eine böse Zerrüttung. Als in kommenden Jahrzehnten in Berlin einzelne Heißsporne eine Weltausstellung forderten, hatten die Besonneneren eine weise Lehre gezogen, der Gedanke hat in Berlin nie feste Wurzel fassen können.

6. Paris 1878, 1889, 1900. Den Kriegsjahren 1870/1871 war eine leidliche Beruhigung gefolgt. Frankreich, das in seinem politischen Ansehen so furchtbare Schläge erlitten hatte, wollte zeigen, daß es künstlerisch und vor allem gesellschaftlich auf der alten Höhe geblieben, und so hatte es den stolzen Wagemut, eine neue Weltausstellung für das Jahr 1878 in das Werk zu setzen. Trotz aller Gegnerschaft, Zweifel und Bedenken war die Ausstellung gelungen. Eine Weltausstellung im Sinne der älteren war es nicht, die Lücken waren gar zu groß, aber das für Frankreich Wichtigste ging in Erfüllung: Paris war wieder feierlich eingesetzt als die Welthauptstadt für den Luxus und jegliche Art von Lebenslust. Und nach demselben Schema konnte man elf Jahre später, 1889, bereits wieder an eine Weltausstellung denken. Etwas über das Niveau hinaus, aber im wesentlichen immer wieder eine spezifische Pariser Ausstellung blieb auch die von 1900, an welcher auch Deutschland in würdiger Weise teilnahm. Bei jeder dieser Veranstaltungen hatte man vorausgesagt, die Sache gehe zu Ende, das Interesse werde erlahmen, aber es war nicht der Fall. Das Ausstellungsfeld dehnte sich weiter und immer weiter aus, zog die benachbarten Hügel und Esplanaden hinzu. Im Jahre 1900 steigerte sich der Besuch auf 49 Millionen. Das Geschäft von Paris blühte. Man hatte es geschickt genug angelegt, von jeder dieser Ausstellungen hatte man etwas Greifbares zurückbehalten, 1878 den großen Palast des Trocadéro, 1889 den Eiffelturm, der bis heute wie ein ungeheures, alle Dome und Pyramiden der Welt überragendes Siegeszeichen die Phantasie der Menschheit erfüllt. Der in London 1851 angeschlagene Ton, aus der modernen Technik heraus Wunder der Architektur zu schaffen, brachte es hier zu einer glänzenden Fortentwicklung. Fast ebenso bedeutend, wenn auch weniger augenfällig, war nach der Richtung der Eisenkonstruktion das Palais der Kunstausstellung, dessen Treppenanlagen für die Konstruktion der modernen Warenhäuser wichtige Typen geschaffen haben. Das Jahr 1900 ließ das alte Palais de l'Industrie verschwinden, dafür aber für die verschiedensten Ausstellungszwecke zwei

prachtvolle Gebäude, das große und kleine Palais in den Champs Elysées, entstehen.

Welchen Einfluß diese alle elf Jahre sich wiederholenden großen internationalen Völkerfeste schließlich auf die Vorstellungen der Menschheit diesseits und jenseits des Ozeans geübt haben, läßt sich zurzeit noch kaum übersehen. Jedenfalls ist es klar, daß die Bedürfnisse der Menschheit eine starke internationale Mischung erfahren haben. So begann 1867 in der österreichischen Bierhalle von Dreher das deutsche Bier seinen Triumphzug nach Frankreich und durch die ganze gebildete Welt. An die Ausstellungen schlossen sich, von Jahr zu Jahr steigend, Kongresse. Die Juries allein führten Hunderte intelligenter Männer aller Nationen zu gemeinsamer Arbeit in stetige Berührung. Die Lotterieen streuten Zehntausende von Kunstwerken in alle Welt hinaus. Selbst der jahrmarktsmäßige Anstrich wirbelte alle möglichen Elemente des Völkervergnügens stark durcheinander. Das Wort „Weltausstellung“ blieb eine Art Zauberwort; selbst unbedeutenden Veranstaltungen hing man dieses Wort an, indem man einiges Wenige aus aller Welt herbeiholte. So hatten wir 1905 eine Weltausstellung in Lüttich, selbst ein Vorort in Berlin heftete das Wort internationale Ausstellung an seine Pforten. Natürlich setzte auch der Schwindel ein, der mit der Eitelkeit der Menschen — nie erfolglos — rechnet. So manche der goldenen Medaillen auf den Briefköpfen der Industriellen könnten eine Nachprüfung auf ihre Herkunft nur schlecht vertragen.

7. Überseeische Weltausstellungen. Weltausstellungen in Amerika, in Australien, zunächst mit großem Pomp angekündigt, Newyork 1853, Melbourne 1866, 1880, 1888, Philadelphia 1876, Sidney 1879 waren für Europa nicht sonderlich lehrreich. Amerika hatte noch nichts zu zeigen; was Europa hinschickte, waren Exportlager für die fremden Weltteile, die man sich als halb barbarisch vorstellte. Deutschland hatte die sprungweise Entwicklung der Vereinigten Staaten nicht verfolgt und holte sich in Philadelphia 1876 eine derbe Lehre auf das Stichwort „cheap and nasty“. Seit jener Zeit wuchs Amerika mächtig empor; seine Industrie, frei von den Vorurteilen der historischen Stile, entwickelte sich in der modernen Technik derart glänzend, daß es Europa mit seinen Waren zu überschütten begann. Chicago 1893 zeigte, wie in Europa das Verständnis gestiegen war; speziell Deutschland hob sich zu einer glanzvollen Leistung, um den amerikanischen Markt wieder zu erobern, und auch nach St. Louis 1904 führte man große Massen vortrefflicher Arbeiten, so daß hierdurch die Absatzfähigkeit Deutschlands nach fernen Ländern hoch gesteigert und die geistigen Wechselbeziehungen auf das lebhafteste gefördert sind. Nicht zu übersehen ist es, daß Chicago in der Architektur vollständig in die historischen Formen zurückgegangen war und ein Gesamtbild von einer Großartigkeit geschaffen hat, wie es die Welt seit dem Forum romanum nicht mehr gesehen hatte.

IV. Landesausstellungen seit 1875. Seitdem man in Europa, außerhalb Frankreichs, auf die Weltausstellungen verzichtet hatte, wuchsen die Landesausstellungen wieder auf das üppigste in die Höhe. Es gibt keine größere Stadt Deutschlands, welche nicht in der letzten Generation eine oder mehrere Ausstellungen für größere oder kleinere Kreise veranstaltet hätte. Die wichtigste von ihnen war die in München 1876, in welcher das Kunstgewerbe von Deutschland und Österreich übersichtlich zusammengefaßt wurde. Man war in einer siegesbewußten Strömung, zu einem selbständigen deutschen Kunststil zu gelangen, indem man auf die Formen der alten deutschen Renaissance zurückgriff, und sah in München die Erfolge zum ersten Male vereint.

Weltausstellungen einzelner Zweige.

Es mußte der Gedanke auftauchen, unter der Beibehaltung des internationalen Charakters einzelne Zweige herauszuheben. London hatte damit begonnen, hatte 1871 eine Weltausstellung für Töpferei, 1875 eine gleiche für wissenschaftliche Instrumente angeregt, aber der Versuch mißlang völlig. Erfolge wurden nur erzielt, wenn man sich an neuauftretende Industriezweige hielt, welche gebieterisch eine große lehrreiche Vorführung verlangten, wie die Kraftmaschinen, die elektrischen Anlagen, die Fahrräder, schließlich die Automobilausstellungen, die von aller Welt eifrig beschickt und gewöhnlich mit Rennen und dergleichen verbunden wurden. Auch für Gärtnerei und landwirtschaftliche Bedürfnisse wurden und werden internationale Veranstaltungen getroffen.

Sehr beschränkte, fast nur lokale Bedeutung haben permanente Ausstellungen, wie man sie in Stuttgart gepflegt hat. Eigentlich sind es nur Musterlager. Die sogenannten Wanderausstellungen, von denen man jetzt wieder in Amerika spricht, haben keine ernstliche Bedeutung, sie müssen auf eine mehrjährige Rundreise hergerichtet werden und was man 1900 zusammengestellt, ist 1902 nicht mehr modern.

V. Kunstausstellungen. Daß die Maler und Bildhauer Gelegenheit haben müssen, die Schöpfungen der einsamen Werkstatt weiten Kreisen vorzuführen, ist selbstverständlich. Solange die Kunst vornehmlich auf monumentale Wirkungen in Kirchen und Palästen angewiesen war, stand sie den Beteiligten vor Augen; die Kabinetsmalerei dagegen bedurfte der Vorführung. In Paris haben Ausstellungen in den Sälen des Louvre bereits 1663 angefangen; bereits 1667 veranstaltete die Akademie regelmäßig alle zwei Jahre in der Osterwoche Ausstellungen, schon 1673 erschienen Kataloge, 1699 illustrierte. Das intelligente Paris sah hier nicht nur einzelne schöne Bilder, sondern empfand den Gang des Kunstlebens, dies klingt in den Berichten eines Diderot wieder. Die Revolution brachte seit 1793 jährliche Ausstellungen. Aus den politischen Wallungen Frankreichs drangen merkwürdige Blasen an die Oberfläche, die Egalité der Revolution von 1848 schaffte die Jury ab und wälzte eine trübe Flut von mehr als 5000 Bildern durch den Salon. Nach 1852 wird

wieder eine strammere Zucht eingeführt, die Akademie herrscht unbeschränkt. An die Bilder und Skulpturen schließen sich die Pläne der Architekten, die Kupferstiche, dann auch die künstlerischen Prachtwaren der Staatsmanufakturen, der Gobelins, von Sèvres, von Beauvais. Die starre Herrschaft der Akademie, welche ihren Mitgliedern, selbst den ganz greisen und welken, die Ehrenplätze einräumte, führt zur Abtrennung junger lebenskräftiger Elemente in der Sezession, die in Paris seit 1883 einsetzt. Alle modernen Gedanken der Kunstentwicklung lassen sich auf diesen Ausstellungen Schritt für Schritt verfolgen. Man kommt zu der Erkenntnis, daß die Kunst nicht nur in Bildern und statuarischen Werken wurzele, sondern daß jedes Gerät, von der menschlichen Hand hergestellt, ein Stück des modernen Kunstempfindens in sich tragen könne, und so halten allmählich die Schnitzereien, die Töpferwaren, die Gläser, vor allem die künstlerisch durchgeführten Metallarbeiten ihren Einzug in die Paläste der Kunstausstellungen und bringen es neben den jährlichen großen Ausstellungen auch noch zu besonderen Veranstaltungen der Arts décoratifs, der Arts du métal und dergleichen.

Sezession.

Was im übrigen Europa sich vollzieht, folgt im wesentlichen dem Schema von Paris. In München, in Wien, in Berlin haben wir dieselben Gärungen und Erfolge; streng konservativ im alten Sinne ist fast nur London geblieben. Bei allen Kunstausstellungen ist es verhältnismäßig leicht, aus dem Rahmen der nationalen Grenzen herauszugehen. Man zieht entweder einzelne Gruppen auswärtiger Künstler heran oder veranstaltet auch internationale Kunstausstellungen, oft großen Stiles, welche alle Hauptstädte Europas durchwandern. Kleinere Gruppen dieser oft unerhörten Massen schwer verkäuflicher für Ausstellungszwecke gemalter Bilder wandern alsdann in die mittelgroßen Städte. In den Hauptstädten bilden sich daneben ganze Reihen von Privatunternehmungen. Den Künstlern der Sezession sind auch ihre engeren Räume bereits viel zu weit und öffentlich, sie machen intime Privatausstellungen in vornehm hergerichteten Salons, und gerade diese, deren Leiter mit den zahlkräftigen Herren der ganzen Welt in naher Fühlung stehen, befördern den Absatz und die steigende Preisbildung am allermeisten.

Werke alter Kunst.

Die ausgesprochene Strömung unserer Zeit, sich den Werken alter Kunst als Vorbildern zuzuwenden, führte naturgemäß dazu, die im Privatbesitz verteilten unendlichen Massen solchen Erbes in Leihausstellungen zusammenzubringen. Um die vornehmen Besitzer zur Hergabe zu bestimmen, schrieb man patriotische oder philanthropische Ziele auf das Programm. So entstand für hungernde Fabrikarbeiter die erste große Ausstellung dieser Art, die von Manchester 1854, die für Elsaß-Lothringen in Paris 1874. München 1876 gab unter dem Stichwort „Unserer Väter Werke“ der nationalen deutschen antiquarischen Richtung ein starkes Rückgrat. Keine der großen Weltausstellungen hat es versäumt, die alten Kunstwerke als kräftiges Anziehungsmittel in ihr Programm auf-

zunehmen. London hatte bereits 1862 die Silberschätze von Alt-England vorgeführt.

In London gibt es jetzt jährlich Veranstaltungen lediglich auf Grund alter Kunstwerke aus Privatbesitz. Diese und ähnliche Ausstellungen haben sich allmählich zu einem Markt entwickelt, welcher die Waren aus dem festen alten Privatbesitz herauslockt und dem Kunsthandel zuführt.

An Museen und öffentliche Sammlungen treten fortwährend die Aufforderungen heran, kleinere Gewerbeausstellungen in den Provinzen durch Herleihen älterer Stücke zu unterstützen, kritiklose Ansinnen, denen man kaum noch irgendwo nachkommt.

Allmählich bildet sich aus diesem Wirrsal mancherlei Verständiges heraus. Man sucht bestimmte historische und kunsthistorische Gruppen, deren Werke sich in den Sammlungen aller Welt zerstreut finden, gelegentlich zusammen zu bringen. Ein glänzendes Beispiel dafür ist die Ausstellung der Primitifs Flamands in Brügge 1903, ebenso die primitiven Franzosen in Paris 1904, l'art bruxellois in Brüssel 1905, Spezialausstellungen, wie die von Siena, wie die Ludwigsburger Porzellane in Stuttgart, dann wieder bestimmte Kulturperioden, wie die Columbusausstellung Madrid 1893, welche zum ersten Male die mittelalterlichen Schätze Spaniens an das Licht brachte, die Kongreßausstellung in Wien. Ganz besonders wichtig kann die Ausstellung für einzelne Meister werden, wie die für Holbein Dresden 1871, für Jordaens Antwerpen 1905. Von den Sammlungen für moderne Kunst wird bei Todesfällen oder Jubiläen die Lebensarbeit gefeierter Meister vorgeführt, in Berlin in glanzvollster Weise Adolf von Menzel 1905. Hier ergibt sich ein wissenschaftliches Material, dessen Würdigung der kunsthistorischen Forschung überlassen bleiben muß.

Schluß. Die Ausstellungen, welche vor kaum mehr als hundert Jahren schüchtern begannen und vor erst fünfzig Jahren mit der Weltausstellung in die Zeit der Reife eintraten, sind für die moderne Kultur einer der wichtigsten Faktoren geworden. Sie konnten und mußten es werden, weil sie ihre Entstehung nicht einer Laune verdanken, sondern der lebendige Ausdruck des Jahrhunderts wurden, welches mit Recht als das Jahrhundert des Verkehrs bezeichnet wird. Wenn eine Kultur sich unter dem Druck großer Neuerungen in raschen Zügen umbildet, so bedarf sie gewisser Haltepunkte, von denen aus man überschaut, was wirklich geschaffen ist. Es ist ein gewichtiger Vorteil für dieses Erkennen, daß jede große Ausstellung durch das Zusammenraffen aller Kräfte die Entwicklung der nächsten Periode vorwegnimmt; solche Ausstellungen sind Stichtage des gewerblichen Lebens, hier wird der Kurs festgestellt, zu welchem die Ware jeden Landes für die nächsten Jahre marktgängig ist. Hier wird erkannt, welche Länder in die Konkurrenz des Weltmarktes eintreten, wo die Anstrengungen einzusetzen haben, um alten Besitz zu festigen und neue Gebiete zu erobern.

Durch das Herbeiströmen der Menschenmassen aus allen Teilen des Erdballs erwächst eine unvergleichliche Bereicherung der Anschauungen, eine Sichtung der Werte, die Möglichkeit zu beurteilen, was die eigene Arbeit wert ist, was sie aus der internationalen Arbeit zu lernen vermag. Diese Anschauung wird bestimmend auch für die Kunstformen, in denen die Welt in der nächsten Periode sich zu bewegen hat.

Eine Absonderung des einzelnen Landes gibt es nicht mehr, es ist merkwürdig genug, wie selbst im 18. Jahrhundert, als die Verkehrsverhältnisse noch sehr unvollkommen waren, ja wie selbst schon im 17. und 16. Jahrhundert, ausgehend von einzelnen Höhepunkten der Macht, von den Höfen der deutschen Kaiser, später von den Höfen der Könige von Frankreich, sich die Kunstformen über die ganze Welt verbreiteten. Aber wenn es fast hundert Jahre bedurfte, ehe die bald nach 1400 entstandenen Formen der italienischen Renaissance sich in die deutsche Renaissance um 1520 umsetzten, so entspricht es den modernen Verhältnissen, daß jetzt innerhalb weniger Wochen die Modeformen, die schließlich doch weiter nichts sind als die stufenweisen Übergänge zu den Stilformen, sich von einem Weltteil zum andern verbreiten, in einer Bewegung, der niemand zu widerstehen vermag. Es ist das Charakteristische der Ausstellungen, daß das Jüngstgeborene, das Werdende sich am meisten bemerkbar zu machen sucht; das Alteingesessene, durch akademische Ehren und fürstliche Aufträge reichlich belohnt, glaubt der Anstrengungen einer Ausstellung nicht zu bedürfen; das noch nicht Beglaubigte stürmt vor, um sich seinen Platz an Licht und Sonne zu erwerben. Alles geht vorwärts, jeder Ansatz von Kraft und Geschick meldet sich und wird auf dem großen Markte der Ausstellungen gesichtet, zu Ehren und zur Geltung gebracht.

Veröffentlichungen.

Man macht auch ernstliche Versuche, alles was hierbei gearbeitet wird, sorgfältig zu registrieren. Die amtlichen Berichte über die einzelnen Gruppen der Ausstellungen werden in Dutzenden von gewaltigen Folianten niedergelegt. Die Tausende von Beamten und Arbeitern, die zur Besichtigung der Ausstellungen entsandt werden, sind verpflichtet, schriftliche Berichte abzustatten. Möglich ist es ja, daß diese Papiermassen mit ihrer Fülle gewissenhafter Arbeit späteren Zeiten zur Fundgrube von wichtigen Beobachtungen werden; zunächst ist das Voranschreiten der Bewegung so gewaltig, daß die Berichte ständig überholt sind, ehe sie auch nur abgeschlossen im Drucke erscheinen.

Literatur.

I. Allgemeines.

W. F. Exner, Die neuesten Fortschritte im Ausstellungswesen in Beziehung auf Sicherheit, Zweckmäßigkeit usw. (Berlin, 1868). — Derselbe, Die Aussteller und die Ausstellungen (Berlin, 1868). — Bruno Bucher, Zur Reform des Ausstellungswesens (Wien, 1880). — P. Dupré, Traité de l'administration des beaux arts. 2 Bde. (Paris, 1885). — Julius Lessing, Das halbe Jahrhundert der Weltausstellungen (Berlin, 1900).

II. Amtliche Berichte über Weltausstellungen.

1. London 1851. Official descriptive and illustrated catalogue of the great exhibition of the works of industry of all nations 1851. 4 Bde. (London, 1851). — Reports by the juries on the subjects in the thirty classes into which the Exhibition was divided (London, 1852).

2. Paris 1855. Catalogue officiel de l'Exposition des produits de l'industrie de toutes les nations 1855 (Paris, 1855). — Exposition universelle de 1855. Rapport du jury mixte international. 2 Bde. nebst Atlas (Paris, 1856).

3. London 1862. Reports of the juries (London, 1863). — Waring, Masterpieces of Industrial art and sculpture International exhibition 1862.

4. Paris 1867. Rapports du jury international de l'Exposition universelle de 1867. 13 Bde. (Paris, 1868). — Bericht über die Weltausstellung zu Paris im Jahre 1867. Herausgegeben durch das k. k. Central-Comité (Wien, 1869).

5. Wien 1873. Officieller General-Catalog der Weltausstellung 1873 in Wien (Wien, 1873). — Amtlicher Bericht über die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873. 5 Bde. (Braunschweig, 1875).

6. Paris 1878. Die Pariser Welt-Ausstellung 1878. Illustrierte, von der Kommission autorisierte deutsche Ausgabe. 2 Bde. (1878). — Rapports sur l'Exposition universelle internat. de 1878 à Paris. 16 Bde. (Paris, 1880—85).

1889. Catalogue général officiel de l'Exposition Universelle Internationale de 1889 à Paris. 8 Bde. (Lille, 1889).

1900. Catalogue officiel illustré de l'exposition rétrospective de l'art français des origines à 1800 (Paris, 1900). — Catalogue officiel illustré de l'exposition centennale de l'art français de 1800 à 1889 (Paris, 1900). — Amtlicher Katalog der Ausstellung des Deutschen Reiches. Weltausstellung in Paris 1900 (Berlin, 1900). — Alfred Picard, Rapport général administratif et technique (im Erscheinen).

7. Chicago 1893. Official Catalogue of the World's Columbian Exposition Chicago 1893. 13 Parts in 1 vol. (Chicago, 1893). — Amtlicher Katalog der Ausstellung des Deutschen Reiches auf der Columbianischen Ausstellung in Chicago (Berlin, 1893). — Amtlicher Bericht über die Weltausstellung in Chicago 1893, erstattet vom Reichskommissar. 2 Bde. (Berlin, 1894).

NATURWISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHE AUSSTELLUNGEN.

Von

Otto N. Witt.

Vorläufer unserer jetzigen Ausstellungen.

I. Die Entstehung und Entwicklung der Ausstellungen. Die Veranstaltung von Ausstellungen ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, wenn auch Anläufe zu denselben bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen. 1757 hielt die Society of Arts in London eine Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse ab, und etwa gleichzeitig wurde ebendaselbst die erste Kunstausstellung durch die Royal Academy ins Leben gerufen. 1789 kam in Paris eine Ausstellung von Gobelins und Sèvres-Porzellan in der ausgesprochenen Absicht zustande, die ausgestellten Objekte zu verkaufen und damit den notleidenden Arbeitern der beteiligten Fabriken zu helfen. 1798, 1801, 1802 und 1806 folgten ähnliche Ausstellungen in Paris, und 1819 fand eine besonders große Ausstellung ebendaselbst statt, welche die gesamten Erzeugnisse des französischen Handwerkerstandes umfaßte. Bei einer im Jahre 1849 veranstalteten derartigen Ausstellung waren schon 4494 einzelne Aussteller beteiligt. Die erste deutsche Ausstellung fand 1842 in Mainz statt.

Grundidee und Definition.

Trotz dieser und anderer Vorläufer kann man indessen doch wohl sagen, daß die Ausstellungen, wie wir sie heute kennen, eine Schöpfung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind. Der ihnen zugrunde liegende Gedanke entsprang ohne Zweifel aus der Beobachtung der guten Erfolge, welche die Errichtung und Pflege ausgedehnter Museen und Sammlungen gezeitigt hatte. Wie sich unsere derzeitigen, bestimmten Wissensgebieten gewidmeten und systematisch geordneten Museen aus den älteren Raritätenkabinetten entwickelt haben, in denen planlos alle möglichen Kuriositäten zusammengetragen wurden, so entsprangen auch wohl die ersten Ausstellungen nur dem Gedanken, möglichst viel Sehenswürdiges an einer Stelle zu vereinigen, jedoch mit der Maßgabe, daß das zur Schau Gestellte nur eine gewisse Zeitlang beisammenbleiben, dann aber, falls es nicht auf der Ausstellung verkauft wurde, an die Stelle seiner Herkunft zurückkehren sollte, um dort geeignete Verwendung zu finden. Während also

die Museen sich in den vollen Besitz der in ihnen zur Schau gestellten Objekte setzen und eine dauernde Fürsorge für dieselben übernehmen, erscheinen die Ausstellungen als zeitweilige Unternehmungen, deren Umfang beliebig groß gewählt werden kann, weil sie ihren Veranstaltern dauernde Verpflichtungen nicht auferlegen.

Entwicklung zu Weltausstellungen.

Maßgebend für die Größe der Ausstellungen war zunächst das Gebiet, aus welchem die auszustellenden Objekte herangeholt werden konnten. Indem man dieses Gebiet mehr und mehr erweiterte und schließlich über die ganze Erdoberfläche ausdehnte, entstand der Gedanke der Universal- oder Weltausstellungen, welcher seine erste großartige Verwirklichung in der Londoner Weltausstellung von 1851 fand. Dieselbe wurde mit einem für die damalige Zeit unerhörten Aufwand an Mitteln (Ausgaben 339 334, Einnahmen 512 632 Pfd. St.) in Szene gesetzt, und für ihre Aufnahme wurde der noch jetzt existierende Krystallpalast erbaut, dessen Umfang uns gestattet, uns Rechenschaft von dem seither erfolgten Anwachsen derartiger Veranstaltungen zu geben. Der große Erfolg der Weltausstellung zu London führte dazu, daß schon im Jahre 1855 eine ähnliche Ausstellung zu Paris stattfand, welcher in den Jahren 1867, 1878, 1889 und 1900 gleichartige Unternehmungen ebendaselbst folgten, so daß sich endlich die Regel herausbildete, daß alle elf Jahre eine Weltausstellung zu Paris stattfindet. 1862 wurde eine weitere Weltausstellung in London veranstaltet, 1873 folgte die Weltausstellung zu Wien, 1876 diejenige zu Philadelphia, 1893 fand eine Weltausstellung zu Chicago und 1904 eine solche zu St. Louis statt. Andere Ausstellungen, welche ebenfalls als Weltausstellungen bezeichnet wurden, beschränkten sich in Wirklichkeit auf ein engeres Gebiet und mögen daher unerwähnt bleiben.

Einteilung.

Verfolgt man die Serie dieser Weltausstellungen unter Berücksichtigung der für sie getroffenen Veranstaltungen und der bei ihrer Einrichtung in den Vordergrund gestellten Prinzipien, so erhält man ein interessantes Bild der allmählichen Entwicklung der Ausstellungsidee. Mehr und mehr macht sich das Bestreben geltend, selbst bei diesen Unternehmungen, die doch im Prinzip alles zur Ausstellung zulassen, eine gewisse Einteilung vorzunehmen, so daß das Ganze nur noch als ein Konglomerat von verschiedenen Spezialausstellungen erscheint, deren Besucher und Besichtiger verschiedenen Lebens- und Interessensphären entstammen. Die im Anfang allein maßgebende Einteilung der Ausstellung nach Ländern wird zwar nicht aufgegeben, tritt aber in den Hintergrund gegenüber dem Bestreben, die verschiedenen Arbeits- und Schaffensgebiete stärker zu betonen. Auf der Wiener Weltausstellung 1873 wurde der Versuch gemacht, gewisse Arbeitsgebiete, wie z. B. die Landwirtschaft und das Maschinenwesen, abzusondern und in besonderen Palästen zur Schau zu stellen, welche ebenso wie das Hauptgebäude nach den Ursprungsländern der ausgestellten Objekte in einzelne Teile zerlegt waren. In den nachfolgenden Ausstellungen tritt das gleiche Bestreben immer

deutlicher zutage. Die in mancher Hinsicht vorbildliche Ausstellung von Chicago 1893 bildete eine vollständige Stadt von Gebäuden, von denen jedes einzelne einem besonderen Arbeitsgebiet gewidmet war, so daß die Einteilung nach der Provenienz für den Beschauer mehr und mehr zurücktrat. Eine vollständige Unterdrückung der Frage nach dem Ursprungslande der ausgestellten Objekte ist natürlich unmöglich, da Weltausstellungen immer als ein friedlicher Wettstreit der verschiedenen Nationen aufgefaßt werden müssen. Bei aller Hervorhebung systematischer Gesichtspunkte wird daher die Provenienz der Objekte in der Einteilung der Ausstellung und namentlich bei den Arbeiten der Preisgerichte genügend betont werden müssen, um einen Vergleich der verschiedenen Nationen in ihren Leistungen auf verschiedenen Schaffensgebieten zu ermöglichen.

Wirkungen. Es kann nicht bestritten werden, daß die Weltausstellungen einen außerordentlich großen Erfolg zu verzeichnen haben. Sie haben sich nicht nur in der Mehrzahl der Fälle finanziell mit Vorteil durchführen lassen, sondern sie haben auch indirekt sehr großen Nutzen gestiftet, indem sie als mächtige Triebfeder für den industriellen Unternehmungsgeist der Völker wirkten, die Reiselust in Kreise trugen, welche sie vordem gar nicht gekannt hatten, den persönlichen Verkehr zwischen Fachgenossen der verschiedensten Länder anbahnten und dem Handel neue Absatzgebiete eröffneten. Die Weltausstellungen wirkten in allen Kreisen so anregend, daß sich nach und nach in den verschiedensten Schichten der Völker ein vollständiges Bedürfnis nach der Besichtigung von Ausstellungen herausbildete. Diesem Bedürfnis wird entsprochen durch die zahlreichen Landes-, Provinzial- und Fachausstellungen, welche gegenwärtig in jedem Sommer in den verschiedensten größeren Städten stattfinden. Einen besonderen Wert erlangen solche in engerem Rahmen veranstaltete Ausstellungen, wenn sie sich auf die möglichst vollständige und umfassende Vorführung eines oder einiger Sondergebiete beschränken. Als mustergültig können in dieser Hinsicht genannt werden: die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate zu South Kensington 1876, die Fischerei- und Hygieneausstellungen zu London und zu Berlin u. v. a. m.

Manchen dieser Ausstellungen ist ein Umfang gegeben worden, welcher den der ersten Weltausstellung erreicht und sogar übertrifft. Es sei hier an die Ausstellungen zu Berlin, speziell diejenige vom Jahre 1896, erinnert, an die Ausstellung zu Manchester 1887, zu Brüssel 1897 und Lüttich 1905, an die nordischen Ausstellungen zu Kopenhagen 1889 und Stockholm 1899, sowie an die Ausstellung zu Düsseldorf 1902.

Organisation. II. Einrichtung und Betrieb der Ausstellungen. Im Laufe der Zeit hat sich ein vollständiges System für die Veranstaltung, Durchführung und Abwicklung von Ausstellungen herausgebildet. Unter allen Umständen tritt zunächst eine Ausstellungskommission zusammen, deren erste Sorge es ist, die finanzielle Grundlage des Unternehmens zu

schaffen. Für diesen Zweck wird gewöhnlich von seiten wohlhabender Personen ein Garantiefonds gezeichnet, der nach Bedarf in Anspruch genommen wird. Für größere Ausstellungen, welche ein ganzes Land umfassen, oder gar den Charakter der Weltausstellungen tragen sollen, ist es üblich, bei den betreffenden Parlamenten um Gewährung ansehnlicher Zuschüsse vorstellig zu werden. Nachdem ein geeigneter Platz für die Ausstellung gefunden und der allgemeine Plan für dieselbe unter Berücksichtigung des Geländes ausgearbeitet ist, ergehen Einladungen an die beteiligten Kreise. Bei Weltausstellungen werden die Einladungen auf diplomatischem Wege zunächst den einzelnen Ländern übersandt, welche dann ihrerseits Kommissionen für die Beschickung der Ausstellung erwählen, Geldmittel flüssig machen und den Verkehr mit den Ausstellern in die Wege leiten. Bei Weltausstellungen ist es ferner üblich, daß jedes Land durch einen zu diesem Zwecke ernannten Kommissar sich vertreten läßt, welcher nach Feststellung der Beteiligung in seinem Lande frühzeitig den Ausstellungsort aufsucht, um sich daselbst den nötigen Raum zu sichern und im Interesse der von ihm vertretenen Aussteller tätig zu sein.

Kataloge.

Auf Grund der eingehenden Anmeldungen wird für jede Ausstellung rechtzeitig ein möglichst vollständiger Katalog vorbereitet. Bei Weltausstellungen ist es seit langer Zeit üblich geworden, daß neben dem von der Ausstellungsleitung herausgegebenen Generalkatalog noch besondere Kataloge der einzelnen Länder erscheinen, welche genauere Angaben über die Aussteller und die von ihnen vorgeführten Objekte machen. Auf den letzten Weltausstellungen enthielten die Spezialkataloge der meisten Länder auch noch ausführliche Abhandlungen über die industrielle Entwicklung des betreffenden Landes und der einzelnen von ihm gepflegten Gewerbszweige. Bemerkenswert war in dieser Hinsicht der Spezialkatalog des Deutschen Reiches auf der Kolumbischen Weltausstellung zu Chicago und in noch höherem Maße der deutsche Katalog der Pariser Weltausstellung von 1900, welcher auch durch seine originelle typographische und künstlerische Ausgestaltung auffiel.

Ausstellungsberichte.

Es ist ferner üblich geworden, die Ergebnisse einer bedeutenden Ausstellung, welche ja am Schlusse der für sie festgesetzten Zeit wieder verschwindet, wenigstens in der Weise dauernd festzuhalten, daß von der Ausstellungsleitung sowie mitunter auch von den Ausstellungskommissionen der einzelnen Länder ein eingehender Bericht erstattet wird. Durch besondere Ausführlichkeit und glänzende Ausstattung zeichnet sich der von der Generalkommission der Pariser Weltausstellung 1900 erstattete Bericht aus.

Daß jede Ausstellung neben den erwähnten offiziellen Druckschriften noch eine privater Initiative entspringende umfassende Literatur hervorbringt, ist selbstverständlich.

Finanzielle Grundlagen.

Die finanziellen Hilfsmittel einer Ausstellung setzen sich zusammen

aus den von den Ausstellern erhobenen Platzmieten und den Eintrittsgeldern der Besucher. Beide Einnahmequellen ergeben bei geschickter Inszenierung und günstiger Lage der Ausstellung sehr bedeutende Erträge. Bei einzelnen Ausstellungen sind außerdem auch noch Lotterien und andere gewinnbringende Veranstaltungen zu Hilfe genommen worden. Schon die Londoner Weltausstellung von 1851 schloß mit einem so bedeutenden Überschuß ab, daß nicht nur auf die Inanspruchnahme des Garantiefonds verzichtet werden konnte, sondern daß außerdem auch noch Mittel verfügbar blieben, welche in der Errichtung des South Kensington-Museums eine überaus segensreiche Verwendung gefunden haben. Von den nachfolgenden Weltausstellungen haben insbesondere diejenigen zu Paris meist ein günstiges finanzielles Resultat geliefert, aber selbst in dem Falle, wo bei Ausstellungen die Zeichner des Garantiefonds stark in Anspruch genommen werden mußten, läßt sich im allgemeinen aus der Zunahme des Verkehrs und dem Gewinn vieler Gewerbetreibenden ein indirekter erheblicher Vorteil für den Sitz der Ausstellung ableiten. Die Veranstaltung einer Ausstellung wird gewöhnlich zur Ursache zahlreicher, oft groß bemessener gewerblicher Unternehmungen, wie Hotels, Theater, Vergnügungsorte, welche häufig dem Ausstellungsorte dauernd erhalten bleiben und zum Nutzen und zur Verschönerung gereichen.

Dauernde Schöpfungen.

Bei den regelmäßig wiederkehrenden Pariser Ausstellungen ist es üblich geworden, einige der für Ausstellungszwecke errichteten Bauten in solcher Weise auszuführen, daß sie der Stadt erhalten bleiben. Die Anregung dazu ergab sich aus der dauernden Erhaltung des Londoner Krystallpalastes von 1851 nach seiner Übertragung aus dem Hydepark in die zu seiner Aufnahme hergerichteten Parkanlagen von Sydenham. Auch der Münchener Glaspalast, welcher jetzt für die alljährlich wiederkehrenden Kunstausstellungen benutzt wird, ist ursprünglich für die dortige Ausstellung von 1854 erbaut worden. Der aus der Pariser Ausstellung von 1867 stammende Ausstellungspalast der Champs Elysées ist bei Veranstaltung der Ausstellung von 1900 abgebrochen worden. An seine Stelle traten neue, aus den Mitteln der Ausstellung von 1900 errichtete Prachtbauten, das Grand Palais und das Petit Palais, welche jetzt Ausstellungs- und Museumszwecken gewidmet sind, sowie die neue Brücke, der Pont Alexandre III. Von der Ausstellung des Jahres 1878 blieb der jetzt als Museum dienende Trocaderopalast, während die Ausstellung von 1889 den Eiffelturm als weithin sichtbares Wahrzeichen hinterließ.

Ausstellungsbauten.

Abgesehen von derartigen, aus den Erträgnissen der Ausstellungen bestrittenen Monumentalbauten ist der großen Mehrzahl der für Ausstellungszwecke errichteten Gebäude eine sehr ephemere Existenz beschieden. Für die Herstellung derselben hat sich eine eigene Technik herausgebildet, welche unter Verwendung zerlegbarer Stahlgerüste von genügender Tragkraft den äußeren Schmuck der Gebäude fast ganz aus mit Gipsstuck überzogenem Drahtgeflecht und zum Teil sogar aus be-

malter Leinewand herstellt. Die Leichtigkeit, mit der diese Materialien sich handhaben lassen, gestattet den weitesten Spielraum für die Errichtung großartiger und unter Umständen sogar stylistisch gewagter Bauten. In unübertroffener Weise ist die so gegebene Gelegenheit bei Errichtung der noch unvergessenen „weißen Stadt“ im Jacksonpark zu Chicago ausgenutzt worden, in welcher vielfach antike Motive zur Verwendung kamen und gleichzeitig auch das von zahlreichen Wasserläufen durchflossene Gelände so glücklich ausgenutzt und der Architektur dienstbar gemacht wurde, daß das entstehende Gesamtbild trotz aller Vergänglichkeit zu den großartigsten Leistungen gerechnet werden muß, welche die Architektur je hervorgebracht hat.

In Chicago kam auch wohl zum erstenmal das seither bei allen Ausstellungen wiederkehrende Prinzip voll zum Ausdruck, daß jedes beteiligte Land neben seinen Ausstellungen in den einzelnen großen Palästen sich auch noch ein eigenes Haus errichtete, in welchem die Arbeitsräume seines Kommissariats und außerdem einzelne besonders wichtige und charakteristische Ausstellungsobjekte untergebracht waren. In Chicago ging dieses System so weit, daß jeder einzelne der Vereinigten Staaten von Amerika sein besonderes Haus besaß. Die Häuser der einzelnen Nationen pflegen auf Weltausstellungen in eine oder mehrere Straßen geordnet zu sein und es ist üblich, denselben Formen zu geben, welche für die Eigenart des Landes charakteristisch sind und den Baustil desselben unverkennbar zum Ausdruck bringen. In diesem Sinne sind die Häuser des Deutschen Reiches zu Chicago 1893 und Paris 1900 in Anlehnung an süddeutsche Renaissancebauten errichtet worden, während auf der Weltausstellung zu St. Louis das deutsche Haus dem Mittelbau des Charlottenburger Schlosses nachgebildet war. Das deutsche Haus auf der Weltausstellung zu Paris enthielt in seinem Obergeschoß Prunkräume, deren Motive den Schlössern Friedrichs des Großen entnommen waren und in denen dank der besonderen Huld Seiner Majestät des Kaisers Wilhelms II. die erlesensten Kunstwerke der Fridericianischen Zeit als eines der wertvollsten und meistbewunderten Ausstellungsobjekte aufgestellt waren. In ähnlicher Weise enthielt das englische Haus der Pariser Weltausstellung eine unschätzbare Sammlung von Originalwerken der großen englischen Maler des 18. Jahrhunderts, das spanische Haus die Waffen und Gobelins Karls V. usw.

Ausstellungen sind friedliche Wettkämpfe.

Die Grundidee jeglicher Ausstellung ist die eines Wettkampfes auf allen Gebieten der menschlichen Arbeit. Jeder Produzent soll durch die Hoffnung, als erster Meister seines Faches anerkannt zu werden, zur Entfaltung seiner höchsten Leistungsfähigkeit angespornt werden. Auf kleineren Ausstellungen vollzieht sich so ein Wettstreit zwischen den Vertretern jedes einzelnen Faches, auf größeren tritt noch der Wetteifer zwischen ganzen Produktionsgebieten oder Industrieländern hinzu. Solche Wettkämpfe aber haben nur dann einen Sinn und einen Nutzen, wenn sie

schließlich zu einer Entscheidung führen. Seit Beginn der Ausstellungsunternehmungen ist man daher darauf bedacht gewesen, Preisgerichte zu erwählen, durch deren Urteil ein endgültiges Urteil über die vorgeführten Leistungen zustande kommt. Die Einrichtung und Zusammensetzung dieser Preisgerichte, die Art und Weise, wie ihre Entscheidung zum Ausdruck gebracht wird, ist der Gegenstand vielfacher Untersuchungen und Neuerungen gewesen, bis sich auch auf diesem Gebiete ein gewisser Usus herausgebildet hat, der trotz mancher noch bestehender Unvollkommenheiten der überaus schwierigen Aufgabe einer vorurteilslosen Prämiierung einigermaßen gerecht wird.

Prämiierung.

Ausstellungspreise.

Bei den Vorarbeiten für die erste große Weltausstellung zu London 1851 bestand zunächst die Absicht, durch Aussetzung großer Geldpreise für die vollkommensten Ausstellungsobjekte die Schaffenslust anzuregen und Erfinder dazu zu veranlassen, Dinge auszuführen, deren Herstellung im gewöhnlichen Laufe der gewerblichen Arbeit zu kostspielig und daher für eine gewinnbringende Verwertung aussichtslos gewesen wäre. Aber noch ehe die Ausstellung vollendet war, wurde dieser Gedanke als undurchführbar verlassen und statt dessen derjenige einer Gewährung von Ehrenpreisen in Form von Medaillen aufgegriffen. Bei dieser Form der Prämiierung sind dann alle nachfolgenden Ausstellungen stehen geblieben. Die meisten derselben, speziell die bezüglich ihrer Organisation mustergültigen Pariser Ausstellungen haben Medaillen verschiedenen Grades verteilt, deren wachsender Wert durch das zu ihrer Herstellung benutzte Metall — Bronze, Silber, Gold — angedeutet wurde. Später trat dann noch als höchster, über der goldenen Medaille stehender Preis das große Ehrendiplom, Grand Prix, hinzu. Die Wiener Weltausstellung von 1873 verteilte nur Ehrendiplome, was vielfach zur Unzufriedenheit Veranlassung gab. Andere Ausstellungen haben im Hinblick auf den hohen Wert der zur Ausprägung der höheren Preise erforderlichen Edelmetalle mitunter nur Bronzemedaillen verteilt, dabei aber den Empfängern silberner und goldener Medaillen das Recht gegeben, dieselben in dem betreffenden Metall gegen Erstattung der Kosten für dasselbe zu beziehen. In der künstlerischen Ausführung der Medaillen haben die einzelnen Ausstellungen miteinander gewetteifert und sich zu überbieten gesucht. Die größten Künstler wurden für die Herstellung der erforderlichen Entwürfe herangezogen. Die schönsten Medaillen sind wohl diejenigen der beiden Pariser Weltausstellungen von 1878 und 1900. Namentlich die letztgenannte hat auf diesem Gebiete Außerordentliches geleistet, indem sie außer den an die Aussteller verteilten Medaillen noch für Personen, die sich um die Ausstellung besondere Verdienste erworben hatten, außerordentlich schöne und wertvolle Plaketten in Silber und Sèvres-Porzellan ausführen ließ.

Preisgerichte und Organisation derselben.

Die Mitglieder der Preisgerichte werden gewöhnlich von den an der Spitze der Ausstellung stehenden Kommissionen erwählt und einberufen, Bei Weltausstellungen, die naturgemäß auch an die Zusammensetzung ihrer

Preisgerichte die weitgehendsten Anforderungen stellen, gesellen sich zu den von der Ausstellungskommission berufenen einheimischen Preisrichtern noch diejenigen der auswärtigen Staaten, welche auf Grund einer durch Vermittlung der Kommissariate ergehenden Einladung von den Regierungen dieser Staaten ernannt und an den Ausstellungsort entsandt werden. Das Preisgericht muß unter allen Umständen so frühzeitig zusammentreten, daß es volle Zeit hat, die gesamte Ausstellung gründlich zu studieren und seine Arbeiten rechtzeitig für die kurz vor Schluß der Ausstellung stattfindende Preisverteilung abzuschließen. Die Organisation des Preisgerichtes ist bei verschiedenen Ausstellungen eine verschiedene gewesen; am vollkommensten und daher am häufigsten angewandt ist wohl die Einteilung, wie sie regelmäßig bei den Pariser Weltausstellungen stattfindet. Die Preisrichter werden nach den Fächern, welche sie vertreten, in ebenso viele einzelne Preisgerichte eingeordnet, als Klassen für die verschiedenen Ausstellungsobjekte vorhanden sind. Auf der Pariser Weltausstellung von 1900 waren im ganzen 126 Klassen vorhanden, und ihnen entsprachen ebenso viele Preisgerichte. Jedes derselben studiert an Hand der Ausstellungskataloge und der ihnen zugänglich gemachten nachträglichen Berichtigungen derselben alle in ihrer Klasse ausgestellten Objekte, diskutiert den Wert derselben und bringt bestimmte Auszeichnungen in Vorschlag. Das Resultat dieser Arbeiten wird den Gruppenpreisgerichten vorgelegt, welche in kleinerer Zahl vorhanden sind und von denen jedes eine Reihe von Klassen in sich begreift. Diese letzteren sind in dem Gruppenpreisgericht vertreten durch die Präsidenten, Vizepräsidenten und Schriftführer der einzelnen Klassenpreisgerichte. Die Präsidenten der Gruppenpreisgerichte werden in Paris von der französischen Regierung ernannt, können aber ebensowohl Ausländer wie Einheimische sein. Auf der Pariser Weltausstellung von 1900 waren im ganzen 18 Gruppenpreisgerichte vorhanden, deren Aufgabe es war, die von den Klassenpreisgerichten gemachten Prämiierungsvorschläge nochmals auf das genaueste zu prüfen und auf Grund weiteren herbeigeschafften Materials wenn nötig zu berichtigen. Es sind die Gruppenpreisgerichte, denen weitaus die umfangreichsten und verantwortlichsten Arbeiten auf diesem Gebiet zufallen. Als oberste Instanz des ganzen Preisgerichtes fungiert die sogenannte Jury supérieur, welche sich aus den Präsidenten und Vizepräsidenten der Gruppenpreisgerichte, den Chefs der Ausstellungskommission, sowie den Kommissaren der einzelnen auf der Ausstellung vertretenen Staaten zusammensetzt und an deren Spitze wiederum ein Präsidium steht, dessen Mitglieder von der französischen Regierung ernannt werden und zumeist aus hohen Staatsbeamten bestehen. Die Jury supérieur beschließt endgültig über die Zuerkennung der von den Gruppenpreisgerichten in Vorschlag gebrachten Preise. Die Verteilung derselben erfolgt in Form einer großartigen Festlichkeit durch den Präsidenten der Französischen Republik in eigener Person. Da es indessen bei dem Umfang, den die Weltaus-

stellungen jetzt angenommen haben, unmöglich wäre, die überaus zahlreichen Preise den einzelnen Ausstellern selbst einzuhändigen, so geschieht die Preisverteilung symbolisch, indem der Präsident jedem der Präsidenten der Gruppenpreisgerichte ein Verzeichnis der auf seine Gruppe entfallenden Preise einhändigt. Die Zustellung der zuerkannten Medaillen und zugehörigen Diplome erfolgt dann gewöhnlich erst nach Schluß der Ausstellung durch die Ausstellungsleitung.

Wirkungen der Preisverteilung.

Es liegt auf der Hand, daß die bei solchen Aussellungen stattfindende Prämiierung keine durchaus gerechte sein kann. Insbesondere bringt dieselbe die relative Leistungsfähigkeit der verschiedenen Aussteller nur insoweit zur Geltung, als dieselbe sich an den ausgestellten Objekten erkennen läßt. Unter Umständen kann daher ein Aussteller, der an sich sehr leistungsfähig ist, bei Beschickung der Ausstellung aber nur bescheidene Anstrengungen gemacht hat, von einem anderen überflügelt werden, der bei geringerer gewerblicher Bedeutung sich eine sehr glänzende Vertretung auf der Ausstellung hat angelegen sein lassen. Derartige Mißverhältnisse werden allerdings auf Grund der Sach- und Fachkenntnis der einzelnen Mitglieder des Preisgerichtes mit in Rechnung gezogen, trotzdem aber ist eine gewisse Ungleichheit bei der Zuerkennung der Preise gar nicht zu vermeiden. Im allgemeinen geht die Tendenz der Preisgerichte auf Ausstellungen darauf hinaus, eine möglichst milde Praxis zu üben, d. h. alle irgendwie erkennbaren Verdienste durch Zuerkennung eines Preises auszuzeichnen und nur durch die verschiedene Höhe der Preise den relativen Wert der ausgestellten Objekte zum Ausdruck zu bringen. Das Resultat solcher Maßnahmen ist die auf allen neueren Ausstellungen beobachtete Tatsache, daß weitaus die größte Zahl aller vorhandenen Aussteller mit Preisen bedacht wurden und nur ganz wenige leer ausgingen. Damit sinkt bei Ausstellungen, welche überhaupt nur einen Preis gewähren, die Preisverteilung fast auf das Niveau einer Farce herab und die mühsamen Arbeiten der Preisgerichte erscheinen eigentlich als überflüssig. Wo aber, wie dies doch bei ernsthaften Ausstellungen zumeist geschieht, verschiedene in ihrem Werte abgestufte Preise verteilt werden, da hat trotz der vielbekrittelten Freigebigkeit der Preisgerichte die Preisverteilung immer noch eine sehr erhebliche Bedeutung, welche auch dadurch nicht abgeschwächt wird, daß die große Zahl derer, welche auf die Beschickung einer Ausstellung nicht die erforderlichen Unkosten und Bemühungen verwenden wollen, eifrig bestrebt ist, den Wert der auf Ausstellungen erworbenen Auszeichnungen herabzusetzen.

Stellung außer Preisbewerb.

Da die Preisgerichte aus sachverständigen Personen bestehen müssen und da eine genügende Zahl solcher sich nur finden läßt, wenn man auch die Kreise der Produzenten zur Ausübung des Preisrichteramtes mit heranzieht, so ist es nicht zu vermeiden, daß auch Aussteller gelegentlich zu Preisrichtern ernannt werden. Um selbst den Schein zu vermeiden, als könnten dieselben das ihnen übertragene Amt zum eigenen Vorteil aus-

nutzen, ist auf allen Ausstellungen die Einrichtung getroffen, daß ein Aussteller, der ins Preisgericht berufen wird, aus der Bewerbung um einen Preis ausscheidet. Hierauf bezieht sich die auf allen Ausstellungen häufig sichtbare Bezeichnung irgend welcher Objekte als „hors concours“ oder „außer Wettbewerb“. Da nun aber die Berufung ins Preisgericht an sich schon eine Anerkennung besonderer Tüchtigkeit oder Sachkenntnis darstellt, so hat man sich gewöhnt, die Bezeichnung „außer Preisbewerb“ ihrerseits als eine Auszeichnung anzusehen und Aussteller, welche sich für hervorragend tüchtig hielten, oder auch solche, die Gründe hatten, an dem schließlichen Ausfall der Preisverteilung Zweifel zu hegen, haben sich mitunter als hors concours erklärt, ohne daß dazu die obenerwähnte Veranlassung der Berufung ins Preisgericht gegeben war. Um dem auf solche Weise entstehenden Unfug zu steuern, ist sehr vernünftigerweise bei einzelnen Ausstellungen, speziell auch bei derjenigen zu Paris 1900, die eigenmächtige Erklärung des Ausscheidens aus dem Preisbewerb durch die Aussteller verboten worden. Andrerseits hat dieselbe Pariser Ausstellung die Härte, welche in der gezwungenen Hors concours-Stellung liegt, dadurch zu mildern versucht, daß sie eine besondere Hors concours-Medaille verteilte, welche an alle diejenigen verliehen wurde, die infolge ihrer Berufung ins Preisgericht aus dem Wettbewerb ausschieden.

Beanspruchung der Aussteller.

Eine reichliche Verteilung von Preisen, deren Besitz für den Aussteller zweifellos eine dauernde und wertvolle geschäftliche Empfehlung bildet, erscheint schon deshalb angezeigt, weil die Anforderungen, welche durch Ausstellungen und namentlich durch Weltausstellungen an die beteiligten Aussteller gemacht werden, für diese eine große und schwerwiegende Last bedeuten. Es handelt sich dabei nicht nur um die meist reichlich bemessene Platzmiete, um die Aufwendungen für die zur Einrichtung, Instandhaltung und Abräumung der Ausstellung erforderlichen zahlreichen Reisen und längeren Aufenthalte am Ausstellungsorte, sondern auch um die oft sehr großen Kosten der Herstellung von Ausstellungsobjekten, für die in den meisten Fällen kein Besteller vorhanden ist und die daher beim nachträglichen freihändigen Verkauf häufig bloß Preise erzielen, die geringer sind als die tatsächlichen Herstellungskosten. Hierzu kommen dann noch bei großen Objekten die oft sehr bedeutenden Frachtspesen, während die bei Weltausstellungen regelmäßig gewährte zollfreie Einfuhr in das Ausstellungsland nur dann in Wirkung tritt, wenn das ausgestellte Objekt nach Beendigung der Ausstellung wieder in das Ursprungsland zurückkehrt und somit erneute Frachtspesen verursacht. Da in den fünfzig Jahren, während welcher Ausstellungen regelmäßig abgehalten werden, ein Wetteifer nicht nur auf den einzelnen Ausstellungen stattfindet, sondern auch jede neue Ausstellung alle ihre Vorgängerinnen zu übertreffen sucht, so sind die Aufwendungen, welche von einzelnen Ausstellern bei den verschiedenen Ausstellungen gemacht worden sind, schließlich zu außerordentlicher Höhe herangewachsen. Es sei in dieser Hinsicht an die Ausstellung

der Firmen Krupp und Stumm in Chicago, an diejenigen von Borsig und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu Paris 1900 und an viele andere erinnert, deren Herstellungskosten in die Hunderttausende gingen. Im Verhältnis vielleicht noch anstrengender sind die Aufwendungen, welche industrielle Unternehmungen mittlerer Größe für Ausstellungen zu machen haben, und welche in ihrer ständigen Wiederkehr eine nicht zu verachtende Belastung derselben bedeuten. Hierdurch sowie durch die Störung des Geschäftsbetriebes, welche die Vorbereitung einer Ausstellung zweifellos mit sich bringt, ist die oft erwähnte Ausstellungsmüdigkeit zu erklären, welche sich in einzelnen industriellen Kreisen und mitunter sogar in ganzen Ländern geltend macht. Den prägnantesten Ausdruck findet eine derartige Ausstellungsmüdigkeit in der gelegentlich stattfindenden Ablehnung irgendeines Landes, sich an einer Weltausstellung zu beteiligen. Eine solche Ablehnung erfolgte beispielsweise von seiten des Deutschen Reiches für die Pariser Weltausstellungen von 1878 und 1889. Wenn auch vielleicht politische Gesichtspunkte bei diesen Ablehnungen mit in Betracht gezogen worden sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß auch die damals nicht sehr günstige Lage der deutschen Industrie für die getroffene Entscheidung mit maßgebend war. Daß bei einer solchen offiziellen Nichtbeteiligung für einzelne Firmen, welche gerne ausstellen möchten, doch immer noch Mittel und Wege vorhanden sind, ihre Erzeugnisse den Besuchern der Ausstellung vorzuführen, mag hier nur erwähnt werden.

Sammel- und Gruppen-Ausstellung und Entwicklung der ihnen zugrundeliegenden Ideen.

Aus dem Streben nach einer Herabminderung der dem einzelnen Aussteller erwachsenden Kosten ist die Einrichtung der Sammelausstellungen hervorgegangen, welche immer größere Beachtung gefunden hat und daher bei jeder neuen Ausstellung immer stärker in Erscheinung tritt. In ihrer ursprünglichen Form kam die Sammelausstellung in der Weise zustande, daß namentlich in gewissen, einer und derselben Industrie gewidmeten Bezirken alle Gewerbetreibenden gleicher Art sich zusammentaten und in gemeinsam beschafften Ausstellungsschränken oder sonst erforderlichen Hilfsmitteln eine Ausstellung veranstalteten, die als Ganzes groß genug war, um die Aufmerksamkeit der Ausstellungsbesucher auf sich zu ziehen, in der aber jeder einzelne Fabrikant mit nur einem oder einigen wenigen Objekten vertreten war, die seinen Namen trugen. In dieser Weise haben z. B. die Thüringer Spielwarenindustrie und die Nürnberger Metallindustrie fast alle Ausstellungen beschickt, auf denen sie vertreten waren. Besonders großartig gestalteten sich ferner durch ein solches gemeinschaftliches Vorgehen bei den letzten Weltausstellungen, ebenso wie auf der deutschen Ausstellung zu Berlin die Vorführungen der deutschen Feinmechanik und Optik.

Im Laufe der Zeit aber ist die auf solche Weise erzielbare Herabsetzung der Kosten nicht das einzige Motiv geblieben, welches zu der Herstellung von Sammelausstellungen führte. Mehr und mehr brach sich die Überzeugung Bahn, daß durch den Zusammenschluß der gleichartigen

Industrie eines ganzen Bezirkes, einer Provinz oder eines Landes ohne Benachteiligung der Interessen des Einzelnen die Bedeutung des ganzen Industriezweiges besser zum Ausdruck gebracht werden kann, als bei unabhängigem Vorgehen jeder einzelnen Firma. Auf solche Weise kamen Sammelausstellungen zustande, bei welchen die einzelnen Aussteller oft durch sehr große und zahlreiche Objekte vertreten waren, bei denen aber durch vorherige Wahl gleichartiger Ausstellungsformen die Zusammengehörigkeit des Ganzen betont wurde. Gleichzeitig konnten immer noch gewisse Ersparnisse in der Weise realisiert werden, daß die Einrichtung und Vertretung der ganzen Sammelausstellung einzelnen dazu erwählten Personen übertragen wurde. Beispiele derartiger Sammel- oder richtiger Gruppenausstellungen sind die Ausstellungen, wie sie z. B. von der Krefelder Seidenindustrie oder der deutschen chemischen Industrie auf der Kolumbischen Weltausstellung zu Chicago 1893 veranstaltet wurden und in ihrer Großartigkeit ein deutliches Zeugnis für den Wert gemeinsamen Vorgehens bei solchen Gelegenheiten ablegten.

Man ist aber bei dieser Entwicklung der Sammelausstellungen noch weiter gegangen, indem man namentlich auf den neueren Ausstellungen mitunter Vorführungen veranstaltet hat, bei denen direkte geschäftliche Interessen weit weniger maßgebend waren, als der Wunsch, von dem Stande irgend einer Industrie oder eines Wissensgebietes weite Kreise zu unterrichten. Insbesondere sind es Staatsregierungen und Behörden, oder auch Gemeindeverwaltungen, wissenschaftliche Körperschaften und Vereine gewesen, welche die durch Ausstellungen sich bietende Gelegenheit benutzten, um von bestimmten Bestrebungen oder Unternehmungen öffentlich Rechenschaft abzulegen. Aber auch die Industrie selbst hat sich unter Umständen bei der Beschickung von Ausstellungen von derartigen höheren Motiven leiten lassen. In großartigster Weise hat dies die deutsche chemische Industrie auf der Weltausstellung zu Paris 1900 getan. Im Bewußtsein ihrer, die gleichartige Industrie aller anderen Länder überragenden Größe hat sie eine Sammelausstellung in der Weise veranstaltet, daß alle beteiligten Firmen die zu einer systematisch geordneten Vorführung erforderlichen, oft sehr kostbaren Objekte beitrugen, dabei aber auf Nennung ihres Namens verzichteten. Durch gleichartige und überaus geschmackvolle Aufstellung der zusammengetragenen Objekte und Erläuterung derselben durch einen ausführlichen Katalog entstand ein Bild des Schaffens der Gesamtindustrie von überwältigender Großartigkeit, welches zu den am meisten besprochenen und am eingehendsten studierten Vorführungen dieser gewaltigen Weltausstellung gehörte. Es wäre bedauerlich gewesen, wenn eine derartige mit beispiellosem Aufwand an Mühe und Kosten hergestellte Sammlung, deren Wert auf etwa $^3/_4$ Millionen veranschlagt wurde, nach Beendigung der Ausstellung wieder zerstreut worden wäre. Es wurde dies dadurch verhindert, daß die Aussteller nach Schluß der Ausstellung das Ganze der preußischen Regierung zum Geschenk machten,

welche für seine Aufnahme im Park der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ein besonderes „Chemisches Museum“ errichtete.

Beschickung von Ausstellungen durch Behörden.

Am häufigsten haben wohl die Verwaltungen großer Städte von dieser Ausstellungsform Gebrauch gemacht, indem sie die von ihnen getroffenen gemeinnützigen Einrichtungen in oft sehr ausgedehnten Sammelausstellungen, bei deren Veranstaltung die Mithilfe vieler Privatpersonen und Firmen herangezogen wurde, vorführten. Mehr und mehr aber haben sich auch die Regierungen der einzelnen Länder, bei denen ja wohl die Triebfeder des Wetteifers in geringerem Maße vorhanden war, daran gewöhnt, solche Ausstellungen zu veranstalten. Das Vorgehen deutscher Ministerien und Reichsbehörden kann in dieser Hinsicht als mustergültig bezeichnet werden. Das königlich preußische Kultusministerium beschickte die Kolumbische Weltausstellung zu Chicago mit einer großartigen Vorführung der Hilfsmittel des gesamten Unterrichtswesens und namentlich der Universitäten. Eine nicht minder umfangreiche, aber anders geordnete Ausstellung ähnlicher Art, bei deren Veranstaltung auch die deutsche Industrie mitwirkte, wurde von der gleichen Behörde auf die Weltausstellung zu St. Louis gesandt. Großer Anerkennung erfreuten sich auch die vom Deutschen Reichsversicherungsamt auf den letzten Ausstellungen veranstalteten Vorführungen, welche die Tätigkeit dieser Behörde in volkstümlicher Weise erklärten und sicherlich dazu beigetragen haben, die Idee des Arbeiterschutzes in der gesamten zivilisierten Welt populär zu machen. Wohl die umfangreichste und großartigste Vorführung dieser Art, die je stattgefunden hat, war diejenige der Bundesregierung der Vereinigten Staaten von Amerika auf der Weltausstellung zu Chicago 1893. In einem ausgedehnten Palast, den sie zu diesem Zwecke errichtet hatte, stellte die Bundesregierung von Washington mit einer bis in die kleinsten Details gehenden Gründlichkeit all die vielen Unternehmungen dar, in denen sie für das Gesamtwohl der vielen in ihr zusammengeschlossenen, an sich aber vollständig selbständigen Staaten sorgt. Insbesondere brachte sie dabei auch die von ihr mit außerordentlicher Umsicht und größtem Aufwand an Mitteln betriebene naturwissenschaftliche Erforschung des weiten Ländergebietes von Nordamerika zur Kenntnis weiter Kreise.

Retrospektive Ausstellungen.

Eine andere neuere Errungenschaft des Ausstellungswesens, durch welche die ethische Bedeutung desselben ganz erheblich gewonnen hat, ist die der retrospektiven Vorführungen. Während die ersten Ausstellungen alles Vorhandene als bekannt voraussetzten und in erster Linie dem Zwecke dienen wollten, den Kreis unseres Könnens zu erweitern und zur Schaffung und Vorführung des bisher für unerreichbar Gehaltenen die nötige Anregung zu geben, hat man später auch den Wert des Rückblickens in die Vergangenheit mehr und mehr gewürdigt. Auf den letzten Ausstellungen der achtziger Jahre, derjenigen zu Manchester 1887 und der Weltausstellung von Paris 1889 suchte man die Vergangenheit zu rekonstruieren, indem man auf Grund alter Abbildungen und Beschreibungen bestimmte

Stadtgegenden der Ausstellungsstädte, einzelne Straßen oder berühmte Gebäude (Bastille) in dem leichten architektonischen Material der Ausstellungen, aber in täuschend genauer Nachahmung der äußeren Form wieder aufführte. Die Häuser solcher alten Straßen wurden zum Teil mit alten kunstgewerblichen Erzeugnissen ausgestattet, und so zu einer Art von Museum gemacht, ja, man ging so weit, die Wächter und sonstigen Angestellten des betreffenden Ausstellungsteiles in dem Kostüm der betreffenden Periode ihren Dienst tun zu lassen. Diese Maßnahme fand so viel Anklang, daß die Vorführung alter Stadtteile zu einer stehenden Einrichtung auf Ausstellungen wurde. Alt-Nürnberg, Alt-Wien, Alt-Berlin sind heute noch in jedermanns Munde und man hat diese großen Ausstellungsobjekte mitunter noch nach Beendigung der Ausstellungen, für die sie geschaffen waren, an anderen Orten neu aufgebaut und zur Schau gestellt. Freilich wurde dabei die Rücksichtnahme auf historische Treue immer geringer und die ursprünglich von rein künstlerischen und wissenschaftlichen Motiven getragenen Rekonstruktionen alter Städtebilder degenerierten allmählich zu Vergnügungslokalen. Die Idee der retrospektiven Vorführungen aber machte sich in neuen ernsteren Formen geltend. Auf der Kolumbischen Weltausstellung zu Chicago wurden alle noch beschaffbaren, auf die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus bezüglichen Objekte den Besuchern vorgeführt. Die Karavellen, auf denen der große Seefahrer seine erste Reise über den Ozean unternahm, lagen nicht nur in täuschend genauer Nachbildung in einer den Hafen von Huelva vorstellenden Bucht des Michigansees vor Anker, sondern man hatte sie tatsächlich in Spanien erbaut und kurz vor Beginn der Ausstellung die Fahrt über den Ozean vollbringen lassen. Und in einer mehr dem amerikanischen als dem europäischen Geschmacke entsprechenden Weiterführung des Gedankens war man sogar so weit gegangen, den letzten Nachkommen des Entdeckers der Neuen Welt, den Herzog von Veragua, auf Kosten der Ausstellung aus Spanien nach Amerika kommen zu lassen und dort gewissermaßen als lebendes Überbleibsel der kolumbischen Zeit dem Publikum vorzuführen. Wenn so der Weltteil, in dem die Ausstellung stattfand, geschichtliche Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte und dies auch in dem für die Weltausstellung gewählten Namen zum Ausdruck brachte, so ist es begreiflich, wenn auch die einzelnen Staaten Amerikas in den Häusern, welche sie sich erbaut hatten, Vorführungen aus ihrer Geschichte zu veranstalten suchten. Bei einzelnen von ihnen, so z. B. bei den Neu-Englandstaaten und Kalifornien konnten dieselben auch ein größeres Interesse beanspruchen, während sie bei anderen Staaten und Territorien, die eben noch kaum eine Geschichte haben, mitunter groteske Formen annahmen.

In noch höherem Maße und in ganz systematischer Weise wurde das retrospektive Prinzip durch die Leitung der Zentenarausstellung zu Paris 1900 betont. Hier wurde, soweit es immer möglich war, in jeder ein-

zelnen Ausstellungsklasse eine retrospektive Abteilung eingerichtet, welche in interessanter Gegenüberstellung mit den modernen die gleichartigen Behelfe früherer Zeiten zur Anschauung brachte. Namentlich von seiten der französischen Einzelkommissionen für die Ausstellung ist der von der Gesamtleitung gegebenen Anregung in gewissenhaftester und weitgehendster Weise Rechnung getragen worden und es sind auf diese Weise Vorführungen von ganz überraschender Art zustande gekommen. Es zeigte sich, daß unsere Museen trotz ihrer großen Zahl und ihres Umfanges noch lange nicht über alles Rechenschaft gegeben hatten, was unsere Vorfahren getan und getrieben haben. Gerade die alltäglichsten Dinge waren es, bei denen die Vergleichung des früher Üblichen mit dem heute Eingeführten besonders interessant sich gestaltete.

Vielfach hat man auch versucht, den belehrenden Charakter der Ausstellungen durch Veranstaltung von wissenschaftlichen Kongressen und Vorträgen stärker zu betonen. Sehr glücklich organisiert waren die täglichen Vorträge auf der Berliner Ausstellung von 1896, während die Weltausstellungen zu Paris 1900 und St. Louis 1904 sich durch die große Zahl der mit ihnen verbundenen Kongresse auszeichneten.

Ausstellungsbesucher. Vorkehrungen für dieselben.

III. Wirkungen und Erfolge der Ausstellungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Ausstellungen einen Zusammenfluß großer Mengen von Menschen an den Orten bewirken, wo sie stattfinden. Sie sind von vornherein darauf berechnet, viele Besucher aus weiter Ferne heranzuziehen, sie sind nur unter dieser Voraussetzung möglich und die stete Zunahme ihres Umfanges steht im direkten Verhältnis mit der Erweiterung, Verbesserung und Verbilligung unserer Verkehrsmittel. Der Besuch der auf eine Zeitdauer von fünf bis sechs Monaten berechneten Weltausstellungen hat bei jeder derselben nach Millionen gerechnet, aber auch bei Landes- und Provinzialausstellungen wird derselbe, wenn sie einigermaßen umfangreich und geschickt inszeniert sind, sehr oft durch sieben- bis achtstellige Zahlen ausgedrückt. Für die Unterbringung, Bewirtung und Unterhaltung derartiger Menschenmengen sind umfassende Vorkehrungen erforderlich, welche auch wieder nur möglich geworden sind durch die Hilfsmittel des modernen Verkehrs. Ganz abgesehen von der gesteigerten Frequenz des Personenverkehrs bewirken somit Ausstellungen auch eine nicht zu verachtende Belebung des Warenverkehrs und Handels.

Frühzeitig hat man eingesehen, daß auch für die Unterhaltung der zahlreichen Ausstellungsbesucher gesorgt werden muß. So kommen die vielen Vergnügungseinrichtungen und Schaustellungen zustande, welche mit Ausstellungen stets Hand in Hand gehen und die man von seiten der Ausstellungsleitungen mehr und mehr auf bestimmte Teile der Ausstellungen zu beschränken sucht, um so der Hauptveranstaltung ihren ernsthaften Charakter zu wahren. Charakteristisch war in dieser Hinsicht

die Midway Plaisance der Kolumbischen Weltausstellung zu Chicago, der eine gleichartige Abteilung zu St. Louis entsprach. Auch hier können wir ein ähnliches Anwachsen der Großartigkeit der Vorführungen, der aufgewandten Mittel und des stattfindenden Besuches verzeichnen, wie es für die Ausstellungen überhaupt der Fall ist.

Vergleiche mit den älteren Messen und Jahrmärkten.

Der bei Ausstellungen hervortretende Wetteifer zwischen einzelnen Individuen und Firmen, Körperschaften, Produktionsgebieten und ganzen Ländern und Nationen, die unverhohlen ausgesprochene Tendenz einer Belebung des Handels und Verkehrs und nicht zum mindesten auch die Verquickung des Festlichen und Lustbaren mit den ernsteren Motiven der ganzen Veranstaltung legen für Ausstellungen jeglicher Art den Vergleich mit einer uralten Einrichtung aller Völker und Zeiten nahe, nämlich mit den Messen und Jahrmärkten. In der Tat sind die Ausstellungen sehr häufig Riesenjahrmärkte genannt worden, am schroffsten von den Amerikanern, welche ihre eigenen Weltausstellungen auch in ernsthaften und offiziellen Veröffentlichungen nicht selten als „World's Fair", „Weltjahrmarkt" bezeichnet haben. Es liegt aber in diesem Namen eine Geringschätzung, welche das Ausstellungswesen sicherlich nicht verdient. Denn insofern unterscheiden sich die Ausstellungen, sie mögen nun Weltausstellungen oder auch Landes-, Provinzial- oder Fachausstellungen sein, sehr wesentlich von den alten Jahrmärkten, daß sie nicht wie diese bloß einen zu bestimmter Zeit stattfindenden planlosen Zusammenlauf von Menschen darstellen, die kaufen und verkaufen, schmausen und sich ergötzen wollen, sondern wohlorganisierte, mit großem Aufwand an Scharfsinn, Mitteln, Mühe und Arbeit in Szene gesetzte Vorführungen, bei denen die Belehrung weiter Kreise in einer für diese annehmbaren und den verschiedensten Geschmacksrichtungen angepaßten Form der Hauptzweck ist.

Allgemeine Wirkungen.

Daß dieser Zweck erreicht wird durch eine allmählich geschaffene Organisation, welche gleichzeitig auch eine gesunde finanzielle Grundlage für Ausstellungen bildet, ist mit der größten Freude zu begrüßen, denn die Größe unserer Ausstellungen ist eine solche, daß sie überhaupt nur möglich erscheinen, wenn die entstehenden Kosten auf irgend eine Weise wieder hereingebracht werden. Es steht nicht nur fest, daß derjenige, der eine Ausstellung in vernünftiger Weise besucht und besichtigt, unendlich viel auf derselben lernen kann, sondern auch, daß auf Ausstellungen vieles gelehrt wird, was auf andere Weise gar nicht oder doch sicherlich nicht in so bequemer Weise zu erlernen wäre. Ausstellungen in der Form, wie sie ihnen die Neuzeit gegeben hat, sind daher ein Kulturfaktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung, und man kann sagen, daß es heutzutage für den gebildeten Menschen gar nicht mehr angängig ist, sich ihrer nach Belieben zu bedienen oder sie unbenutzt zu lassen. Der Besuch einiger Ausstellungen muß vielmehr als durchaus notwendige Ergänzung einer allgemeinen Bildung betrachtet werden, und es entspricht vollständig dieser Auffassung von der Sachlage, wenn es mehr und mehr

üblich wird, daß Staatsregierungen und Behörden, Gemeindeverwaltungen und Schulen, Vereine und große industrielle Unternehmungen es für ihre Pflicht halten, die ihrer Fürsorge anvertrauten Personen, Beamte und Mitglieder, Schüler und Arbeiter auf ihre Kosten oder doch unter kräftiger finanzieller Beihilfe zum Besuch von Ausstellungen zu entsenden. In gleicher Weise geben Eisenbahnverwaltungen und Schiffahrtsgesellschaften ihrer Auffassung von der hohen kulturellen Bedeutung des Ausstellungswesens in der Weise Ausdruck, daß sie bei Gelegenheit großer Ausstellungen sehr erhebliche Verkehrserleichterungen für Ausstellungsbesucher eintreten lassen.

Man kann, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, sagen, daß der beispiellose Aufschwung, den namentlich die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gezeitigt hat, auf das Innigste mit dem Ausstellungswesen verknüpft ist. Die Ausstellungen sind ein Produkt der gesteigerten Intensität der geistigen Arbeit unserer Zeit, aber sie tragen ihrerseits mächtig dazu bei, zu immer weiterer Steigerung anzuregen.

Literatur.

Die auf das Ausstellungswesen bezügliche Literatur ist überaus umfangreich, kann aber im einzelnen kaum namhaft gemacht werden.

Genauere Belehrung über die einzelnen Ausstellungen gewinnt man am besten durch das Studium der in den meisten öffentlichen Bibliotheken erhältlichen Ausstellungskataloge und Ausstellungsberichte.

Die wissenschaftlichen und technischen Ergebnisse einzelner Gebiete sind in den Spezialberichten der Fachzeitschriften niedergelegt.

DIE MUSIK.

Von

Georg Göhler.

Musik ist Ausdruck.

I. Die Grundlagen der musikalischen Kultur. Musik ist Ausdruck; Musik ist Sprache. Auf dieser Grundwahrheit beruht die gesamte Kulturbedeutung aller Musik seit ihren Uranfängen.

Man hat sich gewöhnt, in dieser Wahrheit, die so alt ist wie die Musik selbst, eine Entdeckung des Geistes der Neuzeit zu sehen. Und doch ist, was als die Krone des altehrwürdigen Baumes der Musik oder als die nach jahrtausendelangem Wachstum endlich erschlossene Blüte gilt, in Wahrheit seine Wurzel, aus der er alle Lebenskraft sog. Selbst die einfachste Musik der tiefststehenden Naturvölker ist im Urgrunde ihres Wesens genau dasselbe, was die Kunst Wagners sein will: Ausdruck, Sprache. Keine Wesens-, nur Gradunterschiede sind vorhanden.

Will man die Kulturbedeutung der Musik im Leben der Menschheit verstehen, so ist es unerläßlich notwendig, an diesem fundamentalen Axiom festzuhalten. Nur dann deuten sich leicht alle Phasen der langen, reichen Entwicklung.

Rhythmus, Melodie.

Musik ist Ausdruck. Träger dieses Ausdrucks sind die beiden Grundelemente aller Musik, Rhythmus und Melodie; je nach der besonderen Art des Ausdrucks herrscht bald das eine, bald das andere vor. Die Harmonie ist Resultante aus beiden, also nicht primär! Ob der Rhythmus als Prinzip der Bewegung und bei weiterem Fortschreiten als Prinzip der Ordnung in der Bewegung oder ob die Melodie bei den frühesten Äußerungen musikalischer Art das Ausschlaggebende gewesen ist und noch ist, kann Spezialuntersuchungen auf dem Gebiete der Völkerpsychologie überlassen bleiben. Nimmt man als Analogon der Völkerentwicklung die des Kindes, so erscheint das Erfassen und Behalten rhythmischer Elemente als das Primäre.

Karl Bücher hat in seinem Buche: Arbeit und Rhythmus auf die Bedeutung des rhythmischen Elementes bei den verschiedensten Arbeitsleistungen hingewiesen. Von den primitivsten Zuständen eines Volkes aus erhält sich diese Bedeutung bis in die entwickeltsten Kulturen und findet

in einer Menge von Handwerksliedern Ausdruck, die ihren charakteristischen Rhythmus der Tätigkeit des betreffenden Handwerkers verdanken.

Unter Melodie darf man bei Naturvölkern natürlich nicht lange, geschlossene Linien verstehen, sondern wird kurze Ausrufe, in denen einzelne Worte mit wechselnder Tonhöhe gesprochen werden, als die ersten Ansätze melodischer Bildung anzusehen haben. Die Steigerung des Gefühlsausdrucks, für den die gewöhnliche Sprache nicht mehr ausreicht, schafft diese Art primitivster Musik; großer Schmerz, große Freude schafft sich selbst den Ton.

Am wichtigsten wird diese Art Musik und am meisten entwickelt sie sich im Dienste der Gottheit. Nichts beweist mehr unsere Behauptung, daß das Wesen auch dieser Musik Ausdruck sei, als die Tatsache, daß für die Anrufung der Götter sich bei allen Völkern sehr bald typische Tonformeln bilden, daß das Wort allein nicht genügt, sondern daß der Ton der Verehrung der Überirdischen einen besonderen Nachdruck, einen besonderen Ausdruck geben muß. Die Steigerung des Gefühlslebens, die der Verkehr mit den unbekannten Mächten hervorruft, die Erregung, die selbst beim plumpesten Götzendienst über den Naturmenschen kommt, verlangt die Sprache der Töne. Da im Kultus der meisten Völker als weiteres Ausdrucksmittel zu der rhythmisierten und melodisierten Sprache (beides natürlich in der primitivsten Manier) meist die erregtere Sprache der Gebärde, d. h. der Tanz, hinzutritt, so können wir in der musikalischen Kultur der Naturvölker bereits das Vorhandensein aller der Elemente konstatieren, die in den größten Kunstwerken der fortgeschrittensten Kulturen eine Rolle spielen. Götterkultus.

Der Völkerpsychologie wird dabei noch zu untersuchen bleiben, ob gewisse Rhythmen und gewisse Tonverbindungen konventionell als mit einem gewissen Ausdruck verbunden angesehen werden, d. h. ob ein Volk durch Gewohnheit eine bestimmte Sorte Ausdruck gleichsam durch die Art von Tonfortschreitungen symbolisiert, oder ob in der Natur der Rhythmen und Töne ein gewisses Etwas ist, was notwendigerweise eine für alle Menschen gültige typische Gefühlsbedeutung hat. Sieht man mit Schopenhauer und Wagner in der Musik mehr als eine bloße Nachahmung, die nichts als Eidola, Abbilder, gibt, sieht man in ihr eine unmittelbare Verlebendigung der „Idee“, des Wesens der Welt oder des Willens, so wäre man wohl genötigt, diese Einheitlichkeit der Verbindung eines Ausdruckswertes mit einer bestimmten Tonverbindung anzunehmen. Erachtet man diese Theorie jedoch lediglich als eine interessante philosophische Spekulation, so hindert nichts, diese Verbindung von Gefühlswert und melodischer bzw. rhythmischer und harmonischer Natur als durch die Gewohnheit erzeugt, als konventionell anzusehen. Wir würden dann z. B. die gefühlsmäßige Tatsache, daß wir mit den beiden Tongeschlechtern von Dur und Moll gewisse Ausdrucktypen verbinden, nicht dem Wesen dieser Tongeschlechter, sondern der Macht der Gewohnheit, der Erziehung Metaphysik der Musik.

zuzuschreiben haben, genau wie man es als symbolische Auffassung bezeichnen kann, wenn wir mit Farben, wie rot und schwarz, einen gewissen Gefühlsausdruck verbinden, der nicht im Wesen, in der Idee dieser Farben selbst begründet liegt.

Naturvölker.

II. Die Entwicklung der musikalischen Kultur. Auf der primitiven Kulturstufe der Naturvölker fehlt natürlich völlig die theoretische Erwägung solcher Fragen. Wie sich das ganze Leben den Bedürfnissen und dem triebmäßigen Gefühlsleben gemäß entwickelt, so sind auch alle musikalischen Äußerungen unreflektiert und bilden sich auf dem dunklen Boden des Gefühlslebens vielleicht mit Nachahmung der Töne, die die umgebende Natur dem Ohre als Vorbilder liefert.

Hebräer.

Das erste Volk, bei dem wir von einer wirklichen musikalischen Kultur reden können, sind die Hellenen. Bei den Hebräern sind gewiß im Kulte ihres Gottes die musikalischen Ausdrucksmittel schon ziemlich reiche gewesen; die vielen erhaltenen Gesänge, die Instrumente, deren Namen genannt werden, das alles läßt auf eine ziemlich entwickelte Musikübung schließen. Auch daß die Macht der Musik, die Ausdrucksfähigkeit der Töne erkannt war, beweisen Erzählungen wie die von Davids Saitenspiel vor Saul. Doch können wir hier, wo wir von der Kulturbedeutung der Musik im allgemeinen zu reden haben, ruhig die Musik der Hebräer wie die der alten Kulturvölker des Ostens unberücksichtigt lassen und gleich die wesentlichsten Elemente der althellenischen Musikkultur kurz bezeichnen.

Musikkultur der Hellenen.

Den Griechen verdankt die musikalische Kultur des Abendlandes zweierlei, zunächst die Ausbildung der musikalischen Theorie und dann die Grundlegung der musikphilosophischen Spekulation.

Es ist klar, daß eine wirkliche Entwicklung einer Kunst unmöglich ist, wenn nicht die Grundlagen ihrer Technik theoretisch festgestellt, sozusagen lehrbar gemacht sind. Ohne diesen theoretischen Ausbau eines Systems bleibt wie alles Handwerk so auch alle Kunst dem Zufall überlassen und erreicht sehr bald den toten Punkt, von dem aus kein Fortschritt mehr zu erzwingen ist. Dieses System für die Musik geschaffen zu haben, ist das Verdienst der griechischen Musiktheoretiker. Von der späteren abendländischen Theorie ist es dadurch völlig verschieden, daß ihm der Begriff des Zusammenklangs, der Harmonie gänzlich fehlt. Die Musikübung der Griechen kannte nur einstimmige Musik; wirkten mehrere Stimmen oder Stimmen und Instrumente zusammen, so gab es nur Verdopplung und Tonverstärkung oder Zufügung einzelner Noten, die aber kein harmonisches Ganze ergaben. Die ganze Theorie beschränkt sich also auf rhythmische und melodische Untersuchungen. Die Art des Fortschreitens von Ton zu Ton, die Beziehungen der einzelnen Melodietöne zueinander, die Intervallenlehre wurde theoretisch festgelegt. Dabei wurden so viele Ergebnisse gewonnen, daß die gesamte Musiktheorie des

System der Musiktheorie.

Mittelalters auf diesem in hellenisch-alexandrinischer Zeit gelegten Fundament sich aufbaut. Diese Tatsache zeigt die Kulturbedeutung dieser Seite der griechischen Musikpflege, die infolgedessen im 19. Jahrhundert auch von zahlreichen Forschern, Musikern wie Philologen, behandelt worden ist.

Hellenische Philosophie der Musik.

Verhältnismäßig zurückgetreten ist gegenüber diesen Arbeiten über die musiktheoretischen Leistungen der Griechen das Studium ihrer spekulativen Musikphilosophie. Erst in neuester Zeit hat Hermann Abert in seiner „Lehre vom Ethos in der griechischen Musik“ alles das zusammengefaßt, was griechische Philosophen und Musiktheoretiker über dieses Thema geäußert haben. Danach ist die hellenische Musikkultur bereits zu einer außerordentlichen Höhe philosophischer Kunstbetrachtung fortgeschritten gewesen, zu einer Höhe, die eigentlich erst im 19. Jahrhundert durch die Betrachtungen wieder erreicht worden ist, die Männer wie Schopenhauer, Wagner und Nietzsche über die Metaphysik der Musik aufgestellt haben.

Idealismus und Formalismus.

Schon bei den griechischen Denkern begegnen wir dem scharfen Gegensatz zwischen Formalisten und Idealisten in der Auffassung der Musik. Schon hier sehen die einen in der Tonkunst nur eine Nachahmung, ein Spiel mit tönenden Formen, einen Sinnenreiz, der an sich gleichgültig ist und nur überschätzt schädliche Wirkung ausüben kann, die anderen dagegen eine innerliche Macht, eine sittliche, geistige Kraft, ein Movens idealster Art. Fast alles, was die neueste Musikästhetik vorgebracht hat, ist wenigstens im Keime in dieser Kunstlehre vorhanden. Die Zahlenmystik der Pythagoräer, die von dem tönenden, harmonischen Weltganzen, von der Musik der Sphären reden, ist ebenso bekannt wie die Bestimmungen, die Plato für die Musikpflege in seinem Staat gegeben hat. Alle diese der idealistischen Richtung der Musikästhetik angehörigen Philosophen sind überzeugt, daß die Musik imstande sei, durch eigene Kraft, durch das Wesen ihrer Tongeschlechter auf das sittliche Leben der Menschen zu wirken, und zwar nicht bloß ganz allgemein belebend durch eine Art Nervenreiz, sondern direkt bestimmend, zu Gut und Böse anregend, je nach der Art ihres Ausdrucks. Sowohl die einzelnen Rhythmen, als auch die einzelnen Stimmlagen, ganz besonders aber die einzelnen Tonarten haben eine ganz spezifische, genau bestimmbare Wirkung. Plato verbietet gewisse Tonarten für seinen Staat wegen ihrer entsittlichenden, verweichlichenden Wirkung; in den Untersuchungen der Musikphilosophen nimmt die Charakterisierung dieser verschiedenen Tonarten stets großen Raum ein. Überall aber findet man die Kunstlehre nicht vom ästhetischen, sondern vom ethischen Standpunkt genommen bei dieser Gruppe von Philosophen. Die Kunst ist auf diese Weise mit dem Leben, mit der Gesamtkultur weit inniger verbunden, als wir z. B. in der Gegenwart gewöhnt sind, es zu empfinden. Kunstgenuß ist nichts sittlich Indifferentes; die intensive Beschäftigung mit gewisser Musik kann sogar etwas direkt Unsittliches sein.

Es versteht sich von selbst, daß gegen diese außerordentlich vertiefte Auffassung der Musik Männer auftreten mußten, die, weniger musisch veranlagt, in dieser Überschätzung von Gefühlswerten eine Gefahr für den denkenden Menschen sehen mußten. Immerhin scheinen diese Formalisten nicht nur die späteren, sondern auch die für die eigentliche hellenische Kultur weniger maßgebenden Geister gewesen zu sein und erst mit dem Niedergange dieser Kultur mehr Bedeutung gewonnen zu haben. Zweifellos ist, daß beide Gruppen sich der außerordentlichen sinnlichen Wirkung der Musik bewußt waren. Während aber die Formalisten dieses sinnliche Spiel mit Tönen entsprechend niedrig eingeschätzt wissen wollten, um den Verstand des Menschen frei von dem Überwuchern künstlerischer Elemente zu halten, suchten die Idealisten den Grund dieser außerordentlich starken Gefühlswirkung der Töne in einer geistigen Kraft, die ihnen innewohne und imstande sei, den Charakter eines Menschen zu beeinflussen und zu lenken. Es ist einer der deutlichsten Beweise für den Reichtum der griechischen Kultur, daß derartige feine psychologische Probleme bereits die Geister beschäftigten.

Christentum.

Mit dem Zusammenbruch dieser alten Welt war natürlich für Jahrhunderte ein Weiterdenken dieser Gedankenreihen unmöglich geworden. Die christliche Kultur hatte mit ihrer Abwendung von den sinnlichen Elementen des Lebens keinen Raum für solche Spekulationen. Die germanischen Elemente aber, die durch die Völkerwanderung wenigstens vorübergehend in den äußerlichen Besitz des alten Kulturbodens gelangten, bedurften jahrhundertelanger Entwicklung, ehe sie an ein Aufnehmen und Weiterbauen dessen gehen konnten, was sie als Reste jener alten musikalischen Kultur vorgefunden hatten.

Christlicher Kultus.

Träger der im Gegensatze zur griechischen natürlich ziemlich unbedeutenden musikalischen Kultur wurde zunächst die Geistlichkeit. Wie wir schon bei den Naturvölkern sahen, daß die Musik eines der wichtigsten Elemente für den Götterkult ist, weil durch die Töne die gefühlsmäßige Wirkung der Worte gesteigert wird, so ist auch in der christlichen Religionsübung die Musik sehr bald einer der wichtigsten Faktoren. Man wird z. B. die Tatsache, daß im Kultus der Kirche alle Lektionen aus der Heiligen Schrift nicht gelesen, sondern im Lektionston gesungen wurden und werden, gewiß damit erklären können, daß man fühlte, wie die Musik das Wort aus dem Profanen des täglichen Gebrauchs in eine höhere Sphäre hebt. Für den Ausbau des Kultus der christlichen Kirche hat die Musik im Laufe der Jahrhunderte eine Bedeutung gewonnen, von der man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man alles, was die liturgischen Bücher der christlichen Kirche enthalten, überschaut. Die Kirche ist sich der Macht der Töne über das Empfindungsleben des Menschen auch jederzeit bewußt gewesen und hat, weil sie vor allen Dingen den fühlenden Menschen für ihre Feiern braucht, ihr den breitesten Raum in ihrem Kultus angewiesen.

Theoretische Grundlage dieser christlichen Musik bildete das Tonsystem der alten Griechen, das allerdings wesentlich umgestimmt wurde und verändert werden mußte, als die Mehrstimmigkeit sich einzubürgern begann. Noch ehe diese große und rasche Entwicklung sich vollzog, hatten aber auch die Träger weltlicher Macht und Kultur der Entwicklung weltlicher Musikübung den nötigen Boden verschafft. Träger dieser frühesten deutschen weltlichen Musikkultur sind die Fürsten und der Adel an ihren Höfen. Man darf die Bedeutung der Musik für die Kultur an den Höfen der Minnesängerzeit nicht unterschätzen und vor allen Dingen nicht vergessen, daß die hohe Entwicklung der Lyrik ohne die Musik kaum denkbar gewesen wäre. Denn jene Lyrik ist doch keine Buchlyrik, sondern Gelegenheitdichtung zum lebendigen Vortrag gewesen; auf diesen aber, wie auf den Aufbau und die Gliederung der Gedichte haben musikalische Elemente zweifellos mitbestimmend gewirkt. Wenn uns auch heutzutage, da jene Gesänge noch ohne die harmonische Grundlage gedacht sind, ohne die wir fast keine Musik empfinden können, diese Musik nicht auf der Höhe der Dichtungen zu stehen scheint, so dürfen wir daraus doch nicht auf einen geringen Zeitwert dieser musikalischen Leistungen schließen. Die ganze Literatur jener Zeit spricht so viel von Sängern, von ihren Liedern und Tönen, daß wir an jenen Höfen eine wirkliche musikalische Kultur, die für das gesamte geistige Leben ihre große Bedeutung hatte, durchaus annehmen müssen. Auch daß sich dieser Kunstübung, als die wirtschaftliche Bedeutung des Adels durch das Emporkommen reicher Bürger vermindert wurde, dann diese Bürger auf ihre Art annahmen, daß dem Minnesänger der Meistersinger nachfolgte, beweist, daß hier eine lebens-, eine zeugungsfähige Kultur vorhanden war.

Musiktheorie des Mittelalters.

Minnesänger.

Freilich war für die Zukunft viel wichtiger, daß in der Zeit vom 12. bis zum 16. Jahrhundert die mehrstimmige Musik aus ganz unbeholfenen Anfängen sich rasch zu glänzender Vollkommenheit entwickelte. Die Geschichte dieser Entwicklung kann in unserem allgemeinen Überblick nur insoweit beachtet werden, als sie kulturelle Folgen gehabt hat. Das spezifisch Musikgeschichtliche und Theoretische muß die spezielle Abhandlung über dies Gebiet nachholen.

Mehrstimmige Musik.

Zweifellos ist es für die Beurteilung des musikalischen Kulturstandpunktes eines Volkes sehr interessant zu wissen, warum es nicht zur Mehrstimmigkeit kommt. Bei den Hellenen scheint außer der Art ihrer Musikübung, die vor allem beim Vokalgesang, der überwog, Deutlichkeit des Wortes verlangte, die Bildung ihrer Tongeschlechter der Mehrstimmigkeit hinderlich gewesen zu sein. Bezeichnend ist jedenfalls, daß mit der Entwicklung der Mehrstimmigkeit im Mittelalter die Überwindung des Systems der griechischen Tonarten, aus denen sich die sogenannten Kirchentonarten entwickelt hatten, und die Einführung des modernen Dur-Moll-Systems verbunden war.

Wie kam aber das Mittelalter zur Mehrstimmigkeit? Zweifellos nicht

auf dem Wege theoretischer Spekulation, auf dem späterhin manche neue Kunstform gesucht wurde, sondern durch die Praxis der Kunstübung. Aus dem verstärkenden Begleitinstrument beim Gesang bildete sich eine neue Stimme, und nun wurden gewisse Arten von Zusammenklängen als vorteilhafter, als natürlicher empfunden als andere. Die Theorie bemächtigte sich des neuen Problems und bildete im Laufe von Jahrhunderten in umständlichen Untersuchungen die Regeln für den mehrstimmigen Satz aus. Noch nicht aufgeklärt sind die Gründe, weshalb diese neue Kunst von England, Nordfrankreich und den Niederlanden ihren Ausgang nahm. Zu vermuten ist, daß hier, bevor die geistliche privilegierte Tonkunst und ihre Theoretiker der neuen Kunstübung ihre Aufmerksamkeit zuwandten, als eine wilde Pflanze weltlicher mehrstimmiger Gesang aufgewachsen war, der sich unbelastet durch theoretische Untersuchungen auf das Urteil des Ohres verließ.

Mensuralmusik.

Erstaunlich und ein Beweis für die Bedeutung der Musik im Leben jener Zeit ist die Zahl oder besser Unzahl von Kompositionen, die in diesem neuen mehrstimmigen Satze geschrieben wurden. Da wir obendrein annehmen müssen, daß aus der Entwicklungs- und Blütezeit der kontrapunktischen oder Mensuralmusik, wie sie genannt wird, besonders vor der Erfindung des Notendrucks eine Menge von Material verloren gegangen ist, kann man aus diesem Reichtum an noch vorhandenen Kunstwerken den besten Schluß auf das musikalische Leben der Zeit machen. Denn man darf nicht vergessen, daß jener Zeit unser Begriff der Musikliteratur völlig fremd ist, daß alle diese Werke als Gelegenheitarbeiten für den praktischen Gebrauch geschrieben wurden und nicht wie bei uns sehr häufig als Handels- und Geschäftsartikel. Wir werden auf diese Tatsache, die für die Einschätzung des Kulturwertes der Musik äußerst wichtig ist, noch zurückkommen müssen, wenn wir von der Gegenwart reden.

Die Kirche als Förderin der Kunst.

Der größte Teil jener mehrstimmigen Tonsätze ist geistlichen Inhalts. Die Kirche hat sich um die Entwicklung der musikalischen Kultur ein außerordentliches Verdienst dadurch erworben, daß sie der Musik ein so großes Feld zur Betätigung anwies. Tat sie dies auch, wie wir gesehen haben, aus dem natürlichen Grunde, der alle Völker für ihre religiösen Übungen und die Verehrung der Gottheit die Musik zu Hilfe nehmen läßt, so ist doch die Bedeutung, die der musikalischen Erziehung bei der Ausbildung für den geistlichen Stand zugesprochen wurde, be-

Musikunterricht.

sonders zu rühmen und könnte für die Gegenwart vorbildlich sein. Die Musik nahm in den Lehrplänen aller höheren Schulen am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit einen sehr wichtigen Platz ein. Infolgedessen waren sehr viele gelehrte Männer gute Musiker, mindestens Freunde der Musik, und fast alle Musiker gleichzeitig tüchtig allgemein gebildet. Die Musik war kein Luxus, sondern gehörte mit zur Bildung fürs Leben, war ein wirklicher Kulturfaktor. Daran war zweifellos schuld,

daß die Schulen vor allen Dingen Vorbereitungsanstalten fürs geistliche Amt, als solche von der Kirche geleitet und dotiert waren und daß diese für ihren Kultus nicht nur zur Leitung des Chors, sondern auch der reichen Liturgie wegen unter den Geistlichen tüchtige Musiker brauchte. Selbstverständlich profitierten davon auch die Schüler, die sich nicht dem geistlichen Stande zuwandten, und infolgedessen war unter den Ratsherren und an den Höfen jener Zeit eine außerordentliche Menge gut gebildeter Musikfreunde zu finden. Aber auch das Volk hatte Nutzen von diesen Zuständen. Eine Menge weltlicher vierstimmiger Lieder, die nicht so sehr zahlreich geschrieben und gedruckt worden wären, wenn man sie nicht gesungen hätte, beweisen, daß der weltliche Gesang in den Bürgerkreisen jener Zeit sehr gepflegt wurde. Freilich — zum Glück — nicht in Vereinen oder Konzerten, sondern im Leben. Bei frohen Festen in der Familie, in Dorf und Stadt, bei Spiel und Tanz sang man diese „Gassenhawerlin", von denen sich manche Weise volkstümlicher Art als weltliches Lied oder als Choral bis heute erhalten hat. Der Unterschied „geistlich" und „weltlich" war damals in der Kunst wie im Leben noch nicht so scharf. Hatte eine Weise als Liebeslied Popularität gewonnen, so fand sie mit einer „Parodie", d. h. einem geistlichen Text, ihren Weg auch in die Kirche.

Weltliche Musik.

Die außerordentliche Macht, die damals, an der Wende von Mittelalter und Neuzeit, die Musik hatte, ihre lebendige Kraft als wirklicher Kulturfaktor läßt sich mit nichts schlagender beweisen als mit dem Erfolge, mit dem sie Luther in den Dienst seiner Reformationsidee nahm. Man darf in Luthers musikalischer Begabung nicht etwas Absonderliches, Außergewöhnliches sehen. Wie wir gesehen haben, hatten die Gebildeten jener Zeit fast alle eine tüchtige musikalische Erziehung genossen und verstanden sich auf Kunstübung und häufig auch auf Tonsatz. In einer Zeit, die so mit Musik aufwuchs, lag nichts näher, als die sammelnde und fortreißende Kraft dieser Kunst zu benutzen, um eine große geistige Bewegung bis in die weitesten Kreise des Volkes zu verbreiten.

Reformation.

Der Choral, das geistliche Volkslied, ist darum eine so mächtige Hilfe bei der Propaganda für die Reformation geworden, weil im Volke der Geist der Musik lebendig war, weil es in seiner Kultur so weit war, um den Gefühlswert dieser Töne zu verstehen, sich von ihm erfassen zu lassen. Andererseits hat diese Verwertung der Musik zur Verbreitung einer neuen geistlichen Kultur wieder die Folge gehabt, daß die musikalische Technik sich den Bedürfnissen der Bewegung fügte, daß der Satz der Gesänge vereinfacht wurde, daß an die Stelle kunstvoller Kontrapunktik schlichter homophoner Satz trat, der dann wieder den Sieg der einstimmigen, begleiteten Musik vorbereiten half. Jedenfalls gehört das Reformationszeitalter zu den Zeiten, in denen die Musik eine außerordentlich wichtige kulturelle Rolle gespielt hat und deren musikalische Erzeugnisse infolge dieses Erstandenseins aus dem wirklichen Leben bleibenden

Der evangelische Choral.

Kunstwert behalten haben. Denn nur was aus dem Leben geboren ist, hat Lebenskraft in der Kunst.

Die Renaissance in der Musik.

Kurz nach der Reformationszeit ereignet sich eines der eigentümlichsten Vorkommnisse in der Kulturentwicklung der Musik. Die Spekulation, der reflektierende Verstand wollte ihr eine neue Bahn weisen und wies sie ihr auch. Und auf dieser Bahn kam sie zu einer Fülle neuer Möglichkeiten. Das scheint den eben ausgesprochenen Satz von der Lebensfähigkeit der Musik zu widerlegen. Doch nur scheinbar. Es muß darauf hingewiesen werden, daß erstens jene theoretischen Versuche nur etwas künstlich ausbrüten wollten, was durch die natürliche Entwicklung bereits fast zur Reife gebracht worden war, und daß zweitens gerade das, was man hatte erzielen wollen, nicht erzielt wurde. Man wollte Indien entdecken und fand Amerika.

Das Jahr 1600. Die Monodie.

Es handelt sich um die einstimmige begleitete Musik. Uns scheint das etwas so Einfaches und Selbstverständliches wie Dampfmaschine und Telephon. Und doch datiert vom Jahre 1600, das man als runde Zahl für das Auftreten der Monodie annimmt, eine rapide Entwicklung der verschiedensten Kunstformen, ein Fortschritt im Kunstleben, der wohl mit dem verglichen werden kann, den jene technischen Erfindungen im äußeren Leben hervorriefen.

Die Florentiner.

Ich sagte, die Sache sei theoretisch erklügelt worden. Die Finder bildeten sich wenigstens ein, diese Neuheit sei ihrem Geiste zu danken. In Italien stritten sie sich darum, wer sie wohl zuerst entdeckt habe, die nuove musiche. Florentiner Edelleute, die das griechische Drama wieder lebendig machen wollten, stellten als wichtigste Forderung auf, daß es zum Verständnis des Textes unbedingt notwendig sei, auf den künstlichen Kontrapunkt mehrerer Stimmen zu verzichten und nur eine Stimme mit Begleitung singen zu lassen. Den neuen Stil, die Monodie erfunden zu haben, rühmten sich aber bald auch andere. Man kann diese ganzen Streitigkeiten ruhig übergehen, wenn man bedenkt, daß auch ohne die glücklichen Finder die Entwicklung der Musik zu diesem Stil gekommen wäre, zu dem sie drängte. Schon hatte sich neben der Vokalmusik die Instrumentalmusik entwickelt; zur Stärkung des Chors, zur Ergänzung fehlender Stimmen wurden Streich- und Blasinstrumente und Orgel zugezogen, die wohl oft die Nebenstimmen selbständig ergänzten und nur die melodieführende den Sängern überließen; der protestantische Choral mit seinem einfachen Satz lud direkt dazu ein, alle Begleitstimmen einem Instrument zu übertragen und die Melodie, die die Gemeinde sang, darüber schweben zu lassen; die Lautenmusik, die sehr entwickelt war, förderte diese Art der Musikübung ebenfalls aufs entschiedenste. Kurz — es mußte so kommen, auch wenn die Theoretiker des griechischen Dramas nicht gewesen wären.

Die nuove musiche.

Die enorm rasche Entwicklung des neuen Stils bestätigt unsere Behauptung, daß eine ihm günstige Strömung bereits in der Luft lag. In

einem halben Jahrhundert hatte er in dem ganzen kultivierten Europa auf der ganzen Linie gesiegt. Für die musikalische Kultur war damit außerordentlich viel gewonnen, denn jetzt erst war völlige Freiheit der Entwicklung nach allen Richtungen, jetzt erst die Möglichkeit zu den verschiedensten Kombinationen gegeben.

Sieg des Individualismus.

Es war eine Art Befreiung des Individuums aus dem Zwange gesellschaftlicher Gebundenheit, ein Sieg des Individualismus, der jeder Stimme, jedem Instrument das Recht zu selbständiger Entwicklung gab. Man wird finden, daß dieser Fortschritt in der Musik Fortschritten auf anderen geistigen Gebieten, wo dieselbe Befreiung bereits etwas früher erreicht war, mit Notwendigkeit folgen mußte. Die Musik, die am spätesten entwickelte der Künste, konnte erst jetzt in diese Phase eintreten, nachdem die nötigen technischen Grundlagen für die neue Ausdrucksweise geschaffen waren.

Technische Fortschritte.

Um so rapider ging nun die Bebauung des gewonnenen freien Feldes vor sich. Notwendigerweise mußte die Befreiung aus den Fesseln der Rücksicht auf andere Stimmen zu einem Kultus, zu einem Sport in der möglichst großen Ausnutzung dieser Freiheit, in der möglichst kühnen Betätigung der Selbständigkeit führen. Die Anfänge des Virtuosentums im Gesang und auf den Instrumenten, die bereits genügend vervollkommnet waren, mußten sehr bald bemerkbar werden. Die Grundlagen der Technik der höheren Gesang- und Geigenkunst sind in jenen Zeiten gelegt worden. Waren die größten Auswüchse reinen Virtuosentums späteren Zeiten vorbehalten, so war daran nur die gesündere musikalische Gesamtkultur und die Mangelhaftigkeit verschiedener Instrumente schuld, die erst den neuen Anforderungen entsprechend vervollkommnet werden mußten.

Deutschland.

Deutschland blieb zunächst dieser Entwicklung der Technik am meisten fern, weil seine wirtschaftlichen Verhältnisse ihm keine luxuriöse Musikpflege gestatteten. Trotzdem ist gerade in den Zeiten wirtschaftlicher Depression, wie sie die Kriege des 17. Jahrhunderts brachten, die Musik eine Macht gewesen, die den deutschen Geist lebendig erhielt. Hier zeigte sich der Segen der guten Tradition des Reformationszeitalters, das in seinen Schulen, wie wir gesehen haben, eine Menge tüchtiger Musiker erzogen und durch sie den Sinn für Musik im Volke sehr lebendig gemacht hatte. Die Kantoreien in den deutschen Städten waren damals Schützer deutscher Kunst und die Studenten an den deutschen Hochschulen die regsten Musikfreunde. Neben der geistlichen Musik, die, halb in der neuen Form, halb in der Weise des 16. Jahrhunderts weiter lebte und überall rege gepflegt ward, hatte die musikalische Renaissance von 1600 den Deutschen eine der schönsten Gaben gebracht, die die Geschichte seiner Musik seitdem ziert, das Lied. Diese anspruchslose Kunstform, als deren Vater man Heinrich Albert nennt, die aber gleichzeitig an mehreren Orten aus vorhandenen Keimen sich entwickelte, war im 17. Jahrhundert neben der geistlichen Chormusik und der aufblühenden Instrumental- und Orgelmusik der reichlichste Bestandteil der deutschen Kunstpflege, und

Das Lied.

ist es als spezifisch deutsche Kunstform geblieben. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß der Franzose einfach das Wort „le lied“ übernommen hat, wenn er bezeichnen will, was wir unter Lied verstehen, weil die Ausdrücke seiner Sprache den Begriff nicht in der gehörigen Weise decken. Von der Kulturmacht des deutschen Liedes zu reden ist nicht nötig. Es verdankt sie seiner Anspruchslosigkeit, dem Reichtum seiner Formen und Farben, der Wahrheit seines Gefühlsausdrucks und hat mit ihr besonders in den Zeiten, da deutsches Wesen in der Welt nicht viel galt, den deutschen Geist am Leben erhalten helfen.

Italien. In Italien war die Entwicklung der neuen Kunst infolge der günstigeren äußeren Verhältnisse weit glänzender als in Deutschland. Hier wurden die großen musikalischen Formen gefunden und ausgebildet, die bis zur Gegenwart die Grundlage des musikalischen Schaffens geblieben sind. Oper, Oratorium, Sinfonie, die Namen stammen von daher, und wichtige Bestandteile ihrer späteren Gestaltung sind auf jene glänzende Entwicklung zurückzuführen. Als musikalisches Kulturland stand damals Italien unbedingt weit über Deutschland, und unsere ganze musikalische Kultur dankt jener Zeit ihre wertvollsten Anregungen. Träger der Kultur waren in Deutschland zunächst wesentlich die Gebildeten, die Studierten. In Italien dagegen einzelne Mäcene, die kleinen Höfe, die reichen Städte. Hier entwickelte sich jene Kunstgattung, die als Gradmesser für musikalische Kultur so gut brauchbar ist, die Oper. Die Verbindung von Szene und Musik wurde freilich nicht erreicht wie bei den Hellenen, deren Drama man hatte wieder beleben wollen. Aber die neugefundene Kunstgattung erwies sich doch als so lebensfähig, daß sie von Italien aus mit der italienischen Sprache ihren Siegeszug durch das ganze gebildete Europa hielt.

Die Oper.

Was bereits vor 1600 begonnen hatte, wurde nun zur Sitte. Italien zu bereisen, dort Musik zu studieren, dort Triumphe zu feiern, ward das Ziel der weltmännisch veranlagten Musiker. Und bei den Italienern, dem Volk mit dem natürlichen Instinkt für Klang und Wohllaut, bildete sich naturgemäß auch zuerst der Kultus der schönen Stimme, der Virtuosität aus. Es ist leicht verständlich, daß diese Richtung der Verflachung leichter ausgesetzt war als die musikalische Kultur der Deutschen. Immerhin war sie notwendig. Und was sich in ihr erreichen ließ, daß wirklich große, monumentale, weltbeherrschende Kunst ohne sie überhaupt unmöglich war, das zeigt G. Fr. Händel, dieser in der Schule der Italiener großgewordene Deutsche, dessen universale künstlerische Begabung und dessen außerordentliche Kulturbedeutung gerade für die Gegenwart leider noch viel zu wenig erkannt ist. Die Mischung deutscher und italienischer Kunst hat diesen Großen künstlerische Taten verrichten lassen, die selbst Beethoven am Ende seines Lebens noch zur staunenden Bewunderung dieses größten Musikers veranlaßten. Wir haben in Händel den Typus eines Repräsentanten der vollendeten weltmännischen musikalischen Kultur, der so verschieden von dem trotz einiger italienischer Einflüsse ganz im

G. F. Händel.

engen Bezirke der damaligen deutschen Kultur erwachsenen Bach ist, daß man beiden unrecht tut, wenn man ihre Naturen aneinander mißt. Bachs Leben und Schaffen gibt die charakteristischsten Bilder aus der in stiller Zurückgezogenheit weiterwachsenden mitteldeutschen Musikkultur, die sich ohne Berührung mit der an den Höfen eingeführten italienischen Kunst bei ihrer beschaulichen Geistesrichtung wohlfühlte. J. S. Bach.

Wie alle Kulturfortschritte schließlich aus der Wechselwirkung verschieden gearteter Elemente erklärt werden können, so wird man auch die Entwicklung der deutschen Musik bis zu Beethoven so darstellen können, daß man sagt, die großen Formen der weltmännischen italienischen Kunst seien, als der Kultus des virtuosen Elementes und die Verflachung und Veräußerlichung ihres Geistes sie immer tiefer sinken ließen, durch Berührung mit der in der stillen Zurückgezogenheit echt und kräftig gebliebenen deutschen Kunst neu belebt worden. Denn nichts wäre törichter, als leugnen zu wollen, daß in einem Künstler wie Mozart eine Unmenge italienischer Elemente wirksam gewesen sind, nichts einfältiger, als verkennen zu wollen, daß eine Menge Anregungen aus Frankreich, dessen musikalische Kultur auf italienischer Grundlage ruhte, nach Deutschland kamen. Auch Gluck ist genau wie Händel ohne den kosmopolitischen Grundzug seiner Kunst nicht denkbar. Mozart und Gluck.

In Deutschland hatten von jeher die Höfe die prunkendere italienische Kunst vorgezogen und fanden auch nach 1800 nicht gleich den Weg zu der neuentwickelten deutschen Kunst. Als deren Schirmstätten muß man in jener Zeit mehr als früher und mehr als gegenwärtig verschiedene Zentren musikalischer Kultur unterscheiden. Das wichtigste war unzweifelhaft Wien; dort aber hat als der bedeutendste und regste Träger der musikalischen Kultur in dieser Glanzzeit deutsch-österreichischer Kunst der österreichische Adel zu gelten. Er gab mit seinen Privatkapellen der Entwicklung der neuen Instrumentalmusik die notwendigen Pflegestätten, er gewährte zu einer Zeit, da die politischen Verhältnisse der Kunst wenig günstig waren, ihr Heimatrecht bei sich. Die deutschen Höfe. Wien.

Im bürgerlichen Norddeutschland waren es die Vereinigungen von Studenten und Bürgern, die die nötigen Sammelpunkte für die Musikpflege schufen. Das musikalische Vereinswesen, Instrumental- und Gesangvereinswesen entwickelte sich rasch und bildete die Grundlage für das moderne Konzertleben. Norddeutschland.

Das Bild der musikalischen Kultur wurde dadurch außerordentlich verändert. Bisher war alle Musik eigentlich Gelegenheitmusik gewesen. Am frühesten war wohl die Oper, die ehemals auch für festliche Tage in fürstlichen Häusern als besonders reiche Gelegenheitmusik komponiert worden war, zum Schaustück für Geld geworden, das Opernkomponieren also zur Spekulation auf Erfolg. Und doch waren auch die Werke dieser Gattung meist für ein bestimmtes Opernhaus und für ein bestimmtes Spieljahr geschrieben. Konzertwesen.

Durch die Ausbildung des Konzertwesens wird nun dieselbe Möglichlichkeit, Werke zu verbreiten, auch für die Instrumental- und Gesangskompositionen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, geboten. Der Komponist schreibt nicht mehr im Auftrage oder von Amts wegen, der Zuhörer verbindet den Musikgenuß nicht mit festlichen Tagen, sondern geht ex professo als Musikfreund in ein Konzert, zunächst meist als tätiges, spielendes oder singendes Mitglied, bald aber nur als Zuhörer, als Genießer. Die Musikkultur des 19. Jahrhunderts ist charakterisiert durch die immer mehr verbreitete und immer mehr zur Mode gemachte Sitte des bloßen Musikgenusses, durch die sich immer und immer mehrende Masse von Gelegenheiten zum Musikhören, schließlich durch die immer größer werdende geschäftliche Verwertung künstlerischer Größen. Doch ehe wir diese Kehrseite der Medaille betrachten, muß mit einigen Worten der Kulturfortschritte gedacht werden, die seit jener Zeit, d. h. seit Beethoven, die Musik gemacht hat.

Beethoven. Beethoven kann in gewissem Sinne als der Musiker gelten, der, ohne sie gekannt zu haben, die Lehre vom Ethos in der Musik, von dem die alten griechischen Philosophen redeten, wieder aufnahm, als der erste, der mit Bewußtsein philosophische, metaphysische Musik schrieb. Seine Musik ist keine Gelegenheitmusik im Sinne der früheren Jahrhunderte mehr, keine angewandte Kunst, sondern freie Bekenntnismusik. In gewissem Sinne wird damit auf die Uranfänge der Musik zurückgegangen. Ausdruck dessen, was unsagbar ist, wofür das bloße Wort nicht genügt. Die Tatsache, daß Beethoven für die ganze musikalische Kultur des 19. Jahrhunderts und damit auch noch für weitere Zukunft mehr bedeutet, als alle früheren Musiker zusammengenommen, ist nur dadurch zu erklären, daß er seiner Musik den ethischen, den metaphysischen Hintergrund gegeben hat, daß sie auf nichts ruht als auf den großen, die Welt umspannenden Gefühlen eines der tiefst veranlagten Menschen.

Man kann auf diese Bedeutung der Kunst Beethovens nicht nachdrücklich genug hinweisen. Die alles überragende Stellung, die er einnimmt, ist mit Gründen musikalisch-technischer Art nicht erklärt. Was ihn von denen vor, um und nach ihm trennt, ist nicht eine besondere Art Musik, sondern seine Persönlichkeit, nichts Ästhetisches, sondern das Ethische.

Metaphysik der Musik. Als Musiker im Sinne der idealistischen griechischen Philosophie ist Beethoven auch heute noch unerreicht, ist er auch heute noch das größte Vorbild für alle künstlerisch begabten Menschen, die diesen Kunstgeist als den einzig lebengebenden in sich fühlen. Es ist fast selbstverständlich, daß erst, nachdem in Beethoven dieser Geist wieder Mensch geworden war, die Denker sich wieder den tiefsten Problemen der philosophischen Musikbetrachtung zuwenden konnten. Das 19. Jahrhundert erst brachte so die Renaissance von Gedanken, die in der Ethoslehre der alten Griechen bereits niedergelegt worden waren. Schopenhauers, Wagners und Nietzsches Namen können hier nur genannt werden, um zu beweisen, daß die Kultur-

bedeutung der Musik nach Beethoven von Künstlern und Philosophen auch zum Gegenstande theoretischer Untersuchungen gemacht wurde.

Wagner, Liszt.

Daß Künstler wie Wagner und Liszt diese Kulturbedeutung Beethovens erkannten und empfanden, daß sie in dem, was Beethoven ohne Theorie, allein aus seiner großen Menschennatur der Kunst gewonnen hatte, das eigentliche Wesen der Kunst der Zukunft erkannten, das machte sie zu Reformatoren auf den verschiedensten Gebieten der Musik. Vom Künstler menschliche, geistige Größe und Freiheit, von der Kunst Lebensgehalt und Wahrheit zu fordern, das wurde nun die Losung aller, die auf dieser Bahn vorwärts strebten.

Man sieht immer noch bei der Beurteilung der Kunst nach Beethoven viel zu sehr auf Äußerlichkeiten und nebensächliche Dinge und verkennt den Fortschritt, der in der Vertiefung der ganzen Kunstauffassung, in der Verschmelzung von Kunst und Leben beruht, in der sittlichen Bewertung künstlerischer Äußerungen.

Gewiß kann man diesen höchsten Maßstab nur an ganz wenig Kunstwerke anlegen, gewiß haben nur wenig Künstler und Laien die geistige Größe, um diese Kunstauffassung zu teilen, aber daß sie vorhanden, daß sie wiedergewonnen ist, muß als einer der wichtigsten Kulturfortschritte in der ganzen Entwicklung angesehen werden.

Das 19. Jahrhundert.

Daneben spielen natürlich eine Menge niederer Kräfte und Mächte durcheinander, die die Geschichte der musikalischen Kultur des 19. Jahrhunderts so buntscheckig machen wie die keiner früheren Periode. Es wäre völlig sinnlos, wollte man diese Elemente als künstlerisch minderwertig einfach ausschalten und ihre zum Teil ganz enorme Wirkungsfähigkeit nicht anerkennen. Gerade daß gewisse Kunstrichtungen, die ästhetisch und ethisch tiefer stehen, ganze Jahrzehnte beherrscht haben, ist charakteristisch für die gesamte geistige Kultur dieser Zeiten. Wer wollte z. B. leugnen, daß Meyerbeer für ein gewisses Zeitalter als typischer Repräsentant eines großen Bruchteiles seiner Gesamtkultur zu gelten hat? Wer wollte verkennen, daß Richtungen wie die Mendelssohns und seiner Anhänger und Nachfolger ungemein charakteristisch für das gesamte geistige Niveau einer gewissen Gesellschaftszone sind und da zur Ausprägung einer Abart von Kultur zweifellos viel beigetragen haben? Aber eben weil diese und manche andere Richtungen in der Musik nicht im Anschlusse an Beethoven der Musik den Boden gaben, aus dem sie einzig ewige Lebenskraft saugen konnte, war die größte Kulturwirkung dem Wagner-Lisztschen Kreise vorbehalten, in dem weiter an der Aufgabe gearbeitet wurde, der Musik die Zunge zu lösen zum Ausdrucke alles dessen, was im Tiefsten der menschlichen Psyche schlummert und was keine Rede verdeutlichen kann. Selbstverständlich wurde dadurch die Kunst immer komplizierter, die Nuancen der einzelnen Gefühlswerte immer differenzierter, und nur geistig hochstehende Menschen vermochten ganz in ihre Geheimnisse einzudringen. Der Reichtum und die Feinheit dieser Sprache

Meyerbeer.

Mendelssohn.

Verfeinerung des Ausdrucks.

brachten es natürlich mit sich, daß der Nervenapparat des Menschen in der denkbar stärksten Weise angespannt wurde, und so ergab sich beim Versenken in diese Kunst häufig als Folge nervöse Überreizung. Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, ob das nachteilig für den Kulturwert dieser Kunst ist, oder ob man abwarten soll, ob Geschlechter, die bereits moderner aufgewachsen sind, widerstandsfähiger gegen diese Kunst sein werden. Zum mindesten scheint zu bedenken, daß gewisse Werke Beethovens genau dieselbe höchste Spannung der Nerven verlangen, wenn auch der sinnliche Klangreiz noch nicht in der künstlichen Weise der Neuen verfeinert ist.

Vervollkommnung der Technik.

Eine der Hauptaufgaben der Nachfolger Beethovens war ja, die musikalische Technik so zu vervollkommnen, daß die Musik zum Ausdruck der feinsten Schattierungen jedes Gefühls fähig wurde, daß sie als wirkliche Sprache gebraucht werden konnte. Dabei wurden selbstverständlich ihre Grenzen verschoben, zunächst sogar vielfach weit in das Gebiet anderer Künste hinein. Alle Zeiten des Fortschritts sind Zeiten der Verirrung. Auf dem rechten Wege bleiben da nur die Größten, und auch die heutzutage nicht mehr aus Instinkt, sondern bewußt, aus Prinzip.

Alle Zeiten des Fortschritts sind Zeiten des Kampfes. Die Leichen auf den Schlachtfeldern der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts füllen einen stattlichen Friedhof. Requiescant in pace. Sache der Musikhistoriker wird es sein, jedem seinen Nekrolog zu schreiben. Hier können wir nur der Kämpfe selbst gedenken als eines charakteristischen Merkmals für die Musikkultur des 19. Jahrhunderts. Auch frühere Zeiten sahen schon einzelne Fehden künstlerischer Richtungen; in dieser Allgemeinheit und mit solcher Erbitterung wie im 19. Jahrhundert war aber wohl noch nicht gekämpft worden. Als Grund kann man wohl angeben, daß wie die allgemeinen Kulturunterschiede immer zahlreicher und immer mehr abgestuft wurden, so auch die Unterschiede im künstlerischen Empfinden. Dadurch, daß einer Menge Menschen, die überhaupt in früheren Zeiten nichts von Kultur wußten, oft mit Gewalt aufgezwungen wurde, was sie nie vermißt hatten, kamen zum Kunstgenuß eine Menge Menschen, bei denen die Organe dafür noch ungenügend entwickelt waren. Die Mode fing an, eine Rolle zu spielen, die Kunstheuchelei begann zu blühen.

Proletarisierung der Kunst.

Die Demokratisierung des ganzen Lebens führte zu einer Proletarisierung auch derjenigen Kunst, die dafür am wenigsten geeignet war. Wie sie die höchsten Höhen gewann, so wurde die Musik auch in die tiefsten Tiefen der modernen Kultur hinabgezogen. Die Zeit der Wagnerfestspiele, der Beethovenfeste ist gleichzeitig die Blütezeit des Berliner Gassenhauers. Von einer einheitlichen musikalischen Kultur kann nicht mehr die Rede sein. In früheren Zeiten waren im wesentlichen einzelne Stände Träger dieser Kultur gewesen, die dann stets ihre bestimmte Farbe gehabt hatte. Jetzt haben wir ein buntes Durcheinander, ein unzusammenhängendes Nebeneinander der verschiedensten Elemente, und

wenn auch unter den Musikern selbst die Gegensätze der einzelnen Parteien nicht mehr so schroff zu sein scheinen, wie zu der Zeit, da die neudeutsche Kunst um die Vorherrschaft rang, so ist die Verwirrung jetzt dadurch größer, daß der Verbrauch von Musik außerordentlich gestiegen ist und daß für jede Art Lebensauffassung heutzutage auch die passende Art Musik von zahlreichen Produzenten und Reproduzenten prompt geliefert wird.

III. Die Zukunft der musikalischen Kultur. Die Zukunft der musikalischen Kultur zu betrachten ist unter diesen Verhältnissen keine dankbare Aufgabe. Zu weissagen ist an sich stets ein heikles Ding; und nun gar noch aus einem so tollen Vielerlei, wie es das Musikleben der Gegenwart ist, herauslesen, was fallen, was bleiben, was werden wird? Und doch muß diesem kurzen Überblick über die Entwicklung und den Stand der musikalischen Kultur noch ein Ausblick folgen. Ungefähr muß sich andeuten lassen, nach welchen Zielen die Kultur, die wir erreicht haben, weiter zu lenken wäre, wo ihr Gefahren drohen, wo ihre schwachen und starken Seiten zu suchen sind.

Es ist schon gesagt worden, daß von einer einheitlichen künstlerischen Kultur keine Rede mehr sein kann. Solange die ganze Weltanschauung der Menschen, ihr Urteilen und Fühlen dem Weltganzen wie dem einzelnen Menschen gegenüber so zerfahren, so ohne Grund und Halt ist, solange die widersprechendsten Lebensauffassungen die einzelnen Kreise des Volkes beherrschen, so lange ist an eine große einheitliche, künstlerische Kultur nicht zu denken, die eben nur auf dem Boden einer geschlossenen, großen Lebensanschauung möglich ist. Wir werden uns also damit begnügen müssen, die wesentlichsten Faktoren, aus denen das Gesamtbild der musikalischen Kultur sich ergibt, einzeln zu betrachten. Dabei kämen als Schöpfer der Kulturwerte die Komponisten, als Vermittler alle reproduzierenden Künstler, als Träger der Kultur aber die musikfreundlichen Glieder fast aller Stände in Betracht.

Überkultur.

Es ist bereits angedeutet worden, daß eines der Zeichen der Zeit die Tatsache ist, daß künstlerische Werte immer mehr zu Geschäft-, zu Spekulationsartikeln werden. Hier zeigt sich aufs deutlichste der Zusammenhang der musikalischen Kultur mit der allgemeinen, d. h. mit ihren Fehlern und Gefahren. In der Musik ist dieser Umstand der direkte Beweis des Vorhandenseins einer Überkultur gewisser Kreise. Die Kunst ist ja heutzutage gerade für die Menschen, die sich als Laien am meisten mit ihr befassen, kein Glied im lebendigen Organismus des Lebens mehr, kein konstruktiver Teil, sondern ein Anhängsel, ein Ornament. Die angewandte Musik hat den reichen Boden, den sie besaß, Stück für Stück verloren, und nun wird in einem Ziergarten als Luxuspflanze geduldet und gehegt, was eine frische Feldblume sein sollte. Infolgedessen sind die Vermittler der Kunst, die Ausführenden, für die Kunstpflege außerordentlich wichtig

geworden. Früher war der Laie viel mehr selbst tätig als Ausübender, jetzt ist er's meist nur als Zahler. Infolge der immer stärker werdenden geschäftlichen Einflüsse ist dem Vermittler immer mehr der Sinn dafür abhanden gekommen, was er vermittelt, nämlich Kunst. Er vermittelt etwas Gutbezahltes, eine Ware.

Geschäftskunst.

Unser ganzes öffentliches Musikleben leidet seit Jahren unter diesem Fluch des Geschäftsgeistes. Die Mächte, die hinter den Kulissen dieser weltbedeutenden Bretter arbeiten, die Agenten haben eine so außerordentliche Macht, daß eine große Anzahl Künstler von Kulturaufgaben überhaupt nichts mehr weiß. Unser Konzertleben ist zur Hälfte mindestens ohne alle Bedeutung für die musikalische Kultur des Volkes, ja direkt schädlich, weil durch das Massenangebot und die oft widerliche Reklame die Achtung vor dem Geiste der Kunst immer mehr schwindet. Wie kann auch ein Gebildeter Achtung vor einem Künstler haben, dem es erstens ganz gleichgültig ist, unter welchen äußeren Verhältnissen er sich produziert — der Artistenausdruck paßt sehr gut daher! —, in welcher Zusammenstellung er seinen Zuhörern Werke bringt und ob er mit minderwertigen Werken den Geschmack des Publikums verdirbt.

Schutz der Kunst!

Hier liegen zweifellos große Gefahren vor, die die deutsche Musikkultur nach und nach immer widerlicher machen werden. Angebot und Nachfrage ist in den großen Städten im schreiendsten Widerspruch; in den kleinen Städten aber liegt die Ansteckungsgefahr durch den Geschäftsgeist der Zentralen sehr nahe, durch den dann eine gesunde, schlichte, bodenständige Kultur oft in wenigen Jahren vernichtet wird.

Die Aufgaben, die hier zum Schutze der Kulturwirkung der Musik vorliegen, sind zum Teil schon in Angriff genommen. Die Proteste gegen die zwecklose Konzertiererei ohne künstlerische Absichten mehren sich, der Kampf gegen die geschäftlichen Veranstaltungen reklametüchtiger Agenten wird von verschiedenen Seiten, wenn auch noch viel zu zaghaft, geführt, die Forderung künstlerisch zusammengestellter Konzertprogramme wird nicht nur erhoben, sondern immer mehr, wenn auch nicht von den großen Modegöttern, erfüllt. Die Hausmusik, die vor einigen Jahrzehnten noch in den mittleren Ständen die schönste Blüte einer gesunden musikalischen Kultur war, findet wieder Verteidiger und Freunde. Das Volkslied, das dem Gassenhauer weichen zu müssen schien, soll wieder an seinen Ehrenplatz gerückt werden.

Das alles sind gute Mittel, um den Gefahren der öffentlichen Musikpflege zu begegnen. Das alles muß kräftig gefördert werden, wenn die Zukunft der deutschen Musik nicht der Mode, dem Zufall und den Geldinteressen einzelner überlassen werden soll. Leider haben gerade die Großen im Lande der Kunst keine Zeit für solche Kultur der Musik, sondern nur für die ihrer Eitelkeit und ihrer Finanzen.

Das Theater.

Neben dem Konzertsaal ist der Bühne die größte Macht über die Menge gegeben, die für Musik empfänglich ist. Von der Bühne ist aber

wenig zu erwarten. Die deutschen Opernbühnen leben von Wagner und einigen neuen und alten Schlagern, sie sind fast alle auf Geldeinnahmen angewiesen und können Kulturaufgaben höchstens nebenher lösen. Auch über den Einfluß Wagners auf weitere Kreise gebe man sich keinen Illusionen hin. Künstlerisch vertiefte Kultur darf man nicht nennen, was zu drei Vierteilen leider Mode ist. Die ständige Bühne, die nur Werke, die einst großen Kulturwert gehabt haben oder noch haben, aufführen könnte, ist noch nicht vorhanden. Und wer wollte schließlich leugnen, daß der „Trompeter von Säkkingen“ auch Kulturwert hat, daß er wenigstens einer der wertvollsten Kulturmesser ist, daß er für die Kultur des zwischen Bier und sentimentalen Gemütstrieben hin- und herpendelnden deutschen Philisters die richtige Musik war, und daß die Tausende von Aufführungen, die das Werk schon erlebt hat, aufs deutlichste beweisen, wie viele Vertreter dieser Kultur noch in hohen und niederen Volksschichten vegetieren. Das ist selbstverständlich und nicht zu bejammern. Alle große geistige Kultur kann nur wenigen eigen sein.

Mangel an künstlerischen Persönlichkeiten.

Viel schmerzlicher ist's, wenn sich die wenigen gerade nicht unter denen finden, die Schöpfer der Kultur sein sollten! Auf diesem Standpunkte aber stehen wir leider heutzutage. Seit Liszt und Wagner, seit Brahms und Bruckner tot sind, ist der Gedanke an künstlerische Kultur, an geistige Führerschaft in der Musik einer der wenigst erfreulichen. Sagen wir's glatt: wir haben keine geistigen Führer. Sicher eine Menge stiller, ernster Geister, vielleicht irgendwo im Verborgenen schon einen Großen, dessen Name noch völlig unbekannt ist, aber kein geistiges Ziel, keine Kultur.

Wir leben in den Tagen der Sensation, der Mode, der musikalischen Experimente, des Artistentums.

Alle großen Kulturfragen der Kunst werden ohne Teilnahme der Mehrzahl der Schaffenden in Angriff genommen. Gedanken, wie sie den Wagner-Lisztschen Kreis bewegten, haben für viele der maßgebendsten Komponisten kein Interesse. Ein geistiger Stillstand und Rückschritt ist ganz zweifellos zu konstatieren. Denn die Sucht nach neuen Reizen und Effekten hat mit geistigem Fortschritt nichts zu tun. Dagegen nehmen materielle Fragen einen großen Platz in der Diskussion ein. Unter dem Schutze eines neuen Urheberrechtsgesetzes, das ohne alles Verständnis für den Kulturwert der Kunst und die Nationalökonomie der geistigen Güter gemacht ist und eine der verfahrensten und beklagenswertesten Leistungen deutscher Gesetzgebung darstellt, versuchen eine große Anzahl deutscher Komponisten als das Wichtigste für die Zukunft der deutschen Kunst die strenge Durchführung eines rein materiellen Geschäftsprinzips hinzustellen.

Hier sind zweifellos alle Zeitalter der Kunstgeschichte dem unsrigen voraus und man ist berechtigt, von einem Niedergange der künstlerischen Kultur bei einer Menge von Komponisten zu reden. An die Stelle der

Schaffensfreude, der Lust am Musizieren, des künstlerischen Bekenntnisses ist in vielen Fällen der Gedanke getreten, für den Kunstmarkt einen rentablen Absatzartikel zu liefern. Wie degenerierend derartige Zustände, wenn sie von Dauer sind, auf die gesamte künstlerische Kultur wirken müssen, das wird jeder einsehen, der weiß, wie sehr die Menge gerade in der Kunst der Führung durch große Idealistennaturen bedarf.

Es scheint leider zu befürchten, daß für eine Reihe von Jahren von den deutschen Komponisten nichts Ersprießliches für die Förderung der künstlerischen Kultur des Volkes zu erwarten ist. Und deshalb müssen alle die guten Kräfte, die in der großen Masse als dem eigentlichen Subjekte dieser Kultur vorhanden sind, von anderer Seite so energisch als möglich gefördert werden.

Kunst und Leben.

Dem Volke muß eine Kunst erhalten werden, die nicht als äußerlicher Flitter seinem Leben lose aufgeheftet wird, sondern die in inniger, organischer Verbindung mit diesem ganzen Leben steht. Ihm muß alles erhalten oder wiedergewonnen werden, was frühere Zeiten an angewandter Musik besaßen, was bei frohen und ernsten Anlässen die Stimmung steigern, den Ausdruck des Gefühls vertiefen und reinigen half. Spiel und Gesang muß aus dem Leben mit Ursprünglichkeit hervorquellen, die Lust an der Kunst muß erhalten bleiben, Zwang und Überdruß muß schwinden und jeder muß die Art Kunst pflegen dürfen und können, die seinem ganzen geistigen Niveau entspricht. Also kein Rückschritt, keine Verdammung des Neuen und Komplizierten, kein Dogma, sondern nur keine Lüge, keine Mode, kein toter Schein!

Wichtig ist vor allen Dingen, daß jeder Mensch die Art Musik als tägliches Brot erhält, die seinem gesamten Gefühlsleben entspricht. Die Musik kann, wenn sie recht gepflegt wird, dann eine soziale Macht sein, die belebend auf den ganzen Körper des Volkes einwirkt.

Wer wüßte nicht, was dem Soldaten seine Marschmusik ist, wie die Klänge beleben, anfeuern, beglücken, das Gefühl der Gemeinsamkeit stärken? Man sollte diese zusammenschließende und fortreißende Macht der Töne mehr ausnützen, sollte sich der Reformationszeit erinnern und dem Volke die Lust an der lebendigen Pflege der Kunst nicht verwehren, sondern immer mehr erleichtern.

Schule.

Eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben fällt zur Erreichung dieses Ziels dem Gesangunterricht in den Volksschulen zu, der die Liebe zum Gesang nicht ertöten, sondern beleben, der den Kindern nur die besten Volkslieder und Choräle als unveräußerliches Eigentum mit ins Leben geben und alles streng verbannen sollte, was jetzt leider sehr oft dem Kind als Festmusik für allerhand Schulfeiern eingedrillt wird! Man bringe den Kindern durch die Art des Unterrichts bei, daß ihr Gesang nur eine gesteigerte, gefühlsreichere Sprache ist, lasse sie deshalb nur singen, was sie fühlen können und was echt gefühlt ist, also vor allen Dingen Volkslieder und Choräle, und wecke das Gefühl dafür, daß die

Kunst eine Macht ist, deren ethische Kraft auch der schlichte Mensch aus dem Volke in vielen Lebenslagen erproben kann.

Chorgesang. Außerhalb der Schule sind alle die Bestrebungen zu fördern, die dieser Art Kunstpflege gewidmet sind, also vor allen Dingen alle Chorvereinigungen. Denn das Wichtigste ist, daß der Mensch nicht bloß für Geld Musik hört, sondern selbst mit hilft, künstlerisch tätig zu sein; das aber kann er am besten im Chor. Daneben ist allem häuslichen Musizieren, das nicht auf selbstgefälliges Sichproduzierenwollen hinausläuft, segensreiche Pflege zu wünschen. Vor allen Dingen aber hätten die vielen Tausende von Musiklehrern dafür zu sorgen, daß alle ihre Schüler nur gute Musik und nur solche treiben, die ihrem geistigen Bildungsgrad entspricht. Es nutzt nichts, Wagner Leuten vorzusetzen, die die inneren Mächte, die in dieser Kunst leben, nicht verstehen, weil sie nicht die ganze moderne Kultur in sich aufgenommen haben. Man soll überhaupt die Massen viel weniger zum Fortschritt treiben als zur Bewahrung aller der großen, alten Kunst, die Lebensdauer hat. In unserer raschlebigen Zeit verlischt vieles rasch, was schön erscheint und blendet; und die Zeit, die der Laie darauf verwendet, es kennen zu lernen, ist nutzlos verbracht.

Hausmusik.

Sensationssucht. Unsere modernen Komponisten freilich, die ja mehr auf ihren Erfolg als auf die Kultur des Volks bedacht sind, und die ihnen befreundeten Kritiker verbreiten die falsche Lehre, die wahre moderne Kultur bestehe darin, immer neuen Sensationen nachzugehen, d. h. jede Modetorheit mitzumachen. Durch diesen Irrtum ist leider ein gutes Stück deutscher Musikkultur verloren gegangen, denn diese Modeexperimente sind nicht Ausdruck eines allgemein-gültigen oder besonders tiefen menschlichen Fühlens, sind keine wahre Sprache, sondern Spielereien mit gefühlsarmen Wortscherzen; und über dem Kultus dieser Artistenkunst ist der Sinn für die großen Wahrheiten tiefer, wenn auch schlichterer Kunstwerke bereits vielfach verloren gegangen.

Grundlage wahrer musikalischer Kultur. Kulturwert hat nur eine Kunst, die aus dem Leben des Volkes erwächst und diesen Nährboden nicht verläßt; Kulturwert hat nur eine Musik, die dem Urgrunde alles Musikalischen treu bleibt, die Sprache und Ausdruck eines wirklich Empfundenen bleibt und aus dem Bedürfnisse geboren ist, diesem tief Gefühlten den einzig möglichen Ausdruck, nämlich in Tönen, zu geben.

Möge der Weg zu dieser Art Musik und zu der mit ihr zu gewinnenden Höhe geistiger Kultur immer von denen gekannt werden, die dahin Führer oder Pilger sein sollen.

Literatur.

Die meisten allgemeinen Geschichtswerke und Musikgeschichten behandeln mehr oder weniger ausführlich auch die Kulturbedeutung der Musik. Ebenso finden sich in den Schriften von Philosophen ältester und neuester Zeit viele Gedanken zu diesem Thema. Aus zeitgenössischen Briefwechseln ist auch mancherlei für die Beurteilung der musikalischen Kultur des betreffenden Zeitabschnittes zu entnehmen.

Einzelne Schriften besonders hervorzuheben, würde bei der Allgemeinheit des Themas und der Fülle des weitverstreuten Materials ein falsches Bild ergeben. Für eingehendere Untersuchungen wären außer den Schriften und Briefen von Musikern auch die zahlreichen musikalischen Zeitungen — wenn auch mit Vorsicht — als Hilfsmittel zu benützen.

DAS THEATER.

Von

Paul Schlenther.

I. Religiöse Ursprünge des Theaters. Das Theaterspiel ist ein Kind des Gottesdienstes. Fast immer stieg im Laufe der Kulturentwicklung aus heiligen Handlungen die dramatische Kunstübung zu ihren steilsten Höhen empor. Aus dem Opfertische des Bakchos entstand das attische Schauspielhaus (Theatron). Aus dithyrambischen Chorgesängen derer, die zu diesem Gott des Weines und der Weltlust lallten, entstanden in Athen Komödie und Tragödie.

Untergang des antiken Theaters.

Ein anderes Mal war es kein weltfroher Heidengott, sondern die christliche Kirche selbst, die dem zerstörten Theaterwesen wieder einen Grund legte. Das lebendige Kunsttheater hellenischer Größe war versunken, auch seine kümmerlichere römische Nachahmung nahezu verschollen. Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes waren ein Jahrtausendlang Namen ohne Begriff. Terenz, Plautus, Seneca lebten nur durch den toten Buchstaben ihrer Handschriften in stillen Klosterzellen fort, und es klingt wie ein Wunder, wenn man hört, daß sich im 10. Jahrhundert die einsame Nonne von Gandersheim theaterfremd an Nachbildungen der Terenzischen Muse vergnügte. Es galt als ausgemacht, daß die wenigen aus dem Altertum erhaltenen Stücke für die Lektüre, höchstens für die Vorlesung eines einzelnen Sprechers bestimmt waren. Daß diese Stücke Theaterstücke waren und einer Schauspielkunst zu dienen hatten, blieb unbeachtet. Der bühnenfeindliche, darum kunstfeindliche Begriff des Buchdramas, des „kielkröpfigen“ Lesedramas, wie Wilamowitz sagt, nistete sich so fest, daß er noch heute nicht auszurotten ist.

Spielleute.

Weitab von solchen gelahrten Exerzitien nährte sich der Menschen angeborener Spieltrieb, der Trieb zu Vortrag, Wechselrede, Verkleidung und handelnder Bewegung. Während die alten Theaterdichter im Schutt lagen, befriedigte fahrendes Volk diesen Trieb. Es waren die Erben spätrömischer Gaukler. Sie rissen an den Höfen und bei städtischen Festlichkeiten Possen tausenderlei Art, und unter diesen Variétékünsten dürften schauspielerische Effekte, wie Nachahmung von Personen, Charakteristik

durch Mienenspiel, Stimmenwechsel und Maske nicht gefehlt haben, aber sie frönten der niedrigsten Schaulust und schlossen ihre Produktionen weder durch Form noch durch Tendenz zu einem einheitlichen Ganzen zusammen.

Gottesdienst.

Erst an Gottes Altären durch Diener Gottes heiligte ein Zweck diese volkstümlichen Mittel, Teilnahme zu erregen. Langsam ordnete sich das Wirrsal willkürlichen Schaugepränges und Marktgeschreis zu einer gewissen Gesetzmäßigkeit innerhalb bestimmter Maße und Grenzen. Im liturgischen Dienst entwickelte sich aus der Predigt ein Wechselgesang zwischen Priestern und Gemeinde oder zwischen zwei Gruppen der Gemeinde. Diese Ansätze zum szenischen Dialog wurden dadurch dramatisch gesteigert, daß sich der dialogische Hymnus mit Prozessionen und Zeremonieen (Grablegung) verband. Es galt nicht nur Andächtige in feierlicher Stimmung zu halten, sondern auch Gleichgültige und Widerspenstige durch äußere Reizmittel herbeizuzwingen, durch die Sinne auf den Glauben zu wirken. Es war ein genialer Einfall der mittelalterlichen Kirche, die Menge durch ihren Spieltrieb ins Gotteshaus zu rufen, die Bilder, die an den Kirchenwänden hingen, in lebendige Bewegung zu setzen und dadurch ihre Vorgänge anschaulicher, glaubhafter, überzeugender zu gestalten. Dieser propagatorische Zweck, der den attischen Dionysosspielen vollkommen fehlte, wurde seit dem 12. Jahrhundert überall erreicht, wo geistliche Kultur hindrang: in Italien, in Frankreich, in England, in Deutschland. Wie in Attika aus den Komois die Komödie entstanden war, so

Geistliche Spiele.

entstanden auch hier aus feierlichen Umzügen, dargestellt von Priestern und Klosterschülern, geistliche Spiele, denen man den Zauber der Seltenheit dadurch lieh, daß man sie auf die großen Feiertage beschränkte. Die Kirchenfeste mehrten die Macht der Kirche, weil sie nicht nur sammelten und erbauten, sondern auch zerstreuten und erfreuten. Zunächst trat nur das Leben des Heilands selbst in die Darstellung. Man sah um die Weihnachtszeit das süße Jesulein im Schoße der Gebenedeiten, umgeben von den Hirten oder von den prächtig daherwallenden drei Königen; man sah zu Ostern den Leichnam Christi beweint von Frauen und Jüngern und dann ihn auferstehen in seiner Macht und Herrlichkeit, die sich schon zu kleinen Ausstattungskünsten hergab. Nicht nur die Geburt, sondern auch das Grab des Erlösers bereitete durch diese Spiele Freude auf Erden; denn bloße Trauerspiele, bloße Tränenwirkungen hätten auf die Dauer versagt. Das Volk will auch jubeln. Mit der Zeit erweiterte sich der Kreis. Des Glaubens liebstes Kind ward und blieb durchs ganze Mittelalter das Marienmirakel. Eine bunte Fülle von Licht und Lieblichkeit strömte vom Ewig-Weiblichen herab. Zu Christus, dem dramatischen Hauptheldeu, und seiner Mutter traten die Heiligen; ihre Legenden gaben genug Stoff, der nicht nur auf Herz und Geist wirkte, sondern auch die Sinne reizte. Um den Eindruck zu stärken, wurde alles so augenfällig wie möglich vorgeführt. Mit Botenberichten, Chorbetrachtungen,

geistigen Diskursen, wie sie das antike Drama liebte, durfte man die Gafflust dieses Publikums nicht abspeisen. So gewannen die religiösen Schauspiele aus ihrer Tendenz heraus eine stark realistische Farbe, wodurch sich ihre dauerhafte Wirkung erklärt. Je breiter aber das Publikum zuströmte, um so unzulänglicher erwies sich das Kirchenlatein dieser Anfangsdramatik. Für entlegenere Stoffe konnte nur die Volkssprache das Verständnis öffnen. Je weiter sich das Stoffgebiet von Bethlehem und Golgatha entfernte, desto freier wurden Wort, Tracht, Gebärde, Handlung. Der derbe Volkswitz drängte sich zu, der mit Vorliebe den bösen Teufel zu einem dummen oder armen Teufel umschuf und den Judas Ischarioth antisemitisch verhöhnte. Zur Andacht trat der Übermut, zur Feierlichkeit der Schimpf, zum Hymnus die Vagantenpoesie, zum Erhabenen das Lächerliche, dem Unterhaltenden wich das Erbauliche. Unter die priesterliche Saat schien der Erzfeind, vielleicht ein Sendbote jenes schwelgerischen Heidengotts, sein heimliches Samenkorn geworfen zu haben. Die Kirchen wurden nicht nur zu klein für den Andrang der Menge, sondern auch in ihrer Würde bedroht. Denn schon zeigte sich, daß das Publikum lieber auf die Sünden als auf die Buße Marias von Magdala einging. Schon wurde beklagt, daß diese spectacula theatrica Teufelswerke seien und das Gotteshaus entweihten, daß sie zu Aberglauben und Weltlust entarteten. Die alte unerloschene Feindschaft zwischen Theater und Mutter Kirche hub an, das Drama wurde vor die Kirchentür gesetzt. In der frischen freien Luft konnte es erst zu selbstständiger Bedeutung erstarken. Während sich der erregte Spieltrieb des Klerus unter strenger Aufsicht aus den Kirchen in die Klöster zurückzog und dort dem spätern Schuldrama den Boden ebnete, warf sich die Theaterpassion der Massen auf Markt und Straße. Jetzt erst wurden die rechten Vorbedingungen zu einer Entwicklung frei. An Stelle des Kirchengesangs trat die freie gesprochene Rede. An Stelle des Kirchenlatein traten die Volkssprachen, und so zeigten sich immer deutlicher nationale Unterschiede. Aus dem allgemein mittelalterlich-mitteleuropäischen Drama in den Kirchen wurde ein französisches, ein deutsches, ein italienisches, ein englisches, ein spanisches Volksdrama und Volkstheater. Den kirchlichen Ursprung freilich konnten diese Schauspiele während des ganzen Mittelalters nicht verleugnen. Noch immer trugen die Darsteller priesterliches Gewand. Wieweit sie von Laien unterstützt, oder wann sie von Laien verdrängt wurden, ist bei der Dunkelheit des geschichtlichen Befundes nicht klar. Noch immer lieferten Bibel und Legenden den Stoff. Er war am willkommensten, weil er dem Publikum, wie den Griechen ihre Heldensage, am geläufigsten blieb. Solange die volkssprachlichen Dramen unter geistlicher Herrschaft standen (etwa bis 1400), bildete sich auch für die Darstellungskunst ein Unterricht aus. Im ältesten französisch geschriebenen Drama, einem Spiel von Adam und Eva, finden sich schon Regeln für Vortrag und Geste. Die beiden Ver-

triebenen sollen mit kläglicher Gebärde auf ihr verlorenes Paradies zurückblicken und sich an die Brust schlagen. Wenn der Mann dem Weibe die Schuld gibt, soll er höchst mißbilligend den Kopf schütteln. Wenn von den Söhnen dieses Paares der Bruder den Bruder erschlägt, so soll er auf das Opfer einen finstern Blick werfen. Diese Anweisungen stehen im Beginn einer dramaturgischen Regiekunst, deren intimer Charakter durch die weitere Entwicklung des Dramas, das nach Gassen- und Massenwirkungen strebte, nicht gefördert wurde.

II. Spiele im Mittelalter. Im späten Mittelalter präsentierte sich das Drama als öffentliche Festlichkeit auf öffentlichen Plätzen aufblühender Städte. Tagelang wurde gespielt. Die Spieler zählten nach Hunderten. Behörden und Bürger nahmen gleich regen Anteil. Die großen Gemeinwesen setzten einen Stolz darein, bei diesen Gelegenheiten an Entfaltung von Macht und Pracht einander zu überbieten. Für diese großen Spiele wurde von Frankreich her im 15. Jahrhundert der Name Mysterien (eigentlich Ministerien) eingeführt. Die finanzielle und darstellerische Durchführung so großer umständlicher Unternehmungen, die ungeheure Menschenmengen herbeilockten, fiel immer mehr der Bürgerschaft zu. Aber als Textdichter, die aus der lateinischen Kirchenliteratur schöpften, und als Regisseure standen nach wie vor an entscheidender Stelle die Geistlichen. Je mehr die Ansprüche an derlei Schaustellungen wuchsen, desto dringender wurde das Verlangen nach Arbeitsteilung. So kam es, daß die einzelnen Gruppen der Darstellung auf Zünfte und Innungen verteilt wurden. Von unserm modernen Theater war die Vorführung weit entfernt. Entweder waren die einzelnen Vorgänge der dramatischen Handlung auf verschiedene Plätze verteilt, so daß der Zuschauer, oft innerhalb einer Prozession, von Ort zu Ort wandern mußte, oder das Schaugerüst war auf Räder gelegt und wurde an den dicht gedrängten Zuschauermengen vorüber gefahren. Derlei bewegliche Mysterienbühnen verdienten nicht minder als die halb mythische Unternehmung des antiken Ahnherrn Thespis den Namen Karren. Da die Mysterienbühne drei Welten vorstellen und den Zuschauer vom Himmel durch die Welt zur Hölle führen mußte, so war jene stockwerkartige Dreiteilung geboten, die Otto Devrient bei seinen Weimarer Faustaufführungen 1875 nachzuahmen versuchte. Die Form der Bühne hing von örtlichen Zufällen ab. In Bourges benutzte man 1536 ein amphitheatralisches Überbleibsel aus der Römerzeit. In Cornwall baute man nach antikem Muster Amphitheater aus Stein und Erde. Mit geschlossenen Räumen begnügten sich nur die spärlichen Reste des bescheidenen Kirchenspiels älterer Art.

Mysterien.

Da Publikum und Darsteller denselben Kreisen angehörten, war das Bedürfnis einer Trennung nicht vorhanden. Erst später bediente man sich eines Vorhanges, zunächst aber nur, um während der großen Mittagspause die einzelnen Schauplätze mit ihrem Apparat zu verschließen. Dieser Apparat wurde immer komplizierter. Man überbot sich im Reich-

tum der Kostüme sogar auf Kosten der Richtigkeit: man umgab den Landpfleger Pilatus mit majestätischem Prunk. Man unterschied immer raffinierter den Glanz des Himmels von den Greueln der Hölle, man erkannte früh den Stimmungsreiz der Musik für Schauspiele. Hierin bewährte besonders Italien seine alte Vorliebe für bunten Tand. An Ausstattungseffekten übertrafen die Florentiner alles Dagewesene: Donner rollten, Blitze zuckten, Wolken jagten, Drachen spieen Feuer, und der Engel des Herrn erschien im himmlischen Licht. Schon der Hang zum Äußerlichen genügte, um den geistlichen Vorgang dieser Spiele immer mehr hinter allerlei Weltlichkeiten zu verstecken. Schon die Art, wie sie durch Herolde in Stadt und Umgegend bekannt gemacht wurden, hatte etwas Marktschreierisches. Hierzu kam, daß sie sich mit der Zeit von den großen Kirchenfesten lostrennten und im Fasching oder in der warmen Jahreszeit ein besonderes Dasein führten. Endlich arbeitete ihrer moralischen Tendenz, durch Beispiel oder Abschreckung zu bessern oder beim Anblick der Leiden Christi und heiliger Martern durch Mitleid zum Glauben zu bekehren, die überwuchernde Komik entgegen, die schon längst nicht mehr den Zweck hatte, das Böse lächerlich zu machen, sondern Spaß des Spaßes wegen trieb und angesichts der großen Volksmassen, die ihn bejubelten, pöbelhaft roh werden konnte, z. B. körperliche Gebresten verhöhnte.

Was diese Spiele und Spielereien an moralisch-religiösem Zweck verloren, erreichten sie keineswegs durch künstlerischen Wert. In keinem der Kulturländer ist während des Mittelalters ein Dramatiker aufgestanden, der mit dem Ruck des Genies alle diese bunten Werdekräfte zu einer einzigen großen dichterischen Erscheinung hätte zusammenfassen können. Für das Theater der Gegenwart ist kein einziges dieser Spiele nennenswert. Die Weltherrschaft der Kirche vermochte es, Gedanken und Empfindungen der ganzen mittelalterlichen Menschheit uniformierend, auf der Grundlage derselben Weltanschauung und desselben Bildungstoffs ein europäisches Schauspiel ohne Unterschied der Völker und Länder zu erzeugen, aber sie vermochte keinen Dante des Dramas zu schaffen. Spuren einer dichterischen Kunst finden sich am ehesten dort, wo der ursprüngliche Zweck des Spiels am wenigsten erreicht wurde: im komischen Beiwerk. Hier kam den Autoren das dankbarste Publikum entgegen, hier fanden sie die bereitwilligste Darstellung, hier durften sie aus dem Leben schöpfen. Hier machten sich zuerst innerhalb der kirchlichen Universalität volkstümliche Eigenheiten bemerkbar. Schon deshalb lag hier allein der Keim zur Fortentwicklung für das lebendige Theater, dessen konservierende Kunst die Schauspielkunst ist.

Komik.

Von den Priestern, den Klosterschülern, später den Bürgern und Handwerkern wurde die Schauspielkunst dilettantisch betrieben. Erst im späten Mittelalter zeigen sich auch bei den Mysterien Ansätze zu einem berufsmäßigen und geschäftlichen Kunstbetriebe. Die Behörden suchten

die Summen, die sie zu den Spielen beisteuerten, durch Eintrittsgelder einzutreiben; hiervon gaben sie den Darstellern ein Trinkgeld ab, wodurch sich die Spieler kleinen Nebengewinn verschafften, der ihren Eifer beflügelte. Auch Fremdlinge bewarben sich gegen ein Geschenk um die Mitwirkung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Fremden oft jene Spielleute waren, die die mittelalterlichen anekdotischen Schwankerzählungen der dramatischen Darstellung annäherten und dann mit Handwerksburschen und Chorschülern, mit Studenten, Geistlichen, Rechtsgelehrten und andern Dilettanten in Wettbewerb traten, um endlich nach langem Ringen das aufblühende Schauspiel für sich und ihr Geschäft zu ergattern. Das Schauspiel aber blühte durch die Komik auf. Ihre fortzeugende Kraft lag vor allem darin, daß sie das Schauspiel vom engen Kreis heiligen Stoffes loslöste und — die große Errungenschaft des 16. Jahrhunderts — dort hineingriff, wo das volle Menschenleben am heillosesten war. Bei den Mysterien hatte sich der Geist der Zeit nur darin geäußert, daß man in Galiläa und Jerusalem mittelalterliche Kostüme trug; an Versuchen, das ernste Schauspiel auf Profanstoffe zu übertragen, hat es zwar nicht gefehlt: Frankreich kann eine „Zerstörung Trojas“, ja sogar mitten aus den Händeln der damaligen politischen Welt hergeholt eine „Jungfrau von Orleans“ nachweisen; aber diese vereinzelten Erscheinungen blieben Spreu im Wind. Eine feste Grundlage gab dem weltlichen Drama erst die derbe schwankartige Komik, wie sie sich in den Nürnberger Fastnachtspielen eines Folz, Rosenplüt u. a., in den Sterzinger und Lübecker Spielen, am üppigsten und fruchtbarsten in den Pariser Farcen der Bazoche entwickelte. Durch diese Gerichtsschreibergilden wurde Paris zum erstenmal für das europäische Drama tonangebend; hier entstand schon 1470 ein dramatisches Meisterstück derb-possenhafter Satire, das erste mittelalterliche Theaterstück, dessen Name erwähnenswert ist, dessen Wortwitz noch heute Flügel hat (revenons à ces moutons), das einen Reuchlin, dann auch einen Hans Sachs zur Nachahmung aneiferte, das die Tradition für eine europäische Komödie begründete und noch heutzutage hin und wieder auf einem Theater erscheint. Dieser klassische „Advocat Pathelin“, unmittelbar aus den juristischen Fachsimpeleien seiner Autoren und Darsteller hervorgegangen, in unbewußter Anlehnung an Plautus diesem gleich, steht zwar an Kunst unerreicht da, in seiner Art jedoch keineswegs vereinzelt. Wie hier Juristen eine juristische Satire zur Höhe brachten, so versuchten sich anderswo Studenten und Schüler durch komische Unterrichts- und Examenszenen; der Bürgerstand verspottete hochmütig den Bauernstand; der Christ den Juden und auch den Türken; der Laie den Pfaffen; schon tauchten überall die Typen des neuen europäischen Lustspieles auf, in denen sich besonders das Familienleben beunruhigt zeigt: der galante Beichtvater, die treulose Ehefrau, die Xanthippe, die bitterböse Schwiegermutter. Und die Autoren waren noch immer nicht Literaten, sondern Leute, die mitten in den öffentlich ver-

spotteten, heimlich bejammerten Qualen des Kleinlebens steckten, Qualen, die sich bis auf des Leibes Nahrung und Notdurft, Notdurft oft im allerleiblichsten Sinn, einengten. Lange vor Hans Sachs gab es in Avignon schon einen Schuster, Jean Belliete, der in drolligen Farcen zu sagen wußte, was er und seine Nachbarschaft leiden.

Moralitäten.

Der alte Zweck der Schaubühne als moralischer Anstalt wurde durch diese Schwänke, die nur Schadenfreude, Zotenlust und Gelächter entfesselten, nicht mehr erreicht. Dazu diente eine andere, den Mysterien entwachsene Gattung, die jenen Zweck schon im Namen deutlich verkündete. Es waren die im Übergange vom Mittelalter zur Reformationszeit stehenden „Moralitäten", worin Laster und Tugenden allegorisch als Personen in reichen Gewändern auftraten und einander mit Gründen höherer oder niedrigerer Vernunft befehdeten, und die ähnlich wie die Mysterien aufgeführt wurden, aber auch bei fürstlich-feierlichen Anlässen, weniger durch das gesprochene Wort als durch prunkhafte Ausstattung, zur Verherrlichung dienten und bis in die Gegenwart herein eine Tradition für Festspiele und Gelegenheitsstücke einrichteten. Die Gattung der „Moralitäten" selbst mußte sich freilich früh erschöpfen, denn sobald die Allegorie in Mode kommt, legt sich die lebendige Poesie, von der allein das Theater atmen kann, aufs Sterbebett. Da man aber diese Moralitäten überaus sehenswert ausstattete (sogar Lionardo da Vinci hat 1489 in Mailand dem Apparat einer allegorischen Szenerie seine Kunst gewidmet) und dem Auge Bedeutendes darbot, konnte, bestärkt durch jene üppige Schwankproduktion, die „moralische Anstalt" als Schaubühne wachsen. Während in den Studierstuben der Gelahrtheit die wirklichen Dramatiker des Altertums ein papiernes Scheindasein führten und nur der Moralphilosophie oder der Grammatik dienten, hielt ein derb zugreifender, wenig wählerischer Geschmack das Haus bereit, worin die wiedergeborene dramatische Dichtung zur dramatischen Kunst erwachen und erwachsen konnte.

III. Renaissance. Erst durch die frühen Vertreter der Renaissance wurden jene Fäden gesponnen, die unser modernes Drama vom antiken abhängig machten. Eine ununterbrochene Kette der Entwicklung vom einen zum andern gibt es nicht. Wenn es den Humanisten gelang, das antike Drama wenigstens so, wie sie es begriffen oder mißverstanden, der Nachwelt zu vermachen, so war die antike Bühne bis auf den letzten Grund unwiederbringlich zerstört. Mit dem modernen Theater, das sich ganz aus eigenen Bedingungen aufbauen mußte, hat sie nur den Namen gemeinsam. Darum muß sich das, was wir vom attischen Drama auf unser modernes Theater retten möchten, der Form unserer eigenen Bühne unterwerfen. Nur so ist eine dauerhafte Wirkung der großen alten Tragiker in die Zukunft hinaus denkbar. Alle Versuche, den antiken Theaterbau wieder nutzbar zu machen, werden scheitern, weil sie nicht dem unmittelbaren lebendigen Kunstbedürfnis dienen, sondern archaistischen Forschungsinteressen.

Aber jene Übergangszeit vom Mittelalter zur Renaissance war auch von den Dichtungen des Euripides, Sophokles und Aischylos, die im 15. Jahrhundert nur in den Handschriften italienischer Bibliotheken existierten, noch weit entfernt. Man wußte noch immer nicht, was eine Tragödie sei!

Tragödie.

Diese große Entdeckung stand nicht nur dem neueren Theater, sondern auch der neueren Literatur noch bevor. Die römischen Epigonen der attischen Komödie waren zwar der mittelalterlichen Bühne, aber nie der mittelalterlichen Literatur ganz entschwunden. Während sich in Italien nach den Mustern des Terenz und Plautus eine comoedia erudita auch die Bühne zu erobern begann, erwachte langsam in den feinsten Geistern zunächst erst eine Sehnsucht nach den verlorenen tragischen Schätzen. Schon zu Dantes Zeit hat der Paduaner Mussato, der Verfasser der ersten neueren Tragödie, die sich von der antiken Ästhetik berührt fühlte und zu ihr hinstrebte, es beklagt, daß er sich nur nach den lateinischen Mustern habe richten können, nicht nach den Tragödien des Sophokles, den er nur aus Zitaten kannte, dessen höheren Wert er aber witterte. Dieselbe Sehnsucht nach den still geahnten tiefsten Quellen der dramatischen Poesie empfand Petrarca. Er stellte Euripides nach dem Wenigen, was er von ihm wußte, dicht hinter Homer; als ihm sein griechischer Lehrer Handschriften des Sophokles und Euripides aus Byzanz mitbringen sollte und auf der Rückfahrt in der Adria Schiffbruch gelitten hatte, zitterte Petrarca weniger für seinen Freund als für Euripides und Sophokles. Und dem er diese Sorgen anvertraute, war Boccaccio. Petrarcas, wohl auch Boccaccios dichterisches Genie fühlte aus den spärlichen Überresten heraus, daß hier eine Größe lag, von der der Allerweltklassiker Seneca kaum den Schatten gab. Das wurde allmählich klarer, seitdem in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts die ersten Buchausgaben von Sophokles und Euripides erschienen und Erasmus von Rotterdam einige dieser Stücke in lateinischer Sprache veröffentlichte. Und doch nannte noch der erste Herausgeber des Euripides diesen mit Geringschätzung den Sohn eines Gemüseweibes, der seine Tragödien in einer scheußlichen finstern Höhle schrieb, und errichtete daneben dem Seneca ein herrliches Postament. Seneca war der einzige, der Praxis und Theorie des Trauerspiels aus dem Altertum übermittelt hatte. Er galt als Kanon und Norm. Da seine Dramen sich nur zum Lesen und Vorlesen eigneten, so wurde die ganze Gattung der Tragödie für theaterfremd gehalten. Auch Petrarca blieb im Bann dieses unglücklichen Irrtums; auch sein Genius konnte und wollte die verderbliche Kluft zwischen Drama und Bühne nicht überbrücken. Das Drama stand ihm hoch, die Bühne stand ihm niedrig; die Bühne schien ihm des ernsten Dramas nicht würdig, denn sie galt ihm als der wüste Tummelplatz verächtlichen Gauklergesindels. Wie Dante sah auch er in den Lustigmachern Schmarotzer, die dem ernsten und strengen Dichter schweren Schaden zufügen, weil sie den Großen und Reichen dieser Welt die Zeit vertreiben, den Geschmack verderben und

ihre Gunst der hohen Literatur abspenstig machen. Wirklich war die Lust am dargestellten Spaß an den Höfen und in den Palästen größer als der Respekt vor dem Buchdrama. Jener erheiterte, dieses ermüdete. Die Partie stand so ungleich, daß auch die erlesensten Geister der italienischen Renaissance zu diesem heiter-bösen Spiel endlich gute Miene machten und ihr eigenes Schaffen dadurch anregen ließen. Während die Tragödie im Staube der Gelehrtenstuben ein aschgraues Mottenleben fristete, traten Männer wie Machiavell, Ariost, Tasso, Bruno, deren Größe ganz anderswo lag, gelegentlich auf, um die Künste der Spaßvögel durch Bessermachen zu bekämpfen, teils durch Schöpfung neuer Gattungen, wie des Schäferspiels, aus dem dann die Oper hervorging, teils im Wettstreit um die Palme des Plautus, der um die Mitte des Quattrocento auf italienisch ins Licht trat. Der erste, der einige dieser Übersetzungen aufführen ließ, Herkules von Este in Ferrara, wurde dafür von den Humanisten als Erneuerer des lateinischen Theaters löblich besungen. Wenn auf diese Weise ein dem „Advokaten Pathelin“ gleichwertiges Meisterwerk, wie die „Mandragola“ des Machiavell, gelingen konnte, so geschah es, weil sie klassizistische Bildung durch die lebendige Tradition der mittelalterlichen Schwänke befruchten ließ. Der Vater der Mandragola und ihrer Gefolgschaft war jener römische Komiker, der den Liebling Hroswithas und aller mittelalterlichen Gelehrtenstuben durch Saft und Kraft ausstach und den aristophanischen Geist Machiavells sogar zum attischen Großmeister der Komödie hinleitete; die Mutter dieser neuen Lustspiele jedoch war der Volksschwank, dem seit den Römerzeiten italischer Boden nie untreu geworden war. Das italienische Lustspiel hätte sich ohne plautinische Einwirkung nicht über die mittelalterlichen Possen erhoben, aber es hätte ohne diese Possen nicht aus dem Mutterschoß der heimatlichen Erde jene urwüchsige Kraft gesogen, die es fähig werden ließ, Bilder des eigenen Weltlebens zu bieten und für die Kultur der eigenen Zeit Dokumente zu hinterlassen. Ein großer Schritt zu diesem Ziel war die Wahl der realistischen Prosa. Ziemlich weit vorgeschritten treffen wir auf diesem Weg in die Zukunft den satirischen Humor Ariosts, der sich in seinen „Suppositi“ zu Plautus verhält, wie sich Plautus zu Menander mag verhalten haben. In den Ansprachen, mit denen Ariost selbst als äußerst tüchtiger und tätiger herzoglich ferraresischer Hofdramaturg seine Spiele einleitete, verteidigt er die Prosa als den natürlichsten Ausdruck des menschlichen Verkehrs und verherrlicht begeistert „Muttersprache, Mutterlaut“. Komödie.

Während das neuere europäische Lustspiel, das hier an die fröhliche Sonne trat, im Dialog die volkstümlichen Traditionen des Mittelalters übernahm, bildete es seine Komposition nach der klassizistischen Kunsttechnik: der Stoff wurde in fünf Akte eingeteilt und hatte eine Verwicklung und eine Entwicklung nicht nur der Ereignisse, sondern auch der handelnden Personen. Es lag im Zuge der neuen, vom antiken Geist bewegten Zeit, daß man auch auf der Bühne vom Allgemeinen zum Indivi-

duellen fortschritt, und innerhalb der alten Typen sich die Charaktere anfingen voneinander zu unterscheiden. Darin war der große Menschenkenner Machiavell, den in der lernbaren Technik Geringere übertrafen, Meister. Es war ein entscheidendes Beispiel für die Kunst, lebendige Menschen darzustellen, daß Machiavell auch eine Komödie des Plautus in italienische Prosa übertrug und die Handlung aus dem alten Rom in sein neues Florenz verlegte. Was ein Stück durch solche Ummodelung an Stil verliert, gewinnt es meist an Bühnenfähigkeit. Darum werden kluge Theaterpraktiker immer wieder ältere Muster in dieser Weise mundgerecht machen, und nach einiger Zeit werden immer wieder feine Kritiker diese Gewalttaten als blutige Barbarei brandmarken. Der Vorgang wiederholt sich oft in der Theatergeschichte. Vielleicht läßt sich mancher fremde oder entfremdete Dramatiker nur dadurch der lebendigen Bühne zurückerobern, daß man ihn zunächst banalisiert und popularisiert. Mancher Bühnenfrevel an der Literatur erhält aus der Erwägung, daß auch Ballhorn Eroberer werden kann, seine dramaturgische Rechtfertigung. Noch näher als sonst im Leben liegt beim Theater, diesem gesteigerten Leben, die Teufelskralle neben dem Engelsfittich. Auch in jener Werdezeit führte das kunstfördernde Individualitätsbedürfnis zum pamphletischen Mißbrauch, im bürgerlichen Lustspiel stadtbekannte Persönlichkeiten zu kopieren, einem Mißbrauch, der sich freilich auf das Beispiel des Aristophanes berufen konnte. Und es dauert beim Theater nie lange, so hat den Engelsfittich die Teufelskralle zerfedert. Auch damals dauerte es nicht lange, so rostete und frostete die comoedia erudita ein. Der Reiz der Neuheit schwand. Die starken Geister traten ab, in den Händen der Macher blieb die Schablone. Es ist bezeichnend, daß der Naturforscher Salviani seiner einzigen Komödie die geistreiche Entschuldigung voranschickte, sie sei unliterarisch und nur für die Bühne bestimmt, wo Messing ebenso glänze wie Gold. Dieser Schöngeistsdünkel gegenüber der Bühnenkunst wiederholt sich immer wieder. Noch jetzt stößt man bisweilen auf Hochgebildete, die versichern, daß ihnen ein Stück Shakespeares bei der häuslichen Lektüre viel höhere Freuden bereite als auf der Bühne; mich beschleicht dabei jedesmal die Mutmaßung, daß auch zu Hause Shakespeare fein auf dem Bücherbrette bleibt. Nur ist es bequemer, ihn im stillen Kämmerlein nicht zu lesen als drei oder vier Stunden im Theater zu sitzen. Dennoch ist es nicht immer ein Schade für die Schauspielkunst, daß zeitweise die hohe Bildung ihr ferne bleibt. Denn nur durch Flegeljahre kann sie sich verjüngen. Es war kein Schade, daß in Italien im Cinquecento hinter der abgebleichten comoedia erudita mit struppigem, wohl gar etwas verlaustem Lockenhaar, aber mit Erdbeerwangen und funkelnden Augen ein wildes Volkskind in die Arena sprang. So sicher Können im Theater mehr zu schaffen hat als Wissen, so sicher war die neu beginnende commedia dell' arte ein Fortschritt über die erudita hinaus. Die erudita beschränkte sich auf ita-

Commedia dell' arte.

lienische Bühnen, die commedia dell' arte, eben weil sie ganz bodenständig und wurzelecht war, eroberte Europa.

Jetzt erst trat der Schauspieler in seine Rechte. Die „histrionische" Kunst des Roscius, die Petrarca gering schätzte, kam nun zur Herrschaft. Der Paduaner Ruzzante hat in Venedig Bresche gelegt, ein Komiker und ein Realist zugleich, einer, der in seinen eigenen Stücken um so besser den Bauer darzustellen vermochte, da er selbst Bauernarbeit geleistet hatte. Wenn hochmütige Stadtväter im Mittelalter den Bauer verhöhnten und verachteten, so wurde jetzt sein Leben mit liebevollem Humor betrachtet. Vom plautinischen Vorbild konnte und wollte sich auch Ruzzante nicht freimachen, der sich dem alten Komiker wohl wesensverwandt fühlte, aber „er schnitt sich aus einem Totenkleid Jacken für die Lebendigen zurecht". Ruzzante hat nicht mehr, wie die größeren Männer vor ihm, in dramatischen Künsten dilettiert; er hat nicht mehr, wie die Höflinge von Ferrara und Florenz, Liebhabertheater unterhalten, sondern er war durchaus Bühnenfachmann; wie vor ihm Aischylos, wie nach ihm Shakespeare, Molière und Raimund, sein eigener Dichter, sein eigener Dramaturg, sein eigener Mime. Ruzzante.

Wenn seine nachgeborenen Kollegen immer zum fabelhaften Thespis oder zum unkontrollierbaren Roscius schwören, so sei ihnen als Schutzpatron lieber Ruzzante empfohlen. Ruzzante war auch der Erste und für lange Zeit Einzige, der die Wirkung des Tragikomischen erkannte und zu erzeugen wußte. Eins seiner Bauernspiele enthält schon George Dandin-Stimmungen; in einem anderen Stück wirkt mitten unter drastischen Effekten das Schicksal eines von der eigenen Mutter verkuppelten jungen Mädchens ergreifend. Das war für ein realistisches Drama ganz neuer Boden. Diesen alten Komiker rührte schon der Menschheit ganzer Jammer. Ruzzantes Beispiel fand Nachfolge; bald war in Oberitalien ein Schauspielerstand ausgebildet, der sich die Bühnenkunst nach seinen praktischen Bedürfnissen einrichtete. Die einzelnen Schauspieler konzentrierten ihre Kraft auf das, worin diese Kraft hervorragte; es entstanden nach bestimmten Typen des allgemein menschlichen Wesens die heute sogenannten Rollenfächer, die nach einer besonders bedeutsamen oder besonders gut gespielten Rolle benannt wurden und Traditionen schufen. So entstand 1567 der Pantalone. Nicht viel früher oder später hüpfte in seinem buntscheckigen Kittel Harlekin hervor, der freilich schon bei den Intermezzi der Mysterien und Moralitäten in anderer Form sein Wesen getrieben hatte und nichts weiter war als der lustige Servus der römischen Komödie. Neu aber war seine Begleitung, die ihm zur Seite sprang, bald ihn prügelnd bald ihn küssend und ihn immer betrügend, Colombine, und sie war ein wirkliches Frauenzimmer! Die schönen Sünderinnen der alten Dilettantenbühne wurden mit vereinzelten Ausnahmen (z. B. 1555 in Frankreich) von Mannspersonen dargestellt. Solange Kirche und Kloster die Aufführung besorgten, war dies selbst- Die komischen Typen.

verständlich. Als das Laienelement durchdrang, mochten bürgerliche Zucht und Sitte die Teilnahme der Frauen und Töchter guter Häuser verhindert haben. Dem Berufsschauspieler verschlug es nicht, sein Liebchen mit sich auf die Bühne zu nehmen und den Reiz der Vorstellung zu erhöhen. Damit war der Schauspielerinnenstand — wenn man so sagen darf: konsolidiert und dem modernen Theater sein lockendster Zauber geschenkt.

Aus dem Stegreif.

Nicht alle diese Komödianten waren Dichter wie Ruzzante; die wenigsten waren, wie er, gebildet. Darum verloren sie immer mehr den Respekt vor der Literatur; die Stücke, die sie aufführten, dienten ihnen nur als Kanevas, den sie mit ihren höchst persönlichen Späßen und Einfällen, mit den immer aufs neu erprobten Effekten ihres Rollenfaches so durchwirkten, daß er selbst unsichtbar wurde. Je sicherer sie sich in dieser Wirkung fühlten, desto leichter vergaßen sie den Text ihrer Rolle, desto unbefangener machten sie ihn sich mundgerecht, desto zuversichtlicher verließen sie sich auf ihre eigenen Improvisationen. So entstand das Hauptmerkmal der commedia dell' arte, das Stegreifspiel. Mochten diese Possen zotig und kotig sein, mochte sich ein feiner Schöngeist davon abgestoßen fühlen und lieber aus seiner Bücherei den Terenz herbeiholen, so haben sie doch den Fortschritt der dramatischen Kunst im entscheidendsten Punkte gefördert. Immer breiter wurde die Kenntnis dessen, was die Bühne verlangt und versagt, was auf ihr wirkt und was verpufft. Die commedia dell' arte stärkte den Begriff, daß das Bühnenwerk nicht zu den literis, sondern zu den artibus gehört, daß die Schriftstellerei nur seine Basis, nicht sein Bau ist, daß ohne eine durchgebildete, ihrer Wirkungen sichere Schauspielkunst auch das stärkste Drama seinen eigent-

Schauspielkunst.

lichen Beruf verfehlt. Ein dramatisches und dramatisch wirkendes Werk, das nie auf dem rechten Theater an die rechte Schauspielkunst gerät, gleicht jenen jetzt so beliebten wundervollen echten Teckeln, die zeitlebens als Schoß- und Stubenhündchen von zarter Damenhand verhätschelt werden, aber nie die Wonnen eines Dachsgrabens erleben durften, also ihre Laufbahn zimmerrein und zierlich, doch zwecklos vollenden. Die höchste Kunst des Schauspielers besteht darin, daß er das eingelernte Dichterwort so spricht, als ob es in diesem Augenblick in seinem eigenen Hirn oder Herzen urwüchsig entstanden wäre. Zu dieser höchsten Kunst, ohne die es keinen Hamlet und keinen Lear gäbe, erzieht eine sichere Improvisation; denn Reproduktion, die wie Produktion erscheinen soll, wird am besten durch Produktion geübt. Seit Ende des 16. Jahrhunderts zog auf dem Siegeswagen der Stegreifposse eine routinierte und raffinierte Schauspielkunst von Italien aus in alle Welt.

IV. Shakespeare. Bei diesem Siegeszug war nicht das nationale Element der Eroberer. Obgleich italienische Artisten nach Frankreich (seit 1579) und Spanien hinübergelangten und sich dort einnisteten, so war das Entscheidende ihres Exempels der Sieg der schauspielerischen Künste

über die außerhalb dieser Künste liegenden Zwecke und Tendenzen dramatischer Literatur; es siegte und eroberte das Spiel des Spieles wegen. Wenn eine Kunst zu lange die milchende Kuh für andere als künstlerische Zwecke war, so führt sie der Selbsterhaltungstrieb zur Parole: l'art pour l'art.

Die Schauspielkunst hatte zu lange bei Priestern und Mönchen, bei Studenten und Schülern, bei Bürgern und Handwerkern umherdilettiert. Endlich mußte sie ein eigenes Metier, einen eigenen Stand zeugen, um als selbständiger Kulturfaktor zu gelten. Daß die Stunde reif war, beweist die rasche und weite Verbreitung von Wandertruppen, deren Wirkungskreis weder sprachlicher noch politischer Grenzen achtete. Wie Italiener nach Paris zogen, so zogen englische Komödianten, unter ihnen Pickelhäring, der anglisierte Arlechino, der aus deutschem Fleisch und Blut unsern Hanswurst zeugte, schon im 16. Jahrhundert auf das Festland; an deutschen Fürstenhöfen hießen hohe Gönner sie willkommen. Das früheste wüste Repertoire dieser Banden ist für die Bühne der Gegenwart belanglos. Aber sie schmiedeten auch Werkzeuge für das größte dramatische Genie der neueren Zeiten; in ihnen lag die Kraft, dem Theater Europas einen englischen Komödianten, namens Shakespeare zu schenken, der vielleicht nie Theaterdichter geworden wäre, wenn er nicht Schauspieler gewesen wäre. So viele wundern sich, daß Shakespeares grenzenlose Welt ein Schauspieler beleben und beherrschen konnte; sie wollen es nicht glauben; halten ihn für ein untergeschobenes Kind der Muse; sie suchen den rechten Erben. Wer ein Werk Shakespeares mit dem Bühnenblick durchschaut, wer erkennt, wie alle geistige Größe, alle Weisheit und Bildung darin von der Kenntnis dessen, was auf dem Theater wirkt, noch übertroffen ist, wer fühlt, wie zwischen den Worten, zwischen den Zeilen des Textes diese Wirkungen heimlich-unheimlich bloß auf den rechten schauspielerischen Ausdruck lauern, um mit elementarer Naturgewalt hervorzubrechen, der würde sich noch viel mehr wundern, wenn es eines unschönen Tages erwiesen wäre, daß alles dies kein Bühnenmann, sondern Francis Bacon geschaffen habe.

Shakespeare.

Diesen standard works der dramatischen Kunst waren jene Dilettanten, denen Mysterien, Mirakel und Moralitäten, denen Schulkomödien und Fastnachtspiele ausreichten, nicht mehr gewachsen. Diese ins Tiefste der menschlichen Seele greifenden Werke brauchten eine berufene, also berufsmäßige Schauspielkunst. Nur so konnten sie entstehen, nur so konnten sie bleiben und herrschen über den heutigen Tag hinaus in die weiteste Zukunft. Nicht anders als in England ging es in Spanien, dem Lande, wo zuerst alle Blütenträume von einer großen dramatischen Kunst wieder Wirklichkeit wurden. Lope de Vega und Calderon brauchten so gut wie Shakespeare zur vollen Erscheinung ihrer dauernden dichterischen Größe eine entbindende Schauspielkunst, eine ars pro arte. Wir wissen nicht, wie Shakespeare und Calderon zu ihren Lebzeiten gespielt wurden.

Shakespeare soll — ich weiß nicht warum — kein guter Schauspieler gewesen sein. Aber er stellte durch seine Werke die höchsten Anforderungen an diese Kunst. Wie Lessing sich als Dichter unterschätzte, so mag Shakespeare sich selbst als Schauspieler unterschätzt haben, weil er die höchsten Ideale seiner Kunst in sich trug. Gerade dort, wo er in Komödie und Tragödie als Dichter am höchsten steht, ist ihm seine Dichtung gut genug, um die Probleme der Schauspielkunst zu erörtern: im „Sommernachtstraum“ und im „Hamlet“. Hier wie dort führt er Schauspieler vor. Dort sind es noch Dilettanten, hier sind es schon Fachleute. Dort sind es plumpe Handwerker, die nie den Geist zu solcher Arbeit noch geübt hatten und deren Gedächtnis widerspenstig ist, die ohne Einbildungskraft aber voller Einbildung es mit ihrer Mummerei und Mimerei bitter ernst meinen und sich die Darstellung der erhabenen Liebe zwischen Pyramus und Thisbe zumuten; die ihre Vorbereitungen mit größter Heimlichtuerei und Umständlichkeit betreiben und dabei schon alle kleinen närrischen Eitelkeiten und mißlichen Eigenschaften zeigen, die man noch heute nicht nur berufsmäßigen, sondern auch dilettierenden Spielern nachsagt. Neben dem Spielwütigen, der am liebsten alle Rollen, auch die des Löwen selber geben möchte, der Jüngling, der beleidigt ist, daß er ein Frauenzimmer spielen soll, neben dem schlechten Lerner der Zaghafte, der dem Publikum nicht allzu Gräßliches vorsetzen möchte, und der Unbequeme, der seine Mitspieler durch üblen Atem belästigt.

So sehr Shakespeare diese platten Polterabendgäste mit ihrem unkünstlerischen Pseudorealismus dem Spotte preisgibt, so verzeiht er durch den menschlich milden Mund des Theseus doch ihrem Eifer ihre Schwäche und auch ihren Wahn, durch dieses „greiflich dumme Spiel“ im Zuschauer jene Empfindungen zu wecken, in denen auch Shakespeare die tragische Wirkung sah: Reue und Mitleid. Weit schärfer geht er später im „Hamlet“ mit Berufsschauspielern ins Gericht, mit den bramarbasierenden Maulhelden, den Luftdurchsägern, den haarbuschigen Perrücken, die eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen reißen, den prügelnswerten Eisenfressern, den Stolzierern und Blökern, den aufdringlichen Possenreißern, die immer bereit sind, ernste oder wichtige Szenen zu stören, kurz mit allen den Charlatanen ihrer Kunst, die, statt der Natur den Spiegel vorzuhalten, die Bescheidenheit der Natur überschreiten. Ihnen einerseits und den Matten, Dürren, Leblosen anderseits stellt er den wahren Menschendarsteller gegenüber, der von seinem Gegenstande selber tief ergriffen die Seele in seine eigenen Vorstellungen so zu zwingen weiß, daß sein Gesicht erblaßt, sein Auge tränt, seine Stimme bricht, sein ganzer Mensch sich nach seinem Willen fügt und der Schmerz um Hekuba echt wirkt. Für Schauspieler dieser Art fordert er gute Bewirtung durch die Achtung der Welt; denn sie sind der Extrakt und die knappste Chronik des Zeitalters. Sie sind berufen, das allgemeine Ohr mit Grausen zu erschüttern, den Schuldigen bis zum Wahnwitz zu treiben, den Freien

zu schrecken, Unwissende zu verwirren und zu betäuben. Ebenso wie gegen die schlechten Komödianten macht Shakespeare gegen diese Unwissenden Front, die der Afterkunst zujubeln, gegen den Pöbel, für den wahre Kunst Kaviar ist, gegen die hochgestellten Poloniusse, die zur Unzeit lachen und gähnen, die sich nur an Possen und Zoten ergötzen, gegen die Gründlinge im Parterre, auf die nur wüstes Geschrei oder eine verworrene Pantomime wirkt. Wenn Shakespeare im „Sommernachtstraum" die spöttisch lächelnde, flach witzelnde Hofgesellschaft noch schont, die von echter Schauspielkunst nicht viel mehr versteht als die grotesk tragierenden Handwerker, so sagt er durch den Mund des geistreichen Dänenprinzen der Mehrheit seines Publikums die Meinung gründlicher. Was Hamlet seinen Dänen vorwirft, durften sich die Londoner hinter die Ohren schreiben. Ganz auf London und auf die eigene soziale Lage ist es gemünzt, wenn Shakespeare in einer der vielen autobiographischen Anwandlungen, aus denen seine Bemerkungen über Schauspieler und Schauspielkunst hervorgehen, das Umherstreifen der Schauspielergesellschaften beklagt und ihnen einen festen Aufenthalt wünscht, der sowohl für ihren Ruf als für ihre Einnahmen vorteilhafter sei. Die höchste Ehre aber erweist er seinem Beruf dadurch, daß er ihm im Mittelpunkte des großen Dramas selbst eine Mission zutraut, die man kriminalpolizeilich, die man aber auch im höchsten Sinn ethisch nennen kann. Es ist die verräterische, das böse Gewissen entlarvende Gewalt des Schauspiels, das der Sonne gleich an den Tag bringt, was im Dunkel verbrecherischer Taten liegt.

Vielleicht war nur der Schauspieler im Dichter fähig, zum Wendepunkt seiner tiefsten und reichsten Tragödie die sittliche Macht des Schauspiels zu wählen. Das böse Gewissen des Todfeinds aufzurütteln, die Maske des Mörders wegzureißen, dazu genügt Hamlets zarter Seele nicht sein eigener Verdacht, nicht sein eigener Abscheu, nicht einmal Klage und Anklage des ruhelos begrabenen Vaters, der ein trügerischer Geist sein könnte. Nein! Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gewissen bringe! Er hat gehört, „daß schuldige Geschöpfe, bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst der Bühne so getroffen worden sind im innersten Gemüt, daß sie sogleich zu ihren Missetaten sich bekannten". Weder vorher noch nachher ist der ethischen Kraft des Theaters ein bedeutenderer Ausdruck gegeben worden als hier. Die Bühne, die vorher und nachher so oft nur Gouvernante war, wird hier zur Eumenide. Shakespeares „Hamlet" hat ihre kleinbürgerlichen Moraltendenzen in den höchsten Adelsstand erhoben. Was mit der attischen Tragödie verloren gegangen war, ist nun endlich wieder da: die Macht der Kunst durch die Größe der Kunst. Und wenn sich auch der romanische Geist gegen Shakespeares Urgewalten sträubt, wenn höchstens das geborene Volk der Schauspieler, die Italiener, an der Aufgabe, die er ihrer Schauspielkunst bietet, nicht vorübergehen konnte, so ist doch durch Shakespeare für alle neueren Zeiten die Bedeutung des Theaters als eines Kulturfaktors erwiesen.

Die französische Tragödie.

V. Frankreichs klassische Zeit. Wenn nach Shakespeares Tode Paris die theatralische Weltherrschaft an sich riß und auf anderthalb Jahrhunderte hinaus in scheinbar andere, Shakespeare feindliche Bahnen lenkte, so ging zwar zunächst viel von der poetischen Urkraft des britischen Genies verloren, von der Kultur aber wurde das Theater — sei es zum Segen, sei es zum Unheil — nur noch mehr dadurch beleckt, daß Corneille, Racine und der Shakespearefresser Voltaire der humanistischen Galvanisierung des antiken Dramas im französischen Geist wohl gebaute Formen und schön geschminkte Farben gaben.

Scheint Shakespeare nach Naturgesetzen geschaffen zu haben, die der Raison Voltaires undurchdringlich blieben, so arbeiteten die Franzosen feinsauber nach Kunstregeln. Jeder konnte im Boileau nachlesen, ob Racine seine Sache gut gemacht habe. Solange große dichterische Talente am Werke waren, hatte auch das seinen Nutzen, denn eine Kunst, die nicht behelmt und gepanzert aus der Stirn des Genies hervorspringt, braucht, um durch Talente fortbestehen zu können, eines sicheren Handwerks als Unterlage. Nur müssen die Talente stark genug sein, um diesen Handwerksboden durch Kunst zu bebauen und dadurch zu verbergen. Das vermochten die Begründer des französischen Theaters. Sie gaben der theatralischen Kunstform eine mathematische Reinlichkeit und Durchsichtigkeit, und indem sie ihren feinen Kunstsinn noch vor Pedanterie bewahrten, errichteten sie eine Schule für das, was sich zur Erzeugung bühnenfähiger Dramen lernen läßt. So kamen die Franzosen — man kann auch sagen die Pariser — in den erblichen Besitz einer Technik des Dramas, die durch zwei Jahrhunderte unvergleichlich war und von der unsere deutschen mittelguten Theaterschriftsteller immer zu wenig profitiert haben. Freilich konnte durch diese künstliche Kunst das Drama hohen Stils nur so lange lebendig bleiben, als auch sonst der regelmäßige Geschmack herrschend blieb. Als man die Allongeperücke, die wohl ein Kahlkopf erfunden hat, vom frei flatternden Lockenhaar wegriß, als man die französischen Gärten in englische Parks verwandelte, war auch die Weltstellung der Pariser Sophoklesse und Euripidesse erschüttert, und nur in Paris selbst, an der klassischen Stätte hat der französische Nationalstolz das vieux jeu in einer so edlen und strengen Form konserviert, daß nicht nur der historische, sondern auch der ästhetische Sinn von dieser musterhaften Stilreinheit befriedigt wird. Man geht durch eine Totenkammer, aber schöne Leichen liegen schön gekleidet da.

Molière.

Besser als der tragédie ist es auch in Frankreich der comédie ergangen. Während sich in Shakespeares wildwachsenem Humor die Grenzlinien zwischen Tragik und Komik, zwischen Ernst und Scherz nie geometrisch sicher zeichnen lassen, ging der französische Klassizismus auch hier auf die alten Muster zurück und schied sorgfältig Senecas Erben von denen des Terenz und Plautus. Auch in dieser „niedrigern“ Gattung kam den Franzosen ihre durchgebildete Technik zugute. Noch mehr kam ihnen

hier der alteingeborene Gallierwitz zugute, der der strengen Form einen sprudelnden und sprühenden Inhalt gab, der hoch über den Häuptern des hohen Stils einen Meister der Lustspiele und Possen wie Molière schuf. In Molières satirischer Weltanschauung ist die Bühne nicht mehr Eumenide, obwohl seinen Tartüff wenigstens der Teufel der Polizei holt, aber sie ist noch nicht ganz wieder zur Gouvernante geworden. Über dem castigare verlor er das ridere nicht, und er besaß so viel Größe, daß er sogar sich selbst und seine tiefsten Schmerzen auslachen konnte. Wieder war es ein Schauspieler, der eigenhändig das Drama seiner Nation nicht nur theatrisch sondern auch dichterisch auf die oberste Höhe führte. Ein mächtiger König schenkte ihm seine Gunst, vielleicht weil er ihn für einen Hofnarren hielt und über seinen Späßen die bitteren Pfeile verkannte, die sich gegen Hof und Stadt und Gesellschaft spitzten. Wieder stand in vollendeter Kunst auf der Bühne die kondensierte Chronik des Zeitalters, die in einem Meisterwerke der Tragikomödie prophetische Perspektiven bis zum Wetterleuchten der großen Revolution hin aufgestellt hat. Unter allen Franzosen steht Molière, dessen Witz beinahe Humor, dessen Seele beinahe Gemüt ist, dem germanischen Wesen am nächsten. Darum wird er in Deutschland immer wieder zum Vorschein kommen, und wenn er, nicht anders als Shakespeare selbst, zeitweise untertaucht, so werden sich seine bewährtesten Bühnenstücke, wie die des Briten, immer wieder der jeweilig modernen Darstellungsweise anpassen können. Im Wiener Burgtheater werden der „Misanthrop“ und der „Tartüff“ in Fuldas deutschen Versen, beide zusammen binnen drei Stunden desselben Theaterabends, ganz abweichend von der vortragsmäßigen Pariser Tradition wie moderne Konversationsstücke in lebhaftem äußern und innern Tempo heruntergespielt und halten sich dauernd auf dem Spielplan. Dieser histrio gallicus sine exemplo, wie ihn schon sein frühester deutscher Übersetzer nannte, ist auch in Frankreich beispiellos geblieben, aber sein fruchtbarer Geist hat reiche Nachkommenschaft erzeugt, über alle die hervorragenden einst höchst bewunderten Beherrscher des französischen Repertoire im 18. Jahrhundert, die freilich für das Theater der Gegenwart auch in Frankreich selbst kaum noch etwas bedeuten, bis zu Beaumarchais, dessen Lustspiele wenigstens in Mozarts und Rossinis Melodieen fortleben. Auch Scribe, der geschickteste aller Handwerksmeister, durfte etwas von der Molièreschen Ahnherrenkunst einer neuen Generation überliefern. Viele verstanden in Paris ein Theaterstück brillant zu bauen, eine Idee darin einheitlich durchzuführen, aus dieser Idee alle Motive herauszuholen, mit dem vorhandenen Stoffe hauszuhalten, ohne fremder Flicken zu bedürfen, den Personen eine menschenwürdige Sprache zu geben und den Schauspielern Rollen, in denen sie sich ausleben und entwickeln können. Alles das verstanden auch die Marivaux und Diderot, verstanden womöglich noch besser die Augier und Labiche, die Dumas und Sardou. Dennoch ist der alte Histrione sine exemplo geblieben, und mit Recht belegt man

Die französische Komödie.

noch heute in Paris das altehrwürdige repräsentierende Theater, den Stolz der Nation, nicht nur mit dem Namen Frankreichs, sondern auch mit dem Namen Molières.

Wenn sich Frankreich gegen die „barbarische Trunkenheit“ Shakespeares immer spröde gesträubt hat, so hat die germanische Welt den großen Parisern, zumal Molière gegenüber, durchaus nicht gleiches mit gleichem vergolten. Im skandinavischen Norden fand Molière seinen ebenbürtigsten Schüler, der dem Meister seine Kunstmanier abguckte, um sie auf das eigene Volksleben zu übertragen. Dieser zum Dänen gewordene Norweger Ludwig Holberg hat vor allem von Molière gelernt, selbständig und national zu sein. Darum erinnern seine Komödien trotz der französischen Technik in der handfesteren, individualisierteren Charakteristik der Personen, in ihrer germanischen volkstümlicheren Natur viel mehr an Shakespeare, den er nur mittelbar kannte, als an Molière, den er mit Bewußtsein studiert hat. Wie Molières Größe dem Théâtre Français eine jahrhundertlange Lebensdauer gab, so hat auch Holbergs Landskraft ausgereicht, der dänischen Hauptstadt ein Nationaltheater zu schaffen, darin nicht nur sein eigener Humor vielfältig gestaltet noch heute dramatisch wirkt und seine Urkraft auf einen späteren Meister wie Ibsen entscheidenden Eindruck machen konnte, sondern wo sich auch durch ihn ein realistischer Darstellungsstil ausbildete, der jeder Generation die genügende Zahl schauspielerischer Kräfte gab und noch heute das Kopenhagener königliche Theater zu einer für das ganze Land maßgebenden, einheitlichen Muster- und Meisterbühne erhebt, wie sie in Ländern deutscher Zunge niemals bestanden hat.

Holberg.

Zersplitterung in Deutschland.

VI. Das neuere deutsche Theater. Die Länder deutscher Zunge konnten keinen einheitlichen Spiegel des Lebens erwerben, weil ihrer Vielspältigkeit das einheitliche Leben fehlte. Es gab Länder, aber keine Nation. Die einigende Macht des Mittelalters war die katholische Kirche gewesen, die auch ins Schaubühnenwesen eine große, obschon starre Einheit brachte. Die Reformation, die die Geister befreite, aber auch trennte, war der Zusammenfassung künstlerischer Formen nicht günstig, und das dicke Ende der Reformation, die dreißig Kriegsjahre, zerstörten vollends alle Keime zu einem deutschen Nationaltheater, sofern überhaupt etwas derartiges vorhanden war. Denn weder das von Nürnberger Kirchtürmen beherrschte Liebhabertheater der Fastnachtspiele, noch die Schultheater, in denen Terenz auf lateinisch traktiert, allenfalls imitiert wurde, konnten eine große, das ganze deutsche Leben umfassende Nationalbühne schaffen, obgleich nicht nur in Hans Sachsens handlungsreicher Urwüchsigkeit, sondern auch in der geschlossenen Form des humanistischen Schuldramas einige Vorbedingungen dafür existiert hätten.

Denn hier wie dort überwog besonders in der schauspielerischen Ausführung der Dilettantismus, dem höchstens jene aus England eingewanderten Banden hätten abhelfen können. Sie waren wirklich auf bestem

Wege dazu. Sie bauten eine Bühne, die sich mit ihrem erhöhten Podium und ihren Versenkungen schon der modernen Theaterarchitektur näherte, sie legten das Hauptgewicht auf Handlung und regten dichterische Talente zu eigenen dramatischen Schöpfungen an, die auf Shakespearischem Wege doch nicht die Kraft hatten, Shakespeares Ziel zu erreichen. Alle Elemente zu einem großen deutschen Dramatiker waren vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges gegeben, meint Scherer. In Cassel war sogar schon ein Hoftheater vorhanden. Was der Dreißigjährige Krieg vom verhofften deutschen Shakespeare übrig gelassen hatte, hieß Andreas Gryphius. Er schrieb konventionelle Renaissancetragödien und Operetten, wetteiferte mit Shakespeare in der Komödie vom Peter Squenz und dichtete zweihundert Jahre vor Gerhart Hauptmann ein realistisches Bauernstück in schlesischer Mundart, aber er fand keine unmittelbare Fühlung zu einem festen Theater mit festen Schauspielern und festem Publikum. Diese Gunst, die aus Shakespeare, Molière, Holberg, dem Niederländer Vondel, dem Italiener Goldoni alles hervorholte, was in ihnen lag, blieb den Deutschen noch lange versagt. Das Beispiel der englischen Gäste hatte auch deutsche Schauspieler zu Truppen oder Banden vereinigt. Sie wurden während des Krieges von Ort zu Ort verschlagen; nicht die saubersten Geister mischten sich ihnen bei. Der gute Bürger mied ihren Umgang und verscharrte ihre Toten hinter der Friedhofsmauer, aber ihre Spiele sah man auch in ernster Zeit doch gern an; so trugen sie ihr aus aller Herren Ländern gemischtes Repertorium in bessere Läufte herüber und überstanden mit ihren eigenhändig zusammengestohlenen, auf Theatereffekt berechneten „Haupt- und Staatsaktionen“ nicht bloß die Schrecken des Krieges, sondern auch die Konkurrenz der italienischen Oper, durch die ihnen Interesse und Unterstützung der Höfe und des großstädtischen Publikums entzogen wurde. Weit weniger gefährlich konnte ihnen der dilettantische Eifer werden, den noch immer innerhalb von Schulmauern Meister und Schüler bekundeten, und der in Deutschland ein so fruchtbares Talent für hausbackenen Realismus hervorrufen konnte, wie es der Rektor Weise in Zittau war, der sein Lämpchen schlecht und recht noch immer vom Öl der terenzischen Muse nährte, aber mit gesundem Blick ins nächste Leben sah und es auch nicht verschmähte, die eigentliche Zugkraft der wandernden Komödianten, ihren Hanswurst, in seine sonst so zünftigen Stücke aufzunehmen. Trotz derartigen gegenseitigen Annäherungsversuchen gingen Drama und Bühne schon viel zu lange in Deutschland getrennte Wege. Die notwendige Vereinigung der Literatur mit dem Theater, die allein eine Kunst zurückführen kann, verkörpert sich erst durch das Bündnis, das in Leipzig ein Gelehrter mit einer Schauspielerin schloß. Der Widerspruch, den gegen diese schönwissenschaftliche Reform Gottscheds und der Neuberin später der junge Lessing erhob, traf die pedantisch-dogmatische Art, mit der Gottsched fremde Schulbeispiele aufstellte und die Neuberin zur pathetischen Austreibung des Hanswurst verleitete. Trotzdem hat Gottsched den Boden

Haupt- und Staatsaktionen.

Das regelmäßige Drama.

Lessing.

geglättet, worauf Lessings hurtiger Geist hochbauen konnte. Ebenso ist es ein Verdienst der strengen Neuberischen Zucht, daß Lessing schon einem Schauspieler von der Bedeutung Konrad Ekhofs begegnete.

Der große Schauspieler und der große Dramaturg trafen sich (1767) in dem „gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen". Nicht in einer der zahlreichen Residenzen sollte es stehen, sondern in Hamburg, der volks- und verkehrsreichen, zahlungskräftigen Handelsstadt, die vom lebhaftesten Theaterinteresse bewegt war.

Aber dieses Interesse hatte bisher fast ausschließlich der Oper gegolten. Es in die Bahnen reinerer Kunst zu lenken, wollte nicht gelingen; das deutsche Nationaltheater verkrachte schon nach einem Jahr, und Lessing stand wieder, wie vorher, „müßig am Wege". Mit jenem „Lachen des Menschenhasses", das Lessings Minna an ihrem Tellheim so sehr erschreckt, nimmt er Abschied von dem Ideal. Er erörtert im Schlußworte seiner Dramaturgie die Ursachen des frühen Verfalls und findet vor allem, daß wir Deutsche noch keine Nation sind, die ihrer eigenen Kraft, darum ihrer eigenen Art und Kunst vertrauten. Dennoch war etwas Großes geschehen. Es waren dem deutschen Kunsttheater Wege gewiesen und Ziele gesteckt. Lessing selbst gab den Deutschen mitten aus den Händeln ihrer politischen und sittlichen Welt heraus ein erstes nationales Lustspiel, worin sich alle überlieferten, platt und leer gewordenen Rollenfächer mit neuem, frischem Leben füllten; ein Lustspiel mit lauter lebendigen Menschen, die man sich alle in unmittelbarer Wirklichkeitsnähe des großen Königs denken könnte, der wie ein Schutzgeist hinter die Ereignisse dieser heiterrührenden Komödie gestellt ist und das Seine tat, um die Deutschen zu einer Nation zu machen; der nicht deutsche Kunst und deutsche Künstler begünstigte, aber weit wohltätiger wirkend diesen Künstlern Stoff und Begeisterung lieh. Lessing gab den Deutschen zweitens als praktisches Resultat seiner kritischen Untersuchungen über die dramatische Kunst ein erstes Musterbeispiel der modernen Tragödie, die äußerlich zwar nach Italien und in die Zeit Ludwigs XIV. gelegt werden mußte, in Wahrheit aber den kleindespotischen deutschen Zeitgenossen Friedrichs des Großen im Sinne Shakespeares einen Spiegel vorhielt. Lessing gab den Deutschen drittens ihr erstes Drama hohen Stils in einer Versform, die für den deutschen Ausdruck zugleich natürlich und erhaben ist, erfüllt von den Menschheits- und Menschlichkeitsidealen, deren Realisierung ihm die geistige Freiheit bedeutete. Alle Wege, sagt Wilhelm Scherer, führen bei Lessing zum Drama. Schon daß der letzte, stärkste Ausdruck alles dessen, was ihn politisch, literarisch, theologisch und immer allgemein menschlich bewegte, dramatische Gestalt annahm, gab der deutschen Bühne ein Ansehen, eine Kulturkraft, die nicht mehr ganz sinken konnte, die nur noch in Frankreich ihresgleichen findet. Erst durch Lessing wurde Deutschland ein Kulturherd für die dramatische Kunst. Er wies als erster den Weg, auf dem Shakespeare ein ganz deutscher Dramatiker werden

konnte. Er befreite unsere arme gallomanische Seele von den pseudo-aristotelischen Sklavenketten der Pariser Tragödie. Er zeigte den Schauspielern die Gesetze ihrer Kunst und gab ihnen zugleich das tüchtigste Arbeitsmaterial. Die Rollen aus Minna und Emilia sind noch heute die beste Schulung für werdende Talente, denn jedes Wort, das in diesen Texten steht, läßt sich durch besondere Charakteristik beleben; alles braucht einen bestimmten Ausdruck und ist doch den verschiedenartigsten Individualitäten zugänglich. Selbst hat Lessing auch nach seinen Lebzeiten nie viel Glück auf dem Theater gehabt. Seine drei Meisterwerke sind immer nur selten gespielt worden. Sie liegen kühl und versteckt, wie in einer Felsenkluft die Quellen, aus denen Ströme über das Land fluten. Wer von der Hochflut unserer großen dramatischen Dichtung auf Lessing zurückgeht, mag ihn nüchtern finden, obwohl ihn im Lustspiel keiner der Späteren erreichte. Was Lessing als Pfadfinder und Schatzgräber, als Befruchter dem deutschen Drama bedeutete, wie dieser Bringer von Luft und Licht auch in anderen Ländern nicht seinesgleichen hat, das erkennt man erst, wenn man aus den urprosaischen dumpfen Niederungen der früheren Zeit plötzlich an ihn gelangt, und nun mit einemmal alles hell und natürlich und geistesfrisch wird. Man sollte in deutschen Landen der Kunst kein Theater bauen, an dessen Pforten nicht Lessings Sinnbild stände. Auch als er sich nach der Hamburger Katastrophe geflissentlich von Theater und Schauspielervolk fernhielt, fegte sein Geist reinigend durch die besseren, in der Neuberischen Spur wandernden Truppen. Überall wirkte jener gutherzige Einfall nach, diesen Truppen feste Wohnsitze zu geben, sie künstlerisch und sozial zu konsolidieren, aus den Wanderkarren Tempel zu bauen. Es war die Zeit gekommen, da Goethes Wilhelm Meister „nach einem künftigen Nationaltheater so vielfältig hatte seufzen hören".

Prinzipalschaften und Nationaltheater.

Wohl geschah es schon früher, daß dieser oder jener Truppe irgend ein Mäcen längere Unterkunft gewährte, aber günstigstenfalls dauerte es nur einige Jahre, dann schlug den Unsteten wiederum die Wanderstunde, und die hervorragendsten, durch ganz Deutschland und über die Grenzen hinaus berühmtesten „Prinzipale", wie Caroline Neuber und ihr Schüler Schönemann, bei dem Ekhof begann, verendeten im Elend. Erst seit dem Hamburger Beispiel hielt sich die Idee eines Nationaltheaters aufrecht. In Hamburg selbst sorgte von Ekhof bis zum großen Schröder eine Reihe starker schauspielerischer Talente dafür, daß Lessings Saat auch ohne Lessings Mitwirkung aufging. Allmählich fanden auch die Höfe, die bisher fast nur der Oper zugänglich gewesen waren, Geschmack am Schauspiel. Gotha ging 1775 mit bestem Beispiele voran, begründete das erste deutsche Hoftheater modernen Stils und stellte an seine Spitze den Berufensten, Ekhof selbst, dem dadurch das jämmerliche Schicksal der Neuberin und seines Lehrmeisters Schönemann erspart blieb, der als verehrter Mann in Amt und Würden sterben durfte. In Wien griff Josef

der Zweite den Gedanken auf und nahm das Burgtheater in eigene kaiserliche Verwaltung; er gab damit der deutschen Schauspielkunst einen Sammel- und Sonnenplatz, auf dem sie gedeihen konnte wie nirgends anders. Im Zusammenhange mit Lessings Einflüssen steht es, daß auch der junge Schiller schon 1781 in Mannheim ein Nationaltheater für seine Erstlinge bereit fand. Kein wandernder Prinzipal hätte die „Räuber" bringen wollen oder können. Das vermochte erst die sichere Autorität eines Dalberg. So bildeten sich seit der Hamburgischen Entreprise die Formen aus, die fähig waren, den mächtigen Inhalt des neuen nun aufblühenden Dramas zu fassen, das wir Deutsche unser klassisches nennen. Die großen Dichter selbst schufen sich in Weimar eine eigene Bühne, auf der sie ihrem poetischen Stil ein schauspielkünstlerisches Ideal anpaßten.

Hamburg und Weimar.

Während in Hamburg die Lessingsche Tradition der in Natur zu verwandelnden Kunst durch Friedrich Ludwig Schröder, den größten Schauspieler der Dichterzeit, gepflegt wurde, verlangte man in Weimar eine Verklärung der Natur, eine Steigerung des wirklichen Lebens zu höherer Wahrheit. Gegenüber der Prosarede, in die Schröder den Shakespeare und den Calderon klemmte, sollte in Weimar der fünffüßige Iambus zu feineren oder schwungvolleren Rechten gelangen, denn inzwischen hatte Schillers Pathos diesen prosaähnlichen Nathanvers mit mächtigstem Odem erfüllt. Max, Mortimer, Dunois, die feindlichen Brüder, Arnold vom Melchthal brauchten einen erhabeneren Ton und größere Gebärden als Minnas Major und der Prinz von Guastalla. Um diesen Stil zu treffen, mußten deutsche Schauspieler erst erzogen werden; als Erziehungsmittel benutzten die Weimaraner — auch ein Beispiel wellenförmiger Entwicklung — dieselbe französische Tragödie, die Lessing einige Jahrzehnte früher verworfen hatte. Wer Goethes vielbespöttelte Regeln für Schauspieler liest, möchte diese Schulmeisterei der freieren Auffassung Lessings entgegenstellen und eine Abirrung von Lessings rechtem Wege zur natürlichen Kunst beklagen. Aber Goethe löste mit diesen Regeln eine ganz andere Aufgabe als Lessing mit seinen wenigen kritischen Bemerkungen in der Dramaturgie. Während Lessing als freier Kritiker vor die Öffentlichkeit trat, fühlte Goethe die Verpflichtung zum Elementarschulunterricht. Er schrieb für Analphabeten der Schauspielkunst, denen körperliche Zucht und Bildung einzutrichtern war, die aus dem rohen Naturalismus ihrer größeren oder geringeren Talente zu künstlerischen Formen emporzuheben waren. Wer aus praktischer Erfahrung weiß, daß jeder dramaturgische Unterricht mit Abc und Einmaleins beginnen muß, daß auf dem Theater kein Meister vom Himmel fällt, wird, statt über Goethes Regeln zu lachen, ehrfürchtig bewundern, wie dieser unermüdlichste und allergründlichste Erzieher seiner Nation hier die mühsamste Pädagogik selbst auf sich nahm und einem System zuzuführen suchte. Auch Schröder in Hamburg stellte für seine Schauspieler Erziehungsgrundsätze auf, die mit den Goetheschen oft übereinstimmen.

Nur kannte Schröder, weil er selbst Schauspieler war, die Gefahren einer solchen Systematik besser als Goethe, und wußte vor den Übertreibungen der Regel zu warnen. Er ging fachmännischer vor als Goethe, der der Unart durch Art wehren wollte und oft nicht sah, daß jenseits der Art gleich wieder die entgegengesetzte Unart lauert.

VII. Das Theater der Gegenwart. Der Gegensatz der Hamburger und der Weimarer Schule, der die gesamte deutsche Schauspielkunst des 19. Jahrhunderts beherrschte, wurde von den Meistern dieser Schulen zwar empfunden, wuchs sich aber erst später zu größerer Schroffheit aus. Erst die Schüler übertrieben die Grundsätze der Meister und weiterten die Kluft. Der Weimarer Stil artete in hohle Pathetik der Reden und Gesten aus und lieh den großen Ton und die bedeutende Gebärde nicht mehr dem tieferen Sinn, sondern deklamierte und gestikulierte ins Leere. Der Hamburger Realismus, verleitet durch eine platte Werkeltagsschreiberei, entartete zur Nüchternheit. Seelenlos eins wie das andere. Dennoch wirkte der Segen jener großen Kultivierer der deutschen Theater auf die späteren Generationen wohltätig nach. Einem Naturgenie wie Ludwig Devrient war die Kunstbahn geebnet; seine Kugel rollte wild, aber sie rollte ans Ziel. In Wien verschmolzen unter Schreyvogel beide Richtungen zu einer höheren Einheit, die den tiefen Grund zum Laubeschen Burgtheater legte. Auf diesem Boden konnte der Zusammenschluß großer Talente einen Dichter vom Range Grillparzers aus dem Epigonentum zu eigener Kraft geleiten. Auf anderen Bühnen freilich fehlte ein solcher Zusammenschluß, und da es an großen schauspielerischen Talenten nirgends gebrach, so mißbrauchten diese ihre Souveränität zu eigenem Nutzen.

Es entstand, den Schröderschen und Goetheschen Grundsätzen gleich entgegen, ein selbstsüchtiges und selbstgefälliges Virtuosentum, das Eduard Devrient seinem großen Onkel Ludwig wohl mit Unrecht, seinem Bruder Emil, dem Damenliebling, gewiß mit Recht vorwarf, das die geniale Begabung Bogumil Dawisons und das Mädchenphänomen Marie Seebachs viel zu früh aus Laubes strenger Schule zur Wanderschaft trieb und dem Einzelnen zwar populäre Erfolge sicherte, aber der ganzen Kunst schadete. Denn was sich die Götter erlaubten, wollten auch die Herdentiere haben. Jeder Stümper, jeder Geck suchte durch abgelauschte Virtuosenmätzchen aufzufallen, riß Kulissen und erging sich ohne Rücksicht auf das Gesamtbild in übertreibenden Solowirkungen und Effekthaschereien. Die Schauspielkunst hatte ein solches Übergewicht, daß sie sich auf Kosten des Dramas breit machte, als wollte sie sich an der Literatur für frühere Unbill rächen. Einem der saftigsten Genies konnte Dingelstedt den feinen Vorwurf nicht ersparen: in Berlin spiele Döring im „zerbrochenen Krug“, in Wien werde der „zerbrochene Krug“ mit La Roche gespielt. Diesen Kultus, den Schauspieler mit sich treiben ließen und selbst trieben, förderten mittelmäßige Literaten durch Paradereiserollen, die sie ihnen auf

Virtuosentum.

die Leiber und Leibchen schrieben. Auch das Beispiel fremder Künstler, die im Laufe des Jahrhunderts herkamen, entzündete die Mimeneitelkeit. Welch ein Ziel, das schon im Anfang des Jahrhunderts Talma dem Komödiantenehrgeiz gesteckt hatte, als ihn in Erfurt Napoleon vor einem Parterre von Königen spielen ließ. Später kamen die Rachel und die Ristori, Salvini und Rossi und zeigten, wie sich in anderen Kulturstaaten ein großer Mime durchzusetzen weiß. Wer wollte da in Wien oder München oder Dresden ein Guter unter Guten bleiben?

Das Burgtheater.

Zur Ehre deutscher Schauspieler sei es gesagt, daß doch so mancher diese Frage im künstlerischen Sinn beantwortete. Anschütz, La Roche, Fichtner, Ludwig Loewe, die Rettich, die Haizinger, Luise Neumann durften im stolzen Bewußtsein zur Ruhe gehn: nur wer im Wiener Burgtheater war, wußte, was jeder Einzelne von ihnen und was sie alle zusammen bedeuteten. Allerdings lebte auch diese Elitegarde deutscher Schauspielkunst keineswegs nur vom großen Drama. Die Dutzendware beherrschte das Repertoire; die Nachfolger Ifflands und Kotzebues bestellten das Haus; den Stil Schillers und Goethes scheint man auch im Burgtheater Laubes nicht mehr so getroffen zu haben, wie einst im Burgtheater Schreyvogels. Hatte dies der Hamburger Einschlag verschuldet? Oder strebte die Zeit nach anderen Zielen? Auch auf den übrigen Theatern fand sich äußerst selten eine glänzende Begabung, die dem Weimarer Idealismus innerlich gerecht wurde. Wer diese Anerkennung fand, wie Eugen Dettmer aus Dresden als Posa und Egmont, entging doch nicht dem Vorwurf der Manieriertheit und Geziertheit.

Berliner Schauspielhaus.

Im Berliner Hoftheater, das seit Fleck und Iffland eine Fülle starker schauspielerischer Talente, darunter weithin ragende Vorbilder wie Seydelmann und Dessoir beherbergt hatte, konnte man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beobachten, daß auch bei Schiller die realistischen Gestalten besser gelangen als die idealen Helden. Dort tüchtige Kraft, hier affektierte Schöntuerei, die vielen schon beim wirklich schönen Emil Devrient unerträglich war. Karl Werder, ein echter Kenner der Schauspielkunst, erzählte mit Humor, wieviel vergebliche Mühe er aufwenden mußte, um dem weibischen Hendrichs die tänzelnden Pas abzugewöhnen und ihm Schritt und Haltung eines Columbus beizubringen. Hier scheinen Goethes Regeln, die seine gelehrigsten Schüler, das Wolffische Ehepaar, nach Berlin importiert hatten, zum Zerrbild geworden zu sein. Mehr Glück oder Verstand hatte das Wiener Burgtheater, das sich in Josef Wagner und einigen seiner Nachfolger Idealisten von lebendigstem Feuer zu schaffen wußte. Sie stellten nicht schöne Bilder ohne Gnade hin, sondern schufen Menschen, die das Übermenschliche realisierten. Das aber ist die Voraussetzung alles Idealismus, sofern er Kunst sein will. Gerade die Kulturarbeit der Gegenwart beweist, daß aller Idealismus, der nicht künstlerisch realisiert werden kann, Schwindel oder Schwärmerei ist.

Realismus der Gegenwart.

Vom Zeitalter Bismarcks, vom naturwissenschaftlich-technischen Zeit-

alter darf man nicht verlangen, daß die Schauspielkunst Schiller im Stile Weimars spiele. Als Adolf Menzel, der große Maler des modernen Realismus, im Theater Wallenstein sah, störten ihm Maxens „Privatamouren“ den interessanten historischen Vorgang. Das ist das Urteil der ehrlichen Gegenwart über abgelegte Ideale. Wenn die Schauspielkunst zugleich wahr und künstlerisch ist, so kann sie noch heute den Glauben des Zuschauers in die weitesten Fernen der Phantasie tragen, aber nur durch Mittel des Lebens und Erlebens. Von großer Poesie der Vergangenheit kann daher nur das auf die moderne Bühne gerettet werden, was sich in Form und Inhalt nicht gegen die Bedingungen des modernen Lebens und Erlebens sträubt. Kann Max Piccolomini nicht mehr wie ein lebendiger Mensch in Überlebensgröße wirken, so wird man nicht an ihn glauben, wie man an seinen Verwandten, den Prinzen von Homburg glaubt, den erst moderne Schauspielkunst auf der Bühne offenbart hat. Jede Zeit stellt auf ihre Postamente diejenige Unsterblichkeit, in der sie ihr eigenes Seelenleben wiederfindet. Das läßt sich nirgends so deutlich beobachten, wie auf dem Theater, wo auch die Großen und Größten während bestimmter Zeitläufte im Werte steigen und sinken und wiederum steigen. Möglich, daß eine Zeit kommt, für die Theklas Arie vom Schönen auf der Erde wieder das Höchste sein wird. Von der Gegenwart und der nächsten Zukunft darf man das nicht erwarten und auch nicht verlangen.

Vielseitigkeit.

Unsere Zeit ist wahrlich unparteiisch genug. Sie hat auf allen Bühnen deutscher Sprache Schillers Gedächtnis feierlich befestigt, ohne den Begeisterungssturm von 1859, aber mit einem dankbaren und tief verstehenden Pflichtgefühl. Sie hat die Erkenntnis gebracht, daß auch Goethe ein Dramatiker ist, aber mehr im modernen als im Weimaranischen Sinn. Sie hat das wunderbare dramatische Genie des „Romantikers“ Kleist erst dem Theater geschenkt. Sie hat an Grillparzer das Unrecht gesühnt, das Grillparzers eigene Zeit, die nur seine Epigonenwerke anerkennen wollte, ihm zufügte, als er selbständig wurde. Sie hat die Attiker, Shakespeare, Molière lebendig erhalten, teilweise erst wieder lebendig gemacht. Sie fördert mit mäeutischem Bemühen den schweren Entbindungsprozeß ihres eigenen Dramas, das die großen Konflikte und Katastrophen in stille Seelen legen oder im sozialen Kampfe zeigen will. Sie sucht den Ausgleich zwischen großen Überlieferungen der Vergangenheit und den unabweisbaren Ausdrucksformen eines neuen veränderten Lebens. Diesen vielseitig vordringenden, oft einander widerstreitenden Ansprüchen kommt keine Bühne der Welt so weit, so nachgiebig entgegen wie die deutsche Bühne, die noch immer unbekümmert um politische Grenzverschiebungen überall, wo deutsche Sprache aufrecht bleibt, ihres nationalen Dienstes waltet, aber zugleich jeder fremden Erscheinung eine Gastfreundschaft entgegenbringt, die der Gastfreund nur selten erwidert. Wenn der Jahresspielplan eines großen deutschen Hoftheaters einmal besonders reich, vielfältig und gut geraten sollte, so böte dieses Repertoire ein Bild der gesamten geschichtlichen

Entwicklung unserer gegenwärtigen dramatischen Kunst. Zur Orestie des Aischylos, zur Sophokleischen Oidipostrilogie, zur Euripideischen „Medea“ und zu einem Konglomerat Aristophanischer Komödien träte die indische „Sakuntala“. Ein verkappter Plautus wagte sich neben einen verschleierten Terenz. Aus dem Mittelalter käme der Advokat Pathelin mit der Mandragola. Lope und Calderon lieferten mehr als ein Zeugnis ihrer Fruchtbarkeit. Neben Shakespeares Meisterwerke drängten sich manche seiner vernachlässigten Stücke und auch an Shakespeares englischen Vorläufern und Zeitgenossen würden Wiederbelebungen versucht. Molière käme blankgeputzt und zöge manchen der Jüngeren seiner Nation, wie Beaumarchais, nach sich. Das Beispiel der Duse genügte, Goldonis „Locandiera“ wieder einzuführen, und wie gern holte man den alten Holberg herbei, wenn seine komischen Motive durch Kotzebue und andere Ausplünderer nicht verbraucht wären. Alle diese aber wären erst Vorposten für die eigentliche Festung des Spielplans, für unsere eigenen großen Dramatiker von Lessing bis zu Grillparzer, an den sich spröde Hebbel und Otto Ludwig schließen. Ich weiß aus eigenster Erfahrung nur zu wohl, daß sich dieser Idealspielplan in Jahresfrist nicht durchführen läßt, denn, wie schon der Weimarer Theaterdirektor Goethe einer hochgeborenen Petentin schrieb: „die verschränkten Verhältnisse theatralischer Beziehungen rauben den Vorstehern derselben fast allen freien Willen.“ Das Theaterjahr ist kaum ein Zehnmonatsjahr, und ach! das Feld ist gar so weit. Das Feld wird aber noch viel weiter durch jene Gemeinplätze, worauf alles das wuchert, was Goethe in Weimar, Schröder in Hamburg, Iffland in Berlin, Eduard Devrient in Karlsruhe, Laube in Wien so wenig entbehren konnten wie wir Heutigen und was wir Heutigen als Zug- oder Kassenstücke bezeichnen.

Zug- und Kassenstücke.

Wie die heutige Presse, auch die größte und beste, ihr Publikum ohne den Feuilletonroman nicht befriedigen kann, so darf sich ein Theater, das auf ein breites mannigfaltiges Stadtpublikum rechnet, den jeweiligen Kotzebues oder Birch-Pfeiffers schon darum nicht verschließen, weil jedes Theater, auch das subventionierteste Hof- oder Stadt- oder Aktientheater, auf geschäftlicher Grundlage steht und um so bessere Geschäfte machen muß, je höher es künstlerischen Idealen folgt. Je mehr abgearbeitete, in ihren Nerven überreizte, von ihren Sorgen unerlöste Menschen den Schluß des schweren Tages im Theater verbringen, desto größer wird das Bedürfnis nach leichter Zerstreuung, leichter Anregung, leichter Rührung und vor allem nach dem größten Sorgenbrecher, dem lauten Gelächter. Wenn das Kunsttheater diesem Bedürfnisse nicht entgegenkommt, so würden es Singspielhallen, Tingeltangel und Spezialitätenbühnen vollends verdrängen. Darum sind nicht nur unter den Schauspielern, sondern auch

Das Lustspiel.

unter den Autoren leichte flotte Lustspieltalente, die in guter Form über Geist, Geschmack und Laune verfügen, eine Wohltat. Wie in der besten Zeit des Wiener Burgtheaters Bauernfeld diese populären Theaterbedürfnisse mit einer gewissen Grazie stillte, so möchte man wünschen, daß

sich heutzutage bühnenkundige Talente vom Range Ludwig Fuldas oder Arthur Schnitzlers oder Max Dreyers mit dieser dankbaren und menschenfreundlichen Mission begnügten, anstatt einerseits nach Dichterkränzen zu langen, die allzuhoch hängen, andererseits das Gebiet der muntern Theaterunterhaltung handwerksmäßigen Machern zu überantworten. Nur in Weltstädten, wie Berlin und Paris, deren Theater nicht bloß mit der einheimischen Bevölkerung, sondern auch mit einem ungeheuren Fremdenzudrang rechnen dürfen, können sich einzelne Bühnen auf ein bestimmtes Gebiet der dramatischen Kunst einschränken. Auf diese Weise hat sich in Berlin seit Anfang der neunziger Jahre für die psychologische Kunst Ibsens und Hauptmanns ein Theater fast bis zur schauspielerischen Vollendung gebildet. Ein anderes Unternehmen versteht es, nach Londoner Muster alljährlich ein bis zwei grosse Shakespearedramen mit allen Raffinements moderner Techniken in Kassenstücke zu verwandeln, so daß Dichtungen wie der „Sommernachtstraum“ oder der „Kaufmann von Venedig“ an zahllosen Abenden hintereinander gegeben werden können, wie vormals nur eine zugkräftige Posse oder Operette. Spezialisierung.

Diese Einseitigkeit des Spielplanes ist der Schauspielkunst nicht förderlich, denn der Schauspieler braucht Abwechslung, wie er sie in Deutschland an den Hoftheatern und an den Haupttheatern größerer Mittelstädte noch findet. Nur hier kann er sich unter guter Leitung vorteilhaft entwickeln. Leider ist in Deutschland bei der Überfülle von Theatern das Material an brauchbaren Schauspielern viel zu gering. Schauspielermisere.

Der Theateralmanach, den die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, diese mustergültige Vertretung sozialer Standesinteressen, alljährlich herausgibt, verzeichnet die deutschen Bühnen mit ihrem Personal auf 373 Seiten Groß-Oktav. Wollte sich der Theateralmanach auf diejenigen Schauspieler beschränken, die für ihre Kunst von Belang sind, so käme er mit einem Drittel von 73 Seiten aus. Man kann sich vorstellen, wie schwer es unter diesen Umständen ist, schon in Städten wie Leipzig, Mannheim oder Hamburg für ein künstlerisches Zusammenspiel zu sorgen und diese alten Kulturstätten dramatischer Kunst auf der Höhe zu halten. Aber auch Altenburg, Heidelberg, Harburg wollen daneben ihr festes Theater haben, und das eigentliche Schmierenwesen herumziehender Truppen, dieser alte Rest früherer Prinzipalschaften, fängt erst bei kleinsten Städten und Städtchen an.

Bei so trauriger Verzettelung der wirklichen Talente, die sich in diesem weiten, wüsten Umhertreiben nicht zueinander finden können, die durch schlechtes Beispiel zu verkommen drohen und dadurch das geringe Vermögen der deutschen dramatischen Kunst noch verkleinern, liegt der Gedanke nahe, die Zahl großer ständiger Bühnen herabzusetzen und durch Verminderung des Quantum das Quale zu stärken. An die alte Wanderkraft des Schauspielerberufes anknüpfend möchte man im Zeitalter der Koalitionen eine größere Zahl von Nachbarstädten, von denen jetzt jede Theaterbündnisse.

eine dürftige Bühne hat, zu einer kräftigern Bühne unitis viribus zusammentun, z. B. am Niederrhein Düsseldorf, Elberfeld-Barmen, Crefeld oder beim Mainausfluß Wiesbaden, Mainz, Darmstadt, oder in der Schweiz Bern, Basel, Zürich, oder im Norden Schwerin, Rostock, Lübeck. Was im 18. Jahrhundert dem fahrenden Volke der Schönemanns und Ackermanns möglich war, die im Staub der Landstraße quer durch ganz Deutschland von Straßburg bis Riga karrten, das müßte im Zeitalter des Verkehrs Kinderspiel sein; da die meisten Theater mittlerer Städte gleichzeitig über Oper und Schauspiel verfügen, könnten sie innerhalb der zwei Gattungen abwechseln. Wo bisher Ansätze zu dieser Freizügigkeit versucht wurden, hatten sie Erfolg. Schon in den siebziger und achtziger Jahren hielten die Meininger und die Münchener Mundartspieler ihre Triumphzüge. Jetzt finden Berliner Bühnen in Wien, Wiener Schauspieler in Berlin die freundlichste Aufnahme. Haupthindernis für den Zusammenschluß von Nachbarstädten dürften die verschiedenartigen Organisationen der Theater sein. Die Höfe unterhalten noch immer ihre eigenen Theater; und zwar sind diese größeren oder kleineren großherzoglichen und herzoglichen Bühnen noch immer Oasen in der weiten Wüste der Provinzen, weil sie die Kunst doch in gewisse Formen bannen und die Existenz bewährter Schauspieler sicher stellen. Welche starke Blüte auf diesem Boden noch der Kunst gedeihen konnte, hat Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, nach Laube der bedeutendste deutsche Theaterführer, aller Welt bewiesen. Und jetzt sehen wir an den Beispielen Dresdens oder Stuttgarts, daß die Freiheit der Kunst in Hoftheatern besser geborgen ist als in manchem bürgerlichen Theater. Eine solche Hofbühne wird sich aber schwerlich mit einem verpachteten Aktienunternehmen oder einem von der Stadt selbst verwalteten Theater paaren. Die höchste Pflege der Schauspielkunst als Darstellung menschlicher Sitten und Leidenschaften ist daher fast ausschließlich den ganz großen Städten überlassen.

Wieder Wandertruppen.

Weltstädte.

Nur in Berlin und Wien ist eine urteilsfähige Kritik zu höchsten Maßstäben berechtigt. So vollzieht sich auch in den Landen deutscher Zunge ein Prozeß, der in den meisten anderen Kulturstaaten längst entschieden ist. Das Theater Frankreichs heißt Paris, das Theater Englands heißt London, das Theater Dänemarks heißt Kopenhagen, das Theater Norwegens heißt Kristiania. Nur in Italien erhielt sich das Wandertruppenwesen bis auf den heutigen Tag. Die Künstler gruppieren sich hier nicht nach festen Wohnsitzen, sondern nach umherziehenden Gesellschaften, die meistens von einer hervorragenden Kraft, wie Novelli oder der Duse, beherrscht werden und bald in Venedig bald in Neapel, bald in Genua bald in Palermo ihre Zelte aufschlagen. Die Stadt der Könige und Päpste spielt im italienischen Theaterwesen keine größere Rolle als Mailand oder Florenz. Die Schauspielkunst hat darunter nicht gelitten. Eines wahrhaft künstlerischen Genies, wie es Eleonora Duse ist, kann sich kein Theater anderer Nationalität rühmen. Auch für die, die ihre Sprache nicht ver-

stehen, redet sie verständlich, weil sie das tiefste Geheimnis der Schauspielkunst offenbart, den Körper in Seele zu verwandeln. Freilich ist auch ihr Repertoire beschränkt und ihrer großen Kunst nur selten würdig. Das Ideal, die größten Schauspieler in größten Dramen gemeinsam zu sehen, erscheint unerreichbar. Bisweilen glaubt man, es werde nach dem Festspielhaus. Bayreuther Muster durch ein Festspielhaus in sommerlicher Muße erreicht werden. Der Plan ist so schön, daß jeder ihn fördern sollte; auch der, der zweifelt. Man denke sich dort, wo sich die Wege der Alpenfahrer nach Tirol und in die Schweiz scheiden, am Zürcher See oder in dem wundervollen, obendrein vom Theaterwetter besonders begünstigten Salzburg, während des Juli und August die Versammlung unserer besten Menschendarsteller, die nach sorgfältigsten Proben unter sachverständiger Leitung in künstlerischer Ausstattung heuer die beiden Teile des „Faust", übers Jahr von Shakespeare eine Tragödie und ein Lustspiel, das nächste Mal Schiller, dann Ibsens „Brand" und „Peer Gynt" einem von Berges- und Waldesluft erfrischten, den Sorgen des Werkeltags ferngerückten, einander fremden und darum wenig durcheinander voreingenommenen Publikum aufführen. Welche Anregung könnte jeder Darstellende und Zuschauende hiervon mitnehmen und dann den Samen in die heimatliche Erde pflanzen. Bis dieser Traum Wirklichkeit wird, möge er jeden ermutigen und mahnen, zu Hause nach dem Höchsten zu streben, das erreichbar ist. Man wird dieses Höchste auch künftighin auf dem schmalen Pfade zwischen Schwulst und Schwäche finden, der die Entartungen der Weimarer Schule von den Entartungen der Hamburger Schule trennt, der der Natur gibt, was der Natur ist, und dem Stile, was des Stiles ist, der eine Tradition nur so lange festhält, als sie entwicklungsfähig bleibt und den Staub des Alters durch neue Lebensbäche fortspült.

Festzustellen, was die Schauspielkunst der Zeit und der Zukunft ihren Vorfahren schuldet, ist kaum möglich, da niemand sich's genau vorstellen kann, wie vor seinen Lebzeiten gespielt worden ist. Die Schlagworte, die wir lesen, können einen ganz andern Sinn gehabt haben, als den wir ihnen unterlegen. Wer dem modernen Realisten unnatürlich erscheint, mag auf den Romantiker schon zu naturalistisch gewirkt haben. Wenn wir von Garrick oder der Seyler-Hensel sprechen, so umgaukeln uns trotz allen genauen Schilderungen bleiche, ungreifbare Schatten, es bleibt bei dem traurig-schönen Trivialwort: dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Eine Hoffnung, daß sich dies in Zukunft ändern werde, leuchtet aus den Errungenschaften der modernen Technik auf, die wohl bald fähig sein wird, das bewegte Bühnenbild im Zusammenhang mit dem Klang und der Artikulation des gesprochenen Wortes täuschend festzuhalten. Bis dahin müssen wir uns bescheiden, „des Augenblicks geschwinde Schöpfung" durch getrübte, von Zufallsstimmungen gelenkte Sinne zu empfangen, im unsichern Gedächtnis zu bewahren und durch die spärlichen Adjektiva unserer Sprache zu deuten. Mime und Nachwelt.

Literatur.

Für den besonderen Zweck dieser Skizze, deren Niederschrift nur in spärlichen, oft weit voneinander abgelegenen Mußestunden möglich war, konnte ich bloß zwei größere Werke durcharbeiten. Das eine ist EDUARD DEVRIENTS „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", von der des Verfassers Enkel Hans Devrient leider keine verbesserte und bis in die Gegenwart fortgeführte neue Auflage, sondern nur einen unveränderten Abdruck der alten (Berlin, O. Elsner, 1905) herausgegeben hat. Das andere Werk ist WILHELM CREIZENACHS „Geschichte des neueren Dramas", von der bis jetzt (Halle, Niemeyer, 1893—1903) die ersten drei Bände erschienen sind. Creizenachs ebenso gelehrtes wie aufschließendes und anregendes Werk liegt den historischen Darlegungen des ersten Teils meiner Skizze zugrunde. Was sich als Reminiszenz aus früherer Lektüre oder früheren eigenen Studien hier mag eingeschlichen haben, kann ich nicht mehr unterscheiden und nachweisen.

DAS ZEITUNGSWESEN.

Von

Karl Bücher.

I. Ursprung und Begriff der Zeitung. Drei Entwicklungsströme der Kultur münden bei der Ausbildung des Zeitungswesens in ein gemeinsames Bette, um in diesem vereint weiterzufließen. Der eine entspringt dem Bedürfnisse staatlicher Organisation, der zweite dem des sozialen und wirtschaftlichen Verkehrs; der dritte sucht seinen Ursprung in dem Streben nach Erweiterung des Gesichtskreises der Individuen, in der fortgesetzt wachsenden Teilnahme an den Schicksalen und am geistigen Leben der gesamten Mit- und Umwelt. Dreifacher Ursprung der Zeitung.

Der Staat bedarf, sobald er den Kreis enger örtlicher Gemeinschaften überschreitet und zur Aufstellung rechtsverbindlicher Regeln des Gesellschaftslebens gelangt, eines Mittels, um den Willen der höchsten Gewaltträger durch Gesetz und Verordnung seinen Angehörigen ohne Verzug bekannt zu machen. Der soziale Verkehr entwickelt sich in gleichem Schrittmaße mit der Ausbildung größerer wirtschaftlicher Gemeinschaften; erst wenn über die Vorstufen der Haus- und Stadtwirtschaft hinaus das Zeitalter der arbeitsteiligen Volkswirtschaft erreicht ist, wird die öffentliche Bekanntgabe von Angebot und Nachfrage als Bedürfnis empfunden. Weit früher erwacht die rein geistige Teilnahme des Individuums an den Geschehnissen der Mitwelt, und wenn sie in ihrer weiteren Entwicklung durch die zunehmende Ausdehnung der Staats- und Wirtschaftsgebiete, durch die Entstehung von politischen und ökonomischen Beziehungen auch zu anderen Völkern mit bedingt ist, so findet sie doch nicht an dem Bestehen solcher Beziehungen ihre Grenze. Vielmehr spricht sich in ihr immer auch ein Hinausdrängen des Einzelnen über sein geistiges Sonderdasein, eine Verflechtung desselben in die Gattungsinteressen der Menschheit aus. Damit allein kann es gerechtfertigt werden, wenn hier das Zeitungswesen unter den „Bildungsmitteln“ behandelt wird.

Das Wort Zeitung findet sich in unserer Sprache nicht vor dem 15. Jahrhundert. Es bedeutete damals eine Nachricht über ein Zeitereignis, eine Neuigkeit und heftete sich bald als technische Bezeichnung an zuerst geschriebene, später auch gedruckte Sammlungen solcher Nach- Begriff der Zeitung.

richten. Heute verstehen wir unter Zeitung eine auf dem Wege mechanischer Vervielfältigung hergestellte, in sich abgeschlossene Zusammenstellung von neuen Nachrichten, welche zum Zwecke der Veröffentlichung in kurzen Zeitfristen fortlaufend erscheint. Der Begriff ist für uns unzertrennlich verbunden mit den Erscheinungen des Papiers und des Druckverfahrens; ja, das letztere steht für unser Vorstellungsvermögen so sehr im Vordergrund, daß das Werkzeug, dessen es sich bedient, die Presse, uns als Symbol des ganzen durch die Zeitung bezeichneten Kulturkreises dient und für ihn den Namen abgeben muß. Aber wenn wir auf die Anfänge des Zeitungswesens zurückgehen wollen, so werden wir uns von seiner modernen Erscheinungsform losmachen müssen und dann den Begriff der Zeitung überall da gegeben finden, wo Zusammenstellungen von Nachrichten über Zeitereignisse allgemeinen Interesses regelmäßig einem unbegrenzten Publikum zugänglich gemacht werden. Daß dies in gewerbsmäßiger Weise geschehe, ist durchaus nicht wesentlich; ebensowenig ist es von Bedeutung, ob die Veröffentlichung zunächst nur einem oder mehreren der drei oben erwähnten Zwecke dient.

Die ältesten Zeitungen.

II. Geschichte des Zeitungswesens. Die ältesten Veranstaltungen, welche als Zeitungen in Anspruch genommen werden müssen, finden wir bei den Römern und den Chinesen. Beide Male sind es staatliche Publikationseinrichtungen, bestimmt, einem weiteren Kreise die Maßnahmen der Staatsleitung und Vorgänge, welche mit dieser zusammenhängen, bekanntzugeben. In beiden Fällen handelt es sich um Staatswesen von großer Ausdehnung, die zahlreiche Völkerstämme zu einer gewissen Gemeinsamkeit der Interessen verbunden haben. Die Veröffentlichungen beschränken sich aber in beiden Fällen nicht auf das, was heute den Inhalt unserer Gesetz- und Verordnungsblätter bildet, sondern gehen erheblich darüber hinaus, indem sie dauernde geistige Beziehungen zwischen dem Willenszentrum des Staates und seinen Untertanen herzustellen und zu erhalten suchen.

Der römische Staatsanzeiger.

Bei den Römern hatte sich in der letzten Zeit der Republik die Sitte ausgebildet, daß die in den Provinzen als Beamte oder Finanzpächter verweilenden Angehörigen des herrschenden Standes sich in der Hauptstadt einen dafür besonders veranlagten Sklaven oder Freigelassenen hielten, die ihnen über die wichtigsten Tagesvorfälle regelmäßig Bericht erstatteten. Dieser Einrichtung kam man dadurch zu Hilfe, daß eine offizielle Zusammenstellung von Nachrichten über solche Vorgänge, insbesondere über die Verhandlungen und Beschlüsse der Volksversammlung (acta populi Romani, acta urbis, acta diurna) auf einer mit Gips überstrichenen Tafel verzeichnet und so öffentlich ausgestellt wurde, einerseits, um sie der hauptstädtischen Bevölkerung in amtlicher Form bekanntzugeben, andererseits, damit jene Privatkorrespondenten Abschriften nehmen könnten.

Von Caesars erstem Konsulat (59 v. Chr.) bis auf Augustus wurde daneben auch ein kurzes Protokoll über die Senatsverhandlungen (acta senatus) in der gleichen Weise zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Später scheint der Inhalt beider Publikationen verschmolzen zu sein. In der Kaiserzeit wurden die Acta diurna immer mehr zu einer Art Hofjournal. Neben den kaiserlichen Dekreten, Mandaten und Edikten wurden reichlich Nachrichten von Audienzen, Hoffestlichkeiten, Staatsprozessen, Hinrichtungen, aber auch über Zirkusspiele, Gladiatorenkämpfe, Bauten, allerlei Naturereignisse, Wunder und Prophezeiungen, Leichenbegängnisse vornehmer Personen und sonstige Familienereignisse, ja selbst gewöhnlicher Stadtklatsch aufgenommen. Ob eine amtliche Ausfertigung und Verbreitung von Abschriften in Italien und den Provinzen stattfand, wissen wir nicht; sicher ist, daß die Acta vervielfältigt und an Abonnenten versandt wurden, wahrscheinlich durch Privatunternehmer. Selbst bei den Truppen auf entfernten Stationen wurden sie regelmäßig gelesen. Die Redaktion führte ein höherer Hofbeamter (procurator Aug. ab actis urbis) mit dem nötigen Kanzleipersonal. Die ganze Einrichtung, deren Anfangsjahr sich nicht sicher bestimmen läßt, hat ohne Unterbrechung bis zur Verlegung der Residenz nach Konstantinopel bestanden.

Der Staatsanzeiger von Peking.

Merkwürdig ähnlich ist dieser altrömischen Einrichtung die Staatszeitung der Chinesen (King-pao), welche sich bis auf das 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückverfolgen läßt und seit dieser Zeit ununterbrochen erschienen ist. Sie wird in zwei Ausgaben verbreitet, einer geschriebenen und einer gedruckten, und zwar jeden Tag mit Ausnahme der hohen Festtage. Die gedruckte Ausgabe erscheint wegen des umständlichen chinesischen Plattendruckverfahrens einige Wochen später als die geschriebene; auch ist sie ausführlicher als diese und vor allem viel billiger. Der Inhalt zerfällt in drei Abteilungen: Hofnachrichten, kaiserliche Edikte und schließlich Berichte und Denkschriften der verschiedenen Staatsbeamten an den Thron, in der Regel mit den dazu getroffenen kaiserlichen Entschließungen. Die letzte Abteilung ist die bei weitem umfangreichste und auch wichtigste; sie enthält nicht selten scharfe Urteile über einzelne Zweige der Verwaltung, Beschwerden über bestechliche oder nachlässige Beamte, ja Eingaben, in denen dem Kaiser selbst Rat erteilt wird. Bis auf die neueste Zeit ist der King-pao die einzige Zeitung Chinas geblieben; die heute daneben noch bestehenden wenigen Organe, welche in chinesischer Sprache nach europäischer Weise mit beweglichen Lettern gedruckt werden, sind Unternehmungen von Ausländern.

Unterschiede gegenüber der modernen Zeitung.

Trotz ihres langen Bestandes haben weder die Acta diurna der Römer noch der King-pao der Chinesen eine Entwicklung durchgemacht; sie sind immer reine Regierungsinstrumente gewesen und geblieben; ihren Lesern wurde stets nur das zugänglich, was man sie wissen lassen wollte; als Träger einer unabhängigen öffentlichen Meinung können sie

nicht gelten. Im Unterschiede dazu hat das Zeitungswesen der modernen Kulturstaaten einen in allen seinen Stufen noch deutlich erkennbaren Entwicklungsprozeß durchgemacht. Derselbe fällt einerseits zusammen mit dem staatlichen Zusammenschlusse größerer Territorien, andererseits mit der Organisation eines regelmäßigen Verkehrsdienstes, die sich zuerst in fürstlichen und städtischen Botenkursen, später in Reit- und Fahrposten vollzog.

Die Entstehung der geschriebenen Zeitung.

Im Zusammenhang mit dieser Ordnung des Nachrichtenverkehrs sehen wir seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Knotenpunkte des Botenlaufs wie die Mittelpunkte des Handels, der Kirche und des weltlichen Regiments zu Sammelstellen von Nachrichten über Zeitereignisse werden. Staatsmänner, städtische Ratspersonen, Gelehrte und Kaufleute nehmen die Sitte an, einander solche Nachrichten in Briefen und Briefbeilagen auf Gegenseitigkeit mitzuteilen. Fürsten bestellen an wichtigen Verkehrspunkten eigne bezahlte Berichterstatter, und diesen folgen bald selbständige Gewerbetreibende, die in handwerksmäßiger Form das Sammeln und Übermitteln schriftlicher Nachrichten für eine Mehrzahl von Kunden gegen in jedem Falle besonders vereinbarten Jahreslohn übernehmen. Wahrscheinlich sind sie zuerst in italienischen Städten aufgekommen, namentlich in Venedig und Rom, wo sie den Namen scrittori d'avisi (auch novellanti, gazettanti) führen; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir sie auch in verschiedenen Städten Deutschlands unter der Bezeichnung Avisenschreiber (Zeitunger, Novellisten); bald darnach treten sie in Paris auf als Nouvellistes und wenig später als News writers in London. In Deutschland, Italien und Frankreich sind es häufig die städtischen Botenmeister und die staatlichen Postmeister, welche dieses Geschäft übernehmen, und dies hat im Laufe der Zeit dazu geführt, daß die Post ein ausschließliches Recht für die Herstellung und den Vertrieb der geschriebenen und später auch der gedruckten Zeitungen beanspruchte, wie denn auch ihr zweifellos die Begründung eines regelmäßigen Austausches neuer Nachrichten, nicht bloß zwischen verschiedenen Städten, sondern auch zwischen verschiedenen Ländern zu verdanken ist. Freilich ist sie mit ihrem Monopolanspruche nirgends auf die Dauer durchgedrungen.

Eigentümlichkeiten derselben.

Es sind verschiedene Sammlungen dieser geschriebenen Zeitungen (Avisen, Nouvelles à la main, News letters) erhalten, die uns die Organisation und die Regelmäßigkeit des durch sie besorgten Nachrichtendienstes deutlich zu erkennen geben. Sie wurden in der Regel wöchentlich einmal versandt; jede Nummer läßt an den oft um eine Reihe von Tagen auseinanderliegenden Daten der Korrespondenzen aus den verschiedenen Sammelpunkten die Langsamkeit des Boten- und Postverkehrs, aber doch auch die Geschlossenheit der gesamten Organisation ersehen. Der Inhalt beschränkt sich auf tatsächliche Mitteilungen über die neuesten politischen und sozialen Ereignisse. Abonnenten waren die Fürsten und Staats-

männer, die städtischen Räte, die kirchlichen Würdenträger, die Großkaufleute, in Frankreich und England auch der Landadel, den sie mit Hof- und Regierungsnachrichten versorgten. Es ist also ein ziemlich beschränkter Leserkreis, auf den sie rechnen konnten, und damit erklärt es sich, weshalb man die Buchdruckerkunst, die zur Zeit der Entstehung der geschriebenen Zeitungen längst bekannt und verbreitet war, für ihre Herstellung nicht verwendete. In neu besiedelten Kolonialländern ist bis auf die jüngste Zeit Ähnliches beobachtet worden.

Die ersten gedruckten Zeitungen.

Für die große Masse hat man nur gelegentlich neue Nachrichten über einzelne dem allgemeinen Interesse und Verständnis naheliegende Ereignisse in den Druck gegeben. Es sind das jene Einzeldrucke in kleinem Quartformat, gewöhnlich nicht unter einem halben und selten über zwei Bogen stark, die auf Messen und Märkten verkauft wurden und von denen fast jede größere Bibliothek in Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, England Sammlungen besitzt. Die ältesten uns erhaltenen Beispiele dieser Gattung sind aus den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts, die jüngsten aus dem 18. Jahrhundert. Ein solches „fliegendes Blatt“ oder Heftchen heißt „eine Newe Zeitung“ (relatione, discours, newes); enthält es mehrere Nachrichten über verschiedene Ereignisse „zwo (drey usw.) newe Zeitunge“. In sehr vereinzelten Fällen wurden über einen zeitlich fortlaufenden Vorgang mehrere sich aneinander anschließende Zeitungen veröffentlicht; aber es fehlt in der Regel noch die Numerierung. Überhaupt entbehrt das ganze Geschäft, das von den Buchdruckern nur nebenbei betrieben wurde, noch der Kontinuität. Neue Zeitungen erschienen, wenn etwas Druckenswertes sich ereignet hatte: der Einzug eines Fürsten in eine Stadt, eine Krönung, eine fürstliche Hochzeit oder Leichenfeier, Schlacht oder Belagerung, Mordtat oder Hinrichtung, eine seltene Himmelserscheinung, Seuche, Feuersbrunst u. dgl.

Charakteristik derselben.

Im allgemeinen beschränken sich auch diese Einzeldrucke auf tatsächliche Berichte; das Urteil des Berichterstatters hält sich im Bereiche hausbackener moralischer Nutzanwendungen. Meist sind sie mit langen marktschreierischen Überschriften versehen. Viele von ihnen bewegen sich ganz oder teilweise in gebundener Rede (in gesanges wise); im ersteren Falle wird der „Ton“ (die Melodie) angegeben, in dem sie zu singen sind. So geht die gedruckte neue Zeitung in das historische Volkslied über, das insofern über die Prosadrucke dieser Gattung hinausgeht, als es im 16. Jahrhundert weithin zum Träger der öffentlichen Meinung wird. Was die Zeit stärker bewegt, kommt hier zum Worte: kirchliche und weltliche Parteiung, Liebe, Zorn und Haß gegen Personen und Institutionen, Freude und Leid, Hoffnung und Klage, Lob, Rüge und Spott. Auch das Lied beschränkt sich auf die Darstellung einer einzelnen Begebenheit. So dürr und unerfreulich die meisten Prosazeitungen sind mit ihrer Beschränktheit und ihrem Aberglauben, so frisch und lebendig muten uns diese gereimten Zeitungen an; nur aus ihnen läßt sich ersehen,

Das historische Volkslied.

wie Menschen und Handlungen sich in der Auffassung der Mitlebenden abspiegelten. Aber sie gaben nicht bloß öffentliche Meinung wieder, sie machten sie auch; denn sie wurden tatsächlich nach bekannten Melodieen gesungen und pflanzten die Erinnerung an große Helden und Taten späterhin von Mund zu Munde fort. Es sei an die Lieder vom Herzog Ulrich, von Franz von Sickingen, von Georg von Frunsperg, vom Pienzenauer erinnert. Zuweilen nennt sich in der Schlußstrophe der Dichter und vergißt dabei selten hervorzuheben, daß er selbst an dem Ereignisse beteiligt gewesen. Der Titel lautet: „Ein Lied", „Ein new Lied", „Zwei schöne newe Lieder", aber auch „Newe Zeitung", „Warhaftige newe Zeitung" usw. Oft findet sich eine solche Zeitung in Liedform auf demselben Blatte mit einem Volksliede lyrischen Gehalts oder einer bekannten volkstümlichen Romanze.

Fliegende Blätter anderer Art.

Auch allerlei Betrachtungen über religiöse und weltliche Zeitfragen, Vermahnungen an das ganze Volk oder bestimmte Stände, Klagen über Zeiterscheinungen haben die beliebte Publikationsform der Neuen Zeitung benutzt, um den Weg ins Volk zu finden. Es ist bekannt, wie oft und mit welchem Erfolge die Reformation sich ihrer als Kampfmittel bedient hat; die Mächtigen der Erde und politische Fraktionen fanden sie geeignet, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Auch hier könnte man eine prosaische und eine poetische Spielart unterscheiden. „Leitartikel" in gereimter Form — so sonderbar es klingen mag — werden als fliegende Blätter hinausgesandt. Ludwig XII. läßt so seine getreuen Untertanen über seine Händel mit dem Papste aufklären, und ein Lied, durch welches die Opposition den in Pavia gefangen genommenen König Franz I. lächerlich zu machen suchte, hat sich bis auf den heutigen Tag im Munde der französischen Kinder erhalten.

Weite Verbreitung derselben.

Was aber besonders auffällt, das ist die Tatsache, daß die gedruckte Einzelzeitung in der Form des Flugblatts fast zu gleicher Zeit in allen Kulturländern auftaucht; in Italien wie in Deutschland, in Holland, England, Frankreich, Spanien ist sie fast das ganze 16. Jahrhundert hindurch die herrschende Form der Publizistik und strebt sich auch zum Träger einer oft recht kräftig wirkenden öffentlichen Meinung zu machen. Über manche Ereignisse wie über die Schlacht bei Pavia (1525), den Seesieg bei Lepanto (1571) haben sich gleichzeitige Lieder- und Prosazeitungen fast in allen Kultursprachen gefunden. Nicht wenige bezeichnen sich selbst als Übersetzungen; in anderen sind die Verfasser mit Namen genannt; wieder andere erklären, daß sie dem Herausgeber „zugeschrieben" seien von einem guten Freund, der selbst dabeigewesen, oder daß sie auf der Post von Venedig, vom kaiserlichen Postmeister in Rom eingelangt seien. Hier verrät sich ein gewisser Zusammenhang mit den geschriebenen Zeitungen, der sich bei Blättern mit vielerlei Nachrichten auch darin zu erkennen gibt, daß die letzteren von denselben Orten datiert sind, die uns als Sammelpunkte von Korrespondenzen der Avisenschreiber bekannt sind.

Immerhin war von ihnen bis zu periodisch erscheinenden Preßerzeugnissen der Weg noch ziemlich weit. Er ist auch nur schrittweise zurückgelegt worden. In Deutschland begann man zuerst mit Jahresübersichten der politischen Begebenheiten in den sog. Postreutern; ihnen folgten in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Meßrelationen, Halbjahrsübersichten (Relationes semestrales), welche zwei Jahrhunderte hindurch zu den stehenden Erscheinungen der Frankfurter Frühjahrs- und Herbstmesse gehörten. Sie haben mancherlei Nachahmungen erfahren; keine von letzteren aber hat längeren Bestand gehabt. Die Frankfurter Meßrelationen dagegen erschienen ununterbrochen bis ins 19. Jahrhundert hinein, seit 1628 unter kaiserlichem Privilegio. Jahres- und Halbjahrszeitungen.

Ihre Quellen waren hauptsächlich die geschriebenen (später auch die gedruckten) Wochenzeitungen und die Einzeldrucke; ihre Herausgeber blieben aber auch um andere schriftliche und mündliche Nachrichten redlich bemüht; doch war es schwer für sie, sich dabei politischen Beeinflussungen zu entziehen. Schon im März 1599 wurden sie vom Frankfurter Rat konfisziert, und später lastete auf ihnen die Hand der kaiserlichen Bücherkommission. Sie erschienen in Quartheften, selten über 100 Blätter stark, eingeteilt in 20 (seit 1751 : 15) Haupttitul: unter jedem war ein Land oder eine Art von „seltsamen Fällen und denkwürdigen Begebenheiten“ abgehandelt, trocken und nüchtern, Nachricht auf Nachricht zusammengestoppelt. Aber sie trugen doch das Interesse an den Welthändeln in weite Kreise; freilich sank im Laufe der Zeit ihr Niveau in dem Maße, als sie in tiefere Volksschichten herabstiegen. Charakteristik der letzteren.

Die ersten gedruckten Wochenzeitungen sind nicht erheblich jünger als die Meßrelationen. Der Streit zwischen den Nationen um die Ehre ihrer „Erfindung“ ist endgültig zugunsten der Deutschen entschieden. Man begreift freilich nicht recht, warum man ihn geführt hat. Denn der Druck hat damals an dem Zustande des Zeitungswesens nichts weiter geändert als das Vervielfältigungsverfahren. Es sind nach Form und Inhalt die alten „Ordinari-Avisen“ der Postmeister und sonstigen „Zeitungskrämer“, die jetzt auf typographischem statt auf chirographischem Wege hergestellt werden. Die Nachrichtensammler sind die gleichen wie früher; die Korrespondenzorte bleiben dieselben (Rom, Venedig, Lyon, Wien, Prag, Köln, Antwerpen, Brüssel usw.); von einer Redaktion der im wöchentlichen Posten- und Botenlauf empfangenen Nachrichten ist noch lange nicht die Rede. Gedruckte Wochenzeitungen.

Es ist uns der Jahrgang 1609 einer in Straßburg gedruckten Wochenzeitung erhalten, die bis auf weiteres als die älteste gelten muß. Rasch folgten andere deutsche Städte: Basel 1610, Frankfurt a. M. 1615, Berlin 1617, Köln, Wien, Regensburg, Hildesheim um 1620. Aus den zwanziger Jahren lassen sich in Wien, Nürnberg, München, Hamburg je drei gedruckte Wochenblätter nachweisen, und das lebhafte Interesse für die Kriegsereignisse hat eine Reihe anderer deutscher Städte in die Zahl Ausbreitung derselben.

der Zeitungsdruckorte eintreten lassen. Freilich waren die meisten so entstandenen Preßerzeugnisse von ziemlich kurzer Lebensdauer. England sah nichts Ähnliches vor dem Jahre 1622, Holland 1626, Frankreich 1631, Italien 1636, Portugal 1641, Schweden 1644 und Spanien 1661. In England brachte erst die Revolution von 1649 einen größeren Aufschwung. In Frankreich blieb Renaudots „Gazette“ (später „Gazette de France“) anderthalb Jahrhunderte hindurch die einzige in kurzen Zwischenräumen erscheinende politische Zeitung. Dagegen erfuhr das holländische Zeitungswesen in der freien Luft der Generalstaaten seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts eine reiche Entwicklung.

Fortdauer der geschriebenen Zeitungen.

Nirgends aber vermochte die gedruckte Wochenzeitung die geschriebene Zeitung zu verdrängen. Diese dauerte vielmehr bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fort, trotz aller Verbote und Verfolgungen, die ihre Verfasser trafen. Ja es kam in Deutschland wie in China vor, daß Zeitungen in einer gedruckten und einer ausführlicheren und teureren geschriebenen Ausgabe erschienen. In England gab es Blätter, von denen zwei Seiten bedruckt wurden und zwei leer blieben, damit sie zu handschriftlichen Mitteilungen benutzt werden könnten. Die Ursache lag darin, daß sich überall mit dem Druck auch das Verlagsprivileg für die periodische Presse ausbildete und daß sich zu diesem bald die obrigkeitliche Zensur und die Beeinflussung der Herausgeber durch die Regierungen gesellte. In allen Ländern berichteten die gedruckten Zeitungen gerade über das am wenigsten, was ihnen am nächsten hätte liegen sollen: die Vorgänge und Zustände des eigenen Landes und die innere Politik; dagegen ließ man ihnen in der Behandlung auswärtiger Angelegenheiten größere Freiheit, und dies führte dazu, daß das Publikum, wenn es sich über das eigene Land unterrichten wollte und nicht eine der geschriebenen Zeitungen aus der Hauptstadt beziehen konnte, fremde Zeitungen halten mußte. So gingen deutsche Zeitungen vielfach nach Frankreich; ja in verschiedenen Städten wurden Blätter in französischer oder lateinischer Sprache eigens für das Ausland gedruckt. Die weiteste Verbreitung aber und den größten Ruf erlangten die in französischer Sprache herausgegebenen holländischen Zeitungen, die in der zweiten Hälfte des 17. und das ganze 18. Jahrhundert hindurch die Diplomatie immer wieder in Bewegung setzten. Auch in England ging die freiere Entwicklung, welche die politische Wochenpresse unter Oliver Cromwell genommen hatte, bald wieder verloren, und es beginnt in der Restaurationszeit eine Periode der Unterdrückung, die völlig erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts überwunden wird.

Charakteristik der gedruckten Wochenzeitungen.

So bieten die beiden ersten Jahrhunderte der periodischen Presse ein wenig erfreuliches Bild. Während in Frankreich und auch zeitweise in England die ganze Publizität auf ein privilegiertes Organ beschränkt war, beobachten wir in Deutschland, entsprechend seiner politischen Zerrissenheit, eine Überfülle armseliger, auf schlechtes Papier gedruckter

Blättlein, oft an einem Orte mehrere, und über diese noch endlose Streitigkeiten um das Privileg der Herausgabe zwischen Postmeistern und Druckern oder Buchhändlern. Die Organisation der Nachrichtensammlung und Übermittelung ist allmählich erstarrt; man berichtet kleinlich und leichtgläubig aus zweifelhaften Quellen, „wie hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“, um sich am Nächstliegenden scheu vorüberzudrücken. Eine Tendenz kommt höchstens durch Verschweigen zum Ausdruck; öfter noch ist es eine konfessionelle als eine politische. Der Aberglaube macht sich in läppischen Wunder- und Spukberichten breit. Die Regierungen, welche ein Wochenblatt privilegierten, wandten auf dasselbe das Handwerksprinzip des ausschließenden Gewerberechts an: die bevorrechtete Zeitung erhielt ein dauerndes Monopol für die Versorgung der Stadt und Landschaft mit neuen Nachrichten; anderwärts gedruckte Blätter und geschriebene Zeitungen sollten von der Post nicht geliefert, von den Buchführern nicht vertrieben werden dürfen. So gelangte keine Zeitung zu einem größeren Leserkreis. Einflußreichere Blätter entstanden nur in den Reichsstädten, in denen die Zensur etwas milder gehandhabt wurde.

Tiefstand.

So sank die deutsche Zeitungspresse von dem relativ achtungswerten Stande, den sie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts rasch erklommen hatte, in der zweiten Hälfte dieses und im Verlauf des folgenden Jahrhunderts immer mehr herab. Allerdings gründete man in den zahlreichen kleinen Residenzen noch neue Blätter, damit der spärliche, oft noch durch Privilegientaxen geschmälerte Verdienst am „Zeitungshandel“ doch einem Landeskinde zugute komme, und diese Blättlein versetzten den mageren Abhub der fremden Presse, den sie mit hohem Privilegio ihren Lesern servierten, noch mit der eigentümlichen Würze der heimischen Hofnachrichten. Aber gerade sie waren am gebundensten, und selbst Friedrich II. hat sein bekanntes Wort von den Gazetten, die nicht geniert sein dürfen, wenn sie interessant sein sollen, an den „Berlinischen Nachrichten“ am wenigsten verwirklicht. Nicht besser stand es in Wien, der klassischen Stadt der Zensur, wo man 1722 das „Wienerische Diarium“ zur offiziellen Zeitung gemacht hatte. Auch das freisinnige Zensurpatent Josefs II. vom 11. Juni 1781 vermochte darin keinen Wandel zu schaffen.

Übergang zur Tagespresse.

Immerhin sind kleine technische Fortschritte in dieser Periode eingetreten. Sie bestanden zunächst in einer fortschreitenden Verkürzung der zwischen den einzelnen Zeitungsnummern liegenden Zeitfristen. Schon im 17. Jahrhundert begannen einzelne deutsche Zeitungen zwei-, drei- oder viermal die Woche zu erscheinen, oder sie suchten doch durch Extra-Ausgaben wichtigere Nachrichten rascher an ihre Leser zu befördern. Die erste deutsche Zeitung, welche zu täglichem Erscheinen überging, war die im Jahre 1660 gegründete „Leipziger Zeitung“. Das erste englische Tageblatt war der Londoner „Daily Courant“ (von 1702 ab), das erste französische das „Journal de Paris“ (von 1777 ab). Doch blieben diese Beispiele lange Zeit vereinzelt. Der „Daily Courant“

war dazu ein kleines Blättchen von ½ Bogen, der bloß auf einer Seite bedruckt war, wie der Herausgeber sagte, „um dem Publikum die Hälfte der Impertinenzen zu ersparen, mit denen die gewöhnlichen Zeitungen gefüllt seien". Es bedeutete also dieser Fortschritt, der nur der größeren Häufigkeit des Postenlaufs zu verdanken war, nicht eine innerliche Erstarkung.

Entstehung des Annoncenwesens.

Wichtiger war eine zweite Neuerung: die Aufnahme des Annoncenwesens in die gedruckte Zeitung. Öffentliche Anzeigen für staatliche, soziale und privatwirtschaftliche Zwecke hat es gegeben, solange es größere soziale Gemeinschaften gibt. Das älteste Mittel dafür ist die Stimme des Herolds oder Ausrufers, neben dem schon im Altertum in Stein gemeißelte oder an die Wände der Häuser gemalte Inschriften reichlich vorkommen. Am Ende des Mittelalters nach der Erfindung des Leinenpapiers tritt dazu das geschriebene und im 15. Jahrhundert das gedruckte Plakat. Seit dem 16. Jahrhundert werden die obrigkeitlichen Bekanntmachungen (Mandate) in Einzeldrucken verbreitet, und es erhält sich diese Sitte auch noch die beiden folgenden Jahrhunderte. Gewissenhafte Leute haben Sammlungen dieser Mandate angelegt, die sich neben den Sammlungen anderer „Fliegender Blätter" noch in vielen Bibliotheken finden. Für die Vermittlung des Privatverkehrs entstanden im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in Paris und London, später auch in deutschen Städten eigene Vermittlungsstellen (Bureaux d'adresse et de rencontre, Offices of intelligence, Adreß-Komptoire, Berichthäuser, Frag- und Kundschafts- oder Nachricht-Ämter) als konzessionierte Privatunternehmungen, bei denen Anerbietungen und Nachfragen über Kauf und Verkauf, Pacht und Miete, verlorene und gefundene Gegenstände, Reisebegleitung, Abgang von Kutschen und Frachtwagen u. dgl. gegen Gebühr aufgegeben und erfahren werden konnten. Im Jahre 1633 begann das Pariser Bureau seine Einzeichnungsregister in einem besonderen periodischen Druckblatt zu veröffentlichen; bald folgte man in London und später auch in einzelnen deutschen Städten diesem Beispiele.

Intelligenzblätter.

Mit den so entstandenen Anzeigeblättern (Feuilles d'avis, petites affiches, Intelligencers, Advertisers, Intelligenzblätter) war eine neue Gattung von Zeitungen geschaffen. In Deutschland läßt sich keines derselben vor dem Jahre 1680 nachweisen. Besonders zahlreich wurden sie in Preußen seit 1727 ins Leben gerufen. Das Intelligenzwesen war hier zum Staatsinstitute erklärt worden mit Insertionszwang; seine Verwaltung lag der Post ob. Allmählich begannen die Intelligenzblätter ihren Stoffbereich zu erweitern, indem sie neben den Annoncen auch Nachrichten über Trauungen, Geburten und Sterbefälle, Ämterbesetzungen und Beförderungen, Fremdenlisten, Marktpreise, allerlei Stadtneuigkeiten brachten.

Annoncen in politischen Zeitungen.

Inzwischen hatten auch die politischen Zeitungen sich des Annoncenwesens bemächtigt. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts finden sich in englischen Blättern einzelne Anzeigen, die sich bald vermehren.

In Deutschland tritt Ähnliches kaum vor dem Jahre 1700 auf, und die Sitte gewinnt auch nur langsamen Fortgang. Anfangs sind diese Privatanzeigen wirkliche „Inserate“, d. h. sie stehen zwischen den politischen Nachrichten und unterscheiden sich von ihnen weder durch den Druck noch durch die sprachliche Form. Von den Anzeigenden ist immer nur in der dritten Person die Rede. Auch ist die Inanspruchnahme dieser Einrichtung nur auf wenige Fälle des praktischen Lebens beschränkt. Erst allmählich überwindet das geschäftslustige Publikum seine Scheu vor der Öffentlichkeit; die Inserenten beginnen in der ersten Person zu reden. Immerhin spielt die hier neueröffnete Einnahmequelle bis zum Ende des 18. Jahrhunderts für die politische Presse keine erhebliche Rolle; höchstens daß sie einer Anzahl kleiner Blätter das Leben verlängerte, ohne zur Hebung ihres sonstigen Inhalts beitragen zu können.

Zeitschriften.

Die ganze Kläglichkeit dieser reinen Nachrichtenpresse wird hinreichend dadurch gekennzeichnet, daß sie schon früh den Ansprüchen politisch gebildeter Kreise nicht genügte. So kam es, daß bereits seit der Mitte des 17. Jahrhunderts sich daneben politische Monatsschriften entwickelten, in welchen die zeitbewegenden Fragen unter höheren Gesichtspunkten im Zusammenhange, unter Mitteilung von Aktenstücken und mit selbständigem Urteil behandelt werden konnten. Mit dem Erscheinen des Journal des Savants (1665) und der Acta eruditorum (1682) entstand daneben ein wissenschaftlich-literarisches Zeitschriftenwesen, das sich bald so ausbreitete, daß kaum mehr ein Fachgebiet der Wissenschaft, Kunst und des praktischen Lebens ohne Vertretung blieb. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts bildet sich auch eine periodische Unterhaltungsliteratur aus, die freilich mit unseren belletristischen Zeitschriften nicht zu vergleichen ist, da sie ihr Absehen in erster Linie auf die Erziehung der Bevölkerung zum Gemeinsinn und überhaupt zu einem edleren Menschentum, auf die Bekämpfung von Vorurteil und Aberglauben gerichtet hat. Es sind die bekannten Moralischen Wochenschriften, die mit dem „Tatler“ und „Spectator“ in England beginnen und von denen Hunderte in Großbritannien, Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, in Polen und selbst in Frankreich bis zum Ende des Jahrhunderts ins Leben traten. In diesem vielfach gegliederten Zeitschriftenwesen kommt der kritische Geist des Aufklärungszeitalters in den verschiedensten Formen zur Geltung; in ihnen tritt zuerst eine „öffentliche Meinung“ zutage, und sie sind darum auch für die freiheitliche Gestaltung des staatlichen und sozialen Lebens weit wichtiger als die unter dem Druck der politischen und wirtschaftlichen Gebundenheit verkümmerte Tagespresse.

Die neuere Entwicklung der Presse. Ihr englisches Vorbild.

Die moderne Gestaltung des Zeitungswesens hat ihre Wurzel in England. Hier hatte in den bewegten Revolutionsepochen des 17. Jahrhunderts die üppig emporgewucherte Presse zuerst den Boden der Diskussion betreten; sie hatte sich mit den inneren Angelegenheiten des

Landes beschäftigt und in dem Kampfe zwischen Parlament und Königtum Partei ergriffen. Milton hatte 1644 seine berühmten Flugschriften über die Freiheit der Presse geschrieben, und wenn auch gegen diese Forderung gerade das Parlament, dem sie am meisten zugute kam, zähen Widerstand leistete und mit der Regierung in der Repression wetteiferte, so kann sie doch im Anfang des 18. Jahrhunderts als tatsächlich gesichert gelten. Die Presse erlangt nun in England denjenigen Charakter, den sie später in allen Ländern angenommen hat: sie übernimmt neben der Aufgabe der Nachrichtenvermittlung diejenige einer ernsthaften Erörterung politischer Angelegenheiten, und sie wird damit zur Stütze und Ergänzung des parlamentarischen Regimes. Vergebens hat man sie seit 1712 durch das Bleigewicht der Stempeltaxe, d. h. durch Verteuerung niederzuhalten versucht. Man konnte so wohl durch ein Jahrhundert ihr Eindringen in die breite Masse der Bevölkerung hindern; aber der Geist der unabhängigen Kritik war nicht mehr zu bannen, und als 1769—1772 im „Public Advertiser" die Junius-Briefe erschienen, da feierte er einen Triumph, dessen Glanz bis in die fernsten Zeiten leuchten wird.

Der Grundsatz der Preßfreiheit.

Überall wird seitdem die Forderung der Preßfreiheit zu einem der wichtigsten Programmpunkte des bürgerlichen Liberalismus. Zwar wird sie 1789 nur für kurze Zeit in Frankreich verwirklicht; aber sie stirbt nicht mit ihrer gewaltsamen Unterdrückung durch das Direktorium und Napoleon; nach des letzteren Vertreibung erhebt sie sich von neuem, um in den Volksbewegungen von 1830 und 1848 allerwärts eine entscheidende Rolle zu spielen. Die polizeistaatliche Bureaukratie hat ein ganzes Arsenal von Waffen gegen die Presse geschmiedet: neben der Zensur und dem Zeitungsstempel, die ihren Durchzug fast durch ganz Europa hielten, die Konzessionspflicht der Zeitungsunternehmungen, den Kautionszwang, die Entziehung des Postdebits, das Verbot des Straßenhandels, die administrative Beschlagnahme. Jede Reaktionsperiode zeugte neue Preßplackereien. Schließlich aber ist doch die Erkenntnis durchgedrungen, daß die freie Presse die wirksamste Garantie der bürgerlichen Freiheit, das unentbehrliche Sicherheitsventil der staatlich geordneten Gesellschaft sei. Ihre Anerkennung in der Gesetzgebung hängt aufs engste zusammen mit der Ausbreitung des konstitutionellen Systems, und die meisten Verfassungsurkunden, welche im 19. Jahrhundert geschaffen wurden, haben sie in einem besonderen Artikel für alle Zeiten sicherstellen zu müssen geglaubt. „Die Preßfreiheit", schrieb 1828 Chateaubriand, „bedeutet so viel wie eine ganze Verfassung; Verfassungsverletzungen wollen wenig besagen, solange wir sie haben. Wäre selbst die Verfassungsurkunde verloren, die Preßfreiheit würde sie uns wiedergeben."

Bedeutung dieses Kampfes.

Wenn einmal die Geschichte der Presse im 19. Jahrhundert so geschrieben wird, wie sie geschrieben werden sollte, so wird der Kampf um die Preßfreiheit als eines der wichtigsten Vehikel der modernen

Kulturentwicklung anerkannt werden, und man wird vielleicht die Epochen dieser Entwicklung für die einzelnen Völker nach dem jeweiligen Zustande der Preßgesetzgebung abteilen. Denn kaum steht etwas so fest als die Tatsache, daß diese Gesetzgebung den Zustand der Presse bestimmt und dieser wieder je länger je mehr das gesamte geistige Massenleben der Völker. Gewiß sind die bemerkenswerten Umbildungen, welche die Zeitungen im verflossenen Jahrhundert erfahren haben, in erster Linie auf allgemeine politische, soziale und wirtschaftliche Momente zurückzuführen. Die formalrechtliche Anerkennung des Prinzips der Freiheit und Gleichheit, die Umwandlung der Gesellschaft aus einer geburtsständischen in eine berufsklassige, der Übergang von der gebundenen zur freien Wirtschaft, von der familienhaften Bedarfs- und Kundenproduktion zur unternehmungsweisen Warenproduktion, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und die durch sie geförderte Verflechtung der Nationen in die Weltwirtschaft, nicht minder aber die Ausbreitung der allgemeinen Volksbildung bis in die untersten Schichten der Bevölkerung und ihre Einbeziehung in den politischen Interessenkreis durch den Sozialismus — alle diese Vorgänge haben die Daseinsbedingungen auch für die Presse völlig verändert. Neben ihnen darf man aber den Einfluß, der von den Schwankungen der Preßgesetzgebung und Preßpolizei ausgegangen ist, nicht übersehen.

III. Das moderne Zeitungswesen. Versuchen wir diese Umbildungen in einem flüchtigen Bilde zu umreißen.

Die Tagesschriftstellerei als Beruf.

Zunächst handelt es sich um eine Veränderung in der innern Organisation des Zeitungsdienstes. In der Zeit der reinen Nachrichtenpresse konnte der Verleger einer Zeitung seine Aufgabe für erfüllt ansehen, wenn er die von den auswärtigen Sammelstellen durch die Post ihm zugeführten Korrespondenzen dem Druck übergeben und an seine Abonnenten befördert hatte. Nachdem die Zeitung zur Trägerin der öffentlichen Meinung und zur Kampfstätte der parteipolitischen Erörterung geworden war, bedurfte es eines eigenen Organs, um am Erscheinungsorte den Stoff zu bearbeiten und zur Willensbeeinflussung der Leser geschickt zu machen. So entstand die Redaktion und mit ihr die Tagesschriftstellerei als Beruf, der bald auch weitere Absenker in die Bevölkerung hineintrieb. Es sind dies die Korrespondenten und ständigen Mitarbeiter, welche mehr und mehr an die Stelle der früheren gelegentlichen Mitarbeiter treten, die zwar nicht die Journalistik, wohl aber die Staatsgeschäfte oder irgend ein anderes Tätigkeitsgebiet berufsmäßig beherrscht hatten. Eine jede Zeitung verfolgt ein bestimmtes Programm, und ihr Redaktionsstab wird normalerweise der Überzeugung sein, mit diesem die höchsten Interessen der Menschheit zu vertreten. Aber auch die Kunst des Journalisten geht nach Brot, und dieses Brot reicht zunächst der Zeitungsverleger, der ein mit der fortgeschrittenen Technik

immer größer gewordenes Kapital in der Unternehmung angelegt hat. Seine Interessen können in Widerstreit geraten mit der überzeugungstreuen Haltung der Redaktion. Wer wird als Sieger aus diesem Konflikt hervorgehen? Gewiß, daß der liberale Beruf des Journalisten, als die moderne Parteipresse entstand, meist nur von Männern ergriffen wurde, die bereit waren, für ihre Ideale ihre Existenz in die Schanze zu schlagen. Mit der Zeit aber ist der Beruf zum Gewerbe geworden, das von vielen nicht aus innerem Drang, sondern um äußerer Rücksichten willen erwählt wird. Die politischen Richtungen haben sich vervielfältigt, die großen prinzipiellen Gegensätze abgeschwächt oder mit der wirtschaftlich-sozialen Interessenvertretung verquickt. Und nun ist die Gefahr da, daß Journalisten auftreten, die wie die Landsknechte jedem dienen, der sie bezahlt, oder daß ihre Tätigkeit die Parteigegensätze verschärft, wo die Parteien selbst ohne die Parteipresse sich in praktischen Fragen leicht einigen würden, weil sich nach einem bekannten Worte Bismarcks „die Meute nicht zurückpfeifen" läßt.

Erweiterung des Stoffbereichs.

So liegt in der Ausbildung des Berufs-Journalistentums eine nicht geringe Gefahr. Wesentlich verschärft wird diese durch die gewaltige Ausdehnung, die der Stoffbereich der Zeitung im Verlaufe des 19. Jahrhunderts erfahren hat. Gibt es doch jetzt kaum mehr ein Gebiet des sozialen Lebens, das nicht in irgend einer Form von ihr der Publizität dienstbar gemacht worden ist. „Wer vieles bringt wird manchem etwas bringen" ist leitender Grundsatz geworden. Die Politik des In- und Auslands, Literatur, bildende Kunst, Theater, Musik, Rechtspflege, lokale Vorgänge und Interessen, Wissenschaft, Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel, Sport, Personalien, Unglücksfälle, Verbrechen und Skandale — alles findet in der Tagespresse seinen Widerhall und damit wächst der Kreis der Interessen, die sich mit derselben verknüpfen. Je mehr Interessenten, um so mehr Abonnenten und Inserenten. Beide bedingen einander. Ein äußeres Kennzeichen dieser Erweiterung des Stoffbereiches der Zeitung ist die Gliederung ihres Inhalts nach Interessengruppen: politischer Teil, Feuilleton, Lokalnachrichten, Vermischtes, Handels- und Börsenteil, Annoncenteil, jeder wieder mit zahlreichen Rubriken, um die Orientierung zu erleichtern. Vielfach werden einzelne Stoffgebiete in besondere Beiblätter verwiesen, die in längeren Perioden erscheinen: belletristische, wissenschaftliche, landwirtschaftliche usw. Die Zeitung bricht dadurch in den Bereich der Zeitschrift ein; ja damit nicht zufrieden, zieht sie durch Gewährung von Romanlieferungen, Kunstbeilagen u. dgl. auch einen Teil des Buch- und Kunstverlags an sich. Sie wird zum Universallieferanten geistiger Nahrung für ganze große Volksschichten, der nichts anderes neben sich duldet. Politische und soziale Willensbeeinflussung, Unterhaltung, Belehrung, wirtschaftliche Interessenförderung — dies alles vermischt sich mit der Nachrichtenpublikation zu einer einzigen breiten Masse des Lesestoffes, der Tag für Tag durch Tausende von

Blättern, bald in dieser bald in jener Art der Zubereitung, dem sozialen Körper der Kulturmenschheit zugeführt wird.

Technische Änderungen. Format.

Hand in Hand mit dieser Erweiterung des Stoffbereichs ging eine Anzahl technischer Veränderungen, Zunächst solche im Format der Zeitungsblätter. Die älteren gedruckten Zeitungen schließen sich eng an die damals gebräuchlichen Buchformate an (Quart, manchmal sogar Oktav); im Laufe des 19. Jahrhunderts stellt sich eine Differenzierung ein. Für das Buch wird das Oktavformat zur Regel, von der nur in Ausnahmefällen abgewichen wird; für die Zeitungen kommen immer ausgedehntere Blattgrößen in Aufnahme bis zu den Riesenformaten der englischen und nordamerikanischen Blätter, die in einer Nummer so viel Schriftsatz bieten wie ein mäßig starkes Buch. Zu der Vergrößerung der Formate treibt einerseits die Mannigfaltigkeit der Stoffmassen, anderseits die größere Billigkeit der Herstellung. Im Zusammenhang damit steht die zunehmende Häufigkeit des Erscheinens. Tägliche Ausgabe wird die Regel. In England bildet sich daneben schon seit dem 18. Jahrhundert eine Unterscheidung in Morgen- und Abendblätter aus, die sich als verschiedene Unternehmungen nebeneinander entwickeln und auch innerlich verschiedene Typen des Zeitungswesens darstellen. Ähnlich in Frankreich, Italien, den Vereinigten Staaten, während man im Deutschen Reiche und in Österreich dazu übergegangen ist, vom gleichen Blatte täglich mehrere Ausgaben zu veranstalten. Zwei Drittel der Wiener und die Hälfte der Berliner politischen Tagesblätter erscheinen in je einer Morgen- und einer Abendausgabe; ja es gibt neun Zeitungen in Deutschland, welche täglich dreimal erscheinen — alle außerhalb der Reichshauptstadt (Bremen, Breslau, Essen, Frankfurt, Köln, München).

Häufigkeit des Erscheinens.

Aktualitätsprinzip.

In dieser starken Verkürzung der Erscheinungsfristen kommt das Grundprinzip der Zeitung, die Aktualität des Inhalts, am meisten zur Geltung. Ihre Voraussetzung war einerseits die immer feinere Durchbildung des öffentlichen Nachrichtendienstes in Post, Telegraphie und Telephonie und die Anpassung dieser Anstalten an die Bedürfnisse der Presse, anderseits die technische Vervollkommnung des polygraphischen Verfahrens, wie sie durch die Erfindung der Schnellpresse und später der Rotationsmaschine gegeben war. Beide Reihen von Fortschritten haben erst in ihrem Zusammenwirken jene Beschleunigung der Nachrichtenpublikation ermöglicht, die wenige Stunden nach einem Geschehnis allen Kulturvölkern die Kunde desselben in gedruckter Form vor Augen führt. Dagegen ist die Anwendung der Setzmaschine für die Herstellung der Zeitung nur insofern von Bedeutung, als sie zur Verminderung der Kosten führen kann, während sie auf die Schnelligkeit keinen Einfluß hat. Die Raschheit der Nachrichten-Beförderung und -Vervielfältigung wirkt wieder zurück auf das Tempo der Sammlung und der redaktionellen Bearbeitung der Nachrichten; auch für sie wird der Gesichtspunkt der Aktualität ausschlaggebend.

Berichterstattung.

Zwar die Nachrichtensammlung scheint gegen früher kaum eine andere Veränderung erlitten zu haben, als daß sie sich von der Post losgelöst hat und zu einem selbständigen Berufe geworden ist, der in arbeitsteiliger Weise von zahlreichen „Korrespondenten“ ausgeübt wird. Die letzteren stehen bald in festem Kontraktverhältnisse zu einem einzelnen Blatte, bald dienen sie in freier Stellung einer Mehrzahl von Blättern — dieses namentlich dann, wenn sie sich für eine bestimmte Gattung von Nachrichten (z. B. Börsen-, Theater-, Sportnachrichten) spezialisiert haben. Die großen Zeitungen pflegen einen vielfältig gegliederten, über alle Hauptplätze der Welt zerstreuten Stab solcher Berichterstatter zu unterhalten und suchen es in der Raschheit, Vielseitigkeit und Zuverlässigkeit der Berichterstattung einander zuvorzutun. Bei außerordentlichen Ereignissen entsenden sie nach dem Schauplatze derselben, oft mit großen Kosten, Spezialberichterstatter, und manche von diesen leisten Hervorragendes. Es sei an die berühmten Kriegsberichte der „Times“ und der „Daily News“, an die soziale Spezialberichterstattung der „Pall-Mall-Gazette“, an die Aussendung von eigenen Forschungsreisenden durch den „New-York-Herald“ erinnert. Die Ausbildung des Berichterstatterdienstes der englischen Presse seit dem Krimkriege ist für das Zeitungswesen der ganzen Welt vorbildlich geworden, ohne daß sie irgendwo bis jetzt erreicht worden wäre. Die nordamerikanische Berichterstattung, welche die englische an Raschheit und Findigkeit manchmal übertrifft, bleibt an Ernst und Zuverlässigkeit hinter ihr zurück.

Lokalnachrichten.

Neben der ständigen und gelegentlichen Nachrichtengewinnung aus fremden Ländern hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts ein neuer Zweig der Berichterstattung ausgebildet, der von dem eigentlichen Korrespondenzwesen in mehrfacher Hinsicht abweicht. Es ist die mit dem Anwachsen der großen Städte zu einer höheren Bedeutung gelangte Lokalberichterstattung. Da diese sich vorzugsweise auf dem Gebiete der kleinen sozialen Tagesereignisse bewegt, bei denen die Tendenz der einzelnen Zeitung keine wesentliche Rolle spielt, so steht der Lokalberichterstatter (Reporter, Penny-a-liner) in der Regel nicht im festen Kontraktverhältnisse eines einzelnen Blattes, sondern bedient in freiem, oft wenig geachtetem Gewerbebetrieb alle Blätter der Stadt, spezialisiert sich wohl auch auf bestimmte Arten von Nachrichten und erlangt dadurch einen um so größeren Einfluß, als Lokalnachrichten vielfach einer redaktionellen Bearbeitung kaum unterliegen. Nur an einzelnen Orten (Paris, Wien) haben bestimmte Arten von Lokalberichten sich eigenartig entwickelt; im großen Durchschnitt sind sie auf dem niederen Niveau einer geistlosen Chronistik geblieben oder bevorzugen in korrumpierender Weise das Sensationelle. Schnelligkeit des Erfahrens und Berichtens ist für ihre Tätigkeit noch in höherem Maße erforderlich als für die auswärtige Berichterstattung.

Was so die Einzelberichterstattung bei den Lokalnachrichten gewonnen

hat, ist ihr auf der anderen Seite bei der auswärtigen Korrespondenz verloren gegangen. Hier trat an ihre Stelle eine unternehmungsweise Organisation der Vermittlung von Nachrichtenstoff an die Presse, die wieder verschiedene Formen angenommen hat, je nachdem sie sich des Telegraphen oder der Post zur Beförderung ihrer Nachrichten bedient. Im ersteren Falle entstehen Depeschen-Bureaux oder Telegraphische Agenturen, im letzteren Korrespondenz-Bureaux. Unternehmungsweise Organisation der Berichterstattung.

Die Telegraphischen Agenturen gehen in ihren Anfängen bis auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Heute sind sie in der Regel Aktiengesellschaften, welche mittels eines ausgebreiteten Netzes von Agenturen und Filialen Nachrichten aus aller Welt sammeln, um sie an Zeitungen und große Geschäftshäuser in festem Abonnement weiter zu geben. Jede Nachricht geht zunächst telegraphisch nach dem Hauptsitz des Instituts, um auf dem gleichen Wege von da nach allen Orten geleitet zu werden, wo sich Abonnenten befinden. Hier werden sie eventuell von Filialbureaux vervielfältigt und an die Zeitungsredaktionen abgegeben, die sie in ihren Blättern zum Abdruck bringen. Fast jedes größere Land hat mindestens eine dieser Anstalten: England das Reutersche Bureau, Frankreich die Agence Havas, das Deutsche Reich das Wolffsche Bureau, Italien die Agenzia Stefani, Österreich das Telegraphen-Korrespondenzbureau, Rußland die Nordische Telegraphen-Agentur usw. Alle größeren Zeitungen dieser Länder sind auf die Telegramme der betreffenden Agentur abonniert, und da die Agenturen untereinander wieder im beständigen Nachrichtenaustausch stehen, so gehen täglich die telegraphischen Nachrichten über die wichtigeren Ereignisse fast in der gleichen Fassung durch die Presse der ganzen Welt. Telegraphische Agenturen.

Damit ist eine Vereinfachung, Verbilligung und Beschleunigung der Berichterstattung erzielt, wie sie großartiger kaum gedacht werden kann. Aber die Sache hat für die Publizität einen Haken. Alle Depeschen-Bureaux Europas sind abhängig einerseits von den Regierungen der betreffenden Länder, andererseits von ihren Eigentümern, d. h. dem Großkapital der Börse. Sie empfangen direkt von Regierungen und Behörden, Erwerbsgesellschaften und Instituten Mitteilungen, die man in einer bestimmten Form verbreitet sehen will, und unterliegen für ihren sonstigen Nachrichtenstoff der Zensur oder doch einer weitgehenden Beeinflussung der leitenden Kreise, die ihnen dafür wieder gewisse Erleichterungen bei Benutzung der staatlichen Telegraphenanstalten zukommen lassen. Nur die nordamerikanische Presse hat es verstanden, durch einen auf genossenschaftlicher Grundlage beruhenden gemeinsamen Depeschendienst sich von offiziöser Einwirkung frei zu erhalten. Allerdings legen die größten Blätter in den meisten europäischen Ländern einen gewissen Wert darauf, durch „Privattelegramme“ das von den Bureaux gelieferte Material zu ergänzen oder zu rektifizieren; gelingt es ihnen aber, jenen zuvorzukommen oder eine Nachricht zu bringen, die der betreffenden Charakteristik derselben.

Agentur entgangen war, so wird dieselbe noch vor der Ausgabe der sie enthaltenden Zeitungsnummer der Agentur mitgeteilt und von dieser als Meldung des betreffenden Blattes verbreitet. So kommt schließlich doch wieder auch dieser telegraphische Spezialdienst den Bureaux zugute und verstärkt nur ihren Einfluß.

Korrespondenzbureaux.

Beschränken sich die Depeschen-Bureaux auf die bloße Nachrichtenvermittlung, so liefern die Korrespondenz-Bureaux (oft auch bloß „Korrespondenzen“ genannt) bereits verarbeitetes Material, „Artikel“ für eine Mehrzahl von Zeitungen, und zwar auf einseitig bedruckten oder autographierten Blättern, die von den Redaktionen nach Belieben und ohne Quellenangabe wie Manuskript benutzt werden können. Sie haben sich seit den dreißiger Jahren in den Hauptstädten aller großen Länder festgesetzt, um die inländische Provinzialpresse und namentlich die ausländischen Zeitungen mit druckfertigem Material zu versorgen. In der Regel gingen sie von einzelnen gewandten Korrespondenten aus, die sich mit anderen, untergeordneten Kräften verbanden, die leitenden hauptstädtischen Organe sofort nach ihrem Erscheinen ausbeuteten, vielfach aber auch von Regierungen und Parteileitungen Informationen bezogen oder ganz in deren Dienste traten. Einmal vorhanden, wurden sie zu einem bequemen Mittel, um eine bestimmte Auffassung der Politik gleich durch eine große Zahl von Zeitungen an das Publikum zu bringen. Es wurden offizielle, offiziöse und Parteikorrespondenzen gegründet; schließlich dehnten sie ihre Wirksamkeit auf den ganzen Stoffbereich der Tagespresse aus, und es entstand eine große Mannigfaltigkeit von Spezialkorrespondenzen nichtpolitischer Natur: Feuilleton-, Theater-, Sport-, Gerichtskorrespondenzen usw. Kürschner verzeichnet für das Jahr 1901 im Deutschen Reiche und Österreich 153 Zeitungskorrespondenzen, darunter 48 politische und parlamentarische, 23 örtliche, 20 für Gewerbe, Industrie, Wissenschaft, 13 für Handel, Börse, Volkswirtschaft, 4 für Illustrationen, 8 für Rechtsprechung und Polizei, 22 für Unterhaltung (Belletristik, Feuilletons) und 15 für verschiedene andere Zwecke.

Charakteristik der Korrespondenzen.

Wie schon diese Zusammenstellung zeigt, setzt sich das Korrespondenzwesen aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammen. Nachrichten bringen alle, in dieser oder jener Form, und sie sind je nach ihren Bezugsquellen mehr oder weniger inspiriert, bald von Regierungen, bald von Fraktionen und einzelnen Parteiführern, bald von künstlerischen oder literarischen Kliquen, bald von Interessenverbänden und einzelnen Interessenten. Das Offiziösentum geht bis hinab zu den Lokalnachrichten, die von den Magistraten oder Polizeidirektionen abhängig sind. Manche bedürfen zur Stoffgewinnung eines ausgedehnten Apparates von Stenographen, Journalisten und Expedienten, z. B. die wichtigen Parlamentskorrespondenzen. Die wissenschaftlichen und technischen Korrespondenzen beuten hingegen fast allein die Fachzeitschriften aus; die belletristischen liefern Romane, Novellen, zeitgemäße Feuilleton-Artikel, Nekrologe, Modebriefe,

Küchenrezepte, Schachaufgaben und Rätsel, schieben sich also für einen Teil ihres Materials zwischen Schriftsteller und Redaktionen als Vermittler ein, wobei sie die Vorsicht beobachten, immer nur einem Blatte an einem Orte den Abdruck zu gestatten. Wieder andere versorgen die hauptstädtischen Blätter mit Provinznachrichten oder die Provinzialpresse mit hauptstädtischen Berichten. Die meisten aber beschränken sich nicht auf die Nachrichtenvermittlung, sondern liefern auch Besprechungen der Zeitereignisse in der Form von Leitartikeln, Wochenübersichten, Entrefilets, Stimmungsberichten u. dgl., nehmen also den Redaktionen die eigentlich schriftstellerische Arbeit ab und lassen nur noch die mechanische Verrichtung der Stoffgruppierung übrig, die auch ein intelligenter Druckereifaktor zur Not besorgen kann.

Ihre Wirkungen.

Die Herstellung der Zeitungen, namentlich derjenigen von bloß lokaler oder provinzialer Bedeutung, wird also durch das Korrespondenzwesen in hohem Maße mechanisiert. Neun Zehntel aller Blätter halten gar keine eigenen Korrespondenten in fremden Ländern, ja nicht einmal fremde Zeitungen; alles, was sie aus und über dieselben bringen, kommt ihnen fertig zugeschnitten in den deutschen Korrespondenzen aus London, Paris usw. zu. Das gleiche gilt von den Nachrichten und Meinungsäußerungen aus der Hauptstadt des eigenen Landes und den wichtigeren Berichten aus der Provinz. Ja es haben sich sogar Unternehmungen gebildet, welche den gesamten, für ein kleines Blatt nötigen Stoff aus der Hauptstadt in Klischees druckfertig versenden (kopflose Zeitungen), so daß die Herausgeber im Lande nur noch die Lokalnachrichten und Annoncen hinzuzufügen haben. So wird für diesen Teil der Presse das Maß der geistigen Befähigung, das für die Gründung und Leitung einer Zeitung erforderlich ist, und damit auch die eigene Arbeit auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Gewiß eine ungeheure Kostenersparnis, die durch dieses System der arbeitsteiligen Massenproduktion herbeigeführt wird, zugleich aber auch eine ungeheure Gefahr. Die Hebel, welche das vielverzweigte, aus zahllosen und im Range mannigfach abgestuften Gliedern sich zusammensetzende, ganze Länder überspannende Zeitungsnetz in Bewegung setzen, liegen an wenigen Stellen. Einer starken Hand kann es nicht schwer fallen, sich ihrer zu bemächtigen und damit einen unberechenbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen — je nachdem zum Segen oder zum Fluche des Volkes. Dies um so mehr, als viele Herausgeber kleiner Blätter das bequeme Material der ihnen billig oder umsonst angebotenen Korrespondenzen nehmen, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wem sie damit dienen.

Gegenwirkungen.

Gewiß sind Gegenwirkungen nicht ausgeblieben. Als eine solche ist es schon anzusehen, daß neben den offiziellen und offiziösen Korrespondenzen fast für jede politische Partei eine Korrespondenz besteht, daß jede Richtung in Politik, Volkswirtschaft, Kunst, Literatur sich dieses publizistischen Machtmittels zu versichern bestrebt ist und daß die Bureaux

verschiedener Richtung einander mit geistigen Waffen bekämpfen. Die kapitalkräftigeren Provinzialblätter errichten wohl auch, um sich von den Korrespondenzen unabhängig zu machen, in den Hauptstädten Filialredaktionen (Bureaux), bestehend aus einem oder mehreren tüchtigen Korrespondenten und dem nötigen Hilfspersonal, um an Ort und Stelle die Sammlung und erste Bearbeitung des Materials selbst bewirken zu lassen. Auch vereinigen sich wohl mehrere Blätter zu diesem Zwecke. Sie suchen endlich das Publikum selbst zur Mitarbeit zu veranlassen.

Freie Mitarbeiter.

Bei der großen Bedeutung, welche die politische Beurteilung und Wegleitung im neueren Zeitungswesen erlangt haben, bei der Fülle des belehrenden, unterhaltenden, geschäftlich nutzbaren Materials, das es Tag für Tag dem Publikum zu bieten hat, ist es längst unmöglich geworden, die rein geistige Arbeit, welche die Tagespresse erfordert, in den Redaktionen allein zu leisten. Es bedarf neben der Berichterstattung der produktiv schriftstellerischen Mitarbeit zahlreicher Sachkundiger fast für jedes Spezialgebiet der Staatsverwaltung, Volkswirtschaft, Technik, Wissenschaft, Literatur und Kunst, mögen dieselben aktuelle Fragen auf Grund ihrer besonderen Fachkenntnisse bearbeiten, mögen sie über frei gewählte Aufgaben Beiträge liefern. Die Anforderungen, die in dieser Richtung an ein größeres Blatt oft unerwartet gestellt werden, sind außerordentlich vielseitige. Heute fordert ein Handelsvertrag oder ein Steuergesetz fachliche Beurteilung, morgen eine neue Erfindung in der Eisenindustrie oder ein hervorragendes wissenschaftliches Werk; übermorgen ist eine militärische oder nautische Frage zu erörtern, eine neue Oper, ein Schauspiel, ein Erzeugnis der bildenden Kunst zu besprechen; alle Tage ist mannigfacher Unterhaltungsstoff zu liefern, der einer originellen Gestaltung nicht entbehren kann. Ein Teil dieser Mitarbeit verschmilzt mit der Tätigkeit der Korrespondenten und Berichterstatter; ein anderer wird von Personen geleistet, die in freier Stellung spezielle Aufträge der Redaktionen übernehmen oder noch häufiger aus eigenem Antrieb Artikel schreiben, die sie den Redaktionen zum Abdruck anbieten.

Zwei Ereignisse sind für die Notwendigkeit und Ausbildung dieser freien Mitarbeit der Zeitungen entscheidend geworden: die Ausbreitung der Repräsentativverfassung auf politischem, die Einführung des Feuilletons auf schöngeistigem Gebiete.

Einfluß des Parlamentarismus.

Die Repräsentativverfassung zieht das ganze Volk zur Mitwirkung bei Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde heran. Sie erfordert eine weitgehende Offenlegung der Verwaltung durch die Regierungen gegenüber den Parlamenten: Enquêten, Berichte, Denkschriften zur Beleuchtung von Zuständen, zur Begründung von Gesetzentwürfen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, die Parlamentsverhandlungen durch Erörterung der obschwebenden Fragen in der Presse zu unterstützen und zugleich Aufklärung über sie in die weitesten Kreise des Volkes zu tragen. Interessen und Gesichtspunkte, die bei Regierung

und Volksvertretung übersehen oder zu kurz gekommen sind, werden in der Presse noch zur Geltung gebracht. Durch sie werden Sachkundige jeder Art zur freien Mitwirkung bei der Gesetzgebung und zur kritischen Beleuchtung bestehender Einrichtungen befähigt. Kurz sie setzt das parlamentarische System bis tief in die Gesellschaft hinein fort, oder schafft neben ihm eine Art Volkstribunat.

Feuilleton.

Das Feuilleton ist zuerst in Frankreich um das Jahr 1800 aufgekommen. Ursprünglich bloß für Theaterberichte bestimmt, hat es allmählich die ganze Kunstkritik, die Novelle, durch Eugène Sue und Dumas noch den Roman an sich gezogen, und ist seit den dreißiger Jahren auch in die Tagespresse der meisten anderen Länder übergegangen. Dem schwerfälligen Ernst des politischen und wirtschaftlichen Teils stellte es ein leichtes, unterhaltendes Element gegenüber und hat darum nicht wenig dazu beigetragen, die Zeitungen in der Masse der Bevölkerung, namentlich bei den Frauen, einzubürgern. Dieser Erfolg wieder hat dazu geführt, ihr alle nicht politischen oder geschäftlichen Stoffe zuzuführen, die sich in selbständiger belletristischer Form und individueller Ausprägung auf wenig Raum behandeln lassen. Dem populär-wissenschaftlichen Aufsatz, der Charakterskizze, der Novellette und Humoreske hat es als eigenen journalistischen Stilformen zum Dasein verholfen und die Kunst knapper Darstellung und graziöser, geistvoller Behandlung in hohem Maße gefördert.

Hervortreten der schriftstellerischen Persönlichkeit.

Da die Formgebung im Bereiche des Feuilletons von vornherein eine größere Rolle spielte als im politischen Teile, so verstand es sich von selbst, daß die Person des Schriftstellers dort mehr zur Geltung kommen mußte. In der alten Nachrichtenpresse spielte sie keine Rolle; alle Artikel erschienen anonym oder höchstens mit einer beiläufigen Andeutung über ihre Quelle. Daran etwas zu ändern hatte man in der politisierenden Presse der Neuzeit anfangs um so weniger Anlaß, als es oft nicht ungefährlich war, eine den Machthabern mißliebige Meinung öffentlich zu äußern. So ist die Anonymität der Beiträge für den politischen und volkswirtschaftlichen Teil der Zeitungen in den meisten Ländern herrschendes Prinzip geworden und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Für das Feuilleton ließ sich dieser Grundsatz nicht durchführen. Bei der Kunst- und Literaturkritik erfordern die einfachsten Anstandsregeln den Namen des Verfassers. Bei Romanen und Novellen lag die Nennung desselben, zumal wenn es ein Schriftsteller von Ruf war, im Interesse des Zeitungsunternehmens; sie wirkte als Reklame. Auch bei kleineren belletristischen Arbeiten und Fachaufsätzen, bei denen persönliche Auffassung und Formgebung oft das Wichtigste sind, ließen sich die Verfasser nicht leicht im Dunkeln halten. So ist beim französischen Feuilleton die Sitte des signierten Artikels aufgekommen; sie hat manchmal sehr schnell talentvollen Schriftstellern zur Berühmtheit verholfen, und sie hat sich später auch auf die übrigen Teile der Zeitungen, insbesondere auf alle größeren politischen Artikel ausgedehnt. Dieser Sitte

Frankreich.

verdankt die französische Presse die hohe Vollendung ihrer journalistischen Kleinarbeit und eine große Reihe berühmter Namen; der Besitz eines derselben entschied oft für Jahrzehnte über den Erfolg eines Blattes. Es braucht aus neuerer Zeit nur an Rochefort, Clémenceau, Paul de Cassagnac erinnert zu werden. Und eben weil in ihr der einzelne Mann etwas bedeutete, hat die französische Presse die Talente angezogen.

England. Nordamerika.

England und nach seinem Beispiel die Vereinigten Staaten von Amerika kennen nichts dem Ähnliches. In ihrer Presse herrscht das Prinzip der Anonymität fast unbeschränkt; es verschwindet jedes schriftstellerische Sonderdasein, und demgemäß ist die journalistische Kunst auf niederer Stufe geblieben. In England wiegt die Parteipresse vor, in Nordamerika die Geschäftspresse. Ihr ganzes Trachten ist auf das grob Tatsächliche gerichtet, auf Raschheit und Gründlichkeit der Information, Nützlichkeit, Sensation, Massenhaftigkeit des Lesestoffes. Die englische Presse hat in ihrer besten Zeit viel Unerschrockenheit, Unabhängigkeitssinn, einen natürlichen Instinkt für die großen geistigen Massenbewegungen im Volke bewährt. Sie treibt auch heute noch die öffentlichen Dinge mit mehr Würde und Anstand als die Yankeepresse. Aber ihre guten Traditionen sind doch für den Zeitungsbesitzer auch nur ein Teil seines Geschäftskapitals, ähnlich wie die Weltstellung seines Landes oder die Firma seines Blattes; seine Redaktion und deren Mitarbeiter sind nur die „Hände", welche die Ware produzieren, die er dem Publikum verkauft: alle Tage so und so viel Quadratzoll bedruckten Papiers mit Nachrichten und Unterhaltungsstoff. Die amerikanische Presse treibt dieses Gewerbe nur offener, unverfrorener; sie betont vielleicht das Geschäftliche etwas mehr; ja sie gibt unter Umständen für gute Originalartikel und wissenschaftliche Aufsätze bedeutende Summen aus, wenn sie sich geschäftlichen Nutzen von ihnen verspricht. Es ist bezeichnend, daß die Geschichte des englischen und amerikanischen Journalismus so viel von findigen Reportern und kühnen Spezialkorrespondenten zu sagen weiß und so wenig von bedeutenden Redakteuren und Mitarbeitern.

Kontinentales Europa.

Auch in der kontinentalen Presse bildet die Anonymität die Regel, insbesondere in der deutschen. Doch erleidet diese Regel Ausnahmen zugunsten der Verfasser größerer selbständiger Beiträge. Die Geschichte der Wiener Presse weist eine Anzahl Namen von überaus geschickten Feuilletonisten auf, die in der Kunst pikanter, witziger Behandlung sozialer Themen der Pariser Presse nahekommen; viel seltener sind solche Erscheinungen im Berliner Journalismus. Einzelne hervorstechende politisch-journalistische Talente weisen auch Rom, Madrid, St. Petersburg auf. Im ganzen aber liegt bleiern über dem Zeitungswesen dieser Länder das graue Einerlei des namenlosen Artikels, in dem bald jede schriftstellerische Individualität verschwindet und nichts übrig bleibt als der breite Wortstrom der Mittelmäßigkeit. Merkwürdigerweise hat noch in neuester Zeit das Anonymitätsprinzip Fortschritte gemacht

die geschäftlich so erfolgreiche französische Soupresse huldigt ihm mit seltener Ausschließlichkeit, durchaus im Widerspruche mit der Tradition des französischen Journalismus.

Ursachen und Folgen der Anonymität.

Man hat zugunsten der Anonymität geltend gemacht, daß eine Zeitung dem Leser als die Verkörperung einer einheitlichen Grundanschauung in öffentlichen Dingen entgegentreten solle und daß der einzelne Verfasser gegen Verfolgungen, die ihm aus der Vertretung seiner Überzeugung erwachsen könnten, sichergestellt werden müsse. Und in der Tat mochten in der Zeit, wo der Kampf um die politischen Grundrechte sich abspielte, die Redakteure und sonstigen Mitarbeiter einer Zeitung eine solche Homogenität der Anschauungen aufweisen, daß alle hinter dem breiten Rücken des „verantwortlichen Redakteurs" Platz fanden. Die Fiktion, daß durch die Zeitung eine geschlossene Gruppe, eine Partei spreche, entbehrte wenigstens nicht einer gewissen tatsächlichen Grundlage. Seitdem aber eine große Mannigfaltigkeit verwaltungspolitischer und volkswirtschaftlich-sozialer Aufgaben vom Staate ihre Lösung verlangt, zu deren Behandlung spezielle Sachkunde gehört, seitdem auch die Fragen der äußeren Politik immer komplizierter und schwieriger geworden sind, ist keine Rede mehr davon, daß alle Redakteure auch nur ein Verständnis für die Tragweite dessen haben können, was der im besonderen Falle Sachkundige unter ihnen über einen aktuellen Gegenstand schreibt. Die ganze Beweisführung, die literarischen Nachweisungen und Tatsachenbelege, die stilistische Gestaltung des Stoffes sind nicht Gemeingut, sondern geistiges Eigentum eines bestimmten Verfassers, für den kein anderer eintreten, dem niemand die Verantwortung der Urheberschaft abnehmen kann. Hier muß mit Notwendigkeit die Anonymität zur oberflächlichen, kritiklosen Behandlung führen, die über den Mangel an Sachkunde durch Schlagwörter hinwegzutäuschen sucht; sie öffnet einer frivolen Demagogie, einer gewissenlosen Afterkritik, einer leichtfertigen, persönlich verletzenden Polemik die Tore, wenn sie nicht gar die Korruption in die Reihen derjenigen trägt, die sich als Priester der Wahrheit, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit fühlen sollen. Gerade darin, daß der begabte, unabhängige und ehrenhafte Journalist bei Nennung seines Namens dem Publikum bekannt wird, liegt für ihn ein Mittel zum Emporkommen, ein Schutz gegen Herabdrückung zum bloßen „Tintenkuli".

Schlußurteil.

Gewiß wird auch unter dem System der Anonymität viel tüchtige und ehrenhafte Arbeit in der Presse geleistet, zumal in der deutschen. Aber es wird sich nicht bestreiten lassen, daß jenes System, wo es auch auf die individuell gestaltende literarische Leistung ausgedehnt wird, das sittliche und intellektuelle Niveau der Zeitungen herabdrückt, daß es die Geistesarbeit in eine hoffnungslose Abhängigkeit vom Zeitungsunternehmer versetzt und daß es nicht dazu beiträgt, den Journalistenstand in der Achtung des Publikums zu heben. Das führt dann wieder dazu, daß diese Laufbahn gerade für hervorragend dazu befähigte Kräfte

nicht verlockend genug ist, während das Geistesproletariat massenhaft sich ihr zudrängt.

Gegenmittel.

Daß dies auch in denjenigen Ländern empfunden wird, in denen die Anonymität die Regel bildet, ergibt sich aus den mancherlei Versuchen der Zeitungsleiter, Leute von anerkanntem Rufe zur Äußerung ihrer Meinung über einzelne schwebende Fragen zu veranlassen. Vereinzelt sind sogar Blätter aufgetreten, die diese Art der Artikelbeschaffung zum herrschenden System gemacht haben, weil sie sich des Reizes bewußt wurden, den das mehr oder minder autoritäre persönliche Element auf die Leser ausübt. Größerer Verbreitung erfreut sich die Umfrage (Enquête), bei welcher eine Mehrzahl von bekannten Personen zur schriftlichen Aussprache über die gleiche Streitfrage aufgefordert werden. Endlich gehört hierher das Interview, bei dem eine gerade im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehende Persönlichkeit durch einen Journalisten (Interviewer) zur Beantwortung bestimmter Fragen veranlaßt wird; das Ergebnis wird dann durch den Ausfrager schriftlich fixiert. Aber das sind doch alles nur Notbehelfe, und am guten Ende wird man doch immer wieder auf den Ausspruch Scipio Sigheles zurückkommen: „Die Forderung, daß jeder Artikel den Namen des Verfassers trage, wäre eine Schule der Sittlichkeit und eine Bürgschaft der Intelligenz."

Annoncenteil.

Wenn wir schon bei der seitherigen Besprechung der neueren Entwicklung fast keinen Schritt vorwärts tun konnten, ohne auf das die moderne Volkswirtschaft beherrschende kapitalistische Unternehmertum zu stoßen, so gewinnt dieses letztere bei der Betrachtung derjenigen Seite des modernen Zeitungswesens, der wir uns nun zuzuwenden haben, ausschlaggebende Bedeutung. Es ist kein Zweifel, daß die Sitte der öffentlichen Ankündigung von Angebot und Nachfrage und der öffentlichen Bekanntmachung in privaten und allgemeinen Angelegenheiten im Laufe des letzten Jahrhunderts immer weitere Kreise ergriffen hat. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen einerseits in der zunehmenden Komplikation der sozialen Verhältnisse, anderseits in Publizität fordernden Vorschriften des Rechtes, endlich in dem allgemeinen Übergang von der Kunden- zur Warenproduktion. Die Geschäftsanzeige ist der Haupthebel der Konkurrenz; sie lehrt Angebot und Nachfrage einander finden, weckt latenten Bedarf und regt verborgene Produktivkraft an; sie erspart unendlich viel Zeit und Mühe. Ohne sie wäre unsere ganze moderne Wirtschaftsorganisation undenkbar.

Verkettung des Annoncenwesens mit der politischen Tagespresse.

Da ist es denn eine Tatsache von weitesttragender Bedeutung, daß die oben erwähnten Ansätze zu einer selbständigen Entwicklung eigener Anzeigeblätter früh verdorrt sind und daß das Annoncenwesen mit der politischen Zeitung und der belletristischen und fachlichen Zeitschrift zu einem, wie es scheint, für absehbare Zeit untrennbaren Ganzen verwachsen ist. Ausschließliche Annoncenblätter bestehen heute fast nur für bestimmte Geschäftszweige, und auch diese sehen sich noch oft veranlaßt, ihren Lesern

durch Aufnahme von unterhaltenden oder geschäftlich nutzbaren Mitteilungen den Schein vorzutäuschen, als dienten sie auch höheren Zwecken. In der Tat ist die Zusammenkoppelung eines den edleren Interessen der Menschheit dienenden Stoffes mit Ankündigungen privaten Erwerbsinteresses der Kernpunkt der ganzen Einrichtung. Der Zeitungsunternehmer verkauft die durch jene höheren Interessen bedingte Publikationskraft seines Blattes an jedes zahlungsfähige Privatinteresse. Die Leser haben nicht Grund, dem zu widersprechen; denn die Inserate ermöglichen es dem Unternehmer vermöge ihres die Kosten der Herstellung weit übersteigenden Preises den Preis der Zeitungsnummern bis weit unter die Herstellungskosten des redaktionellen Teils zu ermäßigen. Sie haben denn auch viel mehr zur Verbilligung der Tagespresse und damit indirekt zu ihrer Verbreitung beigetragen als die Aufhebung der Stempelabgaben und die technischen Erfindungen der Neuzeit. Sehr annoncenreiche Blätter haben berechnet, daß sie nur 37—40% ihrer gesamten Herstellungskosten durch das Abonnement decken.

Kostengesetz der Zeitung.

Die Anziehungskraft, welche eine Zeitung auf das inserierende Publikum ausübt, wird ihrem Ansehen als politisches Organ und ihrer Verbreitung entsprechen. Bis zu einem gewissen Punkte wird jedes Steigen der Abonnentenzahl eine noch stärkere Vermehrung der Annoncen hervorrufen. Bis dahin behält der Unternehmer das Interesse, durch vermehrte Aufwendungen für den redaktionellen Teil die Anziehungskraft des Blattes zu erhöhen; ist aber dieser Punkt erreicht, so vermag keine Kunst der Welt die durch feststehende lokale und allgemein wirtschaftliche Verhältnisse gegebene Menge der Annoncen entsprechend zu steigern. Jeder neue Abonnent bedeutet dann einen Verlust für den Unternehmer, und es schwindet für ihn jedes Motiv, auf Verbesserungen noch Bedacht zu nehmen.

Nachteile der Verbindung des Annoncenwesens mit der Politik.

Man hat die Verbindung des Annoncenwesens mit der Politik scharf getadelt, und gewiß ist nicht zu leugnen, daß sie große Übelstände hat. Zwar haben nur wenige Länder die noch in der nordamerikanischen Presse verbreitete Sitte beibehalten, daß die Annoncen zwischen den Artikeln der Redaktion eingereiht werden; überall hat sich sonst ein besonderer Annoncenteil abgeschieden und für diesen sich eine eigene Satztechnik ausgebildet. Aber es ist daneben zwischen dem redaktionellen und dem Annoncenteil die Reklame entstanden, welche ersichtlich auf Täuschung des Publikums berechnet ist, und vollends läßt sich nicht verhindern, daß lobende Besprechungen im redaktionellen Teile als Nebenleistung bei der Aufgabe kostspieliger Inserate ausbedungen und gewährt werden, oder daß reiche Annonceneinnahmen dort als Schweiggelder wirken. Daß die Annoncenspalten mancher Blätter sich skrupellos auch verwerflichen Privatzwecken öffnen, ist bekannt genug. Wesentlich erhöht sind alle diese Gefahren durch die Tatsache, daß sich für Sammlung und Vermittlung der Annoncen eine ähnliche Organisation ausgebildet hat, wie sie für die

Nachrichtenvermittlung in den Korrespondenzen und Depeschenagenturen besteht. Er sind das die Annoncenbureaux, die viele Blätter geradezu von sich abhängig zu machen und sie zu manchem zu zwingen vermögen, was dem wahren Beruf der Presse widerstreitet.

Schlußurteil. Es wird immer als ein unerträglicher innerer Widerspruch empfunden werden, daß in dem Tempel, wo Gerechtigkeit und Freiheit gepredigt werden sollen, auch Käufer und Verkäufer ihre Tische aufstellen, und daß in Fällen, wo das Volk den unbestechlichen Priester der Wahrheit zu vernehmen glaubt, nur die geschickt verhüllte Stimme des bezahlten Marktschreiers ihm entgegentönt. Man kann darum immer zugestehen, daß ohne die reichen Hilfsquellen des Annoncenteiles die großartige Organisation des politischen und kommerziellen Nachrichtendienstes nicht hätte geschaffen werden können, daß unsere Zeitungen ohne sie weniger reichhaltig, weniger belehrend, weniger wohlfeil und darum weniger verbreitet sein würden. Um dies zu begreifen, genügt ein Blick auf die französische Presse, deren Annoncenwesen unentwickelt geblieben ist, und deren Informationsdienst darum auch weit hinter dem der annoncenreichen englischen und deutschen Presse zurückgeblieben ist. Trennen läßt sich die historisch gewordene Verbindung von öffentlicher und privater Publizität schwerlich wieder; denn sie hat den Vorzug ökonomischer Zweckmäßigkeit.

Stoffverteilung. Bei der großen Fülle von Materien, aus denen sich der Inhalt einer modernen Zeitung zusammensetzt, wäre es von nicht geringem Interesse, das räumliche Verhältnis festzustellen, in welchem bei verschiedenen Völkern und bei Blättern verschiedenen Ranges die einzelnen Stoffgebiete berücksichtigt werden. Für die 20 bedeutendsten Pariser Zeitungen ist eine solche Feststellung auf statistischem Wege durch Henri de Noussanne vorgenommen worden. Sie ergab, daß 30,5% des Raumes auf Politik, 23,9% auf Inserate und offene Reklame, 3,6% auf verhüllte Reklame, 10% auf Erzählungen und Romane, 14,2% auf Kunst, Theater, Sport entfielen, und daß Unfälle, Verbrechen, Skandale einen weit größeren Raum beanspruchen als Wissenschaften, Entdeckungen und Werke der Menschenliebe. Aber die Ergebnisse lassen sich nicht verallgemeinern; sie unterliegen an sich schon manchen Zweifeln.

Verbreitung der Zeitungen. Ebensowenig ist es bis jetzt gelungen, die Verbreitung der Zeitungen innerhalb der Bevölkerung der einzelnen Länder exakt festzustellen. Nicht einmal über die Zahl der Zeitungen in den einzelnen Staaten und Sprachgebieten gibt es zuverlässige Ermittlungen. Alle bekannt gewordenen Ziffern leiden unter der Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen Zeitungen und anderen periodischen Druckschriften; auch enthalten sie zahlreiche Doppelzählungen. Noch unzuverlässiger sind die Angaben über die Höhe der Auflagen. Über die Zahl der durch die Post versandten Zeitungsnummern weiß man zwar Genaueres; aber sie geben nicht die ganze Verbreitung der Blätter wieder. Dazu kommt die Verschiedenartigkeit des Zeitungsverschleißes (feste Abonnements und Nummern-

verkauf) in den einzelnen Staaten. In manchen Ländern leidet das Zeitungswesen unter großer Zersplitterung (Deutschland, Schweiz, Dänemark), die leistungsfähige Unternehmungen nur in geringer Zahl aufkommen läßt. In Frankreich und England haben die großen hauptstädtischen Tagesblätter eine Auflage von Hunderttausenden von Exemplaren, und jedes von ihnen versorgt so viele Leser wie hundert und mehr kleine deutsche Blätter. Bereits im Jahre 1881 hatte das Pariser Petit Journal mehr Abnehmer, als alle damals vorhandenen (255) politischen Blätter der Schweiz zusammengenommen. Die Zahl der Zeitungen in einem Lande ist danach keineswegs ein Maßstab für die Intensität ihrer Verbreitung.

Nachteile der Zersplitterung

Bestände das Annoncenwesen nicht, so würde die Mehrzahl der kleinen Blätter nicht existenzfähig sein. Die meisten von ihnen führen in bezug auf den redaktionellen Teil ein Parasitenleben, bei dem sie die von den großen Zeitungen geschaffene und unterhaltene Organisation des Nachrichtendienstes ausbeuten. Aber auch zu einer reinen Scherenredaktion gehört ein gewisses Maß von Intelligenz, Geschmack und Unterscheidungsvermögen, über das die Herausgeber der kleinen Lokal- und Provinzblätter selten verfügen. So sinken sie intellektuell und ethisch oft auf ein niederes Niveau, stehen jedem zahlungsfähigen Einflusse oder einer gewissenlosen Demagogie offen und wirken mehr verrohend als erziehend. Wären nicht diese Schattenseiten der Kleinpresse, so würde zwischen den Ländern mit wenigen großen und denen mit vielen kleinen Blättern kaum ein weiterer Unterschied sein, als daß letztere auch den lokalen Publizitätsbedürfnissen in höherem Maße Rechnung tragen können. Für den Hauptinhalt an Nachrichten über in- und ausländische Verhältnisse ergibt sich keine so große Verschiedenheit, da dieser durch die der ganzen Presse gemeinsamen Institutionen der Depeschen- und Korrespondenzbureaux und den internationalen Depeschenaustausch gleichmäßig gegeben ist. Was aber sonst die großen Landes- und Weltblätter an bedeutsamen Vorgängen und Erscheinungen der fortschreitenden Kulturentwicklung in sich aufnehmen und zunächst den höheren Schichten zur Kenntnis bringen, sickert nur langsam bis in die untersten Organe der Öffentlichkeit durch. Es ist kein Zweifel, daß die gewaltige städtische Agglomeration der letzten Menschenalter vermöge des wachsenden lokalen Anzeigebedürfnisses vielen Zeitungen die Existenz ermöglicht hat, die sie wegen ihres Eigengehalts nicht verdienen würden. Die Konkurrenz unter ihnen nimmt oft sehr unschöne Formen an; sie läßt sie der niederen Sensation und den schlechten Leidenschaften des Publikums schmeicheln, und so dürfte, alles wohl erwogen, der Vergleich schließlich doch zugunsten der Länder mit konzentriertem Zeitungswesen sprechen.

Allgemeine Funktion der Presse.

So umfassend und vielseitig der Inhalt der modernen Presse sich entwickelt und ausgestaltet hat, ihre Kulturwirkung ist und bleibt sekundärer Natur. Sie ist nach Schäffles treffender Bezeichnung ein Vermittlungsglied, ein Leitorgan, durch das die geistige Strömung zwischen dem

Volke und seinen führenden Geistern hin und hergeht. Auf der Stufe der alten Staatszeitung ist ihre Wirkung eine wesentlich administrative, auf der Stufe der gedruckten Nachrichtenpresse eine wesentlich intellektuelle (Erweiterung des Gesichtskreises), auf der Stufe der modernen politisierenden Presse eine politisch und sozial hodegetische, propagandistische. Die aktiven, leitenden Elemente, von denen jene Strömungen ausgehen, stehen über, nicht in der Presse. Die Redakteure und Mitarbeiter haben keine selbständig schöpferische und leitende Rolle. Sie sind Anpassungsorgane. Auch wo sie sich in der Opposition befinden, leiten sie nur die in den Volksmassen entstehenden Gegenströmungen gegen Maßnahmen der Regierenden auf diese zurück. Ihre Tätigkeit ist eine wesentlich formgebende. Sie prägen das Metall, welches die eigentlich schöpferische Geistesarbeit in Politik, Wissenschaft, Kunst, Technik zutage fördert, in kleine Münze um, machen es also zirkulationsfähig. Sie zerstreuen die geistigen Anstöße, die von den politischen und kulturellen Zentren ausgehen, in die Massen und sammeln die von diesen ausgehenden Reaktionen, um sie zu den Mittelpunkten der geistigen Bewegung zurückzuführen.

Presse und öffentliche Meinung.

Damit ist bereits ihr Verhältnis zur öffentlichen Meinung gekennzeichnet. Die öffentliche Meinung ist das stark mit Gefühls- und Willensmomenten durchsetzte Urteil der Gesellschaft, die massenpsychologische Reaktion, die sich zustimmend oder ablehnend gegen bestimmte Vorgänge, Maßnahmen oder Einrichtungen wendet. Die Presse wird zum Organ der öffentlichen Meinung, wenn sie die von den Massen ausgehenden Ideenströmungen aufnimmt, ihnen Gestalt und Richtung gibt, auf ihrem Grunde Forderungen an die Staatsgewalt formuliert. Aber sie übt auch Einfluß auf die öffentliche Meinung, indem sie das Urteil Einzelner oder ganzer Gruppen der Masse suggeriert. Ein bekannter Kunstgriff aller Demagogie besteht darin, subjektive Ansichten und partikulare Interessen als Volksansichten und Volksinteressen darzustellen. Oft sind es nur kleine Fraktionen der oberen Schichten, die ihre Meinung durch die Presse als die öffentliche Meinung ausgeben lassen. Dazu ist diese Meinung meist nichts Einheitliches; das intellektuelle Moment in ihr kann auf ein Minimum reduziert sein; sie weist dann nur unklare Gefühlsströme auf, allgemeine Unzufriedenheit, Gedrücktheit, Opposition, Begeisterung, Nationalgefühl, Chauvinismus. In diesem Zustande läßt sie sich in bestimmter Richtung „bearbeiten", nachdem sie versuchsweise vorher betastet, sondiert worden ist; sie läßt sich zu großen Volksbewegungen aufstacheln oder auch beschwichtigen. Grund genug für Machthaber und Parteien, sich des Leitorganes der Presse zu bemächtigen, um mit der öffentlichen Meinung Fühlung zu gewinnen und sie im eigenen Interesse zu lenken.

Die Presse macht nicht öffentliche Meinung.

Es ist darum noch nicht richtig, wenn behauptet wird, daß die Presse die öffentliche Meinung „mache" oder daß diese in jener enthalten sei. Sonst wäre es unmöglich, daß in einem Lande wie Rußland, in welchem

Menschenalter hindurch der Druck der Zensur jede freie Erörterung innerer Angelegenheiten in der Presse unmöglich gemacht hatte, eine große revolutionäre Volksbewegung hätte entstehen können, die ohne eine ausgesprochen oppositionelle Grundstimmung undenkbar ist. Auch die deutsche Arbeiterbewegung hat sich in den 60er Jahren auf Grund einer im Gegensatze zur gesamten Presse stehenden, breite Schichten beherrschenden Volksanschauung gebildet; erst später folgte die Gründung einer Partei und einer Parteipresse. Man hat also zu unterscheiden zwischen allgemein verbreiteten Anschauungen und Stimmungen im Volke, die niemals ohne Ursache entstehen, sich durch das Buch, die Rede, Vereine, die Agitation von Mann zu Mann ausbreiten, und ihrer öffentlichen Aussprache. Die Volksmeinung wird erst zur „öffentlichen Meinung", indem sie in den Zeitungen verlautbart wird. Die letzteren wirken dadurch verstärkend auf sie zurück, daß sie den im Volksbewußtsein schlummernden Empfindungen einen adäquaten Ausdruck verleihen, sie formulieren, sie zur Höhe klar begründeter Forderungen erheben. Eine Presse, deren Haltung dem Volksbewußtsein widerspricht, bleibt wirkungslos, während diejenige die größten Erfolge erzielt, welche weitverbreiteten, aber vielleicht nur dunkel empfundenen Stimmungen den glücklichsten verstandesmäßigen Ausdruck verleiht. Irre leiten kann die Presse die „öffentliche Meinung" nur, wenn sie jenem unklaren Volksempfinden eine unrichtige Deutung gibt, den Tatsachen, welche das letztere hervorgerufen haben, falsche Ursachen unterschiebt, den allgemeinen Unwillen auf falsche Zielpunkte hinlenkt.

Massenwirkung der Zeitung.

Unser ganzes politisches, soziales und wirtschaftliches Leben beruht auf Massenwirkungen. Keine Machtbestrebung kann auf die Dauer gelingen, wenn sie nicht die Masse hinter sich hat, d. h. ihre Empfindungen, Anschauungen, Urteile beherrscht. Augenblickswirkungen auf den Geist der Massen kann nun zwar die lebendige Menschenstimme von der Tribüne oder der Kanzel noch in höherem Maße erzielen, als die Presse; aber der letzteren Einfluß wirkt nachhaltiger. Tag für Tag lenkt sie die Geisteskräfte von Tausenden in die gleichen Gedankenbahnen, wiederholt bei den verschiedensten Gelegenheiten und Zusammenhängen die gleichen Ansichten, Meinungen und Urteile mit der Selbstverständlichkeit unerschütterlicher Wahrheiten; schließlich meint der Leser in ihr nur seine eigenen Gedanken wiederzufinden. Hat ihn doch die alles sich unterwerfende Macht des Aktualitätsprinzips daran gewöhnt, über jedes neue Ereignis bereits ein fertiges Urteil in der Tagesübersicht oder dem Leitartikel in derselben Nummer seiner Zeitung vorzufinden, die über dieses Ereignis die erste Meldung bringt. Er behält gar nicht Zeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden und dieses dann etwa noch an fremdem Urteil zu korrigieren. Alles ist ihm bereits vorgedacht; in jeder Spalte, in jeder kleinen Notiz der Zeitung ist die Nachrichtenmitteilung mit Werturteilen, Ansichten, Empfindungen untermischt. Schließlich legt sich diese fremde

Auffassung wie ein Bleigewicht über die eigene Urteilskraft. Mag die aus flüchtiger Anschauung der Dinge geschöpfte Zeitungsmeinung noch so oberflächlich sein, sie wirkt mit der Suggestivkraft des Gedruckten, stumpft die Aufmerksamkeit ab und lähmt das selbständige Denken. Dann wird die Anschauung, die zuerst nur ein Einzelner oder wenige in der Presse vertraten, zur Massenanschauung, seine Moral zur Massenmoral, sein Streben zum Massenstreben aller oder doch der allermeisten Leser. Sich dieser Umklammerung durch das „öffentliche Urteil" zu entziehen, ist außerordentlich schwer; wer sich ausnahmsweise in selbständigem Denken davon abzuweichen erlaubt, erscheint als Einspänner und Sonderling.

Urteilslosigkeit der Masse.

Es ist wahr, die allgemeine Bildung ist im Laufe des letzten Jahrhunderts unendlich gewachsen; ein weit ausgedehnteres Maß von Durchschnittswissen ist auch in die Massen gedrungen; der Boden ist vorbereitet, um den breiten Saatwurf neuer Kulturelemente aufzunehmen, der täglich durch die Presse über ihn ausgestreut wird. Aber die Masse ist nicht imstande, sich dem auf sie eindringenden Zeitungsurteil mit kritischem Sinne entgegenzustemmen; sie nimmt es mit gläubigem Vertrauen auf und ist nur zu bereit, sich willenlos führen zu lassen. Welch eine dankbare Aufgabe für eine geistig hochstehende Tagespresse, die sich bewußt ist, daß die Masse dem Guten, Schönen und Edeln ebenso zugänglich ist wie dem Schlechten, Häßlichen und Gemeinen! Aber auch welche Gefahr der Irreleitung und Volksverführung; wie leicht kann die Presse zum Ansteckungsherde werden für Geistesepidemieen, die ganze soziale Schichten ergreifen und verderben!

Geschäftsprinzip.

Diese Gefahr wird dadurch wesentlich gesteigert, daß die moderne Zeitung so vielerlei Zwecken dient und daß sie, um diese zu erfüllen, eines großen sachlichen Apparates und eines zahlreichen, arbeitsteilig gegliederten Personals bedarf. Das hat zur Folge, daß sie als wirtschaftliche Unternehmung organisiert sein muß, in der bedeutende Kapitalien des Gewinnes wegen umgetrieben werden. Dieser Rücksicht wird der Unternehmer nur zu geneigt sein, alle anderen Rücksichten unterzuordnen. Regierungen und Parteien streben durch die Presse auf die Massen Einfluß zu gewinnen. Was hindert den Eigentümer, sich kaufen zu lassen? Und wenn er auch einer solchen Zumutung widersteht, wenn auch die gesamte Redaktion im allgemeinen Teil den höchsten Interessen der Menschheit zu dienen sucht, wie will sie es unmöglich machen, daß durch den Handelsteil die Geldmächte der Börse auf die Kurse einwirken, daß im Annoncenteil der Unsittlichkeit oder Unredlichkeit Vorschub geleistet wird? Der Schleichwege gibt es zu viele für die Preßkorruption.

Kulturfördernder Einfluß der Presse.

Somit kann das Urteil über die moderne Presse als Leitorgan der sozialen Willensströme nicht durchweg günstig lauten. Aber sie ist zugleich auch Leitorgan eines unermeßlichen Kulturinhaltes, mit dem sie Tag für Tag die Kenntnisse ihrer Leser bereichert und ihnen eine Er-

weiterung des Gesichtskreises ermöglicht, die nie ein Ende gewinnt. Schon der mit erstaunlicher Präzision arbeitende politische Nachrichtendienst der Presse wirkt in dieser Richtung. Er bringt die Völker miteinander in Berührung und läßt sie gegenseitig teilnehmen an ihren Erlebnissen und Schicksalen. Die Gegensätze werden ausgeglichen; humanitären völkerrechtlichen Ideen wird der Weg bereitet; man rückt einander näher; es entstehen Gemeinschaftsgefühle. Noch viel mehr tritt dies hervor bei dem eigentlich kulturellen Lesestoff. Jede neue Geistestat, die ein einzelner Mensch in einem Volke vollzieht, wird durch die Presse nicht nur Gemeingut aller Volksgenossen, sondern macht in kürzester Frist die Runde um die Erde. Keine wissenschaftliche Wahrheit, keine Erfindung oder Entdeckung kann verloren gehen, wenn sie einmal den Weg in die Presse gefunden hat, was nur davon abhängen wird, ob sie sich einem größeren Kreise von Gebildeten verständlich machen läßt. Gerade der Umstand, daß die Zeitungen alles an sich ziehen, für das allgemeines Interesse sich erwecken läßt, wirkt kulturerhaltend und kulturfördernd.

Abstumpfung des Interesses der Leser.

Aber freilich liegt auch hier neben dem Segen der Fluch. Die Kenntnisse, welche die Presse vermittelt, müssen dem allgemeinen Verständnis angepaßt werden; sie können darum nur oberflächlich sein. Im besten Falle geben sie Einzelnen Anregungen zum tieferen Eindringen. Auf die Masse stürmt die unübersehbare Stoffmenge ein, ohne sie tiefer zu ergreifen; ein neuer Eindruck jagt den anderen; wenige haften. So entsteht ein Geschlecht, das an allem nippt und nichts mit Muße genießt, eine allgemeine geistige Blasiertheit, die auch durch die stärksten typographischen Kunstmittel (man denke etwa an die marktschreierischen Artikelüberschriften der amerikanischen Blätter) zu keiner Aufmerksamkeit mehr gezwungen werden kann. Auch das Wertvolle geht in der Masse des Gebotenen unbemerkt vorüber oder kann von dem einzelnen Interessenten nur mit unverhältnismäßigen Zeitopfern gewonnen werden.

Zeitungsausschnittbureaux.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß auch das Zeitungslesen bereits zum Geschäft geworden ist, das von Einzelnen für viele übernommen wird. Um das Jahr 1870 wurde von einem Deutschen namens Romeike in London ein Nachrichtenbureau eröffnet, das sich hauptsächlich damit befaßte, Politikern die sie interessierenden Zeitungsartikel zu übersenden. Zehn Jahre später entstand ein gleiches Institut in Paris, das vorzugsweise Künstlern Rezensionen ihrer Werke übermittelte. Bald darauf wurde ein ähnliches Unternehmen in Berlin begründet, das den neuen Geschäftszweig der Großindustrie nutzbar machte. Heute findet sich diese „Ausschnittindustrie“ in den meisten Hauptstädten Europas vertreten; sie hat ihre Wirksamkeit auf alle Interessengebiete ausgedehnt, für die sie zahlungsfähige Abonnenten findet.

Die Zeitung als Volksbildungsmittel.

Man wird jedoch die Zeitung auch als allgemeines Bildungs- und Fortbildungsmittel nicht unterschätzen dürfen. Gewiß ist, daß sie unendlich viel nutzbare Zeit tötet, daß sie dem Buche, welches Vertiefung

fordert, eine verhängnisvolle Konkurrenz bereitet, daß ihre Stoffmasse die Aufnahmefähigkeit auch der Gebildetsten weit übersteigt. Aber es gibt breite Schichten der Bevölkerung, die ohne die Zeitung überhaupt nicht zum Lesen kommen, jene zahlreichen Abonnenten der Kleinpresse, denen durch sie immerhin eine stete, wenn auch noch so bescheidene Teilnahme an den Gütern der Kultur ermöglicht und die in gewissem Sinne doch auch über das graue Einerlei ihrer Tagesarbeit und die Enge ihres Daseins dadurch erhoben werden, daß die Zeitung ihren Blick auf die Vorgänge der weiten Welt richtet und ihren Gesichtskreis erweitert. Erhielte sie ihnen auch nur die Kunst und Übung des Lesens, so wäre das immer ein Gewinn.

Verhältnis der Zeitung zur Zeitschrift und zum Buche.

Es kann jedoch kaum einem Zweifel unterliegen, daß für die Gebildeten das Überwuchern der Zeitungslektüre einen Verlust bedeutet, indem es denjenigen literarischen Publikationsformen, welche einer ernsthaften Behandlung der großen Zeitprobleme gewidmet sind, den Boden entzieht. In erster Reihe stehen die Zeitschriften. Mag immerhin ihre Zahl sich vermehrt, mag die Spezialisation unter ihnen Fortschritte gemacht haben, mit der Masse ist das Ansehen der einzelnen nicht gewachsen, und es ist auch bei ihnen bereits insofern eine Annäherung an das Zeitungswesen zu beobachten, als sich ihre Erscheinungsfristen verkürzen und als sie immer mehr danach streben, dem Aktualitätsprinzip Rechnung zu tragen. An Stelle der Vierteljahrsschrift tritt die Monatschrift, an Stelle der Monatschrift die Wochenschrift, und dem geringeren Raume der letzteren ensprechend wird die Behandlung der einzelnen Themata eine kürzere, flüchtigere, gewinnt der nachrichtliche Stoff der Abhandlung Boden ab. Selbst die großen Revuen Englands und Frankreichs leiden unter diesem Entwicklungsprozeß, durch den ersichtlich die gründliche Behandlung politischer Zeitfragen zurückgegangen ist. Aber bereits wirkt der journalistische Zug des Zeitschriftenwesens auch auf die Wissenschaft zurück, insofern als ihre literarische Betätigung der Buchform untreu zu werden beginnt und sich in steigendem Maße der Zeitschrift als Publikationsmittel bedient. Sogar die wissenschaftliche Monographie wird mehr und mehr in diesen Strom der periodischen Literatur hineingezogen, indem sie nur dann auf größere Beachtung noch Aussicht hat, wenn sie in einer jener zeitschriftähnlichen Sammlungen erscheint, die im letzten Menschenalter wie Pilze aufgeschossen sind. Schließlich werden der Publikationsform des Buches nur noch der Grundriß, das Lehrbuch, die Enzyklopädie und ähnliche Hilfsmittel der gelehrten Ausbildung und der Berufsausübung verbleiben. Sogar in der schönen Literatur weicht das Buch der Zeitung und Zeitschrift. Kein Verleger würde es heute noch wagen, einen mehrbändigen Roman erscheinen zu lassen, und die meisten einbändigen gelangen nur auf Kosten ihrer Verfasser an das Licht der Öffentlichkeit. Zugleich wird in steigendem Maße die Zeitung als Hebamme für die buchhändlerischen Novitäten benutzt. Es werden

ihr einzelne Kapitel eines demnächst erscheinenden Buches zum kostenfreien Abdruck angeboten, oder wenn es erschienen ist, werden mit den Rezensionsexemplaren Auszüge an die Presse versandt, damit sie in derselben Weise von ihr benutzt werden wie die Korrespondenzen. Schließlich reduziert sich die Bücherkenntnis der meisten Menschen auf das, was sie aus und über die letzten Neuerscheinungen in ihrer Zeitung gelesen haben. Im besten Falle wird die letztere für die Bücherproduktion etwas Ähnliches wie die Ausschnittbureaux für die Tagespresse: die Mitarbeiter übernehmen berufsmäßig die Aufgabe, für das Publikum Bücher zu lesen und ihm den Extrakt vorzusetzen — je kürzer, um so besser.

Ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft.

Schließlich darf auch die volkswirtschaftliche Rolle der Zeitung nicht unterschätzt werden. Ist sie auch in dem großen Netze der Verkehrsmittel nur ein Leitorgan, so wäre doch ohne sie das Zusammenwachsen der zahllosen Einzelwirtschaften zu dem einheitlichen Gebilde der Volkswirtschaft, jene allseitige Funktions- und Arbeitsteilung, die unser Dasein so unendlich viel sicherer und reicher gemacht hat, undenkbar. Ohne ihre Handelsnachrichten, ihre Saatenstands- und Warenmarktsberichte, ihre Mitteilungen über den Lauf von Warenpreis und Wechselkurs, über Angebot und Nachfrage, ihre Diskont- und Kurszettel, würde der Betrieb zahlloser Unternehmungen der nötigen Sicherheit, die Güterversorgung der Nationen der Wirtschaftlichkeit und Nachhaltigkeit verlustig gehen. Dazu kommt, daß das kapitalistische System eine Verzweigung der materiellen Interessen hervorgebracht hat, die über die ganze Welt reicht. Die Kapitalanlage in den industriellen Großunternehmungen des Inlandes wie in Bergwerken, Eisenbahnen, Versicherungs- und Industriegeschäften des Auslandes erfordert eine stete Beobachtung nicht bloß der gesamten wirtschaftlichen, sondern sogar der technischen, wissenschaftlichen und nicht zuletzt der politischen Vorgänge. So findet auch in der Stärke und Weite der materiellen Interessen die Stofffülle der Zeitungen eine gewisse Rechtfertigung.

Bedeutung der Journalistik.

Und auch das darf am Ende nicht übersehen werden, daß eine gut entwickelte Tagespresse die geistigen Kräfte einer Nation entfesselt. Man kann über die Tätigkeit des echten Journalisten nicht groß genug denken. Welche Fülle von geistiger Kraft und bereitem Wissen, von Erfahrung und politischem Takt, von Geistesgegenwart und Witz, von Gestaltungsgabe und Formgewandtheit täglich durch die Presse eines ganzen Landes umgesetzt wird, ist kaum zu ermessen. Allerdings kann man sagen, daß es eine Art Raubbau sei, der hier an der Samtbefähigung einer Nation getrieben werde, daß gerade die talentvollen unter den Verfassern Bleibenderes in das geistige Vermögen ihres Volkes hätten einschießen können, wenn sie in voller Ruhe ihre Kräfte einem größeren literarischen Werke hätten widmen können, und es fehlt ja auch nicht an beweglichen Klagen über diesen scheinbaren Verlust. Aber wie viele Talente hat doch auch der Durchgang durch die Presse vor Not und Verkümmerung geschützt,

für wie viele ist sie eine Schule geworden, in der ihre Kraft für größere Aufgaben erstarkt ist! Und ist denn an sich der Beruf des Mannes, dessen Wort durch die Zeitung täglich Zehntausende erreicht, geringer zu schätzen, als etwa der des Predigers, dessen Worte nur Hunderte hören, oder der des akademischen Lehrers, der vielleicht nur ein paar Dutzend um seinen Lehrstuhl versammelt sieht? Was verschlägt es, wenn es Münze kleinster Stückelung ist, die er in seinen Artikeln ausgibt? Ist die Prägung gelungen, ist ihre Währung echt, so geht sie über in den allgemeinen Kulturschatz der Nation, mag auch den Münzmeister niemand kennen oder nennen.

Literatur.

I. Die alten Staatszeitungen.

Über die Acta diurna der Römer: LECLERC, Des journaux chez les Romains (Paris, 1838). — LIEBERKÜHN, De diurnis Romanorum actis (Vimar., 1840). — A. SCHMIDT, Das Staatszeitungswesen der Römer in s. Ztschr. f. Geschichtsw. I, S. 303ff. — ZELL, Über die Zeitungen der alten Römer und die Dodwellschen Fragmente in s. Ferienschriften S. 1ff., 109ff. — HÜBNER, De senatus populique Romani actis in Fleckeisens Jhb. f. Philol. Suppl. III, S. 564ff. — HEINZE, De spuriis diurnorum actorum fragmentis (Greifsw., 1860).

Das Zeitungswesen in China: F. HIRTH in der Österr. Monatsschrift für den Orient VII (1881), S. 7ff., 51f. (= Chinesische Studien, S. 209ff.). — TCHENG-KI-TONG, Les Chinois peints par eux mêmes (Paris, 1884), S. 97ff. — NAVARRA, China und die Chinesen (Bremen, 1901), S. 891ff.

II. Die politischen Zeitungen der neueren Kulturstaaten.

A. Deutsches Sprachgebiet.

1. Geschriebene Zeitungen: R. GRASSHOFF, Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts (Leipzig, 1877). — G. STEINHAUSEN, Geschichte des deutschen Briefes, 2 Bde. (Berlin, 1889/91). — CHRISTOPH SCHEURLs Briefbuch, herausgeg. von Sooden und Knaake (Potsdam, 1867/72). — Berliner geschriebene Zeitungen 1713 bis 1717 und 1735, herausgeg. von Dr. E. Friedländer (Berlin, 1901: Schr. des Ver. f. d. Gesch. Berlins.)

2. Gedruckte Zeitungen. a) Einzeldrucke: E. WELLER, Die ersten deutschen Zeitungen 1505—1599 (Tübingen, 1872: Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart III). — O. L. B. WOLFF, Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen (Stuttg., 1830). — FR. L. VON SOLTAU, Einhundert historische Volkslieder (Leipzig, 1836). Zweites Hundert, herausg. von R. HILDEBRAND (1856). — PH. M. KÖRNER, Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert (Stuttgart, 1840). — R. VON LILIENCRON, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, 4 Bde. (Leipzig, 1865/9). — F. W. VON DITFURTH, Die histor.-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges (Heidelberg, 1882) und dessen andere Sammlungen.

b) Periodische. J. O. OPEL, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650 (Leipzig, 1879: Archiv f. Geschichte des deutschen Buchhandels III). — JOACH. VON SCHWARZKOPF, Grundriß über Zeitungen (Frankfurt a. M., 1792). Ders., Über Zeitungen. Ein Beytrag zur Staatswissenschaft (Frkf., 1795). — Abhandlung über die Zeitungen, Intelligenzblätter und Flugschriften zu Frankfurt a. M. (1802). — Über politische Zeitungen und Intelligenzblätter in Sachsen, Thüringen, Hessen usw. (Gotha, 1802). — R. PRUTZ, Geschichte des deutschen Journalismus, Bd. I (nicht mehr ersch.) (Hannover, 1845). — H. WUTTKE, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung (Leipzig, 1866), 2. Aufl. (1875). — F. STIEVE, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen: Abh. der k. bayerischen Akademie d. Wiss. III. Cl. XVI, 1 (München, 1881). — E. MILBERG, Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. (Meißen, o. J.). — M. KAWCZYNSKI, Studien zur Literaturgesch. des 18. Jahrh. Moralische Zeitschriften (Leipzig, 1880). — L. SALOMON, Geschichte des deutschen Zeitungs-

wesens, 3 Bde. (Oldenburg, 1900/6). — J. WINCKLER, Die periodische Presse Österreichs (Wien, 1875). — K. JUNKER, Die Aufhebung des Zeitungsstempels und die österreichische Presse (Wien, 1901). — F. H. QUETSCH, Die Entwicklung des Zeitungswesens (Mainz, 1901). — K. BÜCHER, Die Anfänge des Zeitungswesens in s. Entstehung der Volkswirtschaft, 4. Aufl. (Tübingen, 1904).

c) Zeitungswesen einzelner Städte. E. W. ZENKER, Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848 (Wien u. Lpz., 1892). — Zur Geschichte der Kaiserlichen Wiener Zeitung, Festschrift (Wien, 1903). — J. RIEDL, Salzburgs Zeitungswesen (Salzburg, 1863). — Hundertfünfzig Jahre Schlesische Zeitung (Breslau, 1892). — B. SCHIERSE, Das Breslauer Zeitungswesen vor 1742 (Breslau, 1902). — L. ENNEN, Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln: Annalen des histor. Ver. f. d. Niederrhein, Heft 36. — M. DUMONT-SCHAUBERG, Geschichte der Kölnischen Zeitung (Köln, 1880). — C. D. VON WITZLEBEN, Geschichte der Leipziger Zeitung (Lpz., 1860). — Dresdener Anzeiger. Seine Geschichte von 1730 bis zur Gegenwart (Dresden, 1903). — ED. HEYCK, Die Allgemeine Zeitung (München, 1898). — O. ELBEN, Geschichte des Schwäbischen Merkurs (Stuttgart, 1885). — F. MANGOLD, Die Basler Mittwoch- und Samstag-Zeitung 1682—1796 (Basel, 1900). — K. EICHHORN, Die Geschichte der St. Petersburger Zeitung (1902).

B. Außerdeutsche Länder.

E. HATIN, Histoire politique et littéraire de la presse en France, 8 vols. (Paris, 1859—1861). Ders., Bibliographie historique et critique de la presse périodique française, précédé d'un Essai historique et statistique sur la naissance et les progrès de la presse périodique dans les Deux Mondes (Paris, 1866). — C(AMUSAT), Histoire critique des journeaux, 2 vols. (Amsterdam, 1734). — M. C. LEBER, De l'état réel de la presse et des pamphlets depuis François I. jusqu'à Louis XIV. (Paris, 1834). — Gazette de la Régence, Janvier 1715—Juin 1719 publiée par le Comte E. de Barthélemy (Paris, 1887). — E. MERMET, La presse, l'affichage et le colportage. Histoire et jurisprudence (Paris, o. J.). — H. AVENEL, La presse française au vingtième siècle (Paris, 1901). — OTTINO, La stampa periodica, il commercio dei libri e la tipografia in Italia (Milano, 1875) — PICCARDI, Saggio di una storia sommaria della stampa periodica (Annali di Statistica, Roma, 1886). — WARZÉE, Histoire des journeaux belges (Bruxelles, 1844). — HATIN, Les gazettes de Hollande et la presse clandestine au XVIIe et XVIIIe siècles (Paris, 1865). — STOLPE, Dagspressen i Danmark, 2 Bde. (Kjöbenhavn, 1879). — KEY, Försök till svenska Tidingspressens Historia (Stockholm, 1883). — ALEX. ANDREWS, The History of British Journalism from the foundation of the newspaper press in England to the repeal of the stamp act 1855 (London, 1859). — CUCHEVAL-CLARIGNY, Histoire de la presse en Angleterre et aux États-Unis (Paris, 1857). — J. GRANT, The Newspaper Press. Its origin, progress and present position, 3 vols. (London, 1871/2 [Deutscher Auszug von J. DUBOC, Hamburg 1883]). — H. R. FOX BOURNE, English Newspapers. Chapters in the History of Journalism, 2 vols. (London, 1887). — FR. HUDSON, Journalism in the United States from 1690 to 1872 (New York, 1873). — WILKIE, Personal Reminiscences of thirty-five years of Journalism (Chicago, 1891).

III. Das Inseratenwesen.

HENRY SAMPSON, A History of Advertising from the earliest times (London, 1874). — J. H. WEHLE, Die Reklame. Ihre Theorie und Praxis (Wien, 1880). — R. CRONAU, Das Buch der Reklame. Geschichte, Wesen u. Praxis der Reklame, 5 Abteilungen (Ulm, 1887). — L. MUNZINGER, Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen (Heidelberg, 1901), Diss. — F. MANGOLD, Das Basler „Avis-Blatt" 1729—1844 (Basler Jahrbuch für 1897). — R. SCHMÖLDER, Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut (Lpz. u. Köln, 1879). — ALFRED H. FRIED, Kleine Anzeigen (Berlin, 1900). — G. D'AVENEL, Le mécanisme de la vie moderne, IVe serie (Paris, 1902). — SCOTT, The Theory of Advertising (Boston, 1903).

IV. Gegenwärtiger Zustand der Presse.

Die Publizistik der Gegenwart. Eine Rundschau über die gesamte Presse der Welt (Würzburg, Leo Woerl, 1879/1881). (Heft 1: Hessen, Baden, H. 2: Württemberg, H. 3: Schweiz, H. 4: Bayern, H. 5: Österreich-Ungarn, H. 6: Preußen.) — KÜRSCHNERs Handbuch der (deutschen) Presse (Berlin, Eisenach, Leipzig, 1902). — La Publicité en France. Guide manuel par Émile MERMET (Paris, erscheint seit 1878), jetzt u. d. T. Annuaire de la Presse française et du Monde politique. Directeur Henri Avenel. — SELLs Dictionary of the Worlds Press and Advertisers Reference Book (London). — MAYs British and irish Press Guide and Advertisers Dictionary and Handbook (London, erscheint seit 1874 jährlich). — E. STEIGER, The periodical Literature of the United States of America (New York, 1873). — Die sozialdemokratische Presse, herausgeg. vom Vaterlandsverein (Berlin, 1896).

V. Organisation und Technik. Allgemeines.

J. H. WEHLE, Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik (Wien, 1883). — R. WREDE, Handbuch der Journalistik (Berlin, 1902). — G. SCHMIDT, Kauf, Gründung und Finanzierung von Zeitungen und Zeitschriften (Leipzig, 1903). — PHILLIPS and others, The Making of a Newspaper (Philadelphia, 1893). — SCHUMAN, Practical Journalism (Chicago, 1904). — DANA, The Art of Newspaper Making (New York, s. a.). — BYXBEE, Establishing a Newspaper (Chicago). — HEMSTREET, Reporting for the Newspapers (New York, 1901). — E. P. OBERHOLTZER, Die Beziehungen zwischen Staat und Zeitungspresse im Deutschen Reich (Berlin, 1895). — F. VON HOLTZENDORFF, Wesen und Wert der öffentlichen Meinung (München, 1879). — J. J. OBRECHT, Über die öffentliche Meinung und die Presse (Chur, 1885). — EUG. TAVERNIER, Du journalisme (Paris, 1902). — R. JACOBI, Der Journalist (Hannover, 1902). — CH. FONSEGRIVE, Comment lire les journeaux? (Paris, 1903). — E. LÖBL, Kultur und Presse (Leipzig, 1903). — SCHÄFFLE, Bau und Leben des sozialen Körpers (1875) I, S. 442—466. — „Der Zeitungs-Verlag". Fachblatt für das gesamte Zeitungswesen, hrsg. vom Verein deutscher Zeitungsverleger (Hannover, seit 1900).

DAS BUCH.

Von

Richard Pietschmann.

Anfänge.

Wesen und erste Aufgaben des Buches. Kultur erfordert Zusammenhang der Entwicklung, Überlieferung der Errungenschaften. Unter den Mitteln, Wissen und Erkenntnis auszubreiten und auf die Nachwelt zu bringen, ist eins der wichtigsten das Buch geworden, wenn es auch nicht eins der ursprünglichsten ist. Auch hier gilt: Im Anfang war die Tat. Voraussetzung für das Buch ist das Vorhandensein einer einigermaßen entwickelten Schrift — *Litera scripta manet* —, das Vorhandensein einer Fertigkeit im Herrichten von Schreibstoffen, aber auch ein Besitz von Überlieferungen, denen größere Treue, längere Dauer, bequemere Verbreitung gewünscht wird, als ihnen durch mündliche Wiedergabe, durch die mnemotechnischen Notbehelfe — Kerbholz, Knotenschnur, Wampum, Zeichnung —, schließlich selbst durch die monumentale Inschrift verliehen zu werden vermag. In dem Staate des südamerikanischen Festlandes, dessen Organisation den spanischen Entdeckern die höchste Bewunderung abnötigte, in dem Reiche der Inka, war Schrift und Buch etwas Unbekanntes. Der mittelamerikanische Kulturkreis der Azteken und der Maya-Stämme war im Besitze des Buches, würde aber wohl schwerlich so weit fortgeschritten sein ohne die Aufzeichnungen namentlich kalendarischer Art, die im Dienste einer unsagbar grauenhaften Religionsübung hier gemacht werden mußten. Auch bleibt selbst in den Büchern der Maya der Text wenig mehr als eine Erläuterung zu Reihen von Bildern voll überladener Symbolik.

Amerikanische Völker.

Alter Orient. Buch und Schrift.

Gehen wir in der alten Welt zurück auf die Anfänge geschichtlichen Werdens, so finden wir in jedem der drei frühsten Kulturkreise des Morgenlandes eine besondere Schriftgattung: bei den Ägyptern die Hieroglyphik mit ihren verschiedenen Formveränderungen, bei den Babyloniern die Keilschrift, die in weiten Gebieten Vorderasiens mannigfache Anwendungen gefunden hat, bei den Chinesen das Schreibsystem, das mit ihrer Gesittung im fernen Osten Asiens zur Herrschaft gelangt ist und sich

dort noch darin behauptet. In dem Wesen dieser Schriftgattungen wie der Kulturen, denen sie entstammen, spiegelt ihre Entstehungsgeschichte sich ab: erst anfängerhafte Versuche einer geschichtslosen Vorzeit, dann eine Vervollkommnung in kleinen Fortschritten, die gleichsam nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes geduldig und mit ängstlichem Beibehalten des einmal Gewonnenen einen Notbehelf an den andern anknüpfen. Daher ein Übermaß von Zeichen, von Künsteleien, von überlieferten Unverständlichkeiten. Von den Werken aber, die in einer Schrift dieses Gepräges verfaßt wurden, wie sie bei den Ostasiaten noch verfaßt werden, gilt dasselbe, was von Kulturen dieser Gattung überhaupt gilt, die rechte Ausbreitung und nachhaltigen Einfluß nur da gewinnen, wo sie als Ganzes Wurzel zu fassen vermögen. Es gehört völlige Anpassung an das Chinesentum dazu, wenn man, wie es die Anamiten tun, seine Studien mit dem „Dreisilbenkanon" beginnen will, der in den Augen der Chinesen als die Krone aller Elementarbücher dasteht. Wie zäh sich dann ein solches Einleben bewährt, das lehrt die Bedeutung, welche noch heute in Japan die klassischen Bücher der Chinesen besitzen. Das Ägyptertum war zu sehr ein Erzeugnis des Niltals, als daß die Absonderlichkeiten des Totenbuches und der Literatur des ersten thebaischen Reichs hätten weithin Schule machen können. Soviel auch Babylonien für den Ausbau der Gesittung der alten Welt beigesteuert hat, mit der Lektüre altbabylonischer Tontafeltexte scheinen sich doch nur Völker abgemüht zu haben, die wie die Assyrer gänzlich im Banne babylonischer Kulturwirkung lebten. Mehrfache Parallelen anderer Art ergeben sich für diese mit den ersten Ursprüngen noch verwachsenen Kulturen. Im Ägyptischen wie im Chinesischen hat die Eigenart der Schrift Stilarten erzeugt, die mehr für den Leser als für den Hörer berechnet waren. Je mehr die Schrift ein mit Schwierigkeiten zu handhabendes Werkzeug bleibt, je mehr die Kenntnis des Herkommens, die aus Schriftwerken vielfach altertümlichen Charakters schöpft, zu Ansehen und Ämtern verhilft, um so größer das Behagen, mit dem der Kundige in ungemessener Verwendung von Schreibwerk sich ergeht, weil er auf den Vorrang, den ihm seine Geschultheit verleiht, sich etwas zugute tut, um so mehr tritt auch an die Stelle des Verständnisses vorbildlicher Bücher die gedankenlose Verehrung oder bloß spitzfindige Auslegung. Schon auf den ältesten Szenen ägyptischen Landlebens, die uns die Denkmäler der Pyramidenzeit vorführen, ist der protokollierende Buchhalter die Mittelsperson zwischen dem vornehmen Grundbesitzer und dem Hörigen. In dem Bilde der Schriftrolle, das allerdings ebenso sehr das Aktenstück wie das Buch vorstellt, verkörperte sich den Ägyptern so sehr die höchste auffassende Geistestätigkeit, daß es in der ägyptischen Schrift Sitte geworden ist, bei allen Worten für ein geistiges Geschehen und abstrakte Begriffe den Zeichen, mit denen das Wort geschrieben wird, als erläuterndes Deutebild das Bild der Schriftrolle beizufügen. Der Schriftgelehrte Ägyptens, wie ihn uns die Lob-

preisungen kennen lehren, in denen dieser Stand sich selbst verherrlicht hat, ist in mehr als einer Hinsicht ein Gegenstück zu dem Beamten Chinas, der statt zum technischen Sachverständigen zum Literaten erzogen wird.

Buchwesen und Religion.

Bei vielen Völkern hat das Buchwesen sich in engem Bunde mit dem Religionswesen entwickelt. Beschwörungen prähistorischen Ursprungs zum Heile des Verstorbenen sind das Älteste, was wir an altägyptischen Texten besitzen. Eine Tabelle von Wahrsagezeichen und eine Sammlung von Liedern zur jährlichen Ahnenfeier gehören zu dem Ältesten, was aus der chinesischen Vorzeit uns übrig geblieben ist. Was Gedächtniskraft ununterstützt durch Schrift in der Erlernung von Opferliedern und Opfersprüchen zu leisten vermag, haben die Inder gezeigt. Mit Recht aber sondert die religionsgeschichtliche Betrachtung die Religionen, die über schriftlich überlieferte Religionsurkunden verfügen, von den übrigen. Auf keinem Gebiete hat sich das Buch so sehr als eine Macht erwiesen wie auf dem der religiösen Vorstellungen, und der Wirkungsbereich des Religionsbuches geht weit hinaus über das Gebiet des rein Religiösen. Was bedeutet das Alte Testament, was der Talmud für die Juden, was ist die Bibel gewesen, was ist sie noch allen denen, die in ihr das Buch der Bücher verehren? Hätte nicht den Goten, den Slawen das Verlangen erfaßt, das höchste Gut, das Wort des Lebens ihrer Nation in einem Buche ihrer Zunge zu erschließen, sie wären nie darauf verfallen, Zeichen für die Laute ihrer Muttersprache zu erfinden, eine regelrechte Schrift daraus zu gestalten. Wie unbegrenzt ist der Einfluß, den der Koran auf das gesamte Leben und Denken aller Völker der mohammedanischen Welt ausübt! Von welcher Tragweite ist allein schon der Satz geworden, mit dem der Prophet den „Besitzern des Buches", den Juden und Christen, eine Ausnahmestellung unter den Ungläubigen zugebilligt hat! Wie der Bibel als der Grundlage christlicher Lehre zu danken ist, daß die Glaubensboten des Christentums überall, wo sie den Fuß hinsetzen, zugleich als Lehrer der Künste des Friedens auftreten mußten, wie durch die Heilige Schrift und alles, was daran anknüpfte, zugleich der Zusammenhang mit allem gewahrt worden ist, was von der Gesittung der Griechen und Römer den Untergang der antiken Weltanschauung überlebt hat, so verbreitet sich mit dem Islam die Kenntnis des Lesens und Schreibens der arabischen Sprache und der aus dem Koran abgeleiteten mohammedanischen Rechtsgrundsätze.

Papyrus.

II. Das Buch im Altertum. Zu den wertvollsten Gaben, mit denen die Kultur der Griechen und Römer von Ägypten her bereichert worden ist, gehörte der Schreibstoff, der aus dem Marke der Papyruspflanze gefertigt wurde. Auf dem Gebrauche dieses Materials, rühmt Plinius, beruhe zumeist die menschliche Gesittung, jedenfalls die geschichtliche Erinnerung, der Menschen Unsterblichkeit. Wann dieses Erzeugnis der In-

dustrie des Deltas zuerst in Griechenland Abnehmer fand, läßt sich nicht feststellen. Für Herodot liegt die Zeit, in der die Ioner noch auf Tierhäuten schrieben, in der Vergangenheit; ja es ist uns aus dem 11. Jahrhundert v. Chr. der Reisebericht eines Ägypters erhalten, in dem unter Waren, die im Austausche für das Schiffsbauholz des Libanon den Städten Phöniziens zugeführt wurden, auch Papyrus aufgezählt wird. Die älteste Handschrift eines griechischen Werkes auf Papyrus, die auf uns gekommen ist, die in Ägypten aufgefundene Rolle mit den *Persern* des Milesiers Timotheos, mag um die Wende vom 4. zum 3. Jahrhundert v. Chr. gefertigt worden sein. Alles spricht dafür, daß das Athen des Sokrates mit Büchern schon reichlich versorgt war. Das Schulbuch in der Hand des Lehrers, der daraus einem vor ihm stehenden wohlgekleideten Schüler einen Dichtertext abhört, zeigt uns ein attischer Vasenmaler des 5. Jahrhunderts. Eine schwach verbürgte Anekdote läßt sogar Alkibiades einem Schulmeister, bei dem er vergebens eine Ilias verlangt, eine Ohrfeige versetzen. Die Welt der Literatur der großen Zeit Athens jedoch ist etwas anderes als eine Welt der Bücher. Über Buch und Buchwesen ist in ihr wenig ausgesagt. Bezeichnend ist wohl eine Auffassung, nach der eine Rede, die gehalten worden ist, Werke, die einer Versammlung vorgetragen sind, als veröffentlicht gelten. Athen.

Zur Verwendung kamen bei den Alten nur Papyrusrollen, die aus Ägypten bezogen wurden; doch gab es in Rom eine Fabrik, die des Fannius, die auch wenigstens eine Sorte eigens umarbeitete. Die eigentlich für die Schrift bestimmte Seite war die nach innen gerollte, auf der die Fasern des Pflanzenstoffs wagerecht lagen. Parallel dem kleineren Durchmesser der Rolle zu schreiben oder in der Längsrichtung der Rolle ohne Unterbrechung die einzelnen Zeilen von einem Rande der Fläche bis zum andern zu führen, hätte das Schreiben und Lesen ausgedehnter Schriftstücke zu einer Qual gemacht. Man ließ daher die Zeilen parallel der Längsseite verlaufen, brach sie aber ab zu Kolumnen. Die fertig geschriebene Buchrolle wurde mit dem Ende an einem Stäbchen befestigt und wurde um dieses herum zusammengerollt. Ein Anhängsel, Sillybos genannt, nach Art einer Etikette außen befestigt, erhielt eine Aufschrift, die den Titel des Werkes angab. Die Buchrollen lagerte man abteilungsweise übereinander in Gestellen wie bei uns die Rollen in einer Tapetenhandlung liegen, oder man steckte sie senkrecht nebeneinander, wie sie zusammengehörten, in runde Behälter, die durch einen Deckel von oben verschließbar waren. Die Buchrolle.

Wer nicht selber sich das Werk abschrieb, das zu besitzen er Verlangen trug, oder von einem dazu angelernten Sklaven, *servus literatus*, es abschreiben ließ, kaufte sich eine der im Handel umgehenden älteren Abschriften oder eine der neueren, die fabrikmäßig im Dienste unternehmender Verleger von Sklaven eigens für den Verkauf hergestellt wurden. In Athen gab es wohl schon vor Platons Zeit solche Schreiberwerkstätten. Vervielfältigung.

Noch mehr entwickelten sich Verlagsgeschäft und Buchhandel in Alexandrien, wo die kritische Gelehrtenarbeit, die Mustertexte schuf, hinzukam, und vollends in dem Rom der Kaiserzeit. Als Verleger Ciceros finden wir seinen Freund Atticus. Unter den Buchhändlern Roms brachten es zu einem sprichwörtlichen Namen die Sosii. Werke viel gelesener Autoren mögen in Auflagen von etwa 1000 Exemplaren und zu sehr wohlfeilen Preisen auf den Markt gebracht worden sein. Auch für regelrechte Verbreitung in den Provinzen war gesorgt. Besondere Schriften belehrten über Bücherankauf und Bücherauswahl.

Übergang zu Pergament und der heutigen Buchform.

Ganz allmählich bereitete sich eine Umgestaltung vor. Neben Papyrus waren bei schriftlichen Aufzeichnungen zweifellos von vornherein auch andere Stoffe in Gebrauch gewesen, namentlich dazu hergerichtete Holztafeln und Tierhäute. Die Täfelchen, mit oder ohne Wachsüberzug auf der Schreibfläche, ließen sich paarweise, als *Diptychon*, zusammenfügen, ließen sich auch in größerer Anzahl aufeinander gestapelt zu einem *Codex*, wie man es nannte, zusammenstellen. So dienten sie zu Beurkundungen, als Notiz-, Anschreibe- und Rechnungsbücher, und zu Steuerregistern, und sind in dieser Verwendung an einzelnen Orten zum Teil noch über das 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaus üblich geblieben. Das Schreibleder war etwas längst Bekanntes, bevor es nach dem Pergamon der büchersammelnden Attaloi die Benennung *pergamena* erhielt, von dem unser *Pergament* hergeleitet ist. Gleich der Holztafel war es ein Material, das man nicht erst von weither zu beziehen hatte. An sich ist Leder namentlich in trockenwarmer Atmosphäre weniger von Dauer als Papyrus, wie die Funde in Ägypten lehren, aber es ist widerstandsfähiger gegenüber der Hand, die es anfaßt. Pergament nun trat nach und nach besonders vom 3. zum 4. Jahrhundert n. Chr. auch bei Büchern immer mehr an die Stelle von Papyrus, und damit vollzog sich auch eine völlige Umwandlung in der äußeren Erscheinung des Buches. Das Pergamentfell wurde in viereckige Bogen zerschnitten, die einmal gefaltet, lagenweise ineinandergelegt wurden. Aus einem Aufeinander zusammengehefteter Lagen ergab sich so ein Gegenstück zu dem Buche aus Holztafeln, ergab sich statt der Rolle der ungleich handlichere Pergament-Codex. Während für die Gesetzeshandschriften der Juden die Lederrolle das allein Korrekte blieb, bürgert die Kodexform sich ganz besonders ein als die der christlichen Bibelhandschrift. Codices sind aber auch die großen Sammelwerke, in denen die mit allgemeiner Gesetzeskraft veröffentlichten kaiserlichen Erlasse zusammengestellt werden, der Codex Gregorianus, Hermogenianus, Theodosianus, Iustinianus. Die Ausstattung vervollkommnete sich. Schon Johannes Chrysostomos rügt, wo ausnahmsweise christliche Bücher, das heißt die Bücher der Bibel, in Häusern anzutreffen seien, lägen sie wohlverwahrt in Kästen; es komme dem Besitzer nicht an auf den Inhalt, sondern auf die Zartheit der Pergamentblätter und die Schönheit der Schrift. Ähnlich tadelt

Pergament.

Codex.

dann auch Hieronymus den Prunk der Gold- und Silberschrift auf purpurgefärbten Membranen, die modischen Uncialbuchstaben, die ungefügen Formate und juwelengeschmückten Einbände. Das Vorbild der Papyrusrolle blickt gelegentlich noch in einer Einzelheit durch, so da, wo die Pergamentseite nicht in Zeilen von ihrer ganzen Breite, sondern in Kolumnen beschrieben wird; Kolumne neben Kolumne, das war der Anblick gewesen, den man in der zum Lesen aufgerollten Buchrolle vor sich hatte.

Schicksal der antiken Literatur.

Die Bevorzugung der Kodexform, durch die in ihr das Buch seine endgültige Gestalt gewann, war von weitgehenden Folgen auch für das Schicksal der antiken Literatur. Unmengen von Werken waren bereits aus dem Buchhandel verschwunden, waren zugrunde gegangen. Nun stellte sich auch noch ein handgreifliches äußeres Mißverhältnis ein zwischen Altem und Neuem. Man prüfte fortan genauer, ob es der Mühe lohnte, eine abgenutzte Rolle durch Abschreiben auf Pergament zu erneuern; von diesem Gesichtspunkte aus wurde die Revision einer Bibliothek zu einem Totengericht. Was gab es ohnehin alles zu vervielfältigen an frischem Bücherzuwachs, seit der neue Glaube seinen heiligen Schriften immer neue Leser warb, seit er mit der alten Weltanschauung und diese mit ihm sich auseinanderzusetzen begonnen hatte, seit er sich in Lehre und Leben zu einer Einheit auszugestalten versuchte. Verschiedenes selbst aus der altchristlichen Schriftstellerei ist in morgenländischen, lateinischen, slawischen Übersetzungen vor dem Untergange gerettet worden. Doch im ganzen war es nicht vorteilhaft für die Erhaltung griechischer Originaltexte, daß im Osten die Volkssprachen, zuerst das Syrische und das Koptische, sich zu Kirchen- und Literatursprachen ausbildeten, und daß im Abendlande die Kenntnis des Griechischen zurückging. Das älteste datierte Buch, das wir besitzen, ist eine syrische Handschrift vom Jahre 411, welche Schriften des Titus von Bostra und des Eusebius in syrischer Übersetzung enthält. Als ein mißlicher Vorzug des Pergaments hat es sich erwiesen, daß die Schrift, die darauf steht, meist ohne Schaden für den Stoff sich durch Abschaben beseitigen läßt, ein Mittel, das allzu reichlich angewendet worden ist, wenn man um leeres Material in Verlegenheit war. Vielfach lassen noch die Spuren der ursprünglichen Schrift unter Anwendung von Chemikalien sich auffrischen und lesen, und sie sind meist, wenn auch nicht in allen Fällen, uns wichtiger geworden als das, was jetzt darüber steht.

Nachwirkung antiker Tradition.

III. Das Buch im Mittelalter. Wie die Literatur der ersten christlichen Jahrhunderte noch in mannigfachstem Zusammenhange mit dem Altertum bleibt, so ergibt sich vollends für das Buchwesen dieser Zeiten wenig, was nicht sich als Fortsetzung der langen vorangegangenen Entwicklung bekundete. Die Handschriften, die auf uns gelangt sind, setzen verhältnismäßig spät ein. Noch dem 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr. mögen

Älteste Handschriften.

die beiden Vergile im Vatikan angehören, die uns noch die Eigenart antiker Buchillustration vor Augen führen, noch dem 5. Jahrhundert Bilder aus einer Handschrift der Ilias, die in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aufbewahrt werden. Am längsten, lebendigsten und am wenigsten unterbrochen bewahrt sich ein Erbteil alter Traditionen in der Obhut von Byzanz. Trotz der Ungunst der Verhältnisse, vor allem trotz der Betätigung des Zerstörungstriebes, den der Bilderstreit entfesselte, haben wir noch aus dem 9. und 10. Jahrhundert einige herrliche griechische Bilderhandschriften, in denen uns Darstellungen alt- und neutestamentlichen Inhalts begegnen, wie sie nur ein Künstler hat schaffen können, der sich noch mit voller Unbefangenheit und Sicherheit in der Auffassung und den Ausdrucksmitteln der Schulüberlieferungen vorchristlicher Malerei bewegte. So fällt manches lehrreiche Streiflicht von hier aus auch auf das Altertum zurück. Und als Ganzes genommen gehört, wie man immer mehr würdigen lernt, seit ausreichende Veröffentlichungen vorliegen, die Handschriftenausschmückung im Mittelalter zu den Gebieten, auf denen das Wesen und Vermögen der Kunst des einzelnen Zeitraums am besten sich ausspricht. Wie hohen Anteil an diesem Vorgange das Mönchstum hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Lag in den Anfängen des christlichen Einsiedlerwesens etwas von einer Absage, die der des letzten Gerichtes Heranharrende der gesamten Kulturwelt zurief, so waren es, als diese Kultur wirklich von Barbarenhand zerschlagen wurde, die Nachfolger dieser Weltflüchtigen, die zugriffen, die Trümmer verlorener Schöne hinüberzutragen aus dem Zusammenbruche in ein neues Dasein; so sehr hatte inzwischen in geistige Ergebnisse antiker Kultur die Kirche sich eingelebt. Schon die Mönchsregel des Pachomios, mag sie nun von dem Heiligen herrühren oder nicht, trifft Bestimmungen über Bücherlesen. Geradezu zur Pflicht macht es die Regel des heiligen Benedikt. Hieronymus empfiehlt dem Anachoreten das Abschreiben von Büchern. Cassiodor zieht in seinem Vivarium eine Schule dafür heran. Bei den Cluniazensern wurden zur Fastenzeit den Brüdern Bücher zum Lesen ausgeteilt, und wer bis zur Verteilung des nächsten Jahres sein Buch nicht ausgelesen hatte, mußte das bekennen und um Vergebung bitten. Der Sorge um das anvertraute Gut des Wissens hat allerdings das Mönchswesen keineswegs gleichmäßig sich angenommen. Zeiten, wie sie Dante meint, wenn er die Regel Benedikts mit den Blättern, auf denen sie geschrieben steht, Schaden nehmen läßt, haben sich ständig wiederholt. Vielfach war es selbst in der großen Zeit der Mönchsorden ganz Sache des Vorstehers des einzelnen Klosters, wie es mit dem Abschreiben und mit gelehrten Studien gehalten werden sollte. Immer wieder wird der Argwohn laut, daß über der Beschäftigung mit diesen Dingen, vor allem mit heidnischen Schriftstellern, die Frömmigkeit zu kurz komme. Aber wenn das Mönchstum eine Aufgabe als geistige Kulturmacht erfüllt hat, so geht das nicht zum kleinen Teile zurück auf die Reformer, die

Tätigkeit der Mönche.

unermüdlich ihre Untergebenen zur Arbeit in den Schreibstuben anhielten, die zum Abschreiben Bücher entliehen, woher sie konnten, um so die Klöster mit Bibliotheken zu versehen.

Iren. Als ein Vorbild hat im Abendlande sehr früh der Eifer gewirkt, mit dem künstlerisches Können und weltliche Gelehrsamkeit in den irischen Klöstern hochgehalten wurden. Schriftkundiger, Scriba, war hier ein Ehrentitel, und vom Scriba aus wurde mancher zum Abt befördert. Die zahlreichen Mönche, die seit dem 6. Jahrhundert ihre irische Heimat verlassen, um auf dem Festlande zu wirken oder nach Rom zu pilgern, nehmen Bücher mit auf die Wanderschaft. Alles was die irische Mönchswelt in ihrer räumlichen Abgeschiedenheit für sich an geistigem Besitz aufgespeichert hat, kommt so wieder zur Verteilung. Aus Anregungen, die noch das römische und griechische Buchwesen bot, entwickelte sich in Irland eine Buchausschmückung von selbständiger Geschmacksrichtung, die in der Linienführung und Farbenzusammenstellung der Ornamente überraschend schöne Wirkungen erzielt. Von dieser Kunst beeinflußt, aber vielseitiger in ihren Leistungen, ist die der angelsächsischen Handschriften. Der angelsächsischen Initialen-Ornamentik schließt sich zu einem Teil auch die der karolingischen Buchmalerei an, die im übrigen mit voller Absichtlichkeit sich der Nachbildung ihr noch zugänglicher Erzeugnisse des Altertums befleißigt. Mustergültig wird hierin die Schule von Tours, die Alcuin begründet. Bis ins 11. Jahrhundert hinein wirken ihre Bestrebungen nach. Doch stehen die Arbeiten aus der Zeit der Ottonen, in der unmittelbare Beziehungen zu Byzanz neue Anregung schaffen, zumeist hinter den karolingischen an objektivem Wert zurück. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts bereitet sich eine neue Blütezeit der Handschriftenmalerei vor, eine Kunst, die sich zunächst in einem gebundenen Stilcharakter hält und sich dem Formempfinden der Gotik anschließt. Sie kommt zuerst in Paris zur Geltung, das im 13. Jahrhundert ja Pflegestätte der Wissenschaften, *parens scientiarum*, ist. Im ganzen kam bis dahin die Fürsorge, die das Buch zum Kunstwerk umschuf, nur besonderen Prachtstücken zugute, beinahe ausschließlich Bibeln und Teilen der Bibel, Evangelienbüchern, Psaltern, Homilien, Sakramentarien, Meßbüchern, die im Gottesdienste Verwendung fanden oder im Kirchen- oder Klosterschatze zu prangen bestimmt waren. Daneben tauchen noch vereinzelt Werke auf, die von einer Abschrift zur andern mit Illustrationen versehen werden, weil die Bilder unentbehrlich erscheinen, so in einer Überlieferung die Komödien des Terenz, die Psychomachie des christlichen Dichters Prudentius und eine Reihe von Werken des Altertums, die einem technischen Können dienen, Arzneibücher, Sternverzeichnisse, die Bücher der Feldmesser. Eine Art von Enzyklopädie war der Hortus deliciarum, ein Bilderwerk, das in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Äbtissin Herrad von Landsberg verfaßte. Je mehr aber das städtische Leben in Blüte kam, um so mehr bildeten sich auch Schreiber von Beruf aus, und

Angelsächsische Handschriften.

Karolingische Handschriften.

Blüte der Handschriftenmalerei.

um so weniger beschränkte sich das Bücherschreiben auf die Klöster und die Ausschmückung auf geistliche Werke. Dante hat diese Kunsttätigkeit sich ausgesucht, um an ihr die Nichtigkeit des Berühmtseins vorzuführen. Er spricht im Purgatorio einen Oderisi an als „die Ehre von Agobbio (Gubbio) und die Ehre jener Kunst, die in Paris *alluminare* genannt wird", erfährt aber von dem Angeredeten, daß er nur noch einen Teil der Ehre hat, die ganze hat inzwischen Franco Bolognese davongetragen, der es besser heraushat, zu „pinseln", was Beifall findet. Eine wichtige Rolle in der Weiterbildung der Handschriftenmalerei und ihrer Pflege ist man geneigt, der Hofhaltung der Päpste in Avignon zuzuschreiben, von der aus jedenfalls Anregung in Fülle weithin übertragen wurde. Einen Freund fand diese Kunst auch an Johann dem Guten von Frankreich, an seinem Sohn König Karl und den andern Fürsten seines Hauses, so dem König René, dem Herzog Jean de Berry und an den burgundischen Herzögen. Der Vorliebe für künstlerisch ausgeschmückte Bücher, die in dieser Familie sich forterbte, verdanken wir eine Anzahl von Handschriften, die zu den schönsten gehören, die überhaupt vorhanden sind. In Burgund bereichert sich die Handschriftenmalerei aus der flämischen Kunst, ihrem Streben nach ehrlicher Naturtreue, ihrer lebensfrischen Auffassung, und bringt es zu einer bildmäßigen Ausgestaltung, die das Konventionelle der früheren Stadien mehr und mehr aufgibt. Unmittelbar zu den Meisterwerken der sogenannten nordischen Renaissance, die in den Brüdern Van Eyck ihren Höhepunkt findet, zählen die Bilder, mit denen das Breviarium Grimani geziert ist. Die französische Handschriftenmalerei kommt durch die Plantagenets nach England. Italien hat in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts schön gemalte Ausschmückungen namentlich in Dekretalenhandschriften hervorgebracht. Unter dem Einflusse des Humanismus kehrt man dort zu des Minuskelschrift des karolingischen Zeitraums, der *Antiqua*, wie man sie nannte und wie sie deshalb noch jetzt heißt, zurück und beginnt die Handschrift mit Ornamenten und Bildern auszustatten, die dem im Studium der Antike gebildeten Geschmacke entsprechen. Wie in den burgundischen Arbeiten und nach dem Vorbilde der Italiener dann auch überall, wohin der Einfluß der italienischen Kunst sich fortpflanzt, kommen dabei vielfach Malereien zur Anwendung, in denen das regelrecht durchgeführte Historienbild zum Buchschmuck genommen wird. Die Dynasten Italiens, die Mediceer, Ferdinand von Arragon König von Neapel, Federigo da Montefeltro Herzog von Urbino, „der sich geschämt haben würde, ein gedrucktes Buch zu besitzen", die Visconti und Sforza, die Este, mehrere der Päpste, nicht minder bemittelte Privatleute und hochgestellte Geistliche, Gilden und Bruderschaften beeifern sich in Aufträgen. Matthias Corvinus König von Ungarn beschäftigte in Florenz Schreiber mit der Anfertigung von Handschriften, die er zum Teil von Attavantes bewunderter Künstlerhand ausschmücken ließ. Den Abschluß dieser Renaissancekunst in Italien bezeichnen die Arbeiten

Burgundische Handschriften.

Handschriften der Humanistenzeit.

von Littifredi dei Corbizzi in Siena und des Kroaten Julio Clovio. Meisterwerke in der Kunst des gemalten Buchschmucks werden noch geschaffen, nachdem schon lange die Buchdruckerkunst im Gange ist, so in Frankreich das reizvolle Livre d'Heures der Königin Anne de Bretagne und die trefflichen Arbeiten des Jean Foucquet aus Tours. Kehren wir auf deutsches Gebiet zurück, so wird das höfische Leben um die Wende des 14. Jahrhunderts uns sehr anschaulich vor Augen geführt in der Minnesängerhandschrift, die unter Kaiser Friedrich aus Paris nach Heidelberg zurückgegeben worden ist. Die Blüte der Kunst am Niederrhein und in den Niederlanden hat uns auch mit einigen Bilderhandschriften von eigenartigem Werte beschenkt. Nicht geringes Interesse ferner bietet der *Bellifortis* des Konrad Kyeser von Eichstädt, ein Werk, das in einer Menge von Abbildungen allerlei Vorkehrungen und Geräte vorführt, die im Kriege zu brauchen sein sollen, daneben aber auch noch andere geheimnisvolle Künste verherrlicht. Eine große Nachfrage nach illustrierten Handschriften deutscher Dichtungen bestand zeitweilig im südwestlichen Deutschland, bevor hier der Humanismus andere literarische Interessen mehr in den Vordergrund schob. Es gab förmliche Handschriftenfabriken. Am schwunghaftesten betrieb das Geschäft Diebolt Lauber in Hagenau um die Mitte des 15. Jahrhunderts. In den besseren Arbeiten herrscht eine zwar skizzenhafte, aber gerade deswegen oft recht angemessene Durchführung, etwas erfreulich Ungezwungenes, ein ausdrucksvoller Gestus. Meist wird nicht mehr gegeben als eine angetuschte Federzeichnung. Nach Art dieser Bücher gestaltet ist schon Ulrich von Richentals lehrreiche Schilderung des Konstanzer Konzils. Auch Landrechtbücher, Gerichtsordnungen, Hausbücher werden in diesem Stile geziert. Gute Beispiele lokaler Kunst vom Ende des 15. Jahrhunderts sind Konrad Franckendorfers Evangelienbuch im Germanischen Museum zu Nürnberg und Georg Becks Choralbuch zu Augsburg. In der Reformationszeit schmückt der Nürnberger Nikolas Glockendon ein Missale und ein Gebetbuch für den Kurfürsten von Mainz Albrecht von Brandenburg, und sein Bruder Albert Glockendon ein Gebetbuch für Wilhelm von Bayern. Auch der Maler des „Gänsebuchs" zu Nürnberg Jakob Elsner vertritt ein tüchtiges Können. Noch 1647 malt dann Friedrich Brentel für seinen Gönner Herzog Wilhelm von Baden überaus sorgfältig ausgeführte Gebetbuchminiaturen.

Deutsche Buchmalerei.

In diesem Überblick über die reiche Betätigung künstlerischen Sinnes, die während des Mittelalters aus dem Handschriftenwesen sich ständig neu herausbildet, ist zugleich schon angedeutet, wie mannigfach das geistige Leben und Schaffen, das im Buche sich verkörpert und fortpflanzt, auch in diesem Zeitalter ist. Auf keinem Gebiete wird als Werkzeug der Überlieferung das Buch so in Anspruch genommen wie auf dem religiösen. Am selbständigsten tritt es daneben auf im Dienste des Rechts. Als die Germanenstämme sich heimisch einrichteten in den Provinzen des Römerreichs, die ihr Schwert ihnen unterworfen hatte, lernten sie sehr bald be-

Bedeutung des Buches im Mittelalter.

Das Buch im Rechtswesen.

greifen, daß unter diesen Verhältnissen ein bloß gewohnheitsmäßiges Herkommen nicht mehr ausreichte. Schon im 5. Jahrhundert wird daher der Anfang mit der Aufzeichnung germanischer Rechtssatzungen, der sogenannten *Leges barbarorum* gemacht. Wie der Glaube an den Anspruch des römischen Kaisers auf die Herrschaft über den Erdball als Glaubenssatz fortlebt, so umkleidet auch die Gesetzgebung Justinians der Schimmer des für alle Länder und Zeiten gültigen Weltrechts. Nie wieder ist, um Savignys Ausspruch hier anzuwenden, eine Handschrift mit solcher an das Abergläubische grenzenden Verehrung behandelt worden, wie die große Pandektenhandschrift, die wahrscheinlich noch im 7. Jahrhundert in Konstantinopel geschrieben ist und im Besitze von Pisa war, bis nach Unterwerfung der Pisaner die Florentiner sie entführten. Feierlich wie zu einer Orakelstätte gingen vierteljährlich in Pisa Cancellare und Notare hin, sie zu besichtigen und zu vergleichen; Vertreter der Behörden und der Gilden hatten dabei zu sein. Nur wem gleich den Rechtslehrern von Bologna das Corpus iuris der einzige Quell aller Rechtsweisheit war, der konnte darin so zu Hause sein, wie es die Glossatoren gewesen sind. Ihre Auslegungen wiederum wurden für die nachfolgenden Generationen höchstes Gesetz. Es sei besser, heißt es, eine Glosse für sich anführen zu können als den Wortlaut des Corpus iuris, solcher Götzendienst werde mit der Auslegung getrieben, „denn wie die Alten Götzen als Götter anbeteten, so beten die Advokaten die Glossatoren als Evangelisten an“. Ein ähnlicher Geist der Hingabe an Autoritäten und an das geschriebene Wort herrscht auf den meisten andern Gebieten. Aussprüche der Kirchenväter werden denen der Bibel nahezu gleichgestellt. Unter dem Deckmantel eines gefeierten Namens — Aristoteles, Dionysius Areopagita, Augustinus, Isidorus — werden Fälschungen unbeanstandet hingenommen. Andererseits erhält sich, wie kürzlich entdeckt wurde, ein ketzerisches Werk des Iren Pelagius unverstümmelt und unversehrt, bloß weil die Abschrift nicht angibt, wer der Verfasser ist. Meist nimmt man den Inhalt hin, ohne sich viel mit der Person des Autors zu beschäftigen. Es kommt vor, daß für ein und dasselbe Buch vier verschiedene Leute als der Urheber überliefert sind, so für den *Tractatus de oculo morali*. Am schlechtesten kommen die Wissenszweige fort, die nur als eine annehmliche Bereicherung der Vorstellungen gepflegt werden, wie die Erdkunde, in der zum Beispiel der Abriß des Ethicus, als dessen Bearbeiter freilich Hieronymus gilt, mit Vorliebe benutzt wird, obwohl schon in einem alten Kataloge der Klosterbibliothek von St. Gallen das Buch durch den Zusatz „wertloses Schriftstück“ hinreichend gekennzeichnet ist. Die Wertschätzung, die das Mittelalter dem Buche als solchem erweist, findet ihren beredtesten Ausdruck in dem *Philobiblon*, das nach der Schlußschrift 1345 von Richard de Bury Bischof von Durham, Schatzmeister und Kanzler König Edwards III. verfaßt worden ist. Obenan steht ihm die Bedeutung der Bücher, „vor denen die Armseligkeit menschlicher Unwissenheit ohne

Richard de Bury (1287—1345).

Beschämung sich bloßstellt", dieser Lehrmeister, die ohne Zuchtruten und Ereifern uns unterweisen und stets uns Rede und Antwort stehen, für die Welt der Offenbarung und des Glaubens. „Niemand kann den Büchern dienen und dem Mammon." „Bücher", rühmt er ferner, „ergötzen, wenn es uns gut, spenden Trost, wenn es uns schlecht geht, verleihen Kraft den Abmachungen, die Menschen schließen, und ohne sie lassen sich wichtige Urteile nicht fällen. Auf Büchern beruhen Künste und Wissenschaften, deren Ergebnisse kein Geist herzuzählen ausreicht. Wie wunderwürdig ist der Bücher Macht, wenn wir durch sie die Grenzen des Erdkreises und der Zeit erkennen und das was ist sowohl wie das was nicht ist gleichwie in einem Spiegel der Ewigkeit anschauen. Berge ersteigen wir, Abgrundtiefen erforschen wir, Fischarten, derengleichen der Luftbereich in keinerlei Weise enthält, sehen wir vor uns in Handschriften; Besonderheiten von Flüssen und Quellen verschiedener Länder werden uns klar; in Büchern graben wir aus Metalle und Edelsteine, sowie jegliche Art von Mineralstoffen, über Kräfte von Kräutern, Bäumen und Gewächsen belehren wir uns; nach Gefallen betrachten wir alles was hervorbringen Neptunus, Ceres und Pluto." So urteilt noch einer der am besten unterrichteten Männer Nordeuropas, fünfzig Jahre nachdem bereits das überlieferte stark zusammengeschrumpfte Weltbild einen Teil seiner Ausdehnung aus Marco Polos Reisen zurückgewonnen hatte. Ein vertrauteres als ein so rein aus Schriftstellern erworbenes Verhältnis zur Natur läßt sich ja zwar schon vorher bei Dante nachweisen. Doch nur in vorsichtigem Fortschreiten tastet sich die Wissenschaft des 15. und 16. Jahrhunderts aus der Enge dieser lebensarmen Bücherweisheit heraus an das Pleinairstudium der Erscheinungswelt.

Verbreitungsfähigkeit der Handschriften im Mittelalter.

Das Handschriftenwesen des Mittelalters brachte im allgemeinen eine geringe Verbreitungsfähigkeit des Buches mit sich. Doch trat gelegentlich in erregten Tagen eine Streitschriften-Literatur hervor, so am Ende des 11. Jahrhunderts zur Rechtfertigung der Ansprüche des Papsttums, dann in dem Zerwürfnisse zwischen Philipp dem Schönen und Bonifaz VIII., in dem Kampfe Ludwigs des Bayern mit Johann XXII. Sorgfältig geschriebene Bücher waren sehr kostbar. Man entäußerte sich eines kostbaren Pferdes, eines Weinbergs, um eine Handschrift zu erwerben, die einer Kirche dargebracht werden sollte. Pergament war nicht leicht zu haben, daher fielen auch gewöhnliche Bücher nicht wohlfeil aus, und man gewöhnte auch des schnellern Schreibens halber sich allmählich an Mengen von Abkürzungen und enge Schrift. Trotzdem befindet sich am Ende des 13. Jahrhunderts ein Schulmeister zu Augsburg, Hugo von Trimberg, wie er in seinem Gedichte „Der Renner" anführt, im Besitze von 200 Handschriften. Wer sich einen Kaplan hielt, war in der Lage, Werke, die er besitzen wollte, sich durch diesen abschreiben zu lassen. Die Verwendung von Papier, die das Buch ungemein billiger herzustellen gestattete, kam in Deutschland im 14. Jahrhundert auf. Für den Bedarf der

Studenten an Lehrbüchern hatten auf den Universitäten des 13. Jahrhunderts die Stationarii zu sorgen, wie sie mit einem Namen benannt wurden, der sich noch in dem englischen Stationer erhalten hat und von Statio, einer sehr alten Bezeichnung für Schreiberwerkstatt, herkommt. „Unbemittelte Scholaren", erfahren wir, „schreiben eigenhändig für sich und andere, das für sich getreu, das für andere hübsch und eilfertig". Es gab nach der Schilderung, die ein Predigtbuch enthält, auch in Paris genug Leute, die gern etwas Schwarz auf Weiß besaßen, um es nach Ablauf der Studienzeit daheim getrost vorweisen zu können, die „aus Kalbfellen mit breiten Rändern große Bücher zusammenstellten und sie hübsch in rotes Leder binden ließen; so reisten sie zurück zu den Eltern mit weisem Gepäck und unweisem Sinn".

IV. Das Buch in der Neuzeit. Ist auch die Kulturbewegung, die wir Renaissance nennen, keineswegs einzig und allein geboren aus dem Geiste des Humanismus, so zählt er doch zu den treibenden Kräften in ihr. Die Humanisten sind es, die zuerst ein Schibolet ausgeben; es ist die frohe Botschaft von der Einzigartigkeit der Kultur des Altertums, die sie verkünden. Nicht bloß daß an dem Studium der antiken Dichter, Denker und Geschichtschreiber der Eifer der humanistischen Propaganda sich entfacht; dieses Studium selbst vielmehr wird getrieben als das Mittel, sich und andere frei zu machen von jeglicher „Barbarei". Die Werke der Alten, soweit man ihrer noch habhaft werden konnte, zusammenzutragen, sie in Abschriften sich und den Gleichgestimmten zu sichern, war unerläßlich. Den ersten Schritt hierzu tat Petrarca. In seinem Sammeleifer begegnete er sich mit seinem Zeitgenossen Richard de Bury. Aber in der Art wie Petrarca über seine Leidenschaft für Bücher sich und andern berichtet, wie er es als persönliches Erlebnis schildert, daß sich ihm von Ciceros Schriften aus einer der Alten nach dem andern entdeckt, darin zeigt sich ein tiefer Wesensunterschied; noch mehr vielleicht in der Anwendung auf die Gegenwart, die Petrarca macht, in seinen Bemühungen, eine Erneuerung herbeizuführen, selber in eigenem Schaffen den großen Vorbildern es gleichzutun und so nach ihrem Vorgange Ruhm und Unsterblichkeit zu ernten. Bloßes Zusammenhäufen von Büchern verwirft er, allerdings ganz ähnlich wie sich schon Seneca darüber ausgesprochen hat. Auch bildete das Quantum antiker Werke, an dem anfangs der Humanismus seine Begeisterung nährte, tatsächlich eine zwar gewählte, aber keineswegs besonders reichbesetzte Tafel; ohnehin blieb ihm im Abendlande nicht viel mehr als eine letzte Nachlese übrig. Das meiste aus der lateinischen Literatur, dessen Untergang zu verschmerzen schwer fällt, wird schon Jahrhunderte vordem nicht mehr als vorhanden erwähnt. Als „Schulschriften", *libri scholastici*, hatte das Mittelalter eine ganze Reihe antiker Autoren beibehalten oder doch geduldet. Nur sah man jetzt diese mit andern Augen an, ja kehrte die Rangordnung um. Die Lust am

Humanismus.

Sammeln erfaßte bald auch die Mächtigen. Eine Liviushandschrift, von Cosimo de'Medici zur rechten Zeit als Geschenk übersandt, soll Alfons von Aragon König von Neapel zu einem unvorteilhaften Friedenschlusse bestimmt haben. Für die Rolle, die in diesem Zeitalter, obwohl es auch das der „Redner" war, das Buch spielte, ist bezeichnend, daß eine Fülle höchst wertvoller Nachrichten über die hervorragenden Persönlichkeiten uns erhalten sind in Lebensbeschreibungen, deren Verfasser — Vespasiano da Bisticci — zu sehr vielen dieser Männer in unmittelbaren Beziehungen gestanden hat, weil er mit Handschriften Handel trieb und das Abschreibenlassen von Handschriften übernahm. Daß einmal die planmäßige Nachforschung nach den Überbleibseln der Literatur der Griechen und Römer auf die Tagesordnung kam, hat bleibenden Gewinn gezeitigt: manches zu Unrecht Verschmähte und Vergessene ist von neuem ans Licht gezogen worden, das Wissen um die Vergangenheit hat sich auf immer reicher ausgestattet, wenn auch mit diesem Vorrat die Humanisten der Renaissance durchaus nicht in allen Fällen das Rechte anzufangen wußten. Wie das neu erworbene Gut aus der Welt der Bücher die Geister beschäftigte, lehrt der Ausdruck, den etwas von dieser Wiederbelebung in Raffaels Schule von Athen gefunden hat, deren Gestalten allerdings immer nur wenigen alles sagen werden, was in ihnen ausgesprochen ist. Im Verein mit der Kunst erfüllte die populäre Literatur der Volkssprachen, die im Gefolge des Humanismus einherging, Generationen hindurch die Phantasie auch der Ungelehrten mit Vorstellungen aus der griechischen und römischen Welt, denen es an Hoheit und Größe nicht mangelte. Die Bergungs- und Rettungsarbeit kam übrigens auch zugute den Werken der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, nicht bloß, weil auch sie als Meister der Sprache und des Stils, sondern zum Teil auch, weil sie als Muster für die Verschmelzung von antiker Bildung mit christlicher Frömmigkeit gelten.

Ungleich wichtiger als alle materiellen und formalen Änderungen, die das Buch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts erlebt hat, war für die Zwecke, denen das Buch dient, die Neuerung in der Herstellung, die mit Gutenbergs Erfindung des Satzes und Druckes in beweglichen Lettern eingeführt wurde. Die Erfindung kam zu günstiger Zeit. Es war ein unabweisbares Bedürfnis geworden, eine weniger mühsame, zeitraubende und kostspielige Vervielfältigungsart als die durch Abschreiben zur Anwendung zu bringen. In den ersten Druckerzeugnissen spricht sich deutlich die Absicht aus, nach dem neuen Verfahren zunächst Texte herzustellen, bei denen auf großen Absatz zu rechnen war: deutsche Verse von volkstümlicher Haltung, Kalender und was dazu gehört, die Elemente der lateinischen Formenlehre für Anfänger, die lateinische Bibel mit bewunderungswürdiger Vollendung in herrlichen Missaletypen den Handschriften von sorgfältigstem Äußern nachgeahmt, Ablaßbriefformulare. Der Ausbildung und Verbreitung der jungen Kunst nachzugehen ist hier nicht die Auf-

Anfänge des Buchdrucks.

Erste Erfolge des gedruckten Buchs.

gabe. Ihr erschloß sich auf dem Gebiete der Kirche, des Rechts, der Gelehrsamkeit, auf dem die universelle Herrschaft des Latein dem Vertrieb zu Hilfe kam, wie im Bereiche populärer Belehrung, Erbauung und Unterhaltung ein ungemessenes Arbeitsfeld. Man hat ausgerechnet, daß von der Menge von Drucken, die noch im 15. Jahrhundert entstanden sind, annähernd die Hälfte auf die Bibel, die Theologie und den Gottesdienst kommt. Noch regierte die Scholastik. Mehr als zwanzigmal ist bis 1500 das Catholicon, eine im Mönchslatein des 13. Jahrhunderts abgefaßte grammatische und lexikalische Enzyklopädie, zum Druck gebracht worden. Dem ausreichend vorhandenen Lesetrieb des Publikums konnte nun eine Nahrung geboten werden, die leicht erreichbar war. Statt des ohnehin für den Druck weniger bequem zu handhabenden Pergaments, das zwar schönere Wirkungen abgab, kam immer mehr Papier zur Verwertung. Lesenlernen und Lesen wurden wesentlich erleichtert, da es beim Typensatz ökonomisch und praktisch war, die Buchstabenverbindungen und Abkürzungen, von denen die Handschriften oft geradezu wimmelten, bis auf eine ganz kleine Auswahl in Fortfall zu bringen. Dazu kam, daß namentlich nach 1462 von Mainz aus die Drucker in die Ferne wanderten, dort ihre Kunst auszuüben, und daß noch in demselben Jahrhundert neben dem Buchdruck der Buchhandel sich zu einem selbständigen Erwerbszweige entwickelte. Auch politische Manifeste begegnen uns bereits in dem Mainzer Bistumstreite. Besondern Vorteil aber hat von der neuen Erfindung die jugendlichste literarische Richtung des Tages gehabt, die humanistische. Schon 1465 gab Peter Schöffer Ciceros Bücher „von den Pflichten“ heraus; sie fanden so viel Absatz, daß schon 1466 eine neue Auflage notwendig wurde. Ganz überwiegend den humanistischen Bestrebungen gewidmet war die Tätigkeit der ersten Deutschen, die in Italien zunächst in Subiaco, bald darauf in Rom druckten. Bei ihnen erschien unter anderm die Streitschrift des Kardinals Bessarion „wider die Verleumder Platons“. Der erste Drucker Venedigs beginnt mit den Briefen Ciceros; und mit den Briefen eines italienischen Humanisten fängt die Reihe der Pariser Drucke an.

Förderung des Humanismus.

Das Buch in der Reformationszeit.

Vollends nicht zu denken ist die deutsche Reformation ohne die Mitwirkung des gedruckten Worts, ohne die Unternehmungslust der Presse, den geschäftigen Nachdruck, die Umsicht der „Buchführer“. Seit den Tagen von 1517, in denen das Flugblatt mit den 95 Thesen binnen vier Wochen nach dem Ausdruck eines der Reformatoren „schier die ganze Christenheit“ durcheilte, „als wären die Engel selbst Botenläufer“, wirkt Jahrzehnte hindurch Luthers machtvolle volkstümliche Persönlichkeit allgegenwärtig in seinen Schriften. Zu ihnen gesellen sich die Erzeugnisse leidenschaftlichster Parteinahme, in der seine Gegner und Anhänger sich überbieten. Die Zahl der deutschen Drucke wuchs in dieser Zeit von Jahr zu Jahr bis ums achtfache. Die 4000 Exemplare der ersten Auflage der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ waren in wenigen

Tagen vergriffen. Mit Luthers Schriften, vornehmlich mit seiner Bibelübersetzung, dem Hauptbuche und lange Zeiten hindurch neben dem Katechismus und dem Gesangbuche oft auch dem einzigen Buche des protestantischen Hauses, haben die Deutschen eine Schriftsprache erhalten und als die ihre bewahrt.

Wirkung des Buches.

In ihrer Tragweite genommen sind Luthers Schriften etwas Einzigartiges, sind sie weltgeschichtliche Ereignisse, mehr Ereignisse, als es je die Schriften irgend eines andern Sterblichen gewesen sind. Angesichts des Gesamtbildes ihres Eindrucks und Erfolges stehen wir wie vor dem Resultate eines einmaligen Naturvorgangs von grundwegs umgestaltender Gewalt, für dessen Beurteilung nichts vorliegt als das Unvergleichliche der hervorgerufenen Veränderung. Vergeblich sehen wir uns nach einem Gegenstück dazu in der ganzen Literaturentwicklung um. Alles, was da Großes gewirkt hat und noch bleibend fortwirkt, hat andere Wirkungsart und begrenzteres andersartiges Gebiet. Wohl hat man von Voltaire und von Rousseau gesagt, daß sie mit ihren Schriften die französische Revolution geschaffen haben, sie nehmen aber, soweit diese Ansicht überhaupt zutrifft, zu den Ereignissen keine andere Stellung ein als die vorbereitende, die bei der Reformation etwa die literarische Tätigkeit des Erasmus hat. Doch wollen wir auch hier, wo es darauf ankommt, das Buch nach seinem Kulturwert zu würdigen, noch wenigstens einiger der Werke gedenken, die als ein Vermächtnis der Vergangenheit ihre Kraft fort und fort bewährt haben und noch ausüben in der Gegenwart. An den Elementen des Eukleides, an den Werken des Aristoteles, an dem hochgesinnten Wahrheitsstreben Platons hat immer von neuem das Denken sich geschult und gebildet, sie enthalten Grundlagen so bleibend, wie sie für Erkennen und Sittlichkeit nur noch Kants Arbeit wieder geschaffen hat. Enthalten auch die *Muqadamāt* des Ibn Khaldūn Betrachtungen, die der Geschichtsauffassung des Aristoteles nicht unebenbürtig sind, so bleiben sie doch nichts als ein Denkmal einsamer Größe. Erst im Weitergeben der Fackel von einem der dem Ziele Zustrebenden zum andern pflanzt eine Wirkung durch die Zeiten sich fort. Wohl wirkt auch das eine und das andere Werk in seiner Vereinzelung. Mark Aurels Büchlein der Einkehr bei sich selbst gehört für viele zu der Klasse von Büchern, die Montaigne den „notwendigen Vorrat für die Lebensreise“ nennt, noch mehr gilt das von den Konfessionen des Augustinus, von der *Imitatio Christi* des Thomas a Kempis. Eine unvergängliche Sprache aber redet das Buch des Dichters. Homeros, die griechischen Tragiker, die ganze dichterische Kunst des Altertums erleben immer neue Auferstehung. Wie die *Divina commedia* bald nach Dantes Tode schon die Auslegung beschäftigte, so gibt es noch gegenwärtig nicht nur bei uns eine Dantegemeinde, sondern selbst in Boston und an Hochschulen Neuenglands. Die Gestalten Shakespeares haben ein Leben für sich, wie es auch die Person des sinnreichen Hidalgo Don Quijote noch weiter fortbesitzt, nach-

dem längst die Ritterbücher, die Cervantes abstrafen wollte, nur noch von Literarhistorikern und Kuriositätensammlern angesehen werden; eine eigene Daseinskraft, wie sie auch einigen von den Gebilden spanischer Dramatiker innewohnt. Als eine Macht hat das Buch sich recht oft erwiesen, nicht bloß, wenn es das Werk des Genius war, wie das von Swifts unnachahmlichen Schöpfungen, von den *Lettres persanes* Montesquieus, auch wohl von den „Juniusbriefen" zu sagen ist, sondern auch nicht selten ein nichts weniger als bedeutendes Erzeugnis, wenn es wie „Onkel Toms Hütte" zu rechter Zeit einer hochgespannten Erregung Ausdruck lieh. In welchem Maße hat Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique*, hat Diderots Enzyklopädie die Anschauungen im großen und im einzelnen umgestaltet.

Zensur.

Omnium malorum antidotum, „aller Übel Gegenmittel" zu werden, erklärt Richard de Bury, dazu habe Gott das Buch bestimmt. Oft ist es zu einer scharfen Waffe geworden, nicht selten auch ist es als eine Gefahr, als ein Übel erschienen. Schon die römische Kaiserzeit kennt die Unterdrückung mißliebiger Werke. Eine Beaufsichtigung der Veröffentlichungen wurde zu einer stehenden Einrichtung bald nach Einführung der Druckerpresse. Am 18. März 1479 erhält die Universität Köln vom Papst das Recht der Zensur, am 24. März 1564 stellte das Konzil von Trient den ersten Index verbotener Bücher auf. Ganz allmählich und erst in der Neuzeit hat auch ein Recht des Buches und an dem Autor- und Verlagsrecht ein wichtiger Zweig des Urheberrechts sich ausgebildet.

Vermehrte Bedeutung des Buches in der Neuzeit.

V. Das Buch in der Gegenwart. Schon das Altertum hatte sehr mannigfache Kategorieen von Büchern gezeitigt. Viele Literaturgattungen sind im Mittelalter abgestorben. Verschiedenartiger als je zuvor wurde der Inhalt wieder seit dem Buchdruck. Die Bücherproduktion der Neuzeit zeigt ein zwiefaches Bestreben. Auf der einen Seite verzweigt sie sich bis ins Einzelne. Immer tiefer aber auch immer enger werden die Schachte, in denen die Einzelarbeit vorgeht. Aber den Antrieb und Plan erhält sie vielfach aus der Kombination der Ergebnisse und der Methoden. Nicht weniger als durch den Schwarm der Monographieen wird der Gang der Entwicklung bezeichnet durch zusammenfassende Darstellungen, durch Lehr- und Handbücher, Nachschlagewerke, Übersichten, Enzyklopädieen, Unternehmungen, bei denen Aufgaben, die zu lösen nicht mehr in des Einzelnen Kraft liegt, durch die vereinte planmäßig geleitete Arbeit vieler verwirklicht werden sollen. So ist es nicht bloß im eigentlichen Bereiche der Wissenschaft, sondern weit darüber hinaus. Unendliche Füllen von Stoff werden alljährlich in Zeitschriften der allerverschiedensten Art niedergelegt. Fast unübersehbar wird die Zahl der Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Schul- und Jugendschriften, auf dem der technischen und industriellen Berufsarten. Orientierend greifen da in dieses Übermaß die

kritischen Zeitschriften ein, die Fachberichte über das Ergebnis der jährlich herausgekommenen Veröffentlichungen. In analogem Sinne ist überall die Bibliographie an der Arbeit. In keinem der Länder, deren Buchhandel in Betracht kommt, fehlt es ganz an Verzeichnissen, aus denen ersehen werden kann, was erscheint. Daneben stehen die bibliographischen Zusammenstellungen über die Tätigkeit auf den einzelnen Gebieten, selbst zum Teil, wie z. B. der internationale Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur, Unternehmungen größten Umfanges.

Das Buch als Kunstwerk.

Seiner höchsten Aufgabe wird das Buch gerecht, wenn es erhebt, läutert, veredelt, wenn es, Schule und Kirche ergänzend, die Weltanschauung des Einzelnen ausgestalten und bereichern hilft. Wie von dem Bestreben aus, den Text verständlicher zu machen, eine dem würdigen Inhalt entsprechende würdige Erscheinung, eine den gebildeten Kunstsinn ansprechende Ausschmückung zu geben, die Handschrift eine Entwicklung nahm, bei der sie vielfach ganz ins Kunstwerk überging, ist schon dargestellt worden. Die ältesten Drucke sollten nur Nachbildung von Handschrift sein und wurden anfänglich noch durch Handschrift und vielfach auch vom Rubrikator und Illuminator ergänzt. Prachtvolle, mit höchster typographischer Sorgfalt in Rot und Blau gedruckte Initialen hat Schöffer bereits 1457 und 1458 in seinem Psalter und *Canon missae* zur Anwendung gebracht, und schon im Beginn des nächsten Jahrzehnts macht Pfister in Bamberg den ersten Versuch, den Holzschnitt für das deutsche Volksbuch auszunutzen. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts entstanden Meisterwerke der Buchillustration wie die trefflichen Darstellungen in der Lübecker Bibel von 1494, Erhard Reuwichs Bilder zu Breidenbachs Reise, die reichillustrierte Weltchronik Hartmann Schedels, der von Johann Grüninger in Straßburg herausgegebene Virgil, in Italien Zeichnungen von berückender Schönheit der Komposition und der Linie in der *Hypnerotomachia* des Polyphilus. Aus dem 16. Jahrhundert nenne ich nur die Illustrationen des Hans Schäufelein zum *Theuerdank*, und als das Feinfühligste und Künstlerischste, was wohl je in der Ausschmückung eines Buches hervorgebracht worden ist, die Randzeichnungen Dürers zu dem Gebetbuche Kaiser Maximilians. Der Holzschnitt wird im 17. Jahrhundert und vollends im 18. vielfach durch die Radierung ersetzt, in der ja unter andern Daniel Chodowiecki sein großes Talent betätigt. Bei uns wird danach der Holzschnitt wieder zu Ehren gebracht vornehmlich durch Ludwig Richter. Aus höchster künstlerischer Individualität heraus schafft dann Adolf Menzel eine neue malerisch durchgebildete Holzschnittillustration. Mitten in einer Bewegung, in angestrengten Versuchen zu einer Erneuerung des gesamten künstlerischen Gepräges des Buchs befindet sich die Gegenwart; bei uns, in England, in den Vereinigten Staaten, überall ein reger Wettstreit, in dem noch keine Richtung den Ausschlag gegeben hat. Alle Mittel der mannigfachen graphischen Verfahren, alle technischen Vervollkommnungen werden zuhilfe genommen. Sorgfältig werden die Leistungen

früherer Jahrhunderte zu Rate gezogen, werden alle Formen, die zur Wahl stehen, selbst die des fernsten Inselvolkes Asiens, ausgeprobt. Künstler von großem Können leihen ihre Hand. Immer allgemeiner wird anerkannt, daß die Aufgabe sein wird, Papier, Type, Satz, Inhalt, Buchschmuck, Einband, alles auf einen Eindruck zu stimmen, um als höchstes Erzeugnis der Buchkunst das Buch zu einer künstlerischen Einheit zu gestalten. Das Problem ist hier dasselbe, dem unsere Kunst in allen Lebensäußerungen gegenübergestellt ist, das Problem eines zeitgemäßen Stils, einer uns eigensten Kunst. Möge der schöpferische Geist sich finden, dem der große Wurf gelingt.

Literatur.

Die ganze Überfülle von Literatur über das Buch, namentlich die große Zahl von Unterhaltungsbüchern für Bücherfreunde und Bibliomanen kann hier nicht inventarisiert werden. Nicht unerwähnt möchte ich lassen: ALBERT CIM, Le Livre, 1. 2 (Paris, 1905); wird fortgesetzt. — OCTAVE UZANNE, Nos amis les livres, Causeries sur la littérature ancienne et la librairie (Paris, 1866). — ERNEST LEGOUVÉ, L'Art de la lecture (Paris, 1877); erschien in 19 Auflagen, dazu ein Complément (1879). — ANTON E. SCHÖNBACH, Lesen und Bildung, Umschau und Rat, 7. Aufl. (Graz, 1905). — Gesammelte Aufsätze: E. EGGER, Histoire du livre depuis ses origines jusqu'à nos jour, 2. éd. (Paris, 1880). — Einen Aufsatz *Books* enthält RALPH WALDO EMERSONS Society and Solitude. Die Fragen *How and What to Read* und *Why to Read* behandelt JOHN RUSKIN in seinem Sesam and Lilies. Auskunft über alle möglichen Stoffe, auf denen je geschrieben worden ist, gibt das Buch von G. F. WEHRS, Vom Papier (Halle, 1779); nebst Supplementen (1790).

Schrift und Buchwesen des Altertums: JACOBI MARTORELLII, de regia theca calamaria. I (Neapoli, 1756). — S. C. G. SCHWARZ, de ornamentis librorum et varia rei librariae veterum suppellectile (Leipzig, 1756). — H. GÉRAUD, Essai sur les livres dans l'antiquité, particulièrement chez les Romains (Paris, 1840). — TH. BIRT, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Literatur (Berlin, 1882). — K. DZIATZKO, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens (Leipzig, 1900); dazu: TH. BIRT, Zur Geschichte des antiken Buchwesens im Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 17 (Leipzig, 1900), S. 545—565. — CES. PAOLI, Del papiro, specialmente considerato come materia che ha servito alla scrittura, in den Pubblicazioni del R. Istituto di Studi superiori in Firenze, Sezione di filosofia e di filologia 1878. In derselben Serie erschien von PAOLI auch das Programm: Materie scrittorie e librarie (Florenz, 1894); deutsch von K. LOHMEYER (Innsbruck, 1895).

Als dem Leser bekannt vorausgesetzt und daher nicht wiederholt habe ich, was ULRICH VON WILAMOWITZ in der Abteilung VIII des I. Teiles der „Kultur der Gegenwart" über Buchwesen mitteilt. — Weitere Literatur ist in dem Aufsatze „Buch" von DZIATZKO in der Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft von Pauly-Wissowa aufgezählt.

Schrift und Buchwesen des Mittelalters: W. WATTENBACH, Das Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl. (Leipzig, 1896). Die beste Ausgabe des Philobiblon des Richard de Bury ist die von ERNEST C. THOMAS (London, 1888), die eleganteste die des Grolier Club (New-York, 1888).

Handschriften des Mittelalters und der Renaissancezeit: Die schönste Veröffentlichung auf diesem Gebiete, aber sehr selten und vollständig nur in dem Exemplar der National-Bibliothek zu Paris, ist das Werk des Comte AUGUSTE DE BASTARD D'ESTANG, Peintures et Ornements des Manuscrits (Paris, 1832—69). — Einen Begriff von dem Eindruck, den die Originale machen, geben auch die Abbildungen in der Paléographie universelle von J. B. SILVESTRE (Paris, 1841); ferner J. O. WESTWOOD, Fac-Similes of Miniatures und Ornaments of Anglo-Saxon- and Irish-Manuscripts (London, 1868); und GEORGE F. WARNER, Illuminated Manuscripts in the British Museum, 4 Bde. (London, [1899—]1903); auch die Veröffentlichungen von Montecassino (Paleografia, 1882. Le Miniature nei codici Cassinesi [1887]).

Vortreffliche Veröffentlichungen sind auch die Werke: Fac-similés des miniatures des plus anciens manuscrits grecs de la Bibliothèque nationale publ. p. HENRY OMONT (Paris,

1902). — LÉOP. DELISLE, Notice de douze livres royaux (Paris, 1902). — Beschreibendes Verzeichnis der Illuminierten Handschriften in Österreich, herausgeg. von F. WICKHOFF (Leipzig, 1905); bis jetzt 2 Bde. — F. CARTA, C. CIPOLLA e C. FRATI, Monumenta Palaeographica Sacra, Atlante paleografico-artistico (Torino, 1899). — STEPHAN BEISSEL, Vaticanische Miniaturen (Freiburg i. Br., 1893). — Seit 1897 erscheinen die beiden Serien: Codices graeci et latini photographice depicti dir. Guil. Nic. Du Rieu (Leiden) und Codices e Vaticanis selecti photographice expressi consilio et opera Curatorii Bibliothecae Vaticanae. — Hauptsächlich aus der Hof- und Staatsbibliothek zu München entnommen ist das Werk von LUISE V. KOBELL, Kunstvolle Miniaturen des 4. bis 16. Jahrhunderts (München, 1890). Ein Verzeichnis der im Handel vorrätigen Photographieen aus Handschriften dieser Bibliothek steht im Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 19, S. 229—248.

Zu erwähnen sind ferner: W. G. SEARLE, The Illuminated Manuscripts in the Library of the Fitzwilliam Museum (Cambridge, 1876). — WALTER DE GRAY BIRCH, Early Drawings and Illuminations, An Introduction to the Study of Illustrated Manuscripts; with A Dictionary of subjects in the British Museum (London, 1879). — J. W. BRADLEY, A Dictionary of Miniaturists, 3 Bde. (London, 1887—89). — HENRI BORDIER, Description des peintures et autres ornaments contenus dans les manuscrits grecs de la Bibliothèque nationale (Paris, 1883). — KARL LAMPRECHT, Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts (Leipzig, 1882).

Zusammenfassende Darstellungen: A. LECOY DE LA MARCHE, Les Manuscrits et la miniature (Paris, 1884). — J. HENRY MIDDLETON, Illuminated Manuscripts inclassical and mediaeval times, their art and their technique (Cambridge, 1892). — MOLINIER, Les Manuscrits et les miniatures (Paris, 1892). — ALPHONSE LABITTE, Les Manuscrits et l'art de les orner (Paris, 1893). — MALAN FALCONER, Books in Manuscript (London, 1893). — JOHN W. BRADLEY, Illuminated Manuscripts (London, 1905).

Eine vortreffliche Übersicht über die Handschriften-Nachbildungen gewährt das Verzeichnis der National-Bibliothek zu Paris, das H. OMONT im 13. Jahrgange der Revue des bibliothèques (1903) herausgegeben hat.

Buchdruckerkunst: J. CHRIST. Freyherr V. ARETIN, Über die frühesten universalhistorischen Folgen der Buchdruckerkunst (München, 1808). — Zusammenfassende geschichtliche Darstellungen gaben: KARL FALKENSTEIN, Geschichte der Buchdruckerkunst (Leipzig, 1840); und PAUL DUPONT, Histoire de l'imprimerie, 2 Bde. (Paris, 1854). Dem heutigen Bedürfnisse genügen beide nicht mehr ganz.

Buchillustration und Buchschmuck: WALTER CRANE, On the decorative illustration of books old and new (London, New-York, 1896). — ALFRED POLLARD, Early Illustrated Books (London, 1893). — RUDOLF KAUTZSCH, Die deutsche Illustration (Leipzig, 1904). — RICHARD MUTHER, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance (1460—1530), Bd. 1—2 (München—Leipzig, 1884). — LEO BAER, Die illustrierten Historienbücher des 15. Jahrhunderts (Straßburg, 1903). — ALBRECHT DÜRERS Randzeichnungen aus dem Gebetbuche Kaiser Maximilians (München, 1850). — Das Diurnale oder Gebetbuch Kaiser Maximilian I. Von ED. CHMELARZ, im: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Bd. 3 (Wien, 1885). — OTTO GRAUTOFF, Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland (Leipzig, 1901). — Die neue Buchkunst, Studien im In- und Ausland, herausgegeben von RUDOLF KAUTZSCH (Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen, 1902).

Buchhandel: ALBRECHT KIRCHHOFF, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, 1. 2. (Leipzig, 1851—53). — FRIEDRICH KAPP, Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. 1. 2 (Leipzig, 1886). — HENRI BAILLIÈRE, La Crise du livre (Paris, 1904). — KARL BÜCHER, Der deutsche Buchhandel und die deutsche Wissenschaft, 3. Aufl. (Leipzig, 1904).

DIE BIBLIOTHEKEN.

Von

Fritz Milkau.

I. Was die Bibliotheken sind. Die Stellung der Bibliotheken in der Reihe der Kulturfaktoren wird bestimmt durch das Maß ihrer Leistungen für die Sammlung, Erhaltung und Nutzbarmachung der schriftlich niedergelegten Erzeugnisse des menschlichen Geistes.

Bedeutung der schriftlichen Überlieferung für die Kultur.

Die Bedeutung der schriftlichen Überlieferung als Kulturmittels läßt sich geschichtlich so wenig entwickeln wie die der Sprache, indem alle Kulturen, welche selbständig zu völliger Durchbildung gelangt sind, die Kulturen Ägyptens, Babyloniens und Chinas, der historischen Forschung sofort ganz und fertig und in festem Besitze der Schrift entgegentreten. Für einen Zweifel an ihrer Größe bleibt darum kein Raum. Wir verstehen das Wort, mit dem Plinius die Umständlichkeit seiner Darstellung der Papyrusbereitung begründet: „Cum chartae usu maxime humanitas vitae constet“, d. h. weil die schriftliche Überlieferung es ist, auf der vornehmlich die Kultur beruht.

Ist die lebendige Rede verhallt, so bleibt dem Hörer nur die Erinnerung; jedem eine andere, nach seines Geistes Kraft und Richtung. Und wird sie weitergegeben von Mund zu Mund, wie bald wird ihre Klarheit getrübt, ihre Prägung verwischt! Noch haben die Lippen, denen sie entströmte, sich kaum geschlossen, und Entstellung oder Vergessenheit ist ihr Los. Unwandelbar aber und unvergänglich ist das geschriebene Wort; äußerlich starr und tot, und doch lebenskräftiger als alles, was atmet. Die Stürme von Jahrhunderten und Jahrtausenden gehen darüber hin, und es spricht zu uns, wo immer wir es vernehmen wollen, so frisch, so unmittelbar, als wäre es eben erst geboren. So hat die Schrift die engen Schranken niedergelegt, in die die Körperlichkeit des Menschen gebannt ist; sie hat die Macht der Zeit gebrochen, den Raum besiegt. Ihr danken wir es, wenn aus längst versunkenen Zeiten dem forschenden Blick sich klare, lebensvolle Bilder entrollen, wo die Augenzeugen, von der Erscheinung geblendet und von der Unrast des eigenen Herzens verwirrt, nur beschränkte Ausschnitte in irreführender Beleuchtung vor sich

sahen; wenn Gedanken, mit denen ihrer Zeit vorausgeeilte Geister in schwerer Vereinsamung blieben, von uns erfaßt und dankbar genützt werden. Jahrtausende hat sie zu unsern Lehrmeistern gemacht. Geschlechter um Geschlechter zerfallen zu Staub, und mit ihnen ihrer Hände Werk. Unvergänglich aber ist die köstlichste Frucht ihres Lebens: ihre Mehrung des überkommenen Reichs der Ideen. Und hierin, in der Erhaltung der Errungenschaften des Geistes von Generation zu Generation, wie erst die Schrift sie ermöglicht hat, liegen die stärksten Wurzeln unserer Kraft. Hierin beruht der Reichtum unseres Lebens, hierauf unsere Hoffnung für die Zukunft.

Denn wie wir der Arbeit derer, die vor uns waren, alles Licht schulden, das um uns ist, und alle Billigkeit, die in uns wohnt, so gibt es keine Steigerung der erreichten Höhe ohne Anknüpfung an die Überlieferung. Wohl erkennen wir immer deutlicher, in wie hohem Grade wir für allen geistigen Fortschritt unseren Großen verpflichtet sind. Aber wir wissen auch, daß die Entwicklung unserer Erkenntnis so wenig Sprünge macht wie die Natur. Auch für jene großen Entdeckungen, die auf den ersten Blick jedes Zusammenhanges mit der Vergangenheit entbehren und die Mitstrebenden mit der Plötzlichkeit des Blitzes treffen, gilt das Goethesche Wort, daß das Erfinden der Abschluß des Gesuchten sei. Und die Voraussetzung alles Suchens ist die Kenntnis des Errungenen. Nur dem, der das Ererbte erworben hat, kann die Mehrung des Erbes gelingen. Die Überlieferung ist der Riese, zu dessen Höhe emporwachsen muß, wer weiter zu sehen strebt als sie; emporwachsen, indem er für sich die Entwicklung wiederholt, zu der der Riese Jahrhunderte und Jahrhunderte gebraucht hat. Wer sich damit begnügt, die gewonnenen Erkenntnisse einzusammeln, wird ein wissenschaftlicher Handwerker, nicht mehr. Aus dem eingefahrenen Geleise findet er nicht heraus. Er gleicht nach dem schönen Bilde Harnacks dem Gärtner, der seinen Garten mit abgeschnittenen Blumen bepflanzt. Daher bleibt jede Arbeit, die aus wahrem, tiefem Ernst geboren ist, in der eine Individualität sich zum Ausdruck gebracht, etwas von ihrem Herzblut zurückgelassen hat, für die Forschung unentbehrlich, mögen die Ergebnisse auch längst überholt oder zurückgewiesen sein. Und so wenig Regesten die Urkunden überflüssig machen, so wenig können Zusammenfassungen der Resultate jene Arbeiten ersetzen. Wir sehen es täglich, wie leicht überliefertes Wissen sich trübt, wie gern es dogmenhaft erstarrt, wie oft es als dürres Gestrüpp das Aufsprießen neuer Erkenntnis zurückhält. Immer wieder ist es daher notwendig, zu den Quellen zurückzukehren, in denen das Gewonnene sich noch als Erlebnis darstellt, nicht als starre Tatsache. Sie sind es, die das befreiende und befruchtende Bewußtsein des „geschichtlichen Werdens der großen geistigen| Wahrheiten“ erzwingen. Sie allein bilden und fördern. Sie allein geben den sicheren Boden unter die Füße, liefern den rechten Maßstab, das eigne Ziel zu stecken, den eignen Erfolg zu

messen. Sie allein lehren jene Bescheidenheit, jene Achtung vor den Problemen, die seit jeher für eines der vornehmsten Kennzeichen und Erfordernisse wahrer Wissenschaftlichkeit gilt.

Wenn so die Überlieferung alle menschliche Erkenntnis sichert und ihre Verbreitung und Mehrung gewährleistet: wer wollte sie darum geringer achten, daß sie es andererseits ist, die dem Irrtum zu einem sonst unbegreiflich zähen Leben verhilft, die das geistige Wachstum ganzer Generationen, welche kraftlos sich von ihr beherrschen lassen statt sie zu beherrschen, unterdrückt? Büßt sie darum an ihrer Bedeutung ein, daß sie auch minder lautere Zuflüsse aufnimmt und neben dem Echten das innerlich Unwahre eine Zeitlang fortträgt, bevor sie es sinken läßt? Tut es ihrer Wichtigkeit Abbruch, daß sie der Kraft und Wirksamkeit der lebendigen Rede entbehrt? Wenn Goethe erzählt, seine Freunde behaupteten, was er spreche sei besser, als was er schreibe, so gilt das keineswegs von ihm allein. Jeder erfährt es an sich, wie selten dem Gedanken die Sprache restlos sich fügt und wie schwer trotz alles Ringens bei der Festlegung durch die Schrift ein weiterer Verlust an Klarheit, Frische, Unbefangenheit vermieden wird. Wer aber möchte darum ein Wort der Überlieferung missen? Der Mensch sei besser als der Dichter, so wurde weiter über Goethe geurteilt, und das, was er lebe, besser als was er dichte. Daß wir aber imstande sind, dies Urteil zu unserm eigenen zu machen und uns an seinem Leben als an dem köstlichsten seiner Werke aufzuerbauen, auch das verdanken wir der Überlieferung, die uns in den zahllosen Berichten der Zeitgenossen die tausend Züge aufbewahrt hat, aus denen wir das strahlende Bild zusammenfügen. Und nirgends vielleicht stehen wir stärker unter dem Eindruck eines schweren Verlustes, als wo wir Persönlichkeit und Lebensführung eines der großen Befreier und Wohltäter der Menschheit in hoffnungsloses Dunkel gehüllt finden. Was könnten Plato und Aristoteles uns sein, was Shakespeare oder Cervantes! Ersetzen kann freilich die Überlieferung den Menschen nicht. Soweit ihn aber etwas ersetzen kann, ist es allein sie. Als der Geist der antiken Welt, nach jahrhundertelangem Schlummer zu neuer Blüte erwachend, das Abendland von dem Phantasieleben des Mittelalters befreite, da war es nicht die gewaltige Sprache der Bauten, die dies Wunder vollbrachte, nicht die leuchtenden Marmorbilder, sondern die aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogenen Bücher. Alle geistigen Kräfte des Menschen, sie sind lebendig und bleiben wirksam im Buche. Wie wäre es sonst zu erklären, daß ihm, solange es existiert, Liebe und Haß zuteil geworden sind wie nur dem Menschen selbst? Nur die Geschichte des Buches weiß wie die des Menschen von Verfolgung und Verbannung, von Schandpfahl und Scheiterhaufen zu berichten. Aber auch nur sie von tiefer, herzlicher, ehrfürchtiger Liebe. Und gern wird man eine Bedeutung darin sehen, daß im allerersten Anfang dieser wechselvollen Geschichte ein Wort der Liebe steht: „Man soll

es bei sich tragen und man soll es lesen, gleichwie es geschrieben steht. Besser ist es für die Seele des Menschen als alles andere, was im ganzen Lande ist.“ So klingt es durch fünf Jahrtausende zu uns herab von dem Weisheitsbuche Kagemn'es, das uns der Papyrus Prisse, „das älteste Buch der Welt“, aufbewahrt hat.

Bedeutung der Bibliotheken für die Erhaltung und Wirkung der schriftlichen Überlieferung.

Diese Bedeutung der schriftlichen Überlieferung für die Stetigkeit der Entwicklung des menschlichen Geistes muß man vor Augen haben, um für die Beurteilung der Bibliotheken, zunächst als bloßer Erhaltungsanstalten, den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Denn dem stolzen Spruche Hrabans „Grammata sola carent fato mortemque repellunt“ kommt nur eine bedingte Geltung zu, selbst nachdem Gutenbergs Kunst den Einfluß zerstörender Gewalten auf die Erhaltung des geschriebenen Wortes so stark beschränkt hat. Und nicht die Vergänglichkeit des Stoffes allein ist es, die seinem Leben so oft verhängnisvoll geworden ist. Wenn die Verbrennung der Schriften des Sophisten Protagoras auf dem Marktplatze von Athen im Jahre 411 das älteste Beispiel ist, das uns für die planmäßige Vernichtung von Büchern überliefert wird, so ist damit nicht gesagt, daß dies überhaupt die erste derartige Exekution gewesen sei. Von Nachahmungen dieses Beispiels aber, auch in größerem und größtem Stil, zieht sich eine kaum unterbrochene Kette bis in unsere Tage hinein. So haben religiöse Unduldsamkeit und politische Beschränktheit, Machthaberwillkür und der Haß des Barbaren gegen die überlegene Bildung sich zu den allem Menschenwerk feindlichen Wirkungen der Zeit gesellt, um den Schatz des schriftlichen Vermächtnisses zu verringern. Nicht immer war man dabei so gründlich wie Leo der Isaurier, von dem eine allerdings schlecht verbürgte Nachricht meldet, er habe die ganze Kaiserliche Bibliothek in Konstantinopel samt ihren zwölf gelehrten Vorstehern den Flammen überliefert. Aber darum ist der Erfolg doch traurig genug. Kaum übersehbar sind die Verluste, die wir beklagen. Sie wären unermeßlich größer ohne die Bibliotheken.

Nicht als ob das Buch allen Stürmen entzogen wäre, sobald es hier seinen Platz gefunden. Nur in Trümmern ist die antike Literatur auf uns gekommen, trotz aller Bibliotheken der alten Welt mit ihrem so oft angestaunten Reichtum. Hat es doch auch die Schriften des Tacitus vor diesem Schicksal nicht bewahren können, daß der Kaiserliche Namensvetter sie in der ausgesprochenen Absicht, ihre Dauer für alle Zeiten zu sichern, von Staats wegen in allen Bibliotheken und Archiven des Reichs aufstellen ließ. Und wie vieles uns von den Schätzen verloren ist, die noch die mittelalterlichen Bibliotheken wohlbehütet in ihre Mauern schlossen, darüber sind wir durch Zeugnisse aller Art gut genug unterrichtet. Wo ist die einst vielbewunderte Klosterbibliothek von Fulda, von der schon ihr Schöpfer, derselbe Hraban, mit demselben Stolze rühmen konnte, daß sie alles berge, was Gott von der Feste des Himmels in heiligen Worten verkündet und was die Weisheit der Welt im Wechsel

der Zeiten hervorgebracht? Die wenigen Stücke, welche mühselige gelehrte Arbeit als dorther stammend in fremdem Besitz bisher hat nachweisen können, geben kaum noch eine Vorstellung von dem alten Glanz. Und dieses Schicksal ist eher die Regel als eine Ausnahme. Waren es nicht Flammen, Plünderung, Bilderstürmerei, so waren es Sorglosigkeit und Unwissenheit der Hüter, die die Bestände dezimierten und so manches wertvolle Stück der Überlieferung dem Untergang preisgaben.

Und doch sind es zuletzt die Bibliotheken, denen wir es zu danken haben, daß so viel erhalten ist. Schon dadurch, daß sie in ihrer Existenz unabhängig sind von Leben und Tod, entrücken sie das Buch, dem sie Unterkunft gewährt haben, tausend Gefahren. Laune, Wechsel der Neigung und Änderung der Wertschätzung, Überdruß am Besitz und was weiter ihm gefährlich werden kann, solange der Einzelne darüber verfügt, das alles ist hier ausgeschaltet. Hier kann es in Ruhe abwarten, bis seine Zeit gekommen ist. Hier ist es im Hafen; nicht vor allen Stürmen geborgen, aber doch im Hafen. Und je mehr ihrer beisammen sind, desto stärker wird nach geheimnisvollem Gesetz die Anziehung, die sie auf ihresgleichen ausüben. Und desto größer zugleich wird ihre Kraft, die Zeiten zu überdauern. Es ist fast wie mit den einzelnen Ruten und dem Rutenbündel. Auch hier gilt es: Vereinte Kraft macht stark. Wieviele von den zwanzigtausend Tontafeln aus Kujundschik, denen wir das Beste unseres Wissens von der babylonisch-assyrischen Geschichte und Literatur danken, hätten sich durch die Jahrtausende auf uns behauptet, hätte sie nicht Aschurbanipal in seine Bibliothek vereinigt? Die Bibliotheken der alten Welt haben es nicht verhindern können, daß die zahllosen Papyrusrollen, die ihre Gestelle füllten, spurlos zerstoben sind. Wem anders aber als ihnen sind wir dafür verpflichtet, daß im Beginn des Mittelalters bei jener großen Umwälzung, da der Kodex an die Stelle der Rolle trat, noch so viel durch Übertragung von dem vergänglichen Papyrus auf das zähe Pergament gerettet werden konnte? Weder der Friede der Mauern, noch die eisernen Ketten, mit denen man die Bücher festschloß, haben die Klosterbibliotheken vor schweren Verlusten geschützt. Was wir aber von der klassischen Literatur und von den unschätzbaren ältesten Zeugnissen literarischer Tätigkeit der auf dem Boden des Römischen Reichs erwachsenen Nationen besitzen und was heute den wertvollsten Bestand und den eigentlichen Ruhm unserer großen Bibliotheken ausmacht, dessen Erhaltung schulden wir wesentlich ihrer Hut. Gewiß hat die Erfindung des Buchdrucks diese Bedeutung der Bibliotheken stark in den Hintergrund gedrängt, und niemand zweifelt daran, daß jene Schöpfungen, die den Reiz und die Kraft ewiger Jugend in sich tragen, seitdem ihren Weg durch die Jahrhunderte auch ohne die Bibliotheken gefunden hätten und finden werden. Wenn wir aber mit einigem Recht sagen können, daß uns seitdem von den wirklich lebenswürdigen Büchern nur verschwindend wenig verloren gegangen ist, so

danken wir auch dies den Bibliotheken, die immer weitherzig auch dem seinen Platz gegönnt haben, wovon die Meinung des Tages wie von etwas Überlebtem sich abgekehrt hatte. Nicht deutlicher aber läßt sich dies Verdienst zur Anschauung bringen als negativ durch den Hinweis auf die Tatsache, daß wir, seitdem die Kunst Gutenbergs in Übung ist, nirgends größere Verluste festzustellen haben als bei jenen für das Bedürfnis des Tages berechneten und in Massen verbreiteten Erzeugnissen, die wir heute mit Gold aufwiegen, den Kalendern und Fibeln, den wahrhaftigen Historien und den neuen Zeitungen, den neuen schönen Liedern usw., d. h. also bei der Literatur, die 'die Bibliotheken erst sehr spät als Literatur erkennen und behandeln gelernt haben.

So sind die Bibliotheken, um mit Leibniz, dem größten unter den großen Bibliothekaren zu reden, die „Schatzkammern aller Reichtümer des menschlichen Geistes". Nicht Schatzkammern, die ihre Pforten ängstlich verschließen, um gierige Hände fernzuhalten, sondern Schatzkammern, die darauf angelegt sind, ihre Schätze freigibig mitzuteilen, weil sie um so reicher werden, je mehr aus ihnen geschöpft wird. Wo sie unter verständnisvoller Pflege emporwachsen, da glüht ein still brennendes Feuer auf, an dem die Berufenen ihre Fackel entzünden, um das Licht in die Dunkelheit zu tragen. Die ersten Ptolemäer vereinigen in Alexandria alle Bücher, deren sie auf alle Weise habhaft werden können, und ihre Schöpfung wird der Mittelpunkt großartiger wissenschaftlicher Bestrebungen, wird der Ausgangspunkt eines blühenden, die ganze bewohnte Erde in seinen Kreis ziehenden Buchhandels, wird die kräftige Stütze der Herrschaft des griechischen Geistes. Aus Orient und Okzident lassen Cosimo und die Seinen durch Freunde und Geschäftsträger zusammenbringen, was um Goldgulden und Gefälligkeiten von Büchern zu erlangen ist; in bürgerlichem Gemeinsinn und mit fürstlicher Munifizenz stellen sie die kostbare Nahrung der unter einer neuen Sonne aufkeimenden freien Wissenschaft zu freier Benutzung, und jetzt erst wird Florenz in vollem Sinne das neue Rom, dessen Geist Italien und durch Italien den Erdkreis erobert. Im Schatten der neuen Ruprechtsuniversität ersteht unter den sorgenden Händen der pfälzischen Kurfürsten die Palatina, die „Mutter aller Bibliotheken in Teutschland"; der ihr später so verhängnisvoll gewordene Ruhm des *optimus Germaniae literatae Thesaurus* zieht von allen Seiten erleuchtete Geister an, und Heidelberg wird einer der Hauptsitze wissenschaftlicher Bildung in Europa. Für die Bibliothek des altberühmten Benediktinerklosters Saint-Germain-des-Prés in Paris beginnt um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo sie ein neues Haus bezieht, ein neues Leben: von Bibliothekaren wie Dom Luc d'Achéry, dem Vater der gelehrten Studien in der Kongregation vom heiligen Maurus, mit glühendem Eifer ergänzt und glänzend verwaltet, wächst sie mit einer für jene Zeit beispiellosen Schnelligkeit und wird in wenigen Jahrzehnten das wundervolle Arsenal, ohne das jene für alle Zeiten staunenswerten Werke nicht hätten

entstehen können, die Gallia christiana, der Recueil des historiens des Gaules, die Histoire littéraire de la France und wie sie weiter heißen, Werke, die den Namen Saint-Germain-des-Prés verehrungswürdig machen, solange es eine Wissenschaft gibt. Als dem Freiherrn von Münchhausen die Sicherung der Bülowschen Bibliothek gelungen ist, meldet er erfreut nach London: „Es ist dieses eine ungemeine acquisition vor die neue Universität, welcher dadurch ein desto größeres lustre zuwächst, als in Teutschland keine Universität ist, welche sich rühmen kann, mit einer so nombreusen und selecten Bibliothec in omni scibili versehen zu seyn", und in der Tat ist es die Vortrefflichkeit der Bibliothek, der nach dem Urteile keines weniger Berufenen als Wilhelm von Humboldts Göttingen „alles" zu danken hat. Wo gäbe es solcher Beispiele ein Ende?

So sind die Bibliotheken die Bildungsanstalten, die die Freiheit und Unbefangenheit der Lehre in einem Grade durchgeführt zeigen, wie er in keiner Unterrichtsanstalt der Welt anzutreffen ist. Was aus lebendigem Munde, von der Lehrkanzel verkündet, unerträglich war oder unerträglich wäre, hier darf es geduldet werden und wird es geduldet. Hier gibt es keine Intoleranz, hier keine Tendenz. Hier stehen die Lehrer nicht unter dem Einfluß der Tagesrichtung; hier wird das Neue nicht einseitig verfolgt, nicht das Alte vergessen. *Heic mortui vivunt, muti loquuntur.* Sie drängen sich nicht auf; sie haben Zeit, weil sie ein langes Leben haben. Aber zu jeder Stunde sind sie bereit, ihre Stimme zu erheben, und durch ihre bloße Gegenwart hindern sie, daß überwuchernd emporwachse, was der Tag auf den Schild erhoben, oder daß ewiger Vergessenheit verfalle, was lediglich durch die Ungunst der Zeiten aus dem Kreis des Lebendigen gedrängt wurde. Wie es Jahrhunderte gegeben hat, in denen Homer zu einem Schatten verblaßt war, so gibt es Jahrhunderte, aus denen kaum eine dunkle Kenntnis von der Existenz des Nibelungenliedes nachzuweisen ist. Und wer vermöchte die Wirkung solcher Wiederbelebung ganz zu ermessen? Als der große König 1784 dem Professor Myller das Dedikationsexemplar seiner Nibelungenausgabe wieder zur Verfügung stellte, weil er „dergleichen elendes Zeug" in seiner Büchersammlung nicht dulden könne, da ahnte niemand, mit welchem Feuereifer schon nach einem kurzen Menschenalter eine Schar begeisterter Jünger den Zeugnissen vaterländischen Altertums in den Bibliotheken nachgehen würde, von jedem altdeutschen Buche, wie Jakob Grimm mit einem Platonischen Gleichnisse von sich selbst berichtet, unwiderstehlich durch das Land gelockt, nicht anders wie hungerndes Vieh durch einen grünen Laubzweig, den die Hirten ihm vorhalten; niemand, welche gewaltigen Kräfte diese innige Versenkung in die schönere und größere Vergangenheit zur Entfaltung bringen sollte. Niemals aber, soweit wir zurückblicken, ist das Vertrauen in diese stille, ausgleichende, zuletzt den Sieg des Echten und Wahren erzwingende Wirksamkeit der geistigen Schätze bewußter und vornehmer zugleich betätigt worden, als in unseren Tagen: als Deutsch-

land sich genötigt sieht, zum Schutze seines Wesens und seiner Art gegen fremden Einfluß an der Westgrenze und in der Ostmark seine besten Kräfte aufzurufen, da sind sie es, diese „stummen Lehrer", auf die hochsinnige Männer den Blick der Nation lenken, und durch opferfreudiges Zusammenwirken weitester Kreise erstehen, heute bereits reich an Früchten und reicher noch an Hoffnungen, die Bibliotheken in Straßburg und in Posen.

So nehmen die Bibliotheken im Organismus des geistigen Lebens eine Stellung ein, deren Bedeutung um so allgemeiner und stärker empfunden wird, je mehr die wissenschaftliche Arbeit an Umfang und Tiefe gewinnt, je gewaltiger die Masse des Überlieferten anschwillt, und je hoffnungsloser demgemäß der Einzelne der Aufgabe gegenübersteht, das unentbehrliche Rüstzeug aus eigenen Mitteln zu beschaffen oder auch nur durch eigene Kraft sich in der Wildnis zurechtzufinden. Und in demselben Grade steigert sich naturgemäß das Interesse der Wissenschaft daran, wie diese Organe arbeiten, wie sie ernährt werden und wie sie sich entwickeln. Für das Verständnis dieser Fragen aber ist es nötig, wenigstens im Fluge zu streifen, wie sie geworden sind.

II. Wie die Bibliotheken geworden sind. Die Geschichte der Bibliotheken ist noch zu schreiben, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie einmal geschrieben werden wird, verringert sich in dem Maße, als das durch die Fülle von Einzeluntersuchungen zutage geförderte Material ungefüger wird. Die zahlreichen Darstellungen der Geschichte einzelner Bibliotheken aber wie die Ansätze zur Geschichte der Bibliotheken eines Landes zeigen mit wenigen Ausnahmen diesen Grundfehler: indem sie auf die Feststellung der äußeren Schicksale der Sammlungen den Hauptnachdruck legen, nicht selten bis zur Erstickung im Detail, vernachlässigen sie die freilich ungleich schwerer zu erschließende innere Geschichte: den Geist, der die Bibliothek beseelte, die Wirkung, die von ihr ausging, den Einfluß, den umgekehrt die Gestaltung des wissenschaftlichen Betriebes auf ihre Entwicklung ausübte, die Anregung, die sie aus ihrer Arbeit heraus zur Förderung des gesamten Bibliothekswesens beisteuerte. Unter diesen Umständen wird selbst der Versuch, auch nur in groben Strichen den gegenwärtigen Stand der Bibliotheken aus der Vergangenheit zu entwickeln, nicht ohne Schwierigkeiten sein.

Altertum und Mittelalter.

Glücklicherweise ist es dazu aber weder erforderlich, über Entstehung, Begriff und Arten der Bibliothek die wohlbekannten Selbstverständlichkeiten vorzutragen, noch Zahlen und Namen zu häufen, wie jedes Konversationslexikon sie bereitstellt, noch endlich so weit zurückzugehen wie Joachim Johann Maderus, weiland Professor der Historie zu Helmstedt, der seine zuerst 1666 erschienene Sammlung von Traktaten über Bibliotheken und Archive mit einer tiefgelehrten Abhandlung *De bibliothecis antediluvianis* einleitet; und auch das Beispiel Diderots und seiner zahlreichen Nachfolger in der enzyklopädischen Behandlung des Gegenstandes,

die unfehlbar von der Ἱερὰ Βιβλιοθήκη des dunklen Königs Osymandias in Theben mit der schönen Aufschrift Ψυχῆς Ἰατρεῖον ihren Ausgang nehmen, zwingt sich als vorbildlich hier nicht auf. Von den Bibliotheken der alten Welt leitet kein Faden hinüber zu denen der neuen. Man müßte ihn denn darin erkennen, daß die Idee der öffentlichen Bibliothek, d. h. einer Bibliothek, deren Benutzung jedem Wissensdurstigen freisteht, wie sie der neuen Zeit in voller Klarheit zuerst bei Petrarca und, in die Wirklichkeit übersetzt, zuerst in der 1444 durch Cosimo de' Medici als den Testamentsvollstrecker Niccolo Niccolis begründeten Marciana entgegentritt, doch wohl als ein Vermächtnis der antiken Kultur aus dem alten Rom übernommen ist. Hier war, nachdem Asinius Pollio, glücklicher in der Ausführung seiner Absicht als Cäsar, im Tempel der Libertas die erste öffentliche Bibliothek errichtet hatte, in schneller Entwicklung eine Gründung der andern gefolgt, und wie die Notitia für den Anfang des vierten Jahrhunderts die Zahl der öffentlichen Bibliotheken in der einen Stadt auf nicht weniger als achtundzwanzig angibt, so scheint es damals in den weiten Grenzen des Imperium Romanum kaum einen größeren Ort gegeben zu haben, dem die öffentliche Bibliothek gefehlt hätte. Aber noch bevor die Flut hereinbricht, die das Römische Reich in Trümmer schlägt, sind die Bibliotheken selbst in der Hauptstadt zu bloßen Scheinexistenzen herabgesunken: sepulcrorum ritu in perpetuum clausae, wie Ammian aus dem Ende des vierten Jahrhunderts eindrucksvoll berichtet; und wenn sich dann, was von der zertrümmerten Welt unvergänglich war, in den Schutz klösterlicher Mauern geflüchtet hat, die es uns treulich gehütet haben, bis unsere Augen klar genug geworden sind, seinen Wert zu erkennen, so kann darum doch zwischen jenen reichen öffentlichen Anstalten, den Sammelpunkten eines freien wissenschaftlichen und literarischen Arbeitens und Genießens, und den mehr zufällig entstandenen als planmäßig eingerichteten, äußerlich wie innerlich eng gebundenen Klosterbibliotheken von einem Zusammenhange nicht wohl die Rede sein.

Wie in den unzähligen Kirchen und Klöstern, die mit dem Vordringen des Christentums sich über die Länder breiten, ganz allgemein und aus dem nächsten Bedürfnis der Kleriker heraus Bibliotheken entstehen und aufblühen; hier beschränkt auf die biblischen Bücher und die Väter, dort auch die weltliche Literatur und vornehmlich die Werke der „erleuchteten Heiden“ als Unterrichtsmaterial duldend oder in stiller Neigung pflegend; genährt hier durch die pflichtmäßigen Gaben der Novizen und durch Geschenke frommer Gastfreunde und Gönner, dort eifrig und planvoll durch Abschrift und Kauf vermehrt; in ihrem Umfang alle Stufen aufweisend von dem Dutzend liturgischer Bücher in armen Häusern bis zu dem Reichtum von Monte Cassino und Bobbio, von Fleury und Corbie, von Canterbury und York, von Reichenau und St. Gallen, von Fulda und Corvey; wie diese Bibliotheken, häufig die Stützpunkte angesehener Schulen, eine um so stärkere Wirkung entfalten, als außerhalb

ihrer Mauern ein nennenswerter Bücherbesitz nur sehr selten anzutreffen ist; und wie sie schließlich aus den Zeiten sorgsamster Pflege und höchster Wertschätzung, wo das *Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario* aufkommt, mit dem sittlichen und wissenschaftlichen Verfall der Klerisei zu der tiefen Vernachlässigung herabsinken, die uns in den Klagen Richards de Bury und Poggios so anschaulich entgegentritt und die Boccaccio bei seinem Besuche in Monte Cassino zu Tränen zwingt: das alles ist für die Geschichte der Bibliotheken und ihrer Bedeutung für die Kultur von höchstem Interesse. Vergebens aber würde man in der Verwaltung jener armaria, die ihre Bücher mit Ketten an die Pulte schließen und nur ausnahmsweise, jedenfalls nicht ohne Hinterlegung eines vollwertigen Pfandes einen Band zum Studium oder zur Abschrift ausleihen, nach Ansätzen suchen, von technischen Dingen natürlich abgesehen, die in ihrer Entwicklung zur modernen Bibliothek hinüberführen. Nichts wesentlich anderes aber läßt sich von den Bibliotheken der mittelalterlichen Universitäten sagen, die zwar hier und da einen etwas freieren Zug zeigen, — so wenn sie nach dem Vorgang der berühmten Stiftung Roberts de Sorbona den geschworenen Inhabern des Schlüssels zur Bibliothek die Einführung rechtschaffener Fremder gestatten —, in der allgemeinen Auffassung ihrer Aufgabe jedoch, wie das auch bei dem damaligen Unterrichts- und Wissenschaftsbetrieb nicht wundernehmen kann, sich über die Kirchen- und Klosterbibliotheken kaum merklich erheben.

Humanismus und Reformation.

Mit dem ausgehenden Mittelalter allerdings beginnt, wenigstens soweit das äußere Bild in Frage kommt, eine Zeit großartigen Aufschwungs. Die Renaissance rettet, wie schon berührt, mit dem Schatz der antiken Überlieferung den Gedanken der dem gemeinen Nutzen bestimmten Bibliothek, und ihre „beiden großen Passionen, Bücher und Bauten", gewinnen dauernden Ausdruck in einer Reihe glänzender Bibliotheken, die über die Grenzen Italiens hinaus — man denke an die berühmte Schöpfung des Königs Matthias Corvinus zu Ofen — für neue Gründungen vorbildlich werden; die Reformation, hierin mit dem Humanismus zusammentreffend, fordert das freie und vorurteilslose Studium der Überlieferung, und eindringlich mahnt Luther, „das man fleys und koste nicht spare, gutte librareyen odder bücherheuser, sonderlich ynn den grossen stedten, die solichs wol vermügen, zu verschaffen"; in demselben Grade, in dem der Klerus sich den Studien entfremdet hat, sind wissenschaftliche Bildung und damit wissenschaftliche Bedürfnisse in die Laienkreise gedrungen; die Erfindung des Buchdrucks hat die Möglichkeit des Erwerbens und Sammelns ins ungeahnte gesteigert; die Städte sind wirtschaftlich und politisch erstarkt, Bürgerstolz und bürgerlicher Gemeinsinn sind erwacht; die Landeshoheit hat sich kraftvoll befestigt, und das auf diesem Fundament in den protestantischen Territorien im Anschluß an die neue Lehre errichtete landesherrliche Kirchenregiment zieht den gelehrten Unterricht, die Reform der alten und die Gründung neuer Universitäten in den Kreis seiner Auf-

gaben; der Bücherbesitz in den Händen Privater, so oft der Anfang und Grundstock öffentlicher Bibliotheken, wächst gewaltig; aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern ergießt sich eine Fülle wertvoller, halb vergessener Bücher an das Licht des Tages, und allerorten stehen verlassene Ordenshäuser den neuen Herren, den Fürsten und Städten, zu freier Verfügung: das etwa sind die Grundlagen, auf denen die lange Reihe der heutigen Stadt-, Hof- und Universitätsbibliotheken sich erhebt, die ihr Dasein aus dem 15. und 16. Jahrhundert herleiten. Eine diesem Aufschwung entsprechende Steigerung des inneren Lebens der Bibliothek, der Erkenntnis ihrer Fähigkeiten und Aufgaben läßt sich indes, wenn man von dem schnell verflackerten Feuer absieht, das der italienische Humanismus entzündet hatte, nicht nachweisen. Das Gebiet, das hier in Betracht kommt, ist freilich so schwer zu übersehen und die Fülle der Verschiedenheiten von Ort zu Ort so groß, daß ein zusammenfassendes Urteil auf unbeschränkte Geltung keinen Anspruch erheben kann. Unter solchem Vorbehalt kann aber doch festgestellt werden, daß die Bibliothek während dieser Ära der großen Gründungen im Verhältnis zu der starken Betonung ihrer Wichtigkeit durch die geistigen Führer der neuen Zeit in ihrer inneren Entwicklung auffallend geringe Fortschritte gemacht hat. Die *Bibliotheca publica* begegnet jetzt allerdings oft; im allgemeinen besteht aber die Öffentlichkeit nur darin, daß nach dem bereits erwähnten Brauch bestimmte Personen, deren Interessen es zu fordern scheinen, unter bestimmten Voraussetzungen den Schlüssel zur Bibliothek erhalten, und daß auch sonst die Benutzung, wie dies übrigens die Bibliotheken der geistlichen Körperschaften nicht anders gehalten haben, dem durch seinen Beruf Legitimierten nicht leicht versagt wird. Aber noch ist in der Regel von der Hinterlegung eines Pfandes bei der Entleihung die Rede, noch werden schwerfällige Vorsichtsmaßregeln beobachtet, und noch ist es keine Ausnahme, wenn es in dem Marburger Statutenentwurf von 1559 heißt: Libri sint alligati catenis. Auch in dem wichtigsten Punkte, in der Ausstattung mit regelmäßigen Einnahmen zur Erhaltung und Vermehrung der Sammlung, bleibt es bei vereinzelten Bemühungen, die weder Bestand noch Nachfolge haben und kaum als eine Fortbildung der schon hier und da bei den mittelalterlichen Korporationsbibliotheken anzutreffenden Ansätze angesehen werden können. Von einer stetigen, an bestimmte Gesetze gebundenen Verwaltung ist überall wenig zu merken, und wo im Eifer der Gründung oder des neuen Besitzes eine unternehmende Ordnung erlassen oder gar eine bestimmte Dotierung vorgesehen wird, da ist es in der Regel auffallend zu beobachten, wie vieles auf dem Papier bleibt und wie bald mit verheißendem Anlauf begonnene Neuerungen in Vergessenheit geraten.

Das 17. Jahrhundert.

Und bei diesem zögernden Gange der Entwicklung bleibt es noch sehr lange. So berührt es trotz der glänzenden Anfänge in der Renaissance kaum noch befremdlich, wenn wir im Ausgang des 16. Jahrhunderts

sehen, wie selbst ein so gefeierter Gelehrter wie Guido Panciroli sich über die Schwierigkeit des Zutritts zu den sogenannten öffentlichen Bibliotheken Italiens zu beklagen hat. Und noch bezeichnender ist, wie die Zugänglichkeit der drei großen Bibliotheken, die der Beginn des 17. Jahrhunderts erstehen sieht, der Bodleiana in Oxford, der Angelica in Rom und der Ambrosiana in Mailand, von den zeitgenössischen Gelehrten als die Betätigung unerhörter, noch nicht dagewesener Großherzigkeit gepriesen wird, zumal wenn man sich an dem Beispiel der bedeutendsten dieser Schöpfungen klar macht, worin die Neuheit besteht. Sir Thomas Bodley hat bestimmt, daß seine Sammlung täglich, wenigstens im Sommerhalbjahr, von acht bis elf und von zwei bis fünf offen stehen soll. Allerdings ein gewaltiger Fortschritt. Aber: „Da die mannigfachen Beispiele früherer Zeiten", so heißt es in den Satzungen, „bei der hiesigen Universität sowohl als an anderen Orten des Landes allzuoft gezeigt haben, wie das häufige Ausleihen von Büchern eine Hauptursache des Verfalls und der Vernichtung so mancher berühmten Bibliothek gewesen ist, so wird hiermit angeordnet und ist als unabänderliche Bestimmung zu beachten, daß aus keinerlei Rücksicht, Vorwand oder Anlaß jemals ein Band, er sei angekettet oder nicht angekettet, irgend jemand, gleichviel welches Standes oder Berufes er sei und gleichviel welche Bürgschaft oder Sicherheit er bieten mag, überantwortet oder geliehen werde." Überdies wird der Zutritt beschränkt auf die Graduierten der Universität und die Stifter, und weiter hat jeder Zugelassene jeglichen Mißbrauch der Erlaubnis mit einem heiligen Eide zu verschwören. Man sieht an diesem Beispiel, das gewiß in dem Bilde des damaligen Bibliothekswesens einen, wenn nicht den Höhepunkt bezeichnet, wie weit der Begriff der öffentlichen Bibliothek noch von der modernen Auffassung entfernt ist. Und wenn wir, als die Bibliothek ihr erstes Jahrhundert überwunden hat, den Bibliothekar klagen hören, wie das von Bodley der Universität zur Bezahlung der Beamten und zum Ankauf neuer Bücher hinterlassene beträchtliche Vermögen durch Unredlichkeit und Mißgeschick so heruntergebracht sei, daß es nur eben noch die Gehälter bringe, so haben wir, ohne uns von der Bodleiana zu entfernen, ein typisches Beispiel für die übrigens bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein andauernde Unsicherheit der materiellen Grundlagen für die Entwicklung des Bibliothekswesens. Kaum weniger lehrreich ist das Beispiel der um vierzig Jahre jüngeren Mazarine, die noch heute durch die Inschrift *Publicarum in Gallia primordia* daran erinnert, wem Frankreich die erste öffentliche Bibliothek verdankt. Als Mazarin 1643 das Hotel Tubeuf mit seiner kostbaren Sammlung wöchentlich einmal, am Donnerstag von acht bis elf und von zwei bis fünf, öffnet und zwar ohne Einschränkung à tous ceux qui y veulent aller estudier, da wird dies als eine bisher vollkommen unbekannte Wohltat empfunden und gepriesen, und von Anbeginn zählt man achtzig bis hundert Personen, die gleichzeitig von

Bodleiana in Oxford (1602).

Mazarine in Paris (1643).

der Erlaubnis eifrigsten Gebrauch machen. Doch schon nach wenigen Jahren treibt die Fronde den Kardinal ins Exil; seine Bibliothek wird auf Befehl des Parlaments in alle Winde zerstreut, und es kommt das Ende des Jahrhunderts heran, bis die mit ebensoviel Glück wie Mühe rekonstruierte Sammlung wieder dem Publikum geöffnet wird. Lehrreich aber ist dieser Fall nicht allein für die Kenntnis der Entwicklung des Begriffs der öffentlichen Bibliothek — wobei nicht vergessen werden darf, daß der Schauplatz der vornehmste Sitz gelehrter Studien im damaligen Europa ist, daß Mazarin sich durch Rücksicht auf die Kosten schwerlich hat einschränken lassen und daß schließlich der von ihm mit der Obhut der Sammlung betraute Gabriel Naudé einer der vortrefflichsten Bibliothekare ist, die jemals gelebt haben —, sondern lehrreich auch insofern, als er einen Zug zur Anschauung bringt, der in der Geschichte der Bibliotheken bis in die jüngste Vergangenheit hinein stark hervortritt, nämlich die verderbliche Rückwirkung politischer Stürme und Unruhen auf ihr Dasein und Gedeihen.

Die deutschen Bibliotheken und der 30jährige Krieg.

Tatsächlich ist Mabillons „Sunt sua fata etiam bibliothecis“ geeignet, eine unrichtige Vorstellung zu erwecken; denn der Anteil, der an dem allgemeinen Wechsel der Dinge den Bibliotheken beschieden gewesen ist, geht weit über das Durchschnittsmaß hinaus. Wenngleich nicht alle Zeiten dies so reich illustrieren wie das 17. Jahrhundert und hier wieder nicht alle Länder so eindringlich wie Deutschland, dessen Bibliotheken vom Dreißigjährigen Krieg viel Trauriges zu erzählen wissen. Wie die Schätze der Palatina über die Alpen wandern — „jamais mulets ne portèrent une plus précieuse charge“ — und wie schwedische Schiffe ganze Bibliotheken nach dem Norden entführen, das bleibt unvergessen. Trotzdem kann diese Zeit auch für die Entwicklung der deutschen Bibliotheken nicht als durchaus ungünstig bezeichnet werden. Die gründliche Verschiebung, die der Bücherbesitz erfährt, drängt zu neuer Ordnung der veränderten Verhältnisse, und es ist natürlich, daß die freier gewordenen Anschauungen der Zeit sich in der Neuordnung zum Ausdruck bringen, wobei der jetzt überall bemerkbare starke Zug zur Büchergelehrsamkeit mit seinem gesteigerten Literaturbedürfnis günstig mitwirkt. Auch erweist sich das kräftige Wachstum, das die landesherrliche Gewalt aus dieser Zeit zu verzeichnen hat, dem Bibliothekswesen als förderlich, indem dies die Quelle ist, aus der die jetzt häufiger als früher bei den Regierenden anzutreffende nachhaltige Fürsorge für die Interessen der Wissenschaft ihren Ursprung nimmt. Es mehren sich die Versuche, Bestand und Gedeihen der Bibliotheken durch Zuweisung bestimmter Einnahmen zu sichern, und der Begriff der Öffentlichkeit macht merkliche Fortschritte. Aus seinem Hauptquartier Viborg in Jütland, medios inter proeliorum strepitus, victoriarum cursum, erläßt 1659 der Große Kurfürst jene Verordnung, in der heute die größte Bibliothek Deutschlands ihre Geburtsurkunde verehrt; die neue Auffassung der Dinge aber kommt nicht allein darin zum Ausdruck, daß die junge

Kurfürstliche Bibliothek in Berlin (1661).

Anstalt, der allgemeinen Benutzung vermutlich von Anbeginn zugänglich, bald sogar alltäglich geöffnet wird und daß den kurfürstlichen Dienern geistlichen und weltlichen Standes sowie anderen in der Hauptstadt angesessenen und bekannten Männern ohne große Schwierigkeit Bücher nach Hause geliehen werden, sondern auch in der Zubilligung regelmäßiger Einkünfte, wenn dieselben in der Hauptsache auch nur in den Gefällen bestehen, welche ungeduldige Brautpaare für den Dispens vom mehrmaligen Aufgebot zu entrichten haben. Und nicht vergessen werden darf das glänzendste Beispiel aus dieser Zeit. „Inmitten der Schrecken des 30jährigen Krieges“ hat mit glühendem Sammeleifer, aber auch mit einem für alle Zeiten bewunderungswürdigen Plan und Verständnis Herzog August in Wolfenbüttel aus dem Nichts eine Bibliothek geschaffen, die alle übrigen der damaligen Welt an Bedeutung überragt, und als nach seinem Tode 1666 David Hanisius die Aufsicht über die Sammlung erhält, da wird befohlen, die Bibliothek solle täglich von acht bis elf und von zwei bis vier oder fünf für Einheimische und Fremde geöffnet sein.

Augusta in Wolfenbüttel (1644).

Solchen Vorgängen gegenüber mutet es zunächst etwas befremdlich an, wenn man sich z. B. in Marburg erst 1680 entschließt, auch dem Studenten bei gehöriger Bürgschaft Bücher nach Hause zu geben; oder wenn die Baseler Bibliotheksordnung von 1681 zwar die Neuerung einer bestimmten Öffnungszeit bringt, sich aber trotz der verheißungsvollen Einleitung „Ne vero thesaurus iste humi defossus lateat“ nur zu wöchentlich zwei Stunden, am Donnerstag von eins bis drei, aufschwingen kann, wofür dann der Studiosus noch einmalig eine bestimmte Summe zu zahlen und überdies alljährlich zu Neujahr den Bibliothekaren ein honorarium nach eigenem Ermessen zu verehren hat; oder wenn in der nämlichen Baseler Ordnung von der Ergänzung der Bibliothek also hoffnungslos gesprochen wird: „Si numerus librorum ex Bibliothecae reditibus per emptionem augeri possit“, während wiederum der Marburger Senat noch im Anfang des 18. Jahrhunderts die der Bibliothek zum Ankauf von Büchern zustehenden Gelder zur Aufbesserung der Professorengehälter zurücklegt und dem alljährlich drängenden Bibliothekar jedesmal antwortet: „man müsse zuvorderst die lebenden Bibliothequen versorgen“; oder wenn um dieselbe Zeit die Bollandisten bei ihrer Durchforschung der Wiener Universitätsbibliothek die Bücher „schockweise übereinander liegend und unterschiedliche daraus halb verfaulet, andere per ipsum non usum in Staub zerfallen“ finden; oder wenn wir schließlich erfahren, daß aus der Rostocker Universitätsbibliothek in der Zeit von 1650—1690 durchschnittlich nicht mehr als siebzehn bis achtzehn Werke im ganzen Jahr zur häuslichen Benutzung entliehen werden. Aber wir erinnern uns, wie jetzt, d. h. um die Wende des 17. Jahrhunderts, die Universitäten, auf den Tiefstand ihrer Entwicklung gesunken, immer noch im mittelalterlichen Lehrbetrieb stecken, und finden es begreiflich, daß diese Lage in der Verwaltung ihrer Bibliotheken zum Ausdruck kommt.

Die Universitätsbibliotheken.

Es wäre indes ein Irrtum, wollte man den an sich mäßigen Fortschritt in der Auffassung vom Wesen der öffentlichen Bibliothek, wie er sich an den Fürstlichen Höfen, jetzt den Stützpunkten der modernen Bildung, bemerkbar macht, als ein sicheres, in der Anschauung der Zeit fest beruhendes Ergebnis buchen; denn nirgends fehlt es an Perioden stark rückläufiger Entwicklung, ohne daß die Erklärung immer in dem Zwang der äußeren Verhältnisse gegeben wäre. Im allgemeinen nimmt die Fürstliche Bibliothek im Staatshaushalt noch keine andere Stelle ein als etwa das jetzt aufkommende Münzkabinett oder die Antiquitätenkammer, wie man denn auch nicht versäumt, die Büchersäle mit etlichen Raritäten — so die Luftpumpe Otto von Guerickes in Berlin, die Globen des Guilielmus Blaeuw in Wolfenbüttel usw. — aufzuputzen. Überaus sprechend sind in dieser Beziehung die zahlreichen aus jener Zeit stammenden Kupfer, welche Innenräume von Bibliotheken darstellen. Da sieht man regelmäßig den lichten Saal, an den Wänden in hohen Gestellen die Bücher, in der Mitte ein paar Tische mit Globen und Folianten, und, in kleine Gruppen anmutig verteilt, zierliche Herren und Damen, die den Raum schlendernd durchmessen, diskurierend und um sich blickend, wie man eben Sehenswürdigkeiten genießt. Untergebracht wird die Sammlung etwa in einem aufgegebenen Schloß oder in einer Orangerie, einem alten Marstall usw. Ist an der maßgebenden Stelle die Passion vorhanden oder bietet sich eine besonders günstige Gelegenheit, so gibt es einen Zuwachs durch Kauf, sonst nicht.

Die Fürstliche Bibliotheken.

Nichts aber beleuchtet diese Lage der Dinge schärfer als die Argumente, die Leibniz, 1690 für die berühmte Augusta zu Wolfenbüttel „zum directore angenommen", den Herzögen und ihrem Minister in immer wechselnden Wendungen vorträgt, um die ihm anvertraute Sammlung zu fördern: Eine Bibliothek, wie schön sie auch sei, gehöre unter die Dinge, quae servando tantum servari non possunt; gleich dem Feuer und Leben müsse sie ein stetes aliment und Zuwachs haben, indem sie bald herunterkomme, wenn man die guten neuen Bücher in zulänglicher quantitate et qualitate nachzuschaffen unterlasse; eine wohl versehene Bibliothek sei für ein rechtes Magazin dienlicher Nachrichten zu halten; insonderheit aber erscheine derselben Nutzen bei Administrierung der lieben Justiz, bei Behauptung göttlicher Wahrheit und guter Polizei gegen allerhand Irrtümer und barbarisches Wesen, zu welchem Zweck auch Kirchen und Schulen gerichtet würden, denen eine vollständige Bibliothek „als eines der größten Instrumenten, und sozusagen als ein Zierrat stummer ... Lehrer" fürnehmlich die Hände biete; daher genüge es nicht, große Bibliotheken zu besitzen, sondern man müsse sie auch vermehren und in gutem Stande erhalten. Wenn Leibniz diese Anschauung wieder und wieder geltend machen muß, und zwar, was wohl zu beachten ist, gegen Fürsten, die schon durch die Berufung des berühmten Mannes gezeigt haben, daß ihnen der Glanz der Sammlung am Herzen liege, so erhellt daraus, daß der Ge-

Leibniz (1646—1716) als erster Vertreter des Gedankens der modernen Bibliothek.

danke für die Zeit etwas Ungewöhnliches hat, wie er denn auch, als klare Programmforderung, in der Tat hier zuerst auftritt. Und kaum weniger charakteristisch als die Art, wie Leibniz seine Anträge begründet, ist der Erfolg, den er erreicht: auf mindestens 1000 Taler hat er den Jahresbedarf für Anschaffungen veranschlagt; nach zehn Jahren fortgesetzter Bemühungen werden 200 ausgeworfen, ein Etat, der beiläufig bis 1835 unverändert bleibt; vollständig ergebnislos dagegen sind seine gleichfalls immer von neuem wieder aufgenommenen Bemühungen, wenigstens für ein Zimmer in der Bibliothek Heizung und Beleuchtung durchzusetzen: „car le froid et le soir servent de pretexte en hyver pour ne rien faire“. Und auch hier ist es interessant gleich zu erfahren, daß erst das Jahr 1833 die Erfüllung seines Wunsches bringt.

Es fügt sich gut zu dem Bilde, das uns Harnacks Meisterhand von dem prophetisch die Aufgaben der Wissenschaft vorausschauenden Geiste Leibnizens gezeichnet hat, wenn wir sehen, wie er hier mit voller Klarheit die Gedanken herausstellt, die der modernen Auffassung von dem Wesen der Bibliothek zugrunde liegen: Ihr Dasein hat, nicht anders wie Kirche und Schule, ihre Berechtigung und ihre Notwendigkeit in den Bedürfnissen des Staates und der Gesellschaft; sie erhalten heißt sie vermehren; ihr Nutzen ist abhängig von ihrer Zugänglichkeit, die darum auch durch natürliche Hindernisse wie Kälte und Dunkelheit nicht beeinträchtigt werden darf.

Das 18. Jahrhundert.

Fast überrascht es, wenn man jetzt weiter beobachtet, wie unwirksam zunächst diese Anregungen bleiben und wie noch reichlich anderthalb Jahrhunderte hingehen, bis sie allgemein aufgenommen sind. Womit indes nicht gesagt sein soll, daß diese Zeit für die Bibliotheken eine Periode des Stillstandes gewesen wäre. Im Gegenteil ist dies gerade für diejenigen unter ihnen, die heute an der Spitze marschieren, recht eigentlich die Zeit der Konsolidierung: einerseits hat kein Jahrhundert, und das gilt für Frankreich und England ebenso wie für Deutschland, solch eine Fülle reicher Privatsammlungen entstehen und schließlich in die öffentlichen Bibliotheken sich ergießen sehen wie das achtzehnte — man erinnere sich für Deutschland der Namen Bünau, Brühl, Ponickau, Uffenbach usw. —, und andrerseits haben die Stürme, die um die Wende des Jahrhunderts Europa erschütterten, indem sie die Selbständigkeit einer Unmenge kleinerer Sammlungen von großen Herren und Städten, Klöstern und Stiftern, Universitäten und Akademieen vernichteten, den überdauernden Bibliotheken Lebens- und Leistungsfähigkeit bedeutend gestärkt und damit nicht unwesentlich die Entwicklung des Bibliothekswesens gefördert. Wobei man freilich, soweit Frankreich in Betracht kommt, billig zweifeln darf, ob die Konzentration der Bücherschätze der Wissenschaft durchaus zum Heile gewesen; denn daß die zwei Millionen Bände, eine für jene Zeit ungeheure Zahl, die damals aus den Provinzen nach Paris zusammengezogen wurden, zu der ungesunden Zentralisierung des geistigen Lebens in diesem Lande

das Ihrige beigetragen haben, scheint außer Frage. Und durch ein anderes noch zeigt sich die Zeit dem Bibliothekswesen günstig: das ist die mit der enzyklopädischen Richtung Hand in Hand gehende Neigung zur Bibliographie und Gelehrtengeschichte, die gleichmäßig der Ordnung und Sichtung des Vorhandenen wie der Sammeltätigkeit zugute kommt und uns mit Werken beschenkt hat — man denke an die Maittaire, Georgi, Jöcher, Panzer und wie sie alle heißen —, deren Wert unvergänglich scheint.

Nahezu unbeweglich dagegen bleibt die allgemeine Auffassung vom Wesen der Bibliothek, wie das auf den Höhen nicht minder zu beobachten ist wie in der Niederung. Die Bibliothèque du Roi, der der Ruhm der größten Bibliothek der Welt immer nur vorübergehend streitig gemacht worden ist, öffnet 1735 ihre Pforten: tous les sçavans de toutes les nations sind willkommen, aber nur Dienstags und Freitags in den Vormittagsstunden, und dabei bleibt es bis zum Untergang des alten Regimes. Die denkwürdige Parlamentsakte von 1753 legt den festen Grund für den Kolossalbau des Britischen Museums, der einzigen Bibliothek, die sich heute der von Paris zur Seite stellen darf; aber mehr als ein halbes Jahrhundert geht vorüber, bevor das Parlament sich entschließt, seine bis dahin auf Geschenke und Pflichtexemplare angewiesene Schöpfung mit einer Bewilligung zu bedenken. Für Deutschland aber wird diese Dürftigkeit des Wachstums der allgemeinen Erkenntnis von den Aufgaben der Bibliothek noch auffälliger dadurch, daß hier zwei Ereignisse zu verzeichnen sind, die, so sollte man annehmen, gerade in dieser Richtung auf das günstigste hätten wirken müssen. Das ist einmal jener tiefgreifende Wandel, den seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts der Wissenschafts- und Lehrbetrieb an den Universitäten durch die Aufnahme der Wolffischen Philosophie erfährt, indem an die Stelle des scholastisch gebundenen Denkens das unbefangene Suchen nach Wahrheit und an die Stelle des alten *tradere* die Schulung zur freien Forschung tritt. Und zweitens ist es, noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die Begründung und das schnelle Aufblühen der Universitätsbibliothek in Göttingen, d. h. der Bibliothek, die von Anbeginn die das damalige Bibliothekswesen beherrschenden Mächte, die Passivität und den Zufall, ausschließt und damit den Anspruch auf den Ruhmestitel der ersten modernen Bibliothek der Welt gewinnt. Von Anbeginn sorgt man für „einige beständige Zuflüsse“, die durch nahezu ebenso beständige außerordentliche Beihilfen um das Mehrfache verstärkt werden; von Anbeginn baut man den Grundstock nach festem Plane aus, wobei unter Verzicht auf Liebhaberei und Luxus in allen Wissenschaften vornehmlich auf „das Nützliche“ gesehen wird; von Anbeginn sieht man den größten Vorteil der Bibliothek „in dem freyen und unbeschwerten Gebrauch“, weshalb sie täglich für jedermann geöffnet ist, sei es zum Lesen sei es zum Entleihen; von Anbeginn oder doch nach kurzem Tasten schafft man technische Einrichtungen, die, nach der gegenwärtigen Kenntnis der Dinge für ihre Zeit vollkommen neu, in ihren wesentlichen Stücken noch

Bibliothèque du Roi in Paris (öffentlich 1735).

Bibliothek des Britischen Museums (eröffnet 1759).

Die deutschen Bibliotheken.

Göttingen (begründet 1735) erste moderne Bibliothek.

heute nicht übertroffen sind: man stellt die Bücher in genau der Ordnung auf, in der sie im systematischen Katalog verzeichnet sind, so daß das sachlich Zusammengehörige beisammen steht und beisammen bleibt, und man gibt im alphabetischen Katalog jedem Verfasser ein Blatt für sich, wodurch bei der Möglichkeit der Einschaltung neuer Blätter seine Dauer nahezu unbegrenzt wird; und von Anbeginn schließlich ist man sich dabei der eigenen Ausnahmestellung vollkommen bewußt, wie auch der „unbeschreibliche Vortheil", der für Lehrende und Lernende aus der neuen Ordnung der Dinge fließt, frühzeitig hervorgehoben wird.

Frh. v. Münchhausen (1688—1770) als Schöpfer der GöttingerBibliothek von Leibniz beeinflußt?

Der Mann, dem die Überlieferung einmütig das Hauptverdienst an dieser glänzenden Schöpfung zuschreibt, ist der erste „Pflegevater" der neuen Universität, der Freiherr Gerlach Adolf von Münchhausen. Im Jahre 1715 war er aus sächsischen Diensten als Königlich Großbritannischer und Kurfürstlich Hannöverscher Oberappellationsrat nach Celle gekommen, ein Jahr bevor Leibniz in Hannover aus dem Leben schied. Eine persönliche Berührung der beiden ist trotz des großen Altersunterschiedes keineswegs unwahrscheinlich. Und wie es das Amt des Bibliothekars war, das zu übernehmen Leibniz vor vier Jahrzehnten in Hannover eingezogen war, so war es die Bibliothek, die seine letzten Tage beschäftigte; wenigstens berichtet uns Eckhart, wie seine letzte Arbeit ein Entwurf über die gute Einrichtung einer Bibliothek gewesen sei, bestimmt für den Statthalter von Erfurt, den Grafen Philipp Wilhelm von Boineburg, der der Universität Erfurt seine vortreffliche Büchersammlung mit einem Fonds zu ihrer Unterhaltung und Vermehrung geschenkt hatte. Möglich also, daß einmal d. h. wenn wir von Leibniz so viel wissen als wir längst wissen sollten, zwischen der Theorie Leibnizens und der Praxis Münchhausens ein Zusammenhang festgestellt wird. Wie dem aber auch sei, das Seltsame bleibt bestehen, daß auch das lebendige Beispiel, gegeben von der führenden Universität, das ganze Jahrhundert hindurch eine erkennbare Wirkung auf die übrigen Bibliotheken des Landes nicht ausübt. Bis zu seinem 1770 erfolgten Tode, ja über den Tod hinaus sorgt Münchhausen für die Bibliothek mit demselben unermüdlichen Eifer, man müßte sagen mit derselben väterlichen Liebe, derart daß er nach der ansprechenden Schilderung Johann David Michaelis' „jedem alles Gute gönnete, nur nicht, daß er etwas haben sollte, das Göttingen nicht hätte". In Gesner und Heyne, den Erneuerern der griechischen Studien, hat er das Glück, für die junge Anstalt Leiter zu finden, die als Bibliothekare immer unübertroffen dastehen werden, und in Schlüter, dem ehemaligen Aufseher der Bülowschen Bibliothek, jenen einzigen Spürer und Helfer, von dem Michaelis berichtet, „daß er Auctionscatalogos mit der Empfindung las, mit der ein Poet Hallers Gedichte liest". Ein halbes Jahrhundert alt, im Jahre 1787, stellt sie sich mit ihren 120000 Bänden, ohne in Deutschland ihresgleichen zu finden, neben die ersten Bibliotheken Europas, die sie, was Kataloge, Ordnung der Bestände und Zugänglichkeit angeht, ausnahmslos weit übertrifft. Was

Joh. Matth. Gesner (1691—1761). Chrn Gottlob Heyne (1729—1812).

1802 von ihr mit Stolz als allgemein bekannt berichtet wird, „daß sie die gemeinnützigste und am meisten benutzte Bibliothek auf der Welt sey", das trifft jetzt bereits zu. Von fern und nah wird ihre Hilfe in Anspruch genommen; Herder nennt die Göttinger Professoren die „reichen Herren an voller Tafel", und in vielgelesenen Büchern wird ihr Ruhm verkündet. — Wie aber sieht es unterdes in der Nachbarschaft aus?

Bei den anderen Universitätsbibliotheken ein Einfluß Göttingens nicht erkennbar. — Halle.

Da ist zunächst Halle, die besuchteste Universität des 18. Jahrhunderts, die Universität, von der im Beginn des Jahrhunderts das Licht aufgestrahlt war, dem die deutschen Universitäten zu danken haben, daß sie geworden sind, was sie sind. Hier finden wir 1768 die Bibliothek in drei Zimmern der Städtischen Wage untergebracht. Zweimal in der Woche wird sie auf zwei Stunden geöffnet. Ihre gesamte Jahreseinnahme beträgt siebzig bis achtzig Taler. „Wie es möglich gewesen ist", schreibt 1776 Michaelis, „daß eine Universität bey diesem Mangel das hat werden können, was Halle viele Jahre hindurch gewesen ist, könnte beynahe eine Aufgabe der Philosophie über die Literairgeschichte seyn." Alsdann Leipzig: 1778 schlägt der Studiosus Karl August Böttiger ein lateinisches Epigramm *In bibliothecam Academiae Lipsiensis* öffentlich an: grausig sei der Tartarus, grausig Cerberus mit seinem dreifachen Rachen; aber Tag und Nacht sei doch der Weg zu ihnen frei; grimmiger also als der finstere Herrscher der Unterwelt sei jener Mann, der die Pforte zum Tempel Apollos verschlossen halte, um sie kaum einmal für eine Stunde zu öffnen. Selbst die bescheidene Zugänglichkeit von zweimal zwei Stunden wöchentlich, zu der man sich 1711 entschlossen hatte, scheint hiernach zuweilen nur auf dem Papier gestanden zu haben. Von einer planmäßigen Vermehrung aber, ja von einer Verwaltung überhaupt ist kaum die Rede. Und so bleibt es bis zum Jahre 1831. In Marburg sehen wir nicht ohne Staunen die Bibliothek 1779—1789 von einem Manne verwaltet, der sie aus Rücksicht auf seine Gesundheit im Winter nicht öffnet. Das sieht man sich ruhig zehn Jahre lang an, und auch dann hätte man sich noch kaum darüber beschwert, wäre nicht aus anderen Gründen ein Anlaß zur Beschwerde willkommen gewesen. Und wie es in Jena um die Wende des Jahrhunderts aussieht, das berichtet uns Goethe mit seiner ganzen Anschaulichkeit: „Zu den vor dreihundert Jahren gestifteten Anfängen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Büchersammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und sonstige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher auf mannichfaltige Weise gehäuft, daß sie flötzartig in dem ungünstigsten Locale bei der widerwärtigsten, großentheils zufälligen Einrichtung über- und nebeneinander gelagert standen. Wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten." Und so weiter. Das alles sind nur Einzelheiten, aber doch Einzelheiten, die ein scharfes Licht auf die Universitätsbibliothek des 18. Jahrhunderts werfen und das bekannte Urteil des trefflichen Friedrich Adolf Ebert aus dem Jahre 1811 begreiflich machen: „Was sind die mehresten unserer akade-

Leipzig.

Marburg.

Jena.

mischen Bibliotheken? Staubigte, öde und unbesuchte Säle, in denen sich der Bibliothekar wöchentlich einige Stunden von Amts wegen aufhalten muß, um diese Zeit über — allein zu seyn. Nichts unterbricht die tiefe Stille, als hier und da das traurige Nagen eines Bücherwurms.“ Mit Lächeln nimmt man die tragische Einkleidung hin, die der damals Zwanzigjährige seiner Kritik gibt; an ihrer Berechtigung zu zweifeln ist darum kein Grund.

Ebensowenig bei den Fürstlichen und Städtischen Bibliotheken.

Und nicht viel besser ist es um diese Zeit mit den Fürstlichen und Städtischen Bibliotheken bestellt, wiewohl hier die zuweilen etwas reichlicher fließenden Mittel und die hin und wieder anzutreffende Verwaltung durch Berufsbibliothekare, wie wir heute sagen würden, d. h. durch Männer, die die Arbeit im Dienste der Bibliothek als ihr eigentliches Amt ansehen, das Gesamtbild etwas günstiger gestalten. Eine so glänzende Ausnahme aber, wie sie Göttingen unter den Universitätsbibliotheken darstellt, ist hier nicht zu finden, und im allgemeinen sind es auch hier noch Zufall, Willkür, Laune, die dem Bilde die Signatur geben. Welch ein

Herzogl. Bibliothek in Gotha.

frisches Leben z. B. in der Gothaer Bibliothek bis in die Mitte der vierziger Jahre: unter dem gelehrten und glaubenseifrigen Cyprian als Direktor walten ihres Amtes drei Bibliothekare; nichts wird versäumt, um die Sammlung auszubauen und ihre Schätze bekannt zu machen, und täglich ist sie fünf Stunden lang dem Publikum geöffnet. Da rückt nach dem Tode Cyprians 1746 der Antiquarius Schläger an seine Stelle. Seine erste Tat ist, die Öffnung auf drei Tage mit je zwei Stunden einzuschränken; bald kann er der Regierung melden, daß dem „vormaligen übermäßigen Zulaufe bestmöglichst gesteuert worden“, und in der Bibliotheksordnung, die er 1774 entwirft, heißt es: „Wer ein Buch näher ansehen will, muß es sich vom Bibliothekar ausbitten, der es ihm dann vor-

Königliche Bibliothek in Berlin.

zeigen, allenfalls auch darin zu lesen verstatten wird.“ Die Schöpfung des Großen Kurfürsten in Berlin, um noch dies eine besonders lehrreiche Beispiel anzuführen, war fröhlich aufgeblüht, so daß Graevius es wagen konnte, in der Widmung seines Lucian von 1687 zu rühmen, sie mache Alexandria und Pergamon die Palme streitig. Aber noch ist sie nicht ein halbes Jahrhundert alt, als ihre Entwicklung bereits gehemmt wird. Da erlebt sie zunächst Bibliothekare, die die bescheidenen Einkünfte unterzubringen zu träge sind, ganze Jahre lang nichts kaufen und das Geld thesaurieren. Und dann muß es sich fügen, daß der Soldatenkönig bei einer Durchsicht der Rechnungen auf die Besoldungen dieser Männer stößt. „Was seyn vor Besoldungen? Dieses weiß ich nicht“ schreibt er dazu. Die Gehälter werden gestrichen; solange er regiert, wird kein Buch gekauft, und als 1723 sich ein auswärtiger Gelehrter bei einem der Bibliothekare nach einer Handschrift erkundigt, da schreibt ihm dieser zurück, daß er nur sehr selten die Bibliothek betrete, sublato iam omni stipendio. Auch in den ersten dreißig Jahren der Regierung Friedrichs des Großen ruht der Bücherkauf vollständig. Was der Bibliothek von ihren regel-

mäßigen Einkünften nach allerlei kleinen Ausgaben übrig bleibt, führt sie an den König ab, der um dringlichere Verwendung nie in Verlegenheit ist. Dann freilich kommt wieder eine kurze Zeit des Aufschwungs; mit freigibiger Hand spendet der König jetzt namhafte Summen für Bücherankäufe, um das Versäumte nachzuholen, zuletzt Jahr für Jahr 8000 Taler, und im Frühjahr 1784 zeigt sie sich zum erstenmal in dem wundervollen Bau, den er ihr errichtet hat und der ihr noch heute Unterkunft gewährt. Aber wieder geht es bergab, als die großen Augen sich geschlossen haben. Jahrelang wird der ihr jetzt zugemessene ordentliche Anschaffungsfonds dazu verbraucht, um eine einheitliche Ordnung der nach ihrer Herkunft in fünf gesonderten Sammlungen aufgestellten Bestände durchzuführen. Immerhin gibt es indes noch ansehnliche Vermehrungen, wenngleich wesentlich aus außerordentlichen Einnahmen. Mit dem Einbruch der unglücklichen Zeit aber fällt die Bibliothek in einen Zustand der Erstarrung, aus der sie erst durch Wilhelm von Humboldt zu neuem, kraftvollerem Leben erweckt wird. Und während desselben Zeitraums welch ein Schwanken in der Praxis gegen die Benutzer! Die zum Beginn ohne jede Schwerfälligkeit gehandhabte Verleihung wird 1710 auf Klagen der Bibliothekare über Mißbräuche auf die Wirklichen Geheime-Räte beschränkt, zu denen im folgenden Jahre durch besondere Vergünstigung noch die Mitglieder der Sozietät der Wissenschaften treten; jeder andere hat die Erlaubnis des Kurators d. h. eines Staatsministers nachzusuchen, deren Erteilung überdies 1758 an die Bedingung geknüpft wird, daß zuvor für die verlangten Bücher ausreichende Sicherheit zu stellen sei. Diese Erlaubnis aber ist für immer verwirkt, wenn die Bücher nicht binnen vierzehn Tagen zurückgeliefert sind. Als das neue Haus bezogen ist, beseitigt Friedrich der Große die Verleihung gänzlich und läßt dafür die „Lese-Cammer“ um sechs Uhr früh, im Winter um acht Uhr öffnen; in dieser Lesekammer aber stehen, wie wir aus einer gleichzeitigen Verordnung des Königs erfahren, acht Tische, ebensoviel Stühle und ebensoviele Dinte- und Sandfässer. Schon 1786 wird indes auf Betreiben der Akademie der Wissenschaften die Verleihung wieder gestattet; aber 1790 tritt von neuem die Beschränkung auf die Prinzen des Königlichen Hauses, die Staatsminister und die Generale ein, und die bisher tägliche Öffnung wird auf drei Tage in der Woche herabgesetzt. Und derselbe Mangel an Stetigkeit schließlich in der inneren Geschäftsführung: von Anbeginn sind alphabetischer, systematischer und Standortskatalog in Aussicht genommen; aber nur der alphabetische, nach den Beständen von 1666 angelegt, wird abgeschlossen, und auch er nur mit langen Unterbrechungen und großen Unvollständigkeiten fortgeführt. Bei den übrigen kommt man über oft wiederholte Ansätze nicht hinaus; selbst so energische Mahnungen wie die des ersten Königs, er werde den Bibliothekaren ihr Gehalt nehmen, wenn sie nicht fleißiger würden, sind erfolglos. Es bleibt ein mühsames, kümmerliches Fortwirtschaften bis ins 19. Jahrhundert hinein. Und end-

lich, um auch das noch zu berühren: am Anfang des 18. Jahrhunderts vier bis fünf Bibliothekare, während der Regierung Friedrichs des Großen zwei, am Ende des Jahrhunderts drei. Dieses bunte Auf und Nieder, so viel bewegter als die Kurve, in der sich die Entwicklung der Wissenschaft und der ihr dienenden Einrichtungen auch in dieser Zeit darstellt, ist so typisch für die Bibliotheken, daß das längere Verweilen bei dieser einen Anstalt berechtigt schien.

Der Bibliothekar des 18. Jahrhunderts.

Und jetzt noch einen Blick auf den Bibliothekar des 18. Jahrhunderts. Von dem Wesen seines Amtes hat er noch kaum eine andere Vorstellung als seine Vorgänger. Er ist entweder, wie bei den Universitätsbibliotheken ausnahmslos, der Professor, der nebenamtlich einen mäßigen Bruchteil seiner Zeit der Bibliothek widmet, zuweilen unterstützt von Studenten, die dafür den Freitisch genießen; was ihn dazu veranlaßt hat, diesen Posten zu übernehmen, ist im besten Falle das Bedürfnis nach einer freieren Benutzung der Bibliothek; zuweilen wird es die Neigung gewesen sein „zu krahmen und sich zu divertiren", wie Gesner sich in einem Briefe an Münchhausen wundervoll bezeichnend über einen Bewerber ausdrückt; in der Regel aber wird er eben, nach der schönen Wendung, mit der Robert von Mohl einen seiner Mitarbeiter an der Tübinger Bibliothek charakterisiert, die Stelle lediglich als eine „Veranlassung zu einem Gehalte" betrachtet haben, was bei dessen Höhe — in Leipzig sind es immer noch die alten fünf Gulden und drei Groschen halbjährlich, in Marburg bis ins 19. Jahrhundert hinein zwanzig Gulden das Jahr nebst freier Wohnung — einer milderen Beurteilung sicher ist. Oder er ist der Gelehrte oder der Literat, der in voller Unbefangenheit die Ausnutzung der Bibliothek als seine eigentliche Aufgabe ansieht, wie denn Lessing von Wolfenbüttel an seinen Vater schreibt, man habe bei der Berufung mehr darauf gesehen, daß er die Bibliothek als daß die Bibliothek ihn nutzen solle; oder auch der Liebhaber, der eifrig sammelt und aufstapelt, aber den Überblick für sich monopolisiert und das profanum volgus nach Möglichkeit fern hält. Er ist nicht gerade selten gefällig und hilfsbereit; er ist häufiger treu und fleißig bei der Ordnung und Verzeichnung der Bestände, wenngleich meistens mit einem sehr auffälligen Mangel an Voraussicht oder an geschichtlichem Sinn, indem er, unbelehrt durch das warnende Beispiel seiner Vorgänger, immer wieder den Katalog so anlegt, als wäre dem Wachstum der Sammlung eine bestimmte und zwar bald zu erreichende Grenze gesetzt. Aber er ist nur ganz ausnahmsweise der Mann, der mit bewußtem Willen seine ganze Kraft einsetzt oder auch nur sie einzusetzen für seine Pflicht hält, um die Nutzbarkeit der ihm anvertrauten Sammlung für Gegenwart und Zukunft auf die erreichbare Höhe zu bringen. Und was weit schlimmer ist: niemand verlangt derartiges von ihm, weder seine Obrigkeit noch seine Klientel. Seine Selbständigkeit ist zudem, besonders in dem wichtigen Punkte der Erwerbungen, häufig derart beschränkt, daß ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl, dieser kräftigste Hebel aller Tüchtig-

keit, sich kaum entwickeln kann. Die Fähigkeit zur Verwaltung der Bibliothek ist bei ihm als einem gebildeten Manne ohne weiteres vorausgesetzt worden. So hat er, wie Hanslik in seiner Geschichte der Prager Universitätsbibliothek diese seltsame Übung schlagend kennzeichnet, den Amtseid als Meister abgelegt, um als Lehrling zu beginnen, und die Bibliothek hat in der Regel diese „Meisters Lehrjahre" teuer zu bezahlen. Hat er Temperament, so findet er das Bestehende leicht unerträglich, und frischweg, mit der ganzen Sicherheit des Nichtkenners, geht er ans Umstürzen. Hat er aber glücklich den Augiasstall gereinigt — wie oft ist nur dies Bild hier gebraucht worden! —, so ist er keineswegs davor sicher, daß sein Nachfolger es hoch an der Zeit findet, der Verwahrlosung ein Ende zu machen. In der bibliothekarischen Technik ist eben eine Einigung der Anschauungen noch kaum angebahnt, und die Weisheit, daß hier eine konsequent durchgeführte Dummheit zu hundertmal besseren Ergebnissen führe als ein noch so vernünftig begründeter Wechsel, ist noch nicht entdeckt.

Rückblick auf das 18. Jahrhundert.

Alles in allem: von der ebenso glänzenden wie einsamen Ausnahme Göttingen abgesehen, hat das 18. Jahrhundert die Bibliotheksverwaltung in ziemlich demselben Stande hinterlassen, in dem es sie überkommen hat. Der selige Hirsching, weiland Mitglied des Hochfürstlichen Instituts der Moral und schönen Wissenschaften in Anspach, dem wir vom Ausgange des Jahrhunderts einen vierbändigen Versuch einer Beschreibung der sehenswürdigen Bibliotheken Teutschlands verdanken, nennt die Bibliotheken „die Mausoleen, in denen der unsterbliche Nachlaß der edelsten Seelen beysammen ruht". Es gehört keine besondere Bosheit dazu, um diese Bezeichnung als eine im allgemeinen treffende Kritik der Bibliotheken seiner Zeit anzusprechen. Angesichts der Tatsache vollends, daß Klagen wissenschaftlicher Arbeiter über die Unzulänglichkeit der Bibliotheken nur ganz vereinzelt sich hören lassen, möchte man sagen, das Jahrhundert habe die Bibliotheken gehabt, die es verdiente oder doch, die es brauchte. Aber wie das Schweigen der Beteiligten sehr wohl darin seine Erklärung finden kann, daß der Begriff der Öffentlichkeit noch zu wenig ausgebildet ist, um den heute jedermann geläufigen Gedanken von dem berechtigten Anspruch der Allgemeinheit an die Leistungsfähigkeit der Bibliotheken aufkommen zu lassen, so zeigt andererseits das Beispiel von Göttingen, wo man eine auch nach dem modernen Maßstab recht ansehnliche Benutzungsziffer notiert, daß das wissenschaftliche Bedürfnis wohl vorhanden, aber nicht überall stark genug ist, um seine Befriedigung zu erzwingen.

Anbruch der neuen Zeit. Gewinn aus den politischen Umwälzungen um die Wende des 18. Jahrhunderts

Eingeleitet und angebahnt wird die allgemeine Wendung in der Richtung auf die moderne Entwicklung erst durch die Umwälzungen, die mit dem Ende des 18. Jahrhunderts über Europa hereinbrechen. Wie der Sturm Bestand und Besitz der Bibliotheken zurechtgerüttelt, ist schon vorhin berührt worden. In Deutschland hat er über ein Dutzend halbverkümmerter Universitäten weggefegt, Klöster und Stifter und reichsunmittel-

bare Staaten und Städte die Menge. Nicht weniger als anderthalbhundert Büchersammlungen sind in die bayrische Hauptstadt zusammengeweht und haben der Münchener Hof- und Staatsbibliothek jenen Reichtum an alten Beständen zugeführt, mit dem sie stets die erste Stelle in Deutschland einnehmen wird; ihrer siebzig und mehr aus den säkularisierten Klöstern und Stiftern Schlesiens wachsen zu der Breslauer Universitätsbibliothek zusammen usw. Es sind aber nicht nur die lebensunfähigen Sammlungen, mit denen das Unwetter aufgeräumt hat, um den widerstandskräftigen Licht und Luft zu mehren und für neue, kraftvollere Bildungen das Material frei zu machen. Auch mancherlei lebensunfähige und überlebte Anschauungen und Einrichtungen sind hier wie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens von dem kräftigen Hauche fortgeblasen oder doch in dem neuen Lichte als unhaltbar erkannt. Vor allem aber sehen wir jetzt endlich den Gedanken allgemeiner rezipiert, dem allein die treibende, vorwärts drängende Kraft innewohnt, die dazu nötig war, um das Bibliothekswesen aus dem bisherigen Beharrungszustand in Bewegung zu bringen: den Gedanken, daß die Bibliothek eine öffentliche Einrichtung ist, im öffentlichen Interesse aus öffentlichen Mitteln zu unterhalten. Das ist der entschiedene Gewinn, den das Bibliothekswesen aus dem großen Wandel der Anschauungen, der mit den politischen Umwälzungen jener Tage Hand in Hand ging, davongetragen hat.

Das Beispiel Göttingens wird wirksam durch W. v. Humboldt (1767—1835).

Zunächst ist allerdings die zugleich mit der Ruhe eingetretene Erschöpfung zu groß, um eine durchgreifende Anwendung der neuen Erkenntnis zu gestatten. Aber überall geht man doch an eine Revision der alten Einrichtungen; überall ist es etwas Selbstverständliches geworden, daß zu einer Bibliothek eine feste Einnahme gehört, und soweit die Knappheit der Mittel es gestattet, trägt man dem Rechnung; überall gibt es neue Ordnungen, und in allen kommt der neue Geist in dem Bestreben, die Bestände zu erschließen und die Benutzung zu erleichtern, zu deutlichem Ausdruck. Bald gehören die Bibliotheken, die nicht täglich, sei es auch nur für eine Stunde ihre Pforten öffnen, zu den Ausnahmen; fleißig wird mit den Bibliotheksferien und mit der alten engherzigen Beschränkung der an den Einzelnen zu verleihenden Bändezahl aufgeräumt, wenn hier auch noch ansehnliche Trümmer stehen bleiben, und allerorten sind wenigstens neue Ansätze zu durchgreifenden Ordnungs- und Katalogisierungsarbeiten zu bemerken. Und da ist es höchst interessant zu sehen, wie endlich auch die in Göttingen ausgestreute Saat aufzukeimen beginnt. Als fleißiger Student hat Wilhelm von Humboldt in Göttingen den Segen einer reichen und planvoll verwalteten Bibliothek schätzen lernen und wahrscheinlich von seinem Lehrer Heyne, dem großen Bibliothekar, zu dessen bevorzugten Schülern er zählte, mancherlei von bibliothekarischen Dingen gehört. Sicher ist, daß er, wie schon erwähnt wurde, den starken Anteil, der an der glänzenden Entwicklung der Göttinger Universität auf die Bibliothek fällt, voll erfaßt hat. Wer möchte da den Zusammenhang verkennen, wenn er sich

1809, sobald die Berliner Bibliothek der eben von ihm übernommenen Sektion des öffentlichen Unterrichts unterstellt ist, mit besonderer Liebe ihrer annimmt? Trotz der schweren Ungunst der Zeit weiß er ihren Etat auf 3500 Taler zu bringen, d. h. auf annähernd die doppelte Höhe, die er vor dem Ausbruch des unglücklichen Krieges erreicht hat. Sofort betreibt er, noch von Königsberg aus, die Ausarbeitung eines neuen Reglements, die Reorganisation des Dienstes, nachdrücklich betonend, daß die Anstalt zum Nutzen des ganzen Publikums bestimmt sei. Und als man im Herbst 1810 auf das Drängen der Aufsichtsbehörde — Humboldt ist inzwischen aus dem Amte geschieden, aber die Kontinuität wird durch seinen Rat Uhden gewahrt — mit der Herstellung eines neuen alphabetischen Katalogs beginnt, da ist es das Göttinger System, das zum Muster genommen wird. So heißt es weiter in dem 1819 erlassenen Bibliotheksreglement für die neue Universität Bonn: „Die beiden Hauptkataloge sind in der Art anzulegen, daß sie fortdauernd erweitert werden können, ohne je einer Umarbeitung zu bedürfen. Für einen jeden Schriftsteller werden daher ein Blatt oder mehrere bestimmt, und diese Blätter werden, bis die Bibliothek sich zu einiger Vollständigkeit erhoben haben wird, in Pappkasten aufbewahrt. Sind sie nachmals gebunden, so können immerhin andere Blätter eingeschoben und von Zeit zu Zeit eingeheftet werden.“ Wiederum also das Vorbild von Göttingen, wobei es, zumal in Anbetracht des auch für die damaligen Verfügungen ungewöhnlichen Eingehens auf die Einzelheiten nahe liegt, an die Mitwirkung Welckers zu denken, des ersten Bibliothekars der neuen Anstalt, den man aus Göttingen für die rheinische Hochschule gewonnen hatte. Dieselbe Vorschrift begegnet dann häufiger, wenn auch nicht mehr mit derselben Ausführlichkeit, und zwar nicht nur in preußischen Ordnungen; und die ganze Einrichtung von Göttingen sehen wir adoptiert, wenn man für die neubegründete Berliner Universitätsbibliothek in dem Reglement von 1831 noch dazu die Anweisung gibt, die Bücher in einer dem Realkatalog entsprechenden Ordnung aufzustellen.

Stand der Bibliothekstechnik.

Daß im übrigen die Technik noch manches zu lernen hat, sieht man z. B. aus der heute recht wunderlich anmutenden Bestimmung, die sich in einigen Bibliotheksreglements dieser Zeit, wie dem Breslauer von 1815 und dem Bonner von 1819 findet, wonach der alphabetische und der Realkatalog „von Zeit zu Zeit“ aus den Eintragungen im Akzessionskatalog zu vervollständigen sind, während es heute oberster Grundsatz ist, die Kataloge ständig auf dem Laufenden zu halten und zwar unter Vermeidung aller mittelbaren Quellen auf Grund der Bücher selbst. Aber die wesentlichsten Dinge sind doch bereits erledigt, zum Teil seit Jahrhunderten: man weiß, daß die Bibliothek jederzeit imstande sein soll, anzugeben, ob sie ein gesuchtes Buch besitzt, wann und unter welchen Umständen es in ihren Besitz gelangt ist, wo es seinen Platz hat, welche Bücher sie über einen bestimmten Gegenstand zur Verfügung stellen kann, welche sie verliehen hat usw., und für alle diese Anforderungen ist die

beste oder doch eine brauchbare Lösung — auch hier führen mancherlei Wege nach Rom — gefunden. Selbst das Verlegenheitsprodukt des Zettelkatalogs, den früheren Generationen nur als eine Vorarbeit für den Bandkatalog bekannt und heute weithin als die einzige Katalogform gepriesen, ist bereits hier und da anzutreffen, und es mehren sich die Versuche, die Erfahrungen der Praxis auf literarischem Wege dem Anfänger zugänglich zu machen und damit einer Vereinheitlichung der wichtigsten Grundsätze vorzuarbeiten, Bemühungen übrigens, die schwerlich darum an ihrer Nützlichkeit etwas eingebüßt hätten, wenn man den unglückseligen Namen Bibliothekswissenschaft nicht für sie erfunden hätte.

Der Bibliothekar als Hemmnis der Entwicklung.

Sehen wir so das Bibliothekswesen endlich auf die Bahn gebracht, so ist doch das Schwergewicht des Bestehenden zu drückend, um schnelle Schritte zu erlauben. Es ist etwas unfreundlich von Grillparzer, wenn er aus seiner kurzen Tätigkeit an der Wiener Hofbibliothek im Jahre 1813 von seinen Kollegen erzählt, sie hätten sich benommen ungefähr wie der Hund beim Heu oder wie die Invaliden in einem Zeughause. Aber den Bibliothekar, wie er dazumal noch stark vertreten gewesen zu sein scheint, hat er damit nicht schlecht gekennzeichnet: Kustos im eigentlichen Sinne des Worts; vielleicht stolz auf die Bewunderung, die die ihm anvertrauten Schätze finden, aber leicht den Anspruch auf deren Benutzung als eine Störung oder als einen persönlichen Angriff betrachtend und ohne eine Ahnung davon, daß in der Förderung der Ausnutzung dieser Schätze ganz wesentlich seine Existenzberechtigung bestehe. Und dieser Typus ist natürlich nicht mit einem Schlage verschwunden, wie denn Rudimente jener Bildung noch heute anzutreffen sind. Eine Erscheinung indes, die alles Auffällige verliert, wenn man sieht, wie der Staat, der in seiner jetzt ungemein gesteigerten Fürsorge für die Universitäten auch den Universitätsbibliotheken ein sehr viel stärkeres Interesse zuwendet, seine heilsame Reorganisation nicht auf das Beamtenmaterial erstreckt, sondern vielmehr, wo der Erlaß neuer Reglements die Gelegenheit dazu bietet, ausdrücklich die alte Übung sanktioniert, nach der die Bibliothek nebenamtlich von Dozenten der Universität zu verwalten ist, uneingedenk der alten Lehre, daß niemand zween Herren dienen kann, insonderheit nicht, wenn einem dieser Herren, wie hier dem ursprünglich gewählten, nach der ganzen Lage der Dinge wonicht die Liebe, so doch der Eifer nahezu ausschließlich gehören muß. Ein auch bei voller Berücksichtigung des damaligen Standes der Erfahrungen nicht ganz leicht zu verstehender und sehr verhängnisvoller Fehler, dessen Wirkungen noch heute nicht überwunden sind. Verhängnisvoll nicht allein für die betroffenen Anstalten, sondern auch für die allgemeine Entwicklung des Bibliothekswesens, indem die fruchtbaren Anregungen, die sich aus den ständigen Anforderungen der Universität als einer die Wissenschaft in allen ihren Zweigen besitzenden und suchenden Gemeinschaft für die Bibliothek ergeben, bei der Gleichgültigkeit der Bibliothekare und ihrer Abneigung gegen alle mit gesteigerter Arbeit

verbundenen Neuerungen auf unfruchtbaren Boden fallen und dami für die Gesamtheit der Bibliotheken verloren gehen. Wie hier natürlich auch das Vorbild dafür zu suchen ist, daß man ebenso bei den anderen großen Bibliotheken zunächst weiter an der Tradition festhält, zum mindesten bei der Besetzung der leitenden Stelle das entscheidende Gewicht auf den Glanz des wissenschaftlichen Namens zu legen, ohne nach dem Vorhandensein der für das Amt notwendigen Fähigkeiten und Neigungen sonderlich zu fragen. Ein System, von dem sich Besseres schwerlich sagen läßt, als daß es das Aufkommen ausgezeichneter Bibliothekare nicht hat verhindern können. Denn wenn Robert von Mohl und Friedrich Ritschl heute jedem Bibliothekar leuchtende Vorbilder sind, so sind sie das geworden nicht wegen, sondern trotz des Systems, wie eben ungewöhnliche Männer Ungewöhnliches vermögen. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß die bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus andauernde Langsamkeit der wohl eingeleiteten Vorwärtsbewegung mehr auf die Unzulänglichkeit der Bibliothekare zurückgeführt werden muß als auf den gewöhnlich in den Vordergrund gestellten Mangel an Mitteln, auch abgesehen davon, daß die Mittel zweifellos reichlicher geflossen wären, wenn die Bibliothekare es verstanden hätten, durch ihre Wirksamkeit ein größeres Interesse zu erzwingen. Wie Antonio Panizzi, der Reorganisator des Britischen Museums, so wußten auch Mohl und Ritschl verschlossene Hände zu öffnen. Wie weit aber der Durchschnitt von solchem Heraustreten aus der Passivität entfernt gewesen sein muß, das wird beleuchtet durch die oft berichtete Wunderlichkeit, daß es dazumal Universitätsbibliotheken gegeben hat, die sich aus Furcht vor Störung ihrer Bequemlichkeit gegen die Erhöhung ihrer Mittel sträubten.

Was ihn entlastet.

Gerechterweise darf man indes nicht außer acht lassen, daß der Bibliothekar dieser Zeit einerseits durch die Tradition, die keine erheblichen Ansprüche an seine Leistungen stellt, und andrerseits durch das unglückliche System, dem er seine Anstellung verdankt, wesentlich entlastet wird. Abgesehen vielleicht von der Organisation des Dienstes und der Ergänzung der Bestände setzt sich alle bibliothekarische Tätigkeit aus einer unendlichen Fülle kleiner, einzeln schnell zu erledigender Leistungen zusammen, die, wenngleich sie zum Teil eine umfassende wissenschaftliche Bildung und immer Klarheit und Genauigkeit zur Voraussetzung haben, doch nur ausnahmsweise zu einer nachhaltigeren Konzentration der geistigen Kräfte zwingen und darum gerade auf geistig bewegliche Arbeiter leicht abstumpfend wirken, es sei denn, daß diese ihren Beruf mit echter Liebe, man möchte sagen mit Leidenschaftlichkeit umfassen und von dieser Grundlage aus, stets den Zweck und das Ganze im Auge behaltend, auch die mechanischere Arbeit geistig zu beleben verstehen, wie denn im letzten Grunde jegliche Arbeit ihren Charakter durch den Arbeiter erhält. Dazu kommt, daß die bibliothekarische Arbeit nicht viel anders wie die Tugend ihren Lohn in sich trägt, indem sie, ungleich den Arbeiten der anderen

gelehrten Berufe, in stiller Verborgenheit sich vollzieht, nur von wenigen beachtet und noch seltener richtig gewertet, bei der Notwendigkeit einer unverrückbaren Schablone für die meisten Zweige des Dienstes zur Entfaltung individueller Kräfte nur sehr geringe Gelegenheit bietet und kaum einen anderen Ruhm zu erwerben gestattet als den treuer Pflichterfüllung. Diese Entsagung aber wird dadurch nicht erleichtert, daß sie angesichts reichbesetzter Tische geübt werden muß. Wie also sollte man ins Gericht gehen mit jenen Männern, wenn sie, die die akademische Lehr- und Forschertätigkeit zum Lebensberuf erwählt und dann, in der Regel aus rein äußeren Gründen, meist lediglich zur Aufbesserung ihres Einkommens das bibliothekarische Nebenamt übernommen hatten oder hatten übernehmen müssen, im Widerstreit der Pflichten dem Gegenstand ihrer Neigung den Vorzug gaben? Und an noch eins muß zu ihren Gunsten erinnert werden: das ist die Kurzsichtigkeit, mit der auch die neuen Ordnungen aus dem Anfang des Jahrhunderts noch ziemlich regelmäßig an der alten Übung festhalten, die zur Ergänzung der Bestände vorgesehenen Mittel den einzelnen Fakultäten oder gar in noch heilloserer Verzettelung den einzelnen Fachvertretern zu selbständiger Verwendung zu überweisen. Eine Maßregel, die für die wichtigste Seite der Bibliotheksverwaltung die Planlosigkeit zum obersten Gesetz erhebt und eigens ersonnen scheint, um in dem Bibliothekar jedes Verantwortlichkeitsgefühl zu ersticken. Alles in allem möchte man daher, was die Arbeit innerhalb der vier Wände der Bibliothek angeht, mehr erstaunen darüber, daß trotz des Systems noch so vieles geschehen ist, als über die Fülle des Versäumten. Wie z. B. die Tatsache, daß Lobeck den Realkatalog, den „baldmöglichst“ herzustellen das Reglement von 1822 die Königsberger Bibliothek anweist, trotz seiner langen, bis 1858 währenden Amtsführung niemals in Angriff genommen hat, verständlicher scheint als die ungeheure Arbeit, die wir in Bonn von Welcker und Ritschl geleistet sehen.

Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs setzt sich durch. — R. v. Mohl (1799—1875).

Bezeichnenderweise ist es ein hervorragender Universitätslehrer und ausgezeichneter Bibliothekar zugleich, Robert von Mohl, der zuerst — es ist im Jahre 1840 — den Bruch mit dem alten System als die Rettung aus unerträglichen Zuständen empfiehlt. Die Arbeit in der Bibliothek ist in ungeahnter Weise gewachsen. Sehr langsam zwar, aber doch stetig sind seit dem Beginn des Jahrhunderts die Mittel zur Vermehrung der Bestände verstärkt und die Öffnungszeiten ausgedehnt worden. In steigendem Maße ist man gewahr worden, wie die Katalogisierungs- und Ordnungsarbeiten in weit stärkerer Progression zunehmen als die Bestände selbst, wie zugleich mit deren Umfang die Schwierigkeit wächst, dem neuen Ankömmling seinen Platz anzuweisen, und wie selbst im alphabetischen Katalog, so mechanisch das ihn beherrschende Prinzip ist, Tücken sich einstellen, an die niemand gedacht hat, als man sich noch in bescheidenen Bändezahlen bewegte. Es sind elende Minutien, aber man merkt es am eigenen Leibe, wie schwer sich ihre Vernachlässigung

rächt, und man sieht sich gezwungen, Stellung zu nehmen und sich Gesetze zu geben. Aber jeder gibt sich andere, da nur ausnahmsweise eine Entscheidung als die gegebene sich empfiehlt, und die Freiheit des Einzelnen einstweilen kaum anders als durch eine unsichere, mündlich fortgepflanzte Überlieferung eingeschränkt wird. Die Wirrnis wird unerträglich; aber der alte Mut, mit dem man früher ohne langes Besinnen das Unhaltbare beiseite geschoben und einen neuen Katalog in Angriff genommen, hat gegenüber den hunderttausend und mehr Titeln der Resignation Platz gemacht. Die Zahl derer aber, die die Benutzung der Bibliothek als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen, hat gewaltig zugenommen. Auch für den Studenten ist es Pflicht und Übung geworden, sich mit der Literatur seiner Disziplin bekannt zu machen; ohne ausdrückliche Programmänderung sind die Universitätsbibliotheken, zu keiner Zeit tatsächlich und nur selten bestimmungsmäßig auf die Universität beschränkt, zugleich Provinzialbibliotheken geworden; in stärkerem Maße als die Bevölkerungsziffer hat sich mit dem wachsenden Wohlstand und der steigenden Kultur der Kreis der wissenschaftlichen Arbeiter vergrößert, während die Zahl der Bibliotheken eine nennenswerte Vermehrung nicht erfahren hat. Was Wunder, daß diesen mannigfach gehäuften Schwierigkeiten die auf unendlich viel einfachere Anforderungen zugeschnittene Verwaltung sich von Jahr zu Jahr weniger gewachsen zeigt? Und doch geht noch ein volles Menschenalter vorüber, bevor dies hartnäckige Überbleibsel einer überwundenen Entwicklungsstufe beseitigt wird. Noch 1874 kann Johann Friedrich Schulte, ohne einer Übertreibung geziehen zu werden, im Reichstage das Bibliothekswesen Deutschlands als partie honteuse bezeichnen. Aber die Zeit ist jetzt erfüllt. Mit erstaunlicher Schnelligkeit sehen wir in den siebziger Jahren den Grundsatz von der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs aufgenommen und auf der ganzen Linie durchgeführt, und es beginnt für die Bibliotheken ein Aufschwung, nach dem langen Zögern und Schwanken so überraschend stark und stetig, als wären gewaltsam niedergehaltene Kräfte plötzlich frei geworden.

Der Aufschwung und seine Ursachen.

Sehr kurzsichtig wäre es indes, das zeitliche Nacheinander ohne weiteres zum ursächlichen Zusammenhang zu machen. Die Neuordnung der Laufbahn ist eine, aber nicht die Ursache der lebhaften Aufwärtsbewegung, in der wir jetzt stehen. In der Hauptsache sind es vielmehr von außen kommende Kräfte, denen die Bibliothek ihr neues Leben verdankt, und obenan steht hier der tiefgreifende Wandel, der seit der Mitte des Jahrhunderts in den Zielen und Aufgaben der Wissenschaft sich zu vollziehen beginnt, kaum weniger bedeutsam als jene von Halle ausgegangene Wendung vom dogmatisch gebundenen Denken zur libertas philosophandi. Von der Spekulation, zu der sich das rationale Denken bald vereinseitigt hatte, wendet sich die Wissenschaft in energischer Abkehr zur Empirie, von der zurechtlegenden Betrachtung der hervorragenden Erscheinungen zur schlichten, vorsichtigen, unterschiedslos achtungsvollen

Prüfung des gesamten Tatsachenmaterials; überall steigt sie, wie Harnack den Vorgang charakterisiert, „von den Höhen der Betrachtung komplizierter Ordnungen herab zu den Niederungen der primitiven Tatsachengruppen“; und die nächste Wirkung dieses Wandels ist in allen Disziplinen jene weitgehende, ebenso oft beklagte wie als notwendig anerkannte Arbeitsteilung und eine Steigerung des Betriebs in Breite und Tiefe, wie sie, so schnell und so gewaltig anwachsend, in der Geschichte der Wissenschaften unerhört ist. Und eben diese Erscheinung ist es, auf die der überraschende Aufschwung der Bibliotheken in erster Linie zurückzuführen ist. Denn mit der wissenschaftlichen Arbeit und in stärkerem Verhältnis noch als sie wachsen die Anforderungen an die Bibliotheken, da in einer Art ständiger Wechselwirkung das Bedürfnis nach ihrer Hilfe nicht allein mit dem Betrieb steigt, sondern auch mit der Betriebsleistung, soweit diese wiederum Arbeitsmaterial wird. Überaus günstig trifft mit dieser Steigerung der Anforderungen eine Zeit großartigen wirtschaftlichen Aufschwungs zusammen, der es gestattet, den Ansprüchen gerecht zu werden und dabei lange Versäumtes nachzuholen. Und noch ein anderes schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es sich darum handelt, die Ursachen der Bewegung klar zu legen: das ist die vorbildliche Tat Friedrich Ritschls in der Bonner Bibliothek. Nicht allein, daß er diese Anstalt in Vollendung des von Welcker begonnenen Werks, wie dessen Biograph sich ausdrückt, „zu einem wohlgeordneten Instrument schlagfertiger Liberalität sondergleichen erzogen“ hatte, damit ebensowohl zeigend, was eine Bibliothek der Wissenschaft leisten könne, als in weiten Kreisen das Gefühl der Unzulänglichkeit der allgemeinen Bibliotheksverhältnisse verschärfend; er hatte auch, was nicht weniger wert ist und nicht weniger nottat, Schule gemacht, hatte mit der ihm auch als Bibliothekar eigenen starken Anziehungs- und Begeisterungskraft eine ganze Reihe vortrefflicher junger Philologen zu freiwilligen Helfern herangebildet und damit seiner Anschauung von den Aufgaben der Bibliothek und seiner Art, ihnen gerecht zu werden, ein Leben über das Maß seiner Tage gesichert. Denn als man daran geht, das System der Doppelämter zu beseitigen, da werden diese seine Schüler als die gegebenen Männer herangezogen, um an den wichtigsten Stellen mit ungeteilter Kraft die Lehren ihres Meisters zu betätigen, und es ist kein geringer Teil der seitdem errungenen Erfolge, den das Bibliothekswesen ihrem Wirken schuldet.

Friedrich Ritschl (1806—1876).

III. Was erreicht ist. Ohne aus dem Auge zu verlieren, wie stark an dem Eindruck des schnellen Aufstiegs der Bibliotheken während der letzten Jahrzehnte die Tiefe beteiligt ist, aus der sie sich zu erheben hatten, und ohne einstweilen die erreichte Höhe an den allgemeinen Kulturverhältnissen abzumessen, registrieren wir dankbar, was erreicht ist. Kaum wiederzuerkennen ist das Bild, so stark hat es sich verändert. Fast überall stattliche neue Gebäude, deren Pforten nahezu den ganzen Tag offen stehen;

Das Haus und seine Einrichtung.

wenigstens sind diejenigen bereits zu Ausnahmen geworden, die die alte Scheu vor künstlicher Beleuchtung in die neue Ära übernommen haben. Die großen eindrucksvollen Säle mit den hohen bücherbedeckten Wänden sind verschwunden; in nüchternster Gleichmäßigkeit reiht sich in niedrigen Speichergeschossen, deren Anordnung vom Britischen Museum aus die Bibliothekswelt erobert hat, Gestell an Gestell, keinerlei ästhetische Freude weckend, aber außerordentlich praktisch: die hohe schwankende Bücherleiter, die mehr als einem braven Bibliothekar nach dem Ausdruck Christian Karl Reisigs zu einem „wahrhaft gelehrten Tode in den Armen der Musen“ verholfen hat, ist überflüssig geworden, die Fassungskraft des Raums ist ins mehrfache gesteigert, und die Zugänglichkeit der Bestände hat ungemein gewonnen. Das Lesezimmer, früher in den bescheidensten Grenzen gehalten und bei der geringen Öffnungszeit dennoch allen Ansprüchen genügend, ist zum geräumigen Lesesaal geworden, ausgestattet mit einer Handbibliothek, die die vornehmsten Lexika und Enzyklopädieen, die großen Quellensammlungen und Sammelwerke, die klassischen Bücher aus allen Disziplinen und womöglich die Klassiker aus allen Literaturen enthält, jeglichem Besucher ohne jede Förmlichkeit zugänglich und besonders dem der Orientierung noch bedürfenden Anfänger von unvergleichlichem Nutzen ist. Was ferner früher der beneidete Vorzug einiger weniger Anstalten war, das Journal- oder, wie man heute sagt, das Zeitschriftenzimmer, wird kaum noch in einer größeren Bibliothek vermißt.

Die Mittel.

Und neu wie das Haus ist auch der Haushalt geworden. Die Mittel zur Vermehrung der Bestände, das aliment der Bibliothek, wie Leibniz sagt, haben überall eine ungewöhnliche Verstärkung erfahren, und wenn auch nicht alle Anstalten so gewaltige Schritte gemacht haben, wie einige früher sehr kümmerlich dotierte, deren Anschaffungsfonds seit 1870 auf das Vier- und Fünffache erhöht worden sind, so gibt es ihrer doch nur wenige, bei denen die Steigerung seit jener Zeit unter hundert Prozent zurückgeblieben ist. Bei den Universitätsbibliotheken ist die alte unselige Verzettelung der Mittel durch Aufteilung an die Fakultäten oder Fachvertreter beseitigt, bis auf einige wenige Ausnahmen, die in dem Bilde des modernen Bibliothekswesens stark fremdartig anmuten. Die Kommissionen aber, die zur Wahrung der Interessen der Universität an der Bibliothek übrig geblieben sind, haben unter den neuen Verhältnissen zwar nicht allgemein an Verständnis für ihre Aufgabe zugenommen, aber doch ihre vielbeklagte Schädlichkeit verloren.

Die Leistung.

Und ein anderer Geist ist in das neue Haus eingezogen. Haupt und Glieder lassen sich in ihrem Tun und Lassen von der Überzeugung leiten, daß sie für die Bibliothek da sind, nicht die Bibliothek für sie, und wo das ausnahmsweise noch nicht der Fall ist, da weiß man doch genau, und das ist der große Unterschied gegen früher, daß es so sein sollte. Die alte Beschaulichkeit, die idyllische Ruhe von einstmals ist verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Vom Lesesaal abgesehen, vor dem der Lärm

des Tages Halt macht, erfüllt ein geschäftiges Leben die Räume, nicht anders wie in einem Handelshause oder in einer Verkehrsanstalt. In den Geschäftsgang ist eine vorher ungekannte Sicherheit und Schnelligkeit gekommen. Die Kataloge, das A und O der Verwaltung, das Handwerkszeug, von dessen Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der ganze Betrieb abhängig ist, sind vollständig erneuert oder doch auf eine neue Grundlage gestellt: einmal hat man endlich einsehen lernen, daß nur die Eintragung auf Grund des Buches selbst, und zwar in strengster Anlehnung an die Fassung des Titels, die Gewähr dauernder Brauchbarkeit biete, wobei man allerdings, wie das nur natürlich ist, zunächst in der Reaktion gegen die alte Sorglosigkeit über das Ziel hinausgeschossen und dem Phantom der bibliographischen Genauigkeit kostbare Opfer an Zeit und Geld gebracht hat; alsdann aber hat man, was weit wichtiger ist, die Willkür der Entscheidung gegenüber den Schwierigkeiten der alphabetischen Anordnung, die Hauptquelle alter Wirrnisse und Störungen, durch Aufstellung fester Regeln beseitigt; ein Fortschritt, dessen Tragweite nur der Fachmann voll ermessen kann und für dessen wirksame Anbahnung das deutsche Bibliothekswesen Karl Dziatzko, dem vor der Zeit Heimgegangenen, immer zu Dank verpflichtet bleibt. Für Preußen allgemein angeordnet, scheinen jene Regeln im Begriff, auch die übrigen deutschen Bibliotheken zu gewinnen, worin sie nachhaltige Unterstützung erfahren durch die Königliche Bibliothek in Berlin, die seit einer längeren Reihe von Jahren regelrechte Titelaufnahmen der neuen Erwerbungen in einseitigem Druck veröffentlicht und damit allen anderen Anstalten die Möglichkeit gibt, ihre Arbeit unmittelbar für die eigenen Kataloge zu verwerten. Womit sie zugleich das alte Problem der Zentralkatalogisierung, dessen Vorteile nebenbei je länger desto maßloser überschätzt werden, kräftig angefaßt und für eine wenigstens dem Umfang nach wichtige Literatur, die Universitäts- und Schulschriften, die allen Bibliotheken gleichmäßig und zu gleicher Zeit zugehen, auch einwandfrei gelöst hat. Überhaupt ist aus den letzten Jahrzehnten als Erfolg einer gesteigerten mündlichen und schriftlichen Aussprache eine sehr erfreuliche Annäherung der verschiedenen Auffassungen über bibliothekarische Fragen aller Art zu verzeichnen. Und undankbar wäre es, hier nicht Otto Hartwigs zu gedenken, der durch Begründung und zwanzigjährige taktvolle Leitung des Zentralblatts für Bibliothekswesen den Ausgleich widerstrebender Meinungen kräftig gefördert und der Entwicklung der deutschen Bibliotheken Dienste von bleibendem Wert geleistet hat.

Karl Dziatzko (1842—1903).

Otto Hartwig (1830—1903).

Das Verhältnis zum Benutzerkreis.

Von Grund aus verändert ist ferner das Verhältnis des Bibliothekars zum Benutzerkreis. Die Kustodenperiode ist überwunden, und schon beginnt eine Art Wetteifer, wer die Ausnutzung der ihm anvertrauten Schätze am wirksamsten fördere. Und das Entgegenkommen hat zudem einen anderen Charakter gewonnen: es ist unpersönlich, sozusagen geschäftsmäßig geworden, es ist in ein System gebracht. Dem Gelehrten,

dem Universitätslehrer, dem Freunde oder Bekannten, dem, dessen Wünsche ihn interessierten, ihnen hat auch der Bibliothekar alten Stils seine Zeit zur Verfügung gestellt, hingebender oft, als es heute möglich ist, wo immer eine bestimmte Reihe von Pflichten, deren Zurückschieben die Organisation des Ganzen nicht duldet, der Erledigung harrt. Zugunsten des Einzelnen tauchte er nieder in das Geheimnis der Kataloge und Bibliographieen und Bücherreihen, unsichtbar und unerreichbar inzwischen für alle anderen, die seiner Hilfe bedurften. Heute ist die Bedienung des Publikums ein festgeregelter Dienstzweig, dessen Mechanismus bereits jede Vernachlässigung des Einzelnen ausschließt, und wenn überhaupt noch ein Unterschied gemacht wird, so geschieht dies mit den unbeholfen und unklar vorgebrachten Wünschen der Anfänger, die mit besonderer Sorgfalt zu erledigen allgemein gute Sitte geworden ist. Die Förmlichkeiten bei der Verleihung aber scheinen jetzt, was allerdings seit jeher von Zeit zu Zeit versichert worden ist, tatsächlich so weit eingeschränkt, als die wohlverstandene Pflicht zur Wahrung des Eigentums der Bibliothek es irgend gestattet. Ohne Bürgschaft erhält jetzt auch der Student so viel Bücher, als er irgend mag, und bereitwillig stellt die Verwaltung, wo die eigenen Bestände versagen, jedem Benutzer ihre Vermittlung bei anderen Bibliotheken zur Verfügung. Die ungemein gesteigerte Sicherheit und Schnelligkeit des Verkehrswesens hat eine Leichtigkeit in die gegenseitige Aushilfe gebracht, die von der Wissenschaft aufs angenehmste empfunden wird und da besonders segensreich wirkt, wo ihre Vorteile, wie namentlich in Preußen, durch die Einrichtung eines regelmäßigen Leihverkehrs von Bibliothek zu Bibliothek amtlich in den Dienst des Benutzers gestellt und bei der rein nominellen Gebühr auch dem Unbemittelten zugänglich gemacht sind. Einen weiteren bedeutsamen Schritt auf dem Wege zur Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit stellt die im letzten Jahre in Berlin eingerichtete Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken dar, die gegen eine Gebühr, deren Erhebung nur den Mißbrauch hindern soll, jedem, der sich an sie wendet, bereit steht zur Beantwortung der Frage, ob und wo ein gesuchtes Buch innerhalb ihres Bereichs zu finden sei. Die Handschriftenverleihung, früher regelmäßig eine Haupt- und Staatsaktion, vollzieht sich jetzt innerhalb Deutschlands wie zwischen Deutschland und den meisten seiner Nachbarländer in den einfachsten Formen durch unmittelbaren Verkehr von Bibliothek zu Bibliothek; von Jahr zu Jahr gewinnt diese auf der Grundlage der Gegenseitigkeit aufgebaute Einrichtung mehr Boden, und wenn leider kaum erwartet werden darf, das Britische Museum werde jemals ein Manuskript aus dem Hause geben, so ist doch zu hoffen, daß die einstweilen zurückhaltenden romanischen Länder über kurz oder lang gleichfalls auf die althergebrachte Verlangsamung durch Benutzung des diplomatischen Weges verzichten werden. Alles Errungenschaften der jüngsten Zeit, woran zu erinnern bei der Schnelligkeit, mit der man sich ans Gute gewöhnt, nicht unangebracht

sein mag. Wird es doch fast schwer, sich zu vergegenwärtigen, daß nur wenige Jahrzehnte uns von der Zeit trennen, wo dem Studenten eine Höchstzahl von Büchern ängstlich zugemessen wurde, wo er hier und da noch für jeden einzelnen Empfangsschein die Unterschrift des bürgenden Professors beibringen mußte, wo es noch nichts Auffallendes hatte, daß bei jeder Verleihung außerhalb des Ortes die vorgesetzte Behörde oder gar, wenn es sich um eine Handschrift handelte, die allerhöchste Stelle in Anspruch zu nehmen war.

Die Stellung des Bibliothekars.

Und endlich die Stellung des Bibliothekars, nicht unwichtig von dem Gesichtspunkte aus, daß fröhliche Arbeit und selbstloses Interesse an ihren Zielen in der Regel nur da anzutreffen sind, wo die äußeren Verhältnisse der Entwicklung eines gesunden Maßes von Zufriedenheit und Selbstgefühl zum mindesten nicht hinderlich sind. Auch hier also sind für die letzten Jahrzehnte mannigfache und sehr beträchtliche Verbesserungen zu buchen. Allerdings, noch mutet es märchenhaft an, daß es eine Zeit gegeben hat, wo dem Bibliothekar, wie das von den Alexandrinischen Kollegen berichtet wird, der Titel eines συγγενὴς τοῦ βασιλέως erreichbar war, und auch das Gehalt von 60000 Sesterz, das uns inschriftlich für einen procurator bibliothecarum aus dem Kaiserlichen Rom überliefert ist, zeigt eine Wertschätzung bibliothekarischer Dienste, die unwiederbringlich verloren scheint. Aber das Bild ist doch unendlich viel freundlicher geworden, als es noch vor dreißig Jahren sich darstellte; nicht so sehr durch die Aufbesserung der Besoldungen, obgleich auch in dieser Beziehung entsprechend der inzwischen erfolgten allgemeinen Steigerung der Gehälter bedeutende Fortschritte zu verzeichnen sind, als vielmehr durch die Beseitigung der Unklarheit und Unsicherheit, die die Stellung des Bibliothekars so lange beherrscht haben. Die Forderung bestimmter Fähigkeiten und Leistungen als Voraussetzungen für die Annahme zum Dienst oder für die Anstellung; die Festlegung einer bestimmten Stufenfolge, wie sie die menschliche Schwäche im Beamtentum nun einmal unentbehrlich macht; die Aufhebung der Abhängigkeit des Einzelnen von der zufälligen Gestaltung der Verhältnisse an der einzelnen Anstalt — das alles sind gleichfalls Erfolge neuesten Datums. Seitdem erst gibt es einen bibliothekarischen Beruf, eine bibliothekarische Laufbahn. Erst die nächste Generation wird die volle Wirkung dieser Neuerung erfahren; über ihren Segen aber kann jetzt bereits ein Zweifel nicht bestehen.

IV. Was zu erreichen bleibt. Es heißt nicht die Freude am Erreichten beeinträchtigen, wenn man die Aufmerksamkeit auf dasjenige lenkt, was noch zu erreichen bleibt. Hat doch alle geschichtliche Betrachtung der Dinge zuletzt nur das eine Ziel, durch Aufdeckung des bisherigen Weges den Blick zu schärfen für die Richtung, die am vorteilhaftesten eingeschlagen wird. Wie es aber bei der Kürze des Zeitraums, während dessen die Bibliotheken sich nach jahrhundertelanger Zufalls-

regierung stetiger und planmäßiger Pflege zu erfreuen haben, selbstverständlich ist, daß es an Desideraten aller Art nicht fehlt, so wäre es höchst verwunderlich, wenn über Mittel und Wege zur Erreichung der Höhe zwischen allen Beteiligten die Übereinstimmung bereits erzielt wäre. Die Mittel.

Und sofort hebt sich hier, alle übrigen Fragen, die ihrer Beantwortung noch harren mögen, vollständig in den Hintergrund drängend, dasjenige Problem heraus, von dessen Lösung im gegenwärtigen Stande der Entwicklung das Wohl und Wehe der Bibliotheken fast ausschließlich abhängt: das ist die Bemessung der Vermehrungsfonds.

Daß die Bibliotheksverwaltung, auch im bescheidensten Verständnis des Wortes, verhältnismäßig so jungen Datums ist; daß man so merkwürdig spät dahinter gekommen ist, wie es das Wesen der Bibliotheken ist, zu wachsen, solange sie leben, und wie daher Kataloge und Ordnungen nur dann die Gewähr der Dauer bieten, wenn sie dieser Eigenart Rechnung tragen; daß man so viel Zeit dazu gebraucht hat, um zu begreifen, wie diese Kataloge, denen es bestimmt ist, nie fertig zu werden, bei der Verschiedenheit der von Jahr zu Jahr und von Generation zu Generation wechselnden Arbeiter nur dann lebensfähig bleiben, wenn jeder einzelne an die pedantische Beobachtung derselben Grundsätze gebunden wird: das alles ist denen, die heute mit ihren wissenschaftlichen Bedürfnissen auf die Bibliotheken angewiesen sind, vollkommen gleichgültig; denn die Unzulänglichkeiten, die sich als Zeugnisse jener Entwicklung bis in die neueste Zeit hinein gerettet hatten, sind überall überwunden oder so gut wie überwunden. Worunter aber die wissenschaftliche Arbeit heute leidet auf Schritt und Tritt, und was keine Kunst des Bibliothekars heilen kann, das sind die Folgen der Gleichgültigkeit, der Planlosigkeit und der wahrhaft unökonomischen Sparsamkeit, die die wichtigste Aufgabe der Bibliotheken, den Ausbau der Bestände, fast allenthalben so lange beherrscht haben und zum Teil noch beherrschen. Ein Stück Land, mag es noch so arg verwirtschaftet sein, kann mit leidlichem Geld und frischem Blut in kurzem wieder auf die Höhe gebracht werden, wenn eine Voraussetzung zutrifft: wenn der Boden gut ist; der zähe Fleiß ganzer Generationen aber gehört dazu, ein Unland ertragfähig zu machen. So ist auch aus der verkommensten Bibliothek alles zu machen, wenn die Bücher da sind, die man nach ihrer Bestimmung in ihrem Besitz erwarten darf, während schwere Mängel und Lücken in den Beständen nur bei ganz unverhältnismäßig gesteigerten Mühen und Aufwendungen überwunden werden können und demgemäß fast nie überwunden werden. Das ist das Resultat hundertfältiger Erfahrung und darf die Geltung eines Axioms in Anspruch nehmen. Woraus sich für die Aufsichtsbehörde als die bei weitem wichtigste Aufgabe die Sorge für eine ausreichende Bemessung der Anschaffungsfonds ergibt. Eine Aufgabe, an deren Auffassung und Behandlung Gegenwart und Zukunft um so stärker interessiert sind, je störender einerseits bei der ständigen Ihre ausschlaggebende Wichtigkeit.

Steigerung des wissenschaftlichen Betriebs jede Unzulänglichkeit in der Lieferung der Hilfsmittel empfunden wird, und je geringer andrerseits die Aussicht geworden ist, in der Gegenwart begangene Fehler zukünftig auf die bisherige Weise, d. h. durch den Zufluß ganzer Sammlungen älterer Literatur repariert oder doch in ihren Folgen gemildert zu sehen. Wie die frische Unbefangenheit, mit der man noch vor hundert Jahren lebensunfähige Sammlungen ihrer Selbständigkeit entkleidete, für immer dahin zu sein scheint, so ist die Beweglichkeit des modernen Lebens der Bildung von Privatbibliotheken höchst ungünstig, und wo sie noch auf den Markt kommen, da erweist sich in der Regel die Konkurrenz des mächtig entwickelten Antiquariats und amerikanischer Donatoren den staatlichen Mitteln und der amtlichen Schnelligkeit weit überlegen. Es gilt also, das ist eine unabweisliche Forderung, die Bibliotheken in den Stand zu setzen, bei der Sammlung der modernen Literatur innerhalb des ihnen zugewiesenen Kreises die Bedürfnisse der Gegenwart wie der Zukunft von vornherein ausreichend zu berücksichtigen.

Wie sind nun die deutschen Bibliotheken für diese Aufgabe gerüstet?

Ihre gegenwärtige Unzulänglichkeit.

Bei der großen Verschiedenheit der Dotierungen, die nur zum Teil in der Verschiedenheit der Ziele ihre Begründung hat, ist es selbstverständlich, daß eine zusammenfassende Antwort nicht für alle Anstalten dieselbe Geltung haben kann. Wie sie aber lauten muß, darüber herrscht bei denen sowohl, die auf die Bibliotheken angewiesen sind, wie bei den Bibliothekaren als den berufenen Kennern der Leistungsfähigkeit ihrer Anstalten nur eine Ansicht. Sie kommt zum Ausdruck in dem Schlagwort vom Notstand der deutschen Bibliotheken, das, trotz der ungewöhnlichen Aufbesserung der letzten Jahrzehnte vor einiger Zeit aufgetaucht, nicht mehr aus der Erörterung der Frage verschwinden will und dem man, soviel die Mode bei seiner Prägung mitgewirkt haben mag, unrecht täte, wollte man es mit den politischen Schlagworten zusammenwerfen, da hier von einem persönlichen Interesse derer, die sich darauf vereinen, nicht die Rede sein kann. Die Beobachtungen innerhalb der vier Wände, die theoretischen Abmessungen an der Skala des Betriebs der Wissenschaft und der literarischen Produktion, die praktischen Berechnungen an den Erscheinungen des Büchermarkts, alles führt zu demselben Ergebnis: die Bibliotheken bleiben mit ihren Anschaffungen weit hinter allen billigen Anforderungen zurück, und nur durch eine von Grund aus neue Dotierung können sie in den Stand gesetzt werden, der ihnen innerhalb der staatlichen Pflege der Wissenschaft zugewiesenen Aufgabe gerecht zu werden. Und so groß ist die Differenz zwischen der gegenwärtigen Höhe der Vermehrungsetats und den Forderungen — sie gehen bis zur Verdoppelung und darüber —, daß man zunächst unwillkürlich nach einer Erklärung sucht, wie es bei den günstigen Finanzen, deren sich die deutschen Staaten im ganzen erfreuen, zu einer derartigen Unterernährung der Bibliotheken hat kommen können.

Wie die Unzulänglichkeit den gegenwärtigen Grad hat erreichen können.

Tatsächlich sind es eigenartige Verhältnisse, die hier im Spiele sind. Anders als die wissenschaftlichen Institute, die aktiv der Forschung und dem Unterricht dienen, teilen die Bibliotheken aus alter Erbschaft her mit den wissenschaftlichen Sammlungen das Schicksal, ein wenig als Luxuseinrichtungen angesehen zu werden, bei denen Reichtum und eine gewisse Vollständigkeit als angenehm und vielleicht auch als förderlich anerkannt, eine heroische Beschränkung aber noch nicht als dem Interesse der Wissenschaft zuwiderlaufend zugegeben wird. Diese Auffassung aber erhält eine starke Stütze in der außerordentlichen Schwierigkeit, vor der die Bibliotheken stehen, wenn es sich darum handelt, ihre Bedürfnisse nachzuweisen. Seitdem die literarische Produktion die Übersichtlichkeit, die sie noch vor einem halben Jahrhundert besaß, so hoffnungslos eingebüßt hat, ist es selbstverständlich, daß auch die auf breitester Grundlage angelegte und entsprechend dotierte Bibliothek bei der Vermehrung ihrer Bestände nur noch an eine vernünftige Auswahl denken kann. Und ebenso liegt es auf der Hand, daß ein Staat, der mehrere Bibliotheken zu unterhalten hat, die mit der Sicherheit und Schnelligkeit des Verkehrs unendlich gesteigerte Möglichkeit der Aushilfe von Bibliothek zu Bibliothek bei der Zumessung der Mittel nicht unberücksichtigt lassen darf. Bereits hieraus ergibt sich für die Feststellung des Bedarfs eine verhängnisvolle Unsicherheit der Grundlage, indem einerseits der Hinweis auf die unbefriedigten Wünsche der Benutzer als auf etwas schlechthin Unvermeidliches wirkungslos bleiben muß, andrerseits aber weder für die Auswahl noch für den Verzicht im Hinblick auf die Hilfe einer anderen Anstalt sichere und allgemein anerkannte Kriterien gegeben sind. Und während weiter andere wissenschaftliche Institute bei der Vertretung ihrer Forderungen mit einer Handvoll Zahlen zu operieren haben, würden die Bibliotheken, um das Mißverhältnis zwischen Mitteln und Bedürfnis *in concreto* darzutun, Tausende und aber Tausende von kleinen, durchaus individuelle Beurteilung fordernden Posten vorzuführen gezwungen sein. Weshalb es allgemeine Übung geworden ist, bei den Klagen über die Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel einerseits diejenigen Erscheinungen zu fassen, die die Anforderungen an die Bibliotheken erhöht haben, wie namentlich die ungeheure Zunahme der wissenschaftlichen Arbeit und der literarischen Produktion, und andrerseits die Momente zu bestimmen, die die Ausgiebigkeit des Geldes fortgesetzt verringern, wie die Steigerung der Bücherpreise und der Buchbinderarbeit, um auf Grund solcher allgemeiner Berechnungen eine entsprechende Vermehrung der Mittel zu fordern. Ein Weg, der trotz einiger Unsicherheiten recht wohl zu brauchbaren Ergebnissen hätte führen können, wenn die unentbehrliche Voraussetzung für ihn zuträfe, d. h. wenn die Etats, deren Verstärkung man verlangt, seinerzeit aus dem Bedürfnis heraus nach bestimmtem Plan und auf Grund sorgfältiger, die ungeheure Masse des Details nicht scheuender Prüfung festgestellt wären. Das ist aber, wie die Entwicklung der Dotationen, das

bald zögernde bald sprunghafte Steigen und die in den tatsächlichen Verhältnissen nicht begründete Buntheit des gegenwärtigen Bildes unwiderleglich zeigt, niemals der Fall gewesen.

Dazu kommt ein Anderes. Unleugbar ist die Verstärkung, welche die Anschaffungsfonds in den letzten Jahrzehnten erfahren haben, fast auf der ganzen Linie außerordentlich groß; das springt sofort in die Augen; daß dieselben indes zu einer Zeit wirtschaftlicher Enge und auf Grund unzureichenden Verständnisses der Bibliotheken von vornherein ganz unzulänglich bemessen worden sind, das wird erklärlicherweise nicht genügend festgehalten; und daß andrerseits die Steigerung trotz ihrer Lebhaftigkeit mit der gleichzeitigen Steigerung der Büchererzeugung nicht gleichen Schritt gehalten hat, das wird, wie begreiflich, als Beweis für die Notwendigkeit weiterer Erhöhung so lange nicht zugelassen, als nicht mittels eines anerkannten Verfahrens für jede Bibliothek festzustellen ist, in welchem Umfange an dieser Steigerung diejenige Literatur beteiligt ist, welche für sie in Frage kommt.

Auch damit ist indes eine ausreichende Erklärung für diese auffallende Erscheinung noch nicht gewonnen. Zum vollen Verständnis gelangt man vielmehr erst, wenn man noch tiefer hinabsteigt und sich vergegenwärtigt, wie die Bibliotheken im Gegensatz zu den übrigen wissenschaftlichen Instituten und Sammlungen von der überraschenden Teilung und Entfaltung, die der anstaltsmäßige Wissenschaftsbetrieb in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, unberührt geblieben sind und heute wie ehedem die *universitas literarum* unverkürzt in ihr Programm schließen. In die Aufgabe, die noch vor einem halben Jahrhundert der einen Universitätskrankenanstalt oblag, teilen sich heute sechs, sieben und mehr Institute. Und wie die Annahme berechtigt ist, daß für diese Aufgabe heute nicht entfernt die gegenwärtigen Mittel zur Verfügung ständen, wenn sie noch von der einen Anstalt zu leisten wäre, so scheint es außer Zweifel, daß für die Sammlung der wissenschaftlichen Produktion heute ungleich reichere Quellen fließen würden, wenn z. B., ähnlich wie bei der Sezession des technischen Unterrichtswesens, die wunderbare Entwicklung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen zur Begründung medizinischer und naturwissenschaftlicher Fachbibliotheken geführt hätte. Sicherlich wäre, wenn dies Verhältnis klar ins Auge gefaßt würde, nicht die entmutigende Tatsache festzustellen, daß gegenüber der scheinbaren Unersättlichkeit der Bibliotheken an den maßgebenden Stellen selbst solche Männer ungeduldig und zurückhaltend geworden sind, die ihr Interesse und ihr Verständnis für die Wissenschaft tausendfach außer Zweifel gestellt haben. Diese Sachlage aber wird nicht günstiger dadurch, daß die berufenen Vertreter der Wissenschaft, die im allgemeinen der Bibliothek gegenüber ihre eigenen Forderungen recht wohl dringlich zu machen verstehen, in bedauerlicher Kurzsichtigkeit die Vertretung der Bibliotheksforderungen dem Bibliothekar allein überlassen. Mußte doch sogar Gesner

und zwar einem Münchhausen gegenüber die Erfahrung machen, daß er als „Bibliothecarius das ist Vorsprecher eines corporis mortui", weniger imstande war, das „Interessante" seiner Bitten augenfällig zu machen als die Professoren, wenn sie den Kurator um die Hilfsmittel für ihre eigenen Arbeiten angingen.

Folgen.

So geeignet diese Erwägungen scheinen, von der Verantwortung für den gegenwärtigen Zustand diejenigen in etwas zu entlasten, die berufsmäßig, sei es als Fordernde, sei es als Gewährende, an der Zumessung der Fonds beteiligt sind, so wenig wird dadurch die Lage erträglicher gemacht. Nach allen Berichten ist es keine Übertreibung, wenn bereits 1765 von der jungen Göttinger Bibliothek gerühmt wird, daß in keinem Fache die vornehmsten Hauptbücher leicht vermißt würden, hingegen die „nur auf einige Weise beträchtlichen Werke" gewiß größtenteils bei der Hand wären, und daß überdies nichts versäumt würde, um bei jeder günstigen Gelegenheit einzelne Fächer auch mit kleineren Schriften so viel möglich vollständig zu machen. Heute gibt es in ganz Deutschland keine Bibliothek, die das gleiche von sich sagen könnte oder der ihre Mittel es gestatteten, sich zu einem gleich umfassenden Programm zu bekennen. Die ungeheure Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit im 19. Jahrhundert ist in den Beständen unserer großen Bibliotheken nicht zum Ausdruck gelangt. Vergebens wäre das Bemühen, aus ihrer Zusammensetzung einen richtigen Begriff zu gewinnen von der gewaltigen Ausdehnung, die die angewandten Wissenschaften gewonnen haben; sie geben kein Bild von dem reichen Leben, das die Forschung auf dem Gebiete der schönen Künste entfaltet; nur ganz undeutlich spiegeln sie die staunenswerte Ausgestaltung der naturwissenschaftlichen und medizinischen Disziplinen wieder, trotz der ruinösen Größe der Quote, die die Anschaffungen aus diesen Gebieten bei der Teuerkeit der Veröffentlichungen verschlingen; die schöne Literatur, als eine der vornehmsten Äußerungen des menschlichen Geistes immer einer der würdigsten Gegenstände wissenschaftlicher Untersuchung, ist auch mit den längst dem Urteil des Tages entzogenen Schöpfungen nicht mehr als andeutungsweise vertreten, und selbst in den sogenannten Geisteswissenschaften, dem einzigen Felde, das angemessen zu versorgen die Bibliotheken in begreiflicher und durch die Tradition überdies gegebener Bevorzugung des stärkeren Bedürfnisses sich haben angelegen sein lassen können, sind sie meist traurig hinter den Leistungen in der Zeit ihrer Armut zurückgeblieben.

Wirkungen.

Nicht überall treten die Wirkungen dieses Zustandes so deutlich zutage wie bei den Universitätsbibliotheken, die infolge der schärferen Umgrenzung ihrer Aufgabe und bei der Übersichtlichkeit ihres Benutzerkreises mehr als die Landesbibliotheken in der Lage sind zu beurteilen, in welchem Grade sie ihrer Aufgabe gerecht werden. Eine der beklagenswertesten Erscheinungen, die hier zu beobachten sind, ist die, daß ganze große Kreise der studierenden Jugend durch die fortgesetzten Enttäu-

schungen, die sie mit ihren Büchergesuchen erleben, der Bibliothek entfremdet werden. Selbstverständlich wirken hier noch andere Dinge mit; in der Hauptsache muß es aber doch auf die Unzulänglichkeit der Bibliothek zurückgeführt werden, wenn z. B. die Juristen sich immer mehr daran gewöhnen, in literarischen Nöten bei Seminar-, Examens- und Promotionsarbeiten statt der Bibliothek eines der bekannten buchhändlerischen Leihinstitute in Anspruch zu nehmen, die ihnen auf die Einsendung des Themas die zugehörige Literatur in geschäftsmäßig oberflächlicher Zusammenstellung zur Verfügung stellen, oder wenn die Mediziner in ihren angeblich wissenschaftlichen Erstlingsarbeiten, die ja für weitaus die meisten zugleich die letzten Versuche dieser Art sind, fast allgemein diese erschreckende handwerksmäßige Literatur-, man möchte sagen Geschichtslosigkeit zeigen, die noch vor einem halben Jahrhundert unerhört gewesen wäre. Die Erfahrung, die Robert von Mohl aus seiner bibliothekarischen Praxis heraus in die Worte kleidete: „Wo wenig da ist, da wird noch weniger gesucht", wird in stetig zunehmendem Umfange gemacht; gibt es doch Bibliotheken, bei denen die Benutzung seitens der Mediziner auf sechs Prozent der bei der Fakultät Eingeschriebenen herabgesunken ist, und ob die Chemiker, Botaniker usw., die als Angehörige der Philosophischen Fakultät in der Regel nicht besonders gebucht werden, ein größeres Vertrauen zur Bibliothek zeigen, ist nach dem allgemeinen Eindruck recht zweifelhaft. Es ist wichtig, dies im Auge zu behalten, wenn man den rechten Maßstab für die Beurteilung des Prozentsatzes der Wünsche gewinnen will, die wegen Nichtvorhandenseins des gesuchten Werks unerfüllt bleiben müssen. Und weiter hat man dabei in Betracht zu ziehen, daß die Statistik nur die schriftlich eingehenden Gesuche faßt, nicht aber die mit negativem Ergebnis endenden Nachforschungen in den Katalogen und im Magazin, die bei den Universitätsbibliotheken schwerlich zu hoch veranschlagt werden können, da die hier vornehmlich in Frage kommenden Benutzer, die Dozenten, eben diejenigen sind, die die Bibliothek am stärksten in Anspruch nehmen und überdies am ehesten mit ihren Bedürfnissen über die landläufige Literatur hinausgehen. Wenn trotzdem das Verhältnis der mit dem niederschlagenden „Nicht vorhanden" bezeichneten Bestellungen bei den preußischen Universitätsbibliotheken z. B. auf durchschnittlich fünfzehn Prozent hat ermittelt werden können, so muß das doch auch denjenigen stutzig machen, der den Grundsatz von der erzieherischen Wirkung der Sparsamkeit auch auf die wissenschaftlichen Hilfsmittel überträgt. Wieviel gute Ansätze, wieviel fruchtbare Keime hier vernichtet werden, das läßt sich freilich nicht in statistische Ziffern bringen. Wenn es möglich wäre, man würde über dem Ergebnis ernst werden.

Wie nicht zu helfen ist.

Wie ist zu helfen? Man hat die Frage jetzt lange genug gewälzt, um zu wissen, daß die Erleuchtung, wie der Not mit den vorhandenen Mitteln durch bloße Änderung der Organisation zu begegnen wäre, nicht

mehr kommen wird. Die „Spezialisierung der Bibliotheken", d. h. die Beschränkung der einzelnen Anstalt auf bestimmte Fächer, in der Robert von Mohl den einzigen allgemeinen Plan zur Herstellung eines „wenigstens teilweise verbesserten Zustandes" erblickte, kennzeichnet sich, wie überdies niemand überzeugender nachweisen kann, als der Urheber selbst es getan hat, ohne weiteres so deutlich als ein Ausweg der Verzweiflung, daß es heute, da die Politik des Existenzminimums gegenüber den wissenschaftlichen Anstalten der Erinnerung angehört, niemand gibt, der diese Idee aufnehmen möchte. Eher schon könnte ein Blick auf die Zukunft der Instituts- und Seminarbibliotheken bei den Universitäten den Gedanken nahelegen, die Leistungsfähigkeit der Universitätsbibliotheken auf Kosten dieser Sammlungen zu steigern. Es gibt ihrer dreißig bis vierzig bei jeder Universität; alle verfügen sie im Verhältnis zur Ausdehnung des zu pflegenden Gebietes über nicht unbeträchtliche Mittel, die in ihrer Gesamtheit hier und da sogar den Vermehrungsetat der Universitätsbibliothek übersteigen. Ursprünglich gedacht als Handapparate zur Unterstützung des Unterrichts, haben sie sich im Laufe der Jahre, nicht zum wenigsten durch Zuwendungen von Lehrern und Schülern, zu teilweise recht ansehnlichen Fachbibliotheken entwickelt, die unterzubringen und in Ordnung zu halten von Jahr zu Jahr größere Schwierigkeiten verursacht. So zweifellos es indes ist, daß es auf diesem Wege nicht in infinitum weitergeht, und so nachhaltig den Universitätsbibliotheken durch Überweisung dieser Sammlungen samt ihren Einkünften geholfen werden könnte, so wird doch niemand einer solchen Maßnahme das Wort reden, der jemals einen Einblick in ihre segensreiche Wirksamkeit genommen hat. Natürlich gibt es auch unter ihnen Wunderlichkeiten, Bibliotheken in eifersüchtig verschlossenen Schränken, die treffender mit dem schönen alten Ausdruck Bibliotaphe bezeichnet würden. Wo sie aber einigermaßen vernünftig verwaltet werden, da zeigen sie sich mit ihrer Übersichtlichkeit und mit der durch keinerlei lästige Aufsicht beeinträchtigten Freiheit, ja Behaglichkeit der Benutzung ungleich geschickter als die Universitätsbibliotheken, den seiner Ziele noch nicht sicheren Anfänger anzuziehen, zutraulich zu machen, anzuregen und zu fördern. Ein wenig Einvernehmen einerseits zwischen den verwandten Instituten und andererseits zwischen den Instituten und der Universitätsbibliothek, zumal bei der Anschaffung von Zeitschriften und kostspieligen Werken, strenge Beschränkung auf den Studienzweck und rücksichtslose Ausscheidung aller hiernach entbehrlichen Literatur, vielleicht fortdauernd zu gewährleisten durch das brutale, aber voraussichtlich allein wirksame Mittel einer Maximal-Bändezahl: das etwa mag der Weg sein, um den in der Entwicklung dieser Anstalten zutage tretenden Unzuträglichkeiten abzuhelfen. Für die Universitätsbibliotheken ist hier nichts zu erwarten.

Instituts-bibliotheken.

Es bleibt dabei: ohne neue Mittel keine Hilfe, gleichviel welche Richtung man der Entwicklung der Bibliotheken geben mag. Denn ob man

Wie zu helfen ist.

bei dem gegenwärtigen System bleibt, welches die große Mehrzahl der Bibliotheken für die Befriedigung außergewöhnlicher Anforderungen auf die Hilfe der wenigen, das Durchschnittsmaß stark überragenden Sammlungen anweist, oder ob man zur Entlastung dieser über das wünschbare Maß hinaus in Anspruch genommenen Anstalten daneben ein weiteres Aushilfesystem auf der Grundlage schafft, daß die übrigen Bibliotheken in den Stand gesetzt werden, jede ein bestimmtes Fach zu besonderer Stärke zu entwickeln: so viel steht fest, daß an eine Einschränkung der Aufgaben nirgends gedacht werden kann. Diese neuen Mittel aber können in angemessener Höhe jetzt und in Zukunft füglich nicht erwartet werden, solange es nicht gelingt, den Bedürfnisnachweis auf eine sichere Grundlage zu stellen und damit die gegenwärtig fast unbegrenzte Bewegungsfreiheit bei der Behandlung der bibliothekarischen Forderungen auf ein vernünftiges Maß einzuschränken. Dies ist der springende Punkt. Auf ihn sind alle Kräfte zu vereinen.

Und so groß die Schwierigkeiten sich erheben, unüberwindlich sind sie nicht. Über den Weg selbst aber kann ein Zweifel nicht bestehen. Er ist mühselig und lang; aber es ist der einzige, der zum Ziele zu führen verspricht: der ganze alte Vorrat allgemeiner Erörterungen und Berechnungen, mit denen die Bibliotheken bisher die Unzulänglichkeit ihrer Mittel darzutun pflegten, wird als ausgedient und unbewährt beiseite gelassen, und an seine Stelle tritt als Grundlage der Verhandlung zwischen dem Fordernden und dem Gewährenden etwas Greifbares, das Buch selbst.

Nur auf den ersten Blick scheint dieser Vorschlag ungeheuerlich. Wie einerseits die große Masse der Erscheinungen, an den Aufgaben der Bibliotheken gemessen, ohne weiteres ausscheidet, so ist andererseits bei dem übrig bleibenden Rest die Grenze zwischen dem, was notwendig, und dem, was bloß wünschbar ist, keineswegs so verschwommen, wie es dem ungewöhnten Auge zunächst scheint. Der Standpunkt und die Bedeutung des Verfassers, der Gegenstand und der Umfang seines Buches, das sind auch für den oberflächlichen Kenner des jeweiligen Standes der fraglichen Disziplin in neunundneunzig unter hundert Fällen vollkommen ausreichende Kriterien, um zu entscheiden, ob das Buch für die Bibliothek entbehrt werden kann oder nicht. Ohne Schwierigkeit werden sich ein Vertreter der Wissenschaft und ein Vertreter der regierenden Gewalten binnen einer Stunde darüber einigen, was z. B. von der Literatur des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus einem bestimmten Jahre für die Bibliothek des Reichsgerichts, was für die Königliche Bibliothek zu Berlin und was schließlich für eine Universitätsbibliothek notwendig ist. Und so unübersehbar ist die Masse der in Frage kommenden Erscheinungen nicht, daß für das Ganze unmöglich sein sollte, was für einen Ausschnitt spielend zu bewältigen ist. Freilich ist es tausendmal bequemer, mit den alten Argumenten zu arbeiten, hinzuweisen auf die Bedeutung der Wissenschaft, die Aufgaben der Kulturvölker, die Ehrenpflicht des Staates, die vorbild-

liche Ausstattung dieser oder jener Riesenbibliothek des Auslandes usw. Aber allen diesen Argumenten fehlt die Beweiskraft, die sich Anerkennung erzwingt. Allgemein wie sie sind, werden sie durch ebenso allgemeine Hinweise auf die Finanzlage, auf dringlichere Bedürfnisse, auf frühere Bewilligungen usw. beiseite geschoben. Festen Boden bekommt die Forderung erst unter die Füße, wenn sie einfach und schlicht vom Buche ausgeht. Nur so sichert sie sich eine sachliche Behandlung. Dies ist daher der Weg, der beschritten werden muß; der auch dann beschritten werden müßte, wenn die Anfechtbarkeit der einzelnen Position wirklich so groß wäre, als sie auf den ersten Blick scheint.

Selbstverständlich ist nun die Durchführung dieses Vorschlags nicht so zu denken, daß jede Bibliothek für sich jahraus jahrein in mühseligen Aufstellungen das Mißverhältnis zwischen Ausrüstung und Aufgabe nachwiese, obgleich auch bei solchem Verfahren ein endlicher Sieg nicht ausbleiben könnte. Sehr viel schneller und vollständiger würde vielmehr für alle deutschen Bibliotheken die ersehnte Heilung herbeigeführt werden, wenn die Unterrichtsverwaltung eines Bundesstaats mit ausgedehnterem Bibliothekswesen die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte und Machtmittel daran setzte, um unter Mitwirkung der Finanzverwaltung auf dem angedeuteten Wege an der Hand der literarischen Produktion etwa nach dem Durchschnitt der drei letzten Jahre eine Art beweglichen Etats mit Höchst- und Mindestbetrag für die einzelnen Disziplinen zu ermitteln und von dieser Grundlage aus, unter sorgfältiger Berücksichtigung der aus der Verschiedenheit der Aufgaben sich ergebenden Verschiedenheit der Bedürfnisse die Anschaffungsfonds der einzelnen Bibliotheken festzustellen. Die Bemessung des Zuschlags für das Binden der Bücher würde kaum zu Differenzen führen, und auch über die Höhe der am billigsten gleichfalls nach einem einheitlichen Prozentsatz zu bestimmenden Dispositionsfonds zur Ausfüllung von Lücken in den älteren Beständen würde bei dem Reichtum der vorliegenden Erfahrungen eine Einigung unschwer zu erzielen sein. Die Steigerung des Wertes der wissenschaftlichen Produktion aber und der Buchbinderpreise gäbe dann die Skala, nach der in dreijährigen Perioden etwa die Etats neu zu ordnen wären.

Die Arbeit wäre groß, das Ziel aber des Schweißes der Edlen wert. Alle Welt weiß, wieviel von dem kräftigen Aufschwung, den das deutsche Bibliothekswesen in den letzten Jahrzehnten genommen hat, auf die Initiative der preußischen Unterrichtsverwaltung zurückzuführen ist. Sie würde ihr Werk krönen, wenn es ihr gelänge, in vorbildlichem Vorgehen diese Frage, im eigentlichsten Sinne des Wortes die Kardinalfrage des ganzen Bibliothekswesens, aus der Sphäre der allgemeinen Erörterungen und Behauptungen auf den festen Boden der Tatsachen zu stellen und damit den letzten Rest der uralten Auffassung der Bibliothek als einer Luxuseinrichtung für alle Zeiten zu beseitigen.

Weitere Sorgen.

Von so überragender Bedeutung ist gegenwärtig diese Aufgabe, daß

davor, wie gesagt, alle sonstigen Sorgen und Wünsche, an denen es im Bibliothekswesen so wenig fehlt wie in irgend einem anderen Kreise menschlichen Wirkens, stark zurücktreten. Darum sind sie indes nicht sämtlich von der Art, daß man sie getrost der Zukunft überlassen dürfte. Auch unter ihnen gibt es vielmehr noch Fragen, die das innerste Wesen der Bibliothek stark berühren und ein schleuniges Eingreifen angezeigt scheinen lassen.

Raumproblem. Nicht hierher zu rechnen ist allerdings das Raumproblem, das, kürzlich in den Vereinigten Staaten von einer hervorragenden, außerhalb der Zunft stehenden Stelle aufgenommen und unter lebhafter Betonung seiner Dringlichkeit vor die Bibliothekare des Landes gebracht, auch diesseits des Ozeans einige Aufmerksamkeit erregt hat. Es ist allerdings eine außerordentlich unbequeme Seite an den Bibliotheken, daß sie unersättlich immer nur aufnehmen, nie abgeben. Kaum neu untergebracht, recken und dehnen sie sich so gewaltig, daß auch das reichlich angemessene neue Kleid ihnen bald wieder zu eng wird. Bereits hat ihr Wachstum einen Schritt angenommen, der in sechs bis sieben Jahrzehnten, bei einigen früher, nur bei wenigen später, zur Verdoppelung des Umfangs führen müßte, wenn es, was leider nur zu wahrscheinlich ist, bei dieser Gangart bliebe. Ist doch die Zahl der in Deutschland allein erschienenen Druckwerke, die man für 1850 auf rund 9000 berechnet hat, für 1905 auf 28886 festgestellt worden! Nichts aber berechtigt einstweilen dazu, auf eine Verlangsamung dieses beängstigenden Tempos zu hoffen, und wenn sich die Büchererzeugung der übrigen alten Kulturländer, nach dem bisherigen Gange zu urteilen, auch nicht mit derselben Schnelligkeit aufwärts bewegen wird, so treten dafür fortgesetzt neue Völker in die Kultur ein und beteiligen sich eifrig an der Arbeit, die Flut des Gedruckten noch höher anschwellen zu machen. Was aber der Strom einmal in den Bibliotheken abgelagert hat, das bleibt ihnen erhalten, solange sie bestehen, und deutlich sieht man die Zeit kommen, wo, von allen anderen Nöten abgesehen, das Alte so mächtig geworden ist, daß die Benutzung des Neuen, dem erfahrungsgemäß das Interesse sich in neunzig und mehr unter hundert Fällen zuwendet, unerträglich erschwert wird. Wer streckte da nicht unwillkürlich abwehrend die Hände aus? Daß man also einmal, und zwar, soweit die Riesenbibliotheken in Betracht kommen, noch in absehbarer Zeit zu diesem Problem wird Stellung nehmen müssen, scheint unvermeidlich. Noch aber ist die Frage offenbar nicht reif. Wenigstens kann auch der erwägenswerteste unter den bisher aufgetauchten Vorschlägen — er stammt wie die Belebung des Problems selbst von dem hochverdienten Präsidenten der Harvard-Universität —, wonach die Bücher in lebende und tote zu sondern, die toten aber, d. h. die wenig oder gar nicht gebrauchten auszuscheiden wären, um irgendwo in der Peripherie möglichst gedrängt und möglicht billig untergebracht zu werden, einstweilen als eine annehmbare Lösung nicht angesehen werden. Vielleicht

leuchtete er ein, wenn die Verhältnisse zur Entscheidung drängten. Das trifft aber keinesfalls in höherem Grade zu, als etwa der Ausblick auf die in knapp fünf Jahrzehnten für Deutschland zu erwartende Steigerung der Bevölkerungsziffer von 60 auf 120 Millionen jetzt bereits grundstürzende Maßnahmen forderte. Die kommenden Geschlechter werden mit helleren Augen sehen, und solange sich nicht eine weniger gewaltsame Lösung gefunden hat, scheint es nur vorsichtig, den Ausweg aus der Schwierigkeit ihnen zu überlassen. Der Übergang von der Rolle zum Kodex, vom Pergament zum Papier, von der Schrift zum Druck, vom Saal zum Magazin: das sind klassische Beispiele dafür, wie die Raumschwierigkeit, bewußt und unbewußt, immer wieder auf einem Wege überwunden worden ist, den zu sehen den Vorlebenden nicht vergönnt war. Etwas Geduld scheint also durchaus am Platze. Immerhin werden die Bibliothekare gut tun, ernstlich darüber nachzudenken, ob nicht die Ausnutzung des Magazins einer erheblichen Steigerung fähig ist; ob nicht gegenüber den Geschenken etwas mehr Kritik angebracht sein möchte, als die naive Freude am Wachstum der Bändezahl hisher hat aufkommen lassen; ob nicht der Segen des Tauschverkehrs, der jeder der beteiligten Anstalten in Deutschland Jahr für Jahr an die 8000 Dissertationen und Programme zuführt, etwas einzudämmen sein wird; ob nicht die immer noch als heilig hingestellte Pflicht, aus dem zugehörigen Bezirk bedingungslos jedwedes Erzeugnis der Druckerpresse der Nachwelt aufzubewahren, gegenwärtig ihre Grundlage weniger in einem Interesse der Wissenschaft hat als in dem etwas subalternen Vollständigkeitsbedürfnis, vor dem kein Sammler bewahrt bleibt, und ob es schließlich nicht an der Zeit ist, da, wo mehrere Bibliotheken an einem Orte bestehen und drüber hinaus eine vernünftige Teilung der Aufgaben zu vereinbaren.

Wenn hier also einstweilen vorbeugende Maßregeln ausreichen, so scheint dagegen unverweiltes Zufassen angezeigt, um nun auch die Kräfte, die aus dem Bücherhaufen erst die Bibliothek machen, den im Laufe der letzten Jahrzehnte so stark veränderten Verhältnissen mehr als bisher anzupassen. Ein Punkt aber ist es hier vor allen, der dringlich Abhilfe heischt: das ist das grobe Mißverhältnis zwischen der Vorbildung der Arbeiter und einem erheblichen Teil der von ihnen zu leistenden Arbeit. Nur mit starkem Befremden wird derjenige, dem die Gewöhnung noch den Blick nicht getrübt hat, wahrnehmen, wie rein mechanische Arbeiten, die nichts Höheres als einen zwar sicheren, aber doch recht bescheidenen Besitz von Sprachkenntnissen voraussetzen, dauernd, d. h. nicht etwa nur im Vorbereitungsdienst, von Leuten mit gelehrter Bildung geleistet werden. Das war vernünftig oder doch erträglich, solange diese Geschäfte sich in so mäßigen Grenzen hielten, daß sie nebenher erledigt werden konnten; es ist unbegreiflich, seit sie an Umfang die eigentlich gelehrte Arbeit überragen. Man braucht nicht von jenem für die Geschäftsverteilung in amerikanischen Bibliotheken empfohlenen Grundsatz aus-

Der Bibliothekar und seine Arbeit.

zugehen „Never do what a lower paid man can do“, um es verwunderlich zu finden, wenn ein akademisch gebildeter Mann in der Führung des Zugangsverzeichnisses oder in der Einziehung der Pflichtexemplare aufgeht, wenn seine Kraft dazu verbraucht wird, um den Ausleihedienst zu versehen, den Lesesaal zu beaufsichtigen, den Buchbinder zu kontrollieren usw. Denn nicht darin besteht im wesentlichen die Verkehrtheit des Verfahrens, daß dieser oder jener Dienst teurer bezahlt wird als nötig wäre. Das Schlimme daran ist vielmehr die beklagenswerte Wirkung, die es auf die Entwicklung der Arbeiter ausübt. Wieviel Frische, wieviel Arbeitsfreudigkeit, wieviel Initiative dadurch zum Schaden der Bibliotheken niedergehalten worden ist und niedergehalten wird, das läßt sich nicht berechnen; erkennbar aber ist es aufs deutlichste für jeden, der über die nächste Umgebung hinaussieht und ein wenig vergleichen gelernt hat. Es ist nicht anders: im engen Kreis verengert sich der Sinn, und nur wenige sind es, denen es gelingt, aus der abstumpfenden Arbeit Beweglichkeit des Geistes und Freiheit des Blicks zu retten. Und verderblich wie die Geistlosigkeit und Gleichförmigkeit der Arbeit wirkt auf das lebendige Interesse auch die unselige Einrichtung der Dienststunden. Als Goethe sich in seinem temperamentvollen Vorgehen bei der Neuordnung der Jenenser Bibliothek durch die Art der Bibliothekare auf die verdrießlichste Weise gehemmt sieht, da schreibt er ärgerlich an Schiller: „Ich gebe die Bemerkung zum besten, daß das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde, in einer Zeitenreihe, solche Menschen hervorbringt und bildet, die auch nur das allernothdürftigste, stundenweis und stundenhaft, möchte man sagen, arbeiten.“ Das scheint eine leicht hingeworfene Notiz; aber, wie die Weimarer Ausgabe anmerkt, die mehrfachen Korrekturen, die Goethe während des Diktats, nach dem Diktat und bei der Redaktion der Briefe für den Druck vorgenommen hat, zeigen deutlich, welches Gewicht er auf diese Beobachtung legte. Tatsächlich hat er hier mit scharfem Blick eine der stärksten Wurzeln des Übels erkannt, unter dem die Bibliotheken leiden. Wer regelmäßig, gleichviel welche Arbeit vorliegt, nach so und so viel Stunden Dienst in dem guten Glauben nach dem Hut greift, seine Pflicht getan zu haben, in dem kann sich nur schwer das warme, nach Betätigung drängende Interesse für das Gedeihen des ganzen Instituts entwickeln, wie es beim wissenschaftlichen Beamten vorausgesetzt werden muß, weil es die vornehmste Quelle alles gesunden Fortschritts ist. Wohlberechtigt zu jener Zeit, als der Bibliothekar der Universitätslehrer war, der verpflichtet wurde, täglich einen bestimmten Bruchteil seiner Zeit der Berufsarbeit zugunsten der Bibliothek zu entziehen, ist die Einrichtung, seit der Bibliothekar sein Brot als Bibliothekar verdient, zu einem Hemmnis aufstrebender Entwicklung, zu einer Schule der Mittelmäßigkeit geworden.

Dienststunden.

Mittlere Beamte.

Glücklicherweise mehren sich die Anzeichen dafür, daß dieser Zustand die längste Zeit gedauert hat. Die vor einer Reihe von Jahren in

Preußen begonnene Errichtung von Expedientenstellen kann allerdings als ein durchaus gelungener Versuch in dieser Richtung nicht bezeichnet werden, da man hier den entgegengesetzten Fehler gemacht hat, in den Anforderungen an die Vorbildung zu tief hinabzusteigen. Der erste Schritt ist indes getan, und eben der halbe Mißerfolg bietet die beste Gewähr dafür, daß man das Ziel nun nicht mehr aus den Augen verlieren wird. Die guten Erfahrungen aber, die man seit kurzem an der Landesbibliothek in Stuttgart damit gemacht hat, daß man den fünf wissenschaftlich gebildeten Bibliothekaren die gleiche Zahl mittlerer Beamten, Leute mit angemessen ergänzter Volksschullehrerbildung, zur Seite gab, zeigen an einem praktischen Beispiel, bis zu welchem Umfange man unbedenklich bei der Zuteilung der Arbeitskräfte von der akademischen Vorbildung absehen darf. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine so eingreifende Neuordnung nicht von heute auf morgen durchgeführt werden kann. Man sollte sich aber gegenwärtig halten, daß sie, zumal die mehr mechanischen Arbeiten in ungleich stärkerem Maße zunehmen als diejenigen, welche eine gelehrte Bildung verlangen, die unumgängliche Voraussetzung für eine volle Gesundung der Bibliotheksverhältnisse ist. Erst wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, werden die geistigen Kräfte, die in dem wissenschaftlichen Personal vorhanden sind, bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge aber zu einem guten Teil brach liegen, in vollem Umfange für die Bibliothek frei werden. Erst dann sind die Grundlagen dafür geschaffen, daß der Bibliothekar zur Regel wird, der jetzt die Ausnahme ist: der mit gesundem Ehrgeiz und starkem Verantwortlichkeitsgefühl die ihm übertragene Abteilung arbeitend und beaufsichtigend zur besten des Instituts zu machen strebt, der die ganze Bibliothek mit dem Auge des Herrn, nicht des Mietlings ansieht und ungeheißen hilft und bessert, wo die Gelegenheit sich bietet, der nicht in die gefährliche Andacht der Quisquilien versinkt, sondern mit freiem Blick das Große vom Kleinen zu scheiden weiß, der nicht an der Schablone klebt, sondern nachdenkend und aufmerksam den Standpunkt des Kritikers auch den bestehenden Einrichtungen gegenüber festhält, und der schließlich, wie sich das für den Hüter und Verwalter wissenschaftlicher Schätze von selbst verstehen sollte, Muße und Frische genug aus dem Dienste rettet, um für seinen Teil auf bescheidenem Hausaltar die Flamme der Wissenschaft zu nähren.

Der Bibliothekar der Zukunft.

Nicht aus jedem Holz werden sich solche Männer schnitzen lassen. Es ist richtig, daß es immer hier und da einen ausgezeichneten Bibliothekar gegeben hat, der sozusagen vom Himmel gefallen war. Aber das sind Ausnahmen, und andererseits verzichtet man darum doch nicht auf die Erziehung zu einem Beruf, weil das Beste dazu von Hause mitgebracht werden muß. Daher sollte es auf die Gefahr hin, daß mit den besten Mitteln nicht das Beste erreicht wird, mit der praktischen und theoretischen Schulung der Anwärter sehr viel ernster genommen werden, als es heute im allgemeinen geschieht, und vor allem sollte die sogenannte

Fachprüfung, wo sie besteht, als das behandelt werden, was sie nach Lage der Dinge nur sein kann, d. h. als eine Einrichtung, die die Möglichkeit gibt, als ungeeignet erkannte Kräfte abzustoßen. Die Aufsichtsbehörden aber würden ihren mannigfachen Verdiensten um die Hebung der Bibliotheken ein neues hinzufügen, wenn sie, wenigstens bis zur Erstarkung der noch jungen Grundsätze, selbst den Anschein meiden wollten, als wären sie der immer noch stark herumspukenden Auffassung zugänglich, wonach für jedweden studierten Mann, der körperlicher oder geistiger Unzulänglichkeiten wegen dem ursprünglich gewählten Beruf zu entsagen gezwungen ist, als rettender Hafen zunächst der Bibliotheksdienst in Betracht kommt.

Solche Bibliothekare werden dann auch, und damit kann die Darstellung endlich zum Schluß kommen, besser als alle Instruktionen die Gewähr dafür bieten, daß die seit der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs hier und da zutage getretene Neigung zur Überschätzung der Technik in vernünftigen Schranken bleibe, daß über den Minutien, die nun einmal in der bibliothekarischen Arbeit einen großen Raum einnehmen, die wichtigen Fragen nicht vergessen werden, und daß das Verhältnis zum Publikum in immer steigendem Maße beherrscht werde von dem Geiste des Entgegenkommens, des Wohlwollens, der Hilfsbereitschaft, von dem Gedanken, daß die Bibliotheken in erster Linie dazu da sind, um benutzt zu werden, die Bibliothekare aber, um die Benutzung auf alle denkbare Weise zu fördern. Denen, die bei jeder Gelegenheit bewundernd auf die blendenden Erscheinungen des ausländischen Bibliothekswesens, auf das Britische Museum, die Bibliothèque nationale oder auf die mit unerhörten Mitteln arbeitenden großen amerikanischen Bibliotheken hinweisen, kann, leider nur im Vorbeigehen, gesagt werden, daß es kein zweites Land in der Welt gibt, in dem, alles in allem genommen, für die Bedürfnisse der Wissenschaft im Punkte der Bibliotheken so wohl gesorgt wäre und fortgesetzt gesorgt würde wie in Deutschland. Aber Deutschland ist das Land der wissenschaftlichen Arbeit — seines Fleißes darf sich jedermann rühmen —, und soll es diese Stellung behaupten, so müssen auch die Bibliotheken auf dem Platze sein, müssen wissen, daß sie sich nie genug tun können in dem Bemühen, ihre Schlagfertigkeit zu steigern. Ohne daher in der Ausbildung der ihnen von alters her eigentümlichen Vorzüge, des systematischen Katalogs, der sachlichen Aufstellung im Magazin, der Freiheit des Ausleihens zu ermüden, sollten sie in stärkerem Umfange und in schnellerem Tempo, als es bisher geschehen ist, die offenbaren Vorzüge der ausländischen, insbesondere der englisch-amerikanischen Bibliothekspraxis sich zu eigen machen. Noch immer sind bei uns die Kataloge im wesentlichen nur für die Beamten da, noch immer ist der Arbeitsplatz im Lesesaal einseitig nach dem Gesetz der Raumausnützung bemessen, nicht nach den Anforderungen der Behaglichkeit, und immer noch, das ist das Übelste, muß der Leser, nicht viel anders

Was vom Ausland zu lernen ist.

wie vor jenen fünfzig Jahren, sein Buch vorherbestellen und einen Tag oder zum mindesten ein paar Stunden sich gedulden, bis es ihm zur Verfügung gestellt wird. Das alles, obwohl wir seit Jahrzehnten die Abwesenheit dieser Mängel in den englischen und amerikanischen Bibliotheken rückhaltslos zu preisen gewohnt sind. Natürlich sind diese Fragen zuletzt Geldfragen, deren Entscheidung in anderen Händen liegt. Trotzdem sind es die Bibliothekare, die dafür verantwortlich gemacht werden müssen, daß solche Rückständigkeiten noch zu verzeichnen sind. Gerade weil hier bei der Eigenart der Verhältnisse das Korrektiv der Öffentlichkeit sich so wenig geltend macht, ist es doppelt ihre Pflicht, ihrerseits unermüdlich so lange auf die Besserungsbedürftigkeit ihrer Einrichtungen hinzuweisen, bis der erwünschte Zustand erreicht ist. Auch hier gilt es, sich von einer Erbschaft frei zu machen, den letzten Rest der Passivität abzuschütteln, die so lange Zeit den Grundzug im Wesen des Bibliothekars ausgemacht hat.

Was von der Volksbibliothek zu lernen ist.

Mit gutem Vertrauen darf man diesen Abschluß in der Wandlung des Bibliothekars der Zukunft überlassen. Dazu ermutigt nicht allein die seit der neuen Ära verfolgte Richtung, sondern auch, und zwar in höherem Grade noch, ein Blick auf den Siegeszug, den die Volksbibliothek, nachdem sie die englisch-amerikanische Welt in beispiellosem Fluge erobert, vor einem Jahrzehnt etwa in Deutschland begonnen hat. Denn so wesentlich ihre Ziele von denen der alten Bibliothek verschieden sind, so bieten doch die beiderseitigen Wege zu viel Berührungspunkte und gemeinsame Strecken, als daß eine gegenseitige Beeinflussung ausbleiben könnte. Was aber dem Vergleichenden an der neuen Bibliothek als die stärkste Eigenheit in die Augen springt, das ist ihre lebensprühende Aktivität. Sie kümmert sich nicht um die Bedürfnisse der strengen Wissenschaft; sie läßt die Vergangenheit ruhen und beschwert sich nicht mit der Sorge für die Forderungen der Nachwelt. Ihre Arbeit gilt allein der Gegenwart. Sie ist nicht exklusiv; sie wendet sich an Gebildet und Ungebildet, an Klein und Groß. Sie will die Schule unterstützen und ergänzen. Sie will tüchtig machen zum Kampf ums Dasein; sie will die inneren Ressourcen stärken und mehren; sie will die Ruhe nach der Arbeit verschönen, den Genuß veredeln; sie will von dem tödlich-einseitigen Rennen und Ringen um die äußeren Güter hinlenken zur Erkenntnis und Verehrung der unvergänglichen geistigen Werte. Vor allem aber, und das ist es vornehmlich, was sie zu einer vollkommen neuen Erscheinung macht: sie wartet nicht, bis man zu ihr kommt. Wenn die alte Bibliothek das Reservoir ist, zu dem die Wissensdurstigen pilgern, um daraus zu schöpfen, so ist die neue die moderne Wasserleitung, die den lebenspendenden Quell dem Durstigen ins Haus trägt. Klarer und ansprechender zugleich als in diesem Bilde Melvil Deweys läßt sich das eigentliche Wesen der Volksbibliothek nicht zum Ausdruck bringen. Kein Weg ist ihr zu mühselig, kein Mittel läßt sie unversucht, um ihre Leser heranzuziehen. Sie lockt das kleine Volk durch Prämien und Verlosungen; sie trägt dem Schüler

von Woche zu Woche seine Lektüre in die Klasse; sie lenkt die Aufmerksamkeit auf sich durch Anzeigen, durch Ausstellungen, durch Vorträge; sie errichtet Zweiganstalten in allen Vierteln, Ausleihen an allen Straßenecken, und mit ihrem wohlausgebildeten System von Wanderbibliotheken zieht sie auch das dünn bevölkerte Land in den Kreis ihrer Wirksamkeit. Voll rastlosen Lebens, enthusiastisch werbend und unerschöpflich im Ersinnen neuer Mittel und Wege kennzeichnet sie sich auf jedem Boden als das, was sie ist: als ein echtes Kind echten amerikanischen Geistes.

Es ist unmöglich, daß die alte gelehrte Bibliothek auf die Dauer von diesem neuen Leben unberührt bleiben sollte. Wem daher ihr Gedeihen am Herzen liegt, der soll die junge Bewegung auf deutschem Boden mit freudigem Auge begrüßen und fördern, wo er kann.

Literatur.

Geschichte. Die einzige umfangreichere, alle Länder und alle Zeiten umfassende Darstellung ist die von EDWARD EDWARDS, Memoirs of Libraries, erschienen 1859 zu London in zwei starken Bänden (841 u. 1104 S.). Obgleich in zahlreichen Partieen durch Einzeldarstellungen neueren Datums überholt, ist das vortreffliche Werk noch heute unentbehrlich und hat anscheinend wenig Aussicht, als Ganzes ersetzt zu werden. Mit gleich umfassendem Ziel wären nur noch enzyklopädische Übersichten zu nennen; von ihnen verdient hier erwähnt zu werden allein der Artikel „Libraries" in der Encyclopaedia Britannica (9. Ausg. Vol. XIV, 1882, S. 509—551 von H. R. TEDDER und E. C. THOMAS, ergänzt in der 10. Ausg. Vol. VI, 1902, S. 211—221 von H. R. TEDDER und HERBERT PUTNAM).

In zeitlicher Beschränkung unterrichtet über die Bibliotheken des Altertums am besten K. DZIATZKO in der Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Bd. III², 1899, Sp. 405—424). Für das Gebiet des Imperium romanum wäre noch heranzuziehen OTTO HIRSCHFELD, Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten, 2. Aufl. (Berlin, 1905), mit dem Kapitel: Die kaiserlichen Bibliotheken (S. 298—306), während zur Belebung des Bildes zu empfehlen ist THEODOR BIRT, Das antike Buchwesen (Berlin, 1882; 518 S.). — Für das Mittelalter ist das gegebene Buch WILHELM WATTENBACH, Das Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl. (Leipzig, 1896), dessen VII. Abschnitt (S. 570—641) ein sehr anschauliches Bild von der mittelalterlichen Bibliothek gibt, indes THEODOR GOTTLIEBS gelehrtes Werk Über mittelalterliche Bibliotheken (Leipzig, 1890; 520 S.) das Hauptgewicht, was der Titel nicht vermuten läßt, einseitig auf den Nachweis mittelalterlicher Bibliothekskataloge legt. — Über die modernen Bibliotheken schließlich gibt einen kurzen, aber zur ersten Orientierung ausreichenden Überblick K. DZIATZKOS Artikel „Bibliotheken" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. II² (1899), S. 792—801.

Die Arbeiten, die in örtlicher Beschränkung die Bibliotheksverhältnisse eines Landes oder die Schicksale einzelner Anstalten behandeln, können hier, wiewohl besonders in den letzteren die wertvollsten Beiträge zur Geschichte der Bibliotheken zu finden sind, auch nicht in bescheidener Auswahl genannt werden. Davon darf auch um so eher abgesehen werden, als diese Literatur an mehr als einer überall zugänglichen Stelle nachgewiesen ist. Vornehmlich kommen in Betracht: E. G. VOGEL, Literatur früherer und noch bestehender europäischer öffentlicher und Corporations-Bibliotheken (Leipzig, 1840), noch nicht zu entbehren; A. GRAESEL, Handbuch der Bibliothekslehre (Leipzig, 1902), besonders S. 9—11; Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt (Straßburg, seit 1891/92), gibt außer der wichtigsten Literatur auch geschichtliche Notizen und regelmäßige Auskunft über den neuesten Stand des Budgets, der Benutzung und der Bestände; und schließlich P. SCHWENKES Adreßbuch der deutschen Bibliotheken (Leipzig, 1893), das für jede Sammlung auch einen kurzen Abriß der Entwicklung bringt und dessen Literaturangaben in dem seit 1902 in Leipzig erscheinenden Jahrbuch der deutschen Bibliotheken ständig fortgeführt werden. — Nur für das deutsche Bibliothekswesen mögen hier auch die wenigen zusammenfassenden Darstellungen genannt werden. Es sind dies: K. DZIATZKO, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands (Leipzig, 1893; 55 S.); G. KOHFELDT, Zur Geschichte der Büchersammlungen und des Bücherbesitzes in Deutschland (Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, 1900, S. 325—388) und J. LAUDE, Les bibliothèques universitaires allemandes (Revue des bibliothèques X, 1900, S. 97—164).

Dabei ist indes, wie schon im Text angedeutet wurde, nicht zu vergessen, daß ein tieferer Einblick in die Bedingungen und Grundlagen der Bibliotheken und ihrer Entwicklung nur zu gewinnen ist durch Heranziehung der Geschichte der Wissenschaften und ihres Betriebs. So wird man für das Verständnis der deutschen Bibliotheken mit größtem Nutzen zu Rate ziehen die klassischen Bücher von FRIEDRICH PAULSEN: Geschichte des gelehrten Unterrichts usw., 2. Aufl., in 2 Bänden (Leipzig, 1896—97) und Die deutschen Universitäten (Berlin, 1902).

Verwaltung. Unter den immer zahlreicher werdenden Büchern, die die Technik der Verwaltung systematisch behandeln, gibt es nur eins, das über die Grenzen des Landes, in dem es entstanden ist, hinaussieht und einen umfassenden Überblick über den Stand der Dinge in den Hauptkulturländern ermöglicht: das ist das bereits angeführte Handbuch der Bibliothekslehre von A. GRAESEL (Leipzig, 1902; 583 S.). Und ebenso darf das seit 1884 in Leipzig erscheinende Zentralblatt für Bibliothekswesen, begründet von O. HARTWIG und K. SCHULZ und gegenwärtig geleitet von P. SCHWENKE, den Vorzug für sich in Anspruch nehmen, in höherem Grade als die bibliothekarischen Zeitschriften der anderen Länder sich von nationaler Einseitigkeit fern zu halten. Für alle weiteren Nachweise darf hier auf diese beiden Quellen verwiesen werden. Nur auf die musterhafte Untersuchung von ADALBERT ROQUETTE, Die Finanzlage der deutschen Bibliotheken (Leipzig, 1902; 30 S.) sei noch besonders aufmerksam gemacht.

Volksbibliotheken. Das klassische Land der Volksbibliothek sind die Vereinigten Staaten. Wer ein lebendiges Bild davon gewinnen will, welche Kräfte dort wirksam sind und welche Ziele dort verfolgt werden, der tut am besten, einen der letzten Jahrgänge des seit 1876 in New York erscheinenden Library Journal zu durchblättern und besonders die Conference Number aufmerksam durchzusehen. Über die noch in den Anfängen steckende Bewegung auf deutschem Boden orientieren ihre Hauptträger: ED. REYER, Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken (Leipzig, 1893; 116 S.) und Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken (Leipzig, 1903; 180 S.); K. NOERRENBERG, Die Volksbibliothek, ihre Aufgabe und ihre Reform (Kiel, 1896; 32 S.) und Die Bücher- und Lesehalle, eine Bildungsanstalt der Zukunft (Köln, 1896; 20 S.), und ERNST SCHULTZE, Freie öffentliche Bibliotheken (Stettin, 1900; 362 S.). Nicht zu vergessen ist ferner P. LADEWIG, der an der Kruppschen Bücherhalle in Essen bisher am einleuchtendsten durch die Tat hat nachweisen können, welcher Leistungen die Volksbibliothek auch bei uns fähig ist. Aus diesem Grunde verdienen seine Jahresberichte (seit 1899/1900) und seine zusammenfassende Darlegung über Die Verwaltung und Einrichtung der Kruppschen Bücherhalle (Essen, 1905; 62 S.) besondere Aufmerksamkeit. Ihre ständige Vertretung schließlich hat die Bewegung in den Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen, die, von A. GRAESEL begründet, jetzt von E. LIESEGANG geleitet werden und gegenwärtig (1906) im VII. Jahrgang stehen.

DIE ORGANISATION DER WISSENSCHAFT.

Von

Hermann Diels.

Begriff der Organisation.

Einleitung. Organisation bezieht sich im eigentlichen Sinne auf Lebewesen, deren einzelne Glieder und Teile mit Rücksicht auf den Gesamtzweck eingerichtet und zu wechselseitiger Unterstützung befähigt sind. Von hier aus kann man aufwärts wie abwärts schreitend dem Ausdruck eine erweiterte Sphäre geben. Einmal kann man die chemischen Stoffe, aus denen das organische Gebilde besteht, selbst als Organismen, als Zentren der Organisation auffassen. Nicht bloß die organischen Grundstoffe, wie Zucker, Eiweiß u. dgl., die dem Aufbau und der Erhaltung des Lebens dienen, lassen sich als organisierte Strukturverbindungen der anorganischen Elemente betrachten, sondern auch diese selbst wieder als zu besonderen Wirkungen und Zwecken organisierte Differenzierungen der konstituierenden Moleküle und Atome, die gleichfalls wieder als irgendwie zweckmäßige Differenzierung einer einheitlichen Urmaterie aufgefaßt werden können. So betrachtet steigt der Begriff des Lebens, der Organisation bis in die Tiefen der erkennbaren Natur hinab, da nirgends eine absolute Schranke sich zeigen will.

Umgekehrt können auch die Verbindungen der konkreten Lebewesen, der Organismen im engeren Sinne, zu Gemeinschaften höherer Ordnung, wie sie in der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt unterschieden zu werden pflegen, als Formen der Organisation aufgefaßt werden. Freilich werden diese höheren Gebilde, wie Familie, Sippe, Horde, Staat, vielfach noch als bloße „Ideen“, d. h. als Abstraktionen des Menschengeistes behandelt. Allein da diese Verbände keineswegs eine quantitativ und qualitativ der Summe der einzelnen Individuen entsprechende Arbeitsleistung vollbringen und die Zwecke der Gemeinsamkeit durchaus verschieden sind von dem Zwecke der Individuen, so ist diese Auffassung wohl nicht haltbar, obgleich noch Kant hier nur Ideen, keine Wirklichkeit, nur Analogieen, keine Entsprechung erblickte. Richtiger hat der biologisch geschulte Positivismus, namentlich Herbert Spencers, die durchgehende Bedeutung des Organisationsbegriffes für Natur- und Geisteswelt betont, und die soziale

Praxis der Neuzeit ist, gedrängt von der Fruchtbarkeit der immer zahlreicher und wichtiger werdenden Formen höherer Gemeinschaft in der Gesellschaft wie im Handel und Verkehr, zu einer immer größer werdenden Anerkennung dieses wichtigen Begriffes vorgeschritten. So ist es an der Zeit, in der Reihe der großen menschlichen Organisationen auch die Wissenschaft von diesem Standpunkte aus zu beleuchten, der allein dem Denken Beruhigung und dem Leben Sinn zu verleihen scheint.

Wenn man also mit Recht in der Entwicklung der Natur von den leblosen Elementarkörpern bis zu seelen- und vernunftbegabten Lebewesen eine Stufenfolge annehmen darf, wenn wir also ein Fortschreiten vom Niederen und Unausgebildeten zum Höheren und Leistungsfähigeren und darum Wertvolleren zu erblicken glauben, so muß innerhalb des menschlichen Organismus diejenige Tätigkeit am höchsten stehen, welche diese ganze Entfaltung der Natur zu erkennen, diese Erkenntnis den höheren Zwecken der höchsten Gattung nutzbar zu machen und dadurch diese selbst höher hinauf zu entwickeln versucht.

Wenn das Tier von der Pflanze sich durch Bewußtsein, der Mensch vom Tiere durch Selbstbewußtsein, welches Bewußtsein der Außenwelt in sich schließt, unterscheidet, so ist die Wissenschaft, welche dieses Selbst- und Weltbewußtsein aus dem Dämmerlichte tierischen Gefühls, aus der Ahnung der kindlichen Menschheit zu göttlicher Klarheit zu erheben trachtet, als die höchste, ja vielleicht als die letzte Aufgabe zu betrachten, die der Menschheit zum Ziele gesteckt ist. Freilich ist es für uns Menschlein, die wir noch mitten in der Entfaltung des Universums stehen, ein kühnes Unterfangen, mit der Spanne unseres Gedächtnisses und unserer Geisteskraft den Ewigkeitsgedanken der Schöpfung noch einmal zu denken. Aber wir wollen mögen oder nicht, der Drang, die Zusammenhänge der Dinge zu überschauen, ist uns, wie Aristoteles am Eingang seiner Metaphysik mit Recht sagt, eingeboren. Mit dem Instinkte der Organisation, der nach dem selben Philosophen den Menschen zum ζῷον πολιτικόν geschaffen hat, ist uns auch zugleich der unstillbare Hunger nach Wissenschaft, d. h. nach dem Begreifen der Organisationen eingepflanzt.

Alte Organisationsformen der Wissenschaft.

Dank den großartigen Ausgrabungen des verflossenen Jahrhunderts umfassen wir jetzt eine weit größerer Spanne menschlicher Kulturentwicklung und können so auch die Keime wissenschaftlicher Besinnung, Beobachtung, Aufzeichnung deutlicher und höher hinauf verfolgen. Die Schrift selbst, die Trägerin wissenschaftlicher Überlieferung, ist selbst erst eine Errungenschaft wissenschaftlicher Abstraktionskraft. Ja auch die Sprache als Verdichtung unendlicher individueller Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, Erfahrungen und Denkoperationen zu konventionellen Lautbildern stellt gleichsam das philosophische System der Urmenschen dar. Primitive Vorstellungen von der Bewegung der Hauptgestirne und die daraus sich entwickelnde Technik des Zählens, also die An-

fänge der Mathematik und Naturwissenschaft, pflegen nur bei wenigen unkultivierten Völkern zu fehlen, und bei einigen der ältesten und mächtigsten Völker, wie bei den Babyloniern, hatte diese primitive Wissenschaft einen Einfluß auf alle Kreise des Lebens, der selbst bei den fortgeschrittensten Nationen heute noch nicht ganz wieder erreicht ist.

Da ist es nun wichtig, zu beobachten, wie bereits bei diesem uralten Betrieb der Wissenschaft am Euphrat und am Nil, dessen Anfänge schätzungsweise auf 5—7000 Jahre vor unserer Zeit festgestellt werden können, die korporative Organisation eine Rolle spielt. Die Priesterschaften erscheinen dort, soweit unsere Kunde reicht, durchaus als die Wahrer und Vermehrer des Wissenschatzes der Nation. In Griechenland hellt sich das Dunkel der Geschichte erst in der neuesten Epoche, als nach Ablauf der mittelalterlichen Entwicklung, deren Nachklang das ionische Epos ist, sich die ionische „Forschung“ (ἱστορίη) mit den Problemen der Natur- und der Menschheitsgeschichte zu beschäftigen beginnt. Schon damals aber im 7. Jahrhundert erscheint die Wissenschaft organisiert, d. h. sie wird an einigen Zentren, vor allem in Milet, in Schulen getrieben, in denen die Summe der Kenntnisse und Methoden vom Lehrer auf die Schüler übergeht und Diadochieen der wissenschaftlichen Tradition entstehen, die sich jahrhundertelang, vereinzelte sogar ein Jahrtausend lang, kontinuierlich erhalten haben. Wie intensiv dieser Schulgeist schon in alter Zeit gewirkt, ersieht man aus dem Beispiel der Pythagoreer, deren Spuren historisch viel greifbarer sind als die des Meisters, der ihnen Organisation und Namen verlieh.

Von Anfang an sind diese wissenschaftlichen Korporationen in Griechenland nicht bloß nach der Analogie der religiösen Gemeinschaften organisiert, sondern auch wie diese als Lebensgemeinschaften gedacht. Die harmonische Struktur des hellenischen Menschen kennt keine Spaltung des theoretischen und praktischen Lebens. Die Wissenschaft soll nicht nur gelehrt und gelernt, sondern auch gelebt werden. Durch diesen grundlegenden Unterschied heben sich die Akademieen Platons und alle nach ihrem Vorbild gegründeten Institute des Altertums und ihre Nachfolger in der christlichen Zeit, die Klöster, von den modernen Akademieen gleichviel welcher Nationen charakteristisch ab.

Innere Organisation der Wissenschaft.

Ehe wir uns diesen zuwenden, scheint es nicht überflüssig, zu bemerken, daß man bei der Wissenschaft von der äußeren Organisation, die in Instituten, Gebäuden, Personen konkret in die Augen springt, eine innere, geistige, zugrundeliegende unterscheiden muß. Wie im menschlichen Organismus hinter der physikalisch und chemisch faßbaren Struktur der körperlichen Organe eine feinere nicht meß- und wägbare, in den Einzelheiten auch dem Auge verborgene, aber darum nicht minder reale Organisation, das Nervensystem, verborgen ist, so zeigt sich hinter den äußeren Arbeitsräumen und den darin arbeitenden Forschern eine unsicht-

bare Struktur der Wissenschaft, die nicht minder zur Organisation gehört, wenn sie auch nicht leicht begrenzbar und überschaubar ist.

Hierarchie der Wissenschaften.

Mit diesem inneren Aufbau der Wissenschaften haben sich seit den Anfängen philosophischer Selbstbesinnung denkende Köpfe beschäftigt. Schon in der pythagoreischen Schule liegen Andeutungen einer Stufenfolge der Wissenschaft vor, die bei Platon bewußt verfolgt und bei Aristoteles zum System ausgestaltet werden. Dann haben in der neueren Zeit Descartes, der zuerst von der „Hierarchie" der Wissenschaften spricht, Bacon, Hobbes, d'Alembert, Ampère, dann Hegel, Comte, Mill, Spencer, zuletzt Wundt den systematischen Zusammenhang der einzelnen Fächer und ihre Verknüpfung in der Philosophie dargelegt. Da nur im Zusammenhang einer bestimmten Weltanschauung diese Gruppierung und die damit zusammenhängende Methodenlehre mit Aussicht auf Erfolg versucht werden kann, da ferner innerhalb der Philosophie weder über die Grundeinteilung in Natur- und Geisteswissenschaften noch überhaupt über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einfacher oder sich kreuzender Einteilungsprinzipien Einverständnis herrscht, so kann hier um so mehr von einem kritischen Überblick über die vorhandenen Systeme und einem etwa notwendig werdenden Neuaufbau abgesehen werden, als über dergleichen an anderen Stellen dieses Werkes gehandelt wird. Übrigens verlangt ein wirklicher Neuaufbau ein Aristotelisches oder Leibnizisches Genie, d. h. einen Geist, der sich nicht bloß mit Philosophie und einzelnen Fächern vertraut gemacht hat, sondern der als bahnbrechender Entdecker zugleich die Natur- wie die Geisteswissenschaft beherrscht. Solche Männer hat unsere Zeit noch nicht wieder hervorgebracht, da die starke Differenzierung der Forschung, die das wissenschaftliche Arbeiten des 19. Jahrhunderts kennzeichnet, nicht bloß Mitarbeit, sondern sogar Verständnis der auf der anderen Hemisphäre des *globus intellectualis* liegenden Methoden und Ziele gerade bei den hervorragendsten Forschern ausschloß.

Einheit der Wissenschaft.

Es kommt hinzu, daß der Inhalt der einzelnen Wissenschaften, die zunächst nur nach den Objekten benannt und bestimmt sind, durch den subjektiven Faktor der Methode völlig verschieden gestaltet werden kann. So lassen sich fast alle Zweige der Natur- wie der Geisteswissenschaften sowohl geschichtlich wie systematisch behandeln. Der im abgelaufenen Jahrhundert, wie erwähnt, überscharf ausgeprägte Gegensatz geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Auffassung erscheint dadurch überbrückt, daß die Entwicklungslehre einerseits alle Zweige der Naturwissenschaft ergriffen und selbst in der Chemie eine evolutionistische Theorie ermöglicht hat, in der L. Meyers und Mendelejeffs Reihen gleichsam eine Paläontologie der Urstoffe ahnen lassen, andererseits naturwissenschaftlich-mathematische Methoden in die Philologie und Historie verpflanzt werden. So ist hier wie im Universum selbst alles Übergang, alles fließend, ein heraklitisches διαφερόμενον συμφερόμενον. Und zwar zeigt sich dieses lebendige Spiel der Entwicklung um so reicher entfaltet, je weiter sich die

Objekte der einzelnen Wissenschaften aus der starren Gebundenheit der leblosen zur individuellen Freiheit der belebten Energie emporheben. Gerade in neuester Zeit bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß der Vereinzelung der wissenschaftlichen „Fächer“ und ihrer stetigen Spaltung und Differenzierung am wirksamsten dadurch begegnet werde, daß die Schlagbäume jener traditionell abgegrenzten Wissenschaftsgebiete möglichst niedergelegt und ein freierer Verkehr hinüber und herüber eröffnet werde. Die Wissenschaft hat ja doch in der forschenden und darstellenden Seele des Menschen ihre gegebene Einheit, der Stoff und die Form des wissenschaftlichen Denkens ruht nicht außer ihr, sondern in ihr. So ist die jetzt immer stärker werdende Unionsbewegung um so mehr zu begrüßen, als diese gegenseitigen Berührungen und Verbindungen voraussichtlich jetzt nicht mehr zu der am Anfang der neueren Wissenschaftsgeschichte verbreiteten polyhistorischen Allerweltsbetriebsamkeit zurückführen, sondern zu polylogischer (wenn das Wort gestattet ist) Vertiefung emporführen dürften. Schon auf den Einzelgebieten sehen wir, wenn wir monumentale Forschergestalten (wie Helmholtz und Mommsen) uns vergegenwärtigen, daß gerade die Vielseitigkeit der Interessen, die bei jenen Männern freilich noch keine Allseitigkeit war, sie zu den fruchtbarsten Lösungen befähigte und begeisterte. So verstanden hat das Wort Descartes' auch heute noch Wahrheit: *les sciences sont tellement liées ensemble qu'il est plus facile de les apprendre toutes à la fois que d'en détacher une seule des autres.*

Ausdehnung des Wissenschaftsbetriebes.

I. Stufen der wissenschaftlichen Bildung. Elementar- und Volksbildung. Dasselbe monistische Streben, das wie eine stille Sehnsucht sich in allen Zweigen der modernen Wissenschaft regt, bekundet sich nun auch in dem äußeren Organismus ihres Betriebes. Die von der Gelehrtenzunft errichteten und von strengen Grenzwächtern bewachten künstlichen Schranken fallen mehr und mehr. Man sieht ein, daß die höchsten geistigen Güter der Nationen und der Menschheit überhaupt nicht einer privilegierten Kaste allein übertragen bleiben dürfen, und die Privilegierten selbst sind eifrig dabei, jene Schranken niederzureißen. Die Demokratie, die langsam, aber unaufhaltsam die Denkart der Kulturnationen seit hundert Jahren umgestaltet hat, vernichtet still und geräuschlos auch die Wappen und Privilegien der bisherigen Geistesaristokratie. Das Volk, dem man gewagt hat, das allgemeine Stimmrecht zu geben, will nicht mehr von der Erziehung ausgeschlossen sein wie im Staate Platons, sondern verlangt mitzuregieren. Wenn nun nach Platons Wort nur der Wissende regieren kann und soll, so darf dem, der mit dem Stimmzettel an seinem Teil bei der Regierung mitzusprechen hat, sein entsprechender Anteil am Wissen nicht vorenthalten werden, wenn nicht der Staat in die Hand von Wilden fallen soll.

Auch die Entwicklung unserer modernen Kultur, der Betrieb unserer

Industrie und Technik, die Bewältigung unseres Verkehrs usw., alles dies fordert gebieterisch, daß die Wissenschaft nicht bloß innerhalb der geheiligten akademischen Hallen gepflegt werde, sondern daß sie hinaustrete auf die Straßen und jeden Arbeiter belehre über die Grundkräfte der Natur, die der moderne Mensch zur Aufrechterhaltung seiner komplizierten Kultur bedarf.

Denn von Hause aus tritt der Mensch jedem Fortschritt mißtrauisch, ja feindlich gegenüber. Deutsche Schiffer zertrümmerten das erste Dampfschiff, das Papin im Jahre 1707 erbauen und von Fulda nach Minden hatte fahren lassen. Sie raubten so Deutschland den Ruhm der Erfindung, den hundert Jahre später Amerika davontrug. Als Charles 1783 im Auftrage der Pariser Akademie den ersten mit Wasserstoff gefüllten Luftballon steigen ließ, wurde dieser beim Niederfallen von den unwissenden Landleuten als höllischer Spuk mit Heugabeln angegriffen. Jetzt muß der ärmste Schiffer, der kleinste Landmann, der geringste Handwerker mit der Dampfkraft, der Elektrizität und den hundertfältigen Anwendungen der Wissenschaften vertraut sein. Die Meteorologen dürfen darauf rechnen, daß ihre von Zeit zu Zeit aufsteigenden Ballons, wo sie auch niederfallen, mit Verständnis behandelt und ihre Resultate für die Wissenschaft gerettet werden.

Wichtiger aber als alle diese Äußerlichkeiten sind die Vorteile der Berührung der Wissenschaft mit den breitesten Schichten des Volkes für die Wissenschaft selbst. Die Anlage zum Gelehrten und Künstler ist nicht an gewisse Gesellschaftsklassen gebunden und nicht durch Vererbung mit irgendwelcher Sicherheit übertragbar. Immer und immer wieder dringen aus den niedersten Volksschichten große Forscher und eminente Künstler hervor. Oft liegt das Höchste in dem tiefsten Schrein der Volksseele verborgen und steigt im Genius plötzlich empor. Das Handwerksmäßige in Wissenschaft und Kunst kann so ziemlich jeder erlernen: die schöpferische Weiterbildung aber liegt in den Händen weniger gottbegnadeter Individuen, die nur Gelegenheit haben müssen, ihrem dunklen Drange zu folgen und ihren wahren Beruf zu erkennen. Dazu gehört vor allem, daß die Umgebung, in der solche Genies aufwachsen, einigermaßen imstande ist, geistige Beanlagung zu begreifen und ihre Betätigung als wichtig anzusehen. Wie viele Keime wissenschaftlicher Begabung gehen an der Unwissenheit der Eltern zugrunde! Je weiter also das zunächst rein rezeptive Verhalten zur Wissenschaft sich ausdehnt, je größer der Kreis ist, der auch nur mit ihren Elementen bekannt oder vertraut wird, je mehr überall Freude und Interesse an den Produkten der Natur und des Menschengeistes geweckt wird, um so weiter wird der Kreis, aus dem die Jünger der Wissenschaft erstehen, um so größer die Anzahl derer, die um die höchsten Kränze ringen. Nur durch diese Ergänzung aus dem besten, unverbrauchten Volksmaterial kann die Wissenschaft vor Verknöcherung und Verbildung bewahrt werden. Nur

die Nation wird in dem nächsten Jahrhundert sich siegreich an der Spitze der Kultur halten können, die für die Wissenschaft nicht nur glänzende Heerführer und geschulte Offiziere, sondern auch eine durchgebildete Armee zu stellen vermag.

Mit der wissenschaftlichen Erziehung ist die Erziehung zur Kritik notwendig verbunden. Damit dringt selbständiges Urteil und strenger Wahrheitssinn in Schichten, die bisher nur gewöhnt waren, dem Trieb oder der Autorität zu folgen. Solange diese Autorität einseitig im Sinne der regierenden Klassen ausgeübt zu werden pflegte, war es überflüssig, das viel schwierigere Werk der Erziehung zum Selbstdenken zu beginnen. Jetzt aber, wo aus dem Volke selbst hervorgegangene Führer mit den Mitteln einer falsch aufgefaßten Wissenschaft das Volk für ihre grobmateriellen Ideen zu gewinnen suchen, ist die Wissenschaft genötigt, dem Mißbrauch ihres Namens entgegenzutreten. Aber freilich dabei darf nichts vertuscht und verkleistert werden. Das Volk ist erwacht. Es erträgt nichts weniger als geistige Bevormundung, mag sie auch in der liebevollsten und väterlichsten Weise ausgeübt werden. Die Ewigblinden, vor denen der erschreckte Freiheitsdichter warnte, haben seitdem gelernt, ihre Augen zu öffnen. Sie streben mit elementarem Drange nach Licht. Es ist Pflicht der ehrlich Wissenden, ihnen die Fackel voranzutragen, die nicht zündet und einäschert, sondern den dunklen Pfad des Lebens erleuchtet.

Elementarbildung.

Der Wege dazu sind mancherlei. Je größer die unkultivierte Masse ist, die der Bildung erschlossen werden soll, um so zahlreicher und mannigfaltiger müssen die Wasserbäche sein, die das dürre Land berieseln und der Kultur zugänglich machen sollen. Staat und Gemeinde übermitteln eine elementare Bildung, das Minimum von geistiger Kultur, ohne das eine zivilisierte Nation überhaupt nicht mehr bestehen kann. Der Unterricht sucht neben den ehrwürdigen Überlieferungen der Religion auch die Grundanschauungen der Wissenschaft und die Elemente ihrer Methoden in Lesen, Schreiben und Rechnen zur Aneignung zu bringen. Aber diese Einwirkung ist sachlich und zeitlich nur allzusehr beschränkt. Bei der männlichen Bevölkerung tritt allerdings durch die militärische Erziehung eine Höherbildung ein. Denn die Ausbildung des Kriegswesens bedingt eine stets größer werdende Durchdringung der militärischen Praxis mit Wissenschaft, in die auch der gemeine Soldat bis zu einem gewissen Grade eingeführt werden muß. Auch die Handwerks- und Fabrikausbildung führt einen gewissen Anteil Wissenschaftlichkeit den jungen Leuten zu. Allein in der Regel gehen die kostbarsten Jahre dem Jünglinge der unteren Klasse für seine geistige Weiterbildung ungenutzt und meist vergeudet vorbei.

Fortbildung in den Städten.

In den großen Städten freilich setzt das Fortbildungswesen ein, das jungen Männern und Mädchen eine Weiterbildung über ihre Elementarkenntnisse hinaus ermöglicht. Sowohl die gewerblichen wie die kauf-

männischen Fortbildungsschulen haben nach dem Vorbilde Englands in den letzten dreißig Jahren auch bei uns in Deutschland einen großen Aufschwung genommen. In Berlin werden z. B. jährlich über 40000 Jünglinge und Mädchen durch solche Schulen in ihrer Bildung weiter gefördert. Wenn erst das ganze Fortbildungswesen obligatorisch geworden ist, wird in der Tat hier eine auch im wissenschaftlichen Interesse hochbedeutsame Organisation vorliegen. Nur muß die elementare und fachliche Ausbildung nicht so eng auf den unmittelbar praktischen Nutzen zugeschnitten werden. Auch diese Jugend hat Ideale, die gepflegt werden müssen. Auch diese Jugend muß wissen, zu welchem Ziele ihre Arbeit gefordert wird und wie sie sich in das Ganze der nationalen und Weltarbeit eingliedert; auch diese Jugend muß dazu vorbereitet werden, auf Grund selbständigen politisch-sozialen Verständnisses dereinst durch Abgabe des Stimmsteines zum Wohle der Gemeinde und des Staates mitzuwirken, aber nicht auf Grund des in den Fabriken gezüchteten Klassenhasses jeder vernünftigen Ordnung entgegenzuwirken. In dieser Beziehung ist Deutschland hinter Frankreich und Amerika zurückgeblieben. Unsere Staatsmänner scheinen den Ernst der Situation noch nicht erfaßt zu haben, doch regt es sich in den landwirtschaftlichen Genossenschaften, z. B. in Schleswig-Holstein, mit Macht.

Fortbildung auf dem Lande.

Ein Hauptgrund für unsere Rückständigkeit liegt darin, daß unsere leitenden Parteien kein Interesse an der Fortbildung haben. Das Zentrum aus bekannter Fürsorge für das Monopol der Kirche, und die Konservativen, weil diese Institution scheinbar lediglich den Städten zugute kommt. Da wird ein Wort des Generalfeldmarschalls Grafen Haeseler zum Nachdenken gereizt haben, der am 31. März 1906 im Herrenhaus unter allgemeinem Beifalle folgendes vortrug: „Ich gestatte mir an die Regierung die Anfrage, ob in Aussicht gestellt werden kann, auf gesetzlicher Grundlage Fortbildungsschulen ins Leben zu rufen. Es gibt zwar viele Fachschulen und Fortbildungsschulen in den Städten. Auf dem Lande aber fehlt es der aus der Schule entlassenen Jugend an einer Gelegenheit, eine Fortbildungsschule zu besuchen. So bringen die Jungen, die der Schule entwachsen sind, ihre Mußestunden im Wirtshause zu, wo die Unterhaltung bei Bier und Schnaps geführt wird. Notwendig ist es, dieser Jugend Fortbildungsschulen zugänglich zu machen, die sie zu vaterländischer Gesinnung erziehen. Geeignete Unterrichtsfächer würden sein: Deutsch, vaterländische Geschichte, Geographie und Heimatskunde, Rechnen, Raumlehre, Wehrpflicht und Untertanenpflicht, Turnen und Jugendspiele, wobei jede Soldatenspielerei unterbleiben müßte. Die Fortbildungsschulen müßten natürlich obligatorisch gemacht werden, denn auf dem Lande ist man allen Neuerungen abhold: Es ist immer so gewesen, daß die Jungen nichts gelernt haben, warum soll es nun anders werden? Es werden viele Schwierigkeiten zu überwinden sein, aber ich möchte doch den Minister bitten, meine Anregungen in Erwägung zu ziehen.“

Es ist zu wünschen, daß die Anregung dieses genialen und patriotischen Mannes das Mißtrauen der oberen Schichten verscheuche und die Regierungen namentlich auch den weitergehenden Bestrebungen wohlwollende Unterstützungen leihen, die darauf abzielen, die bereits erwachsenen Männer und Frauen der Arbeiterbevölkerung weiter zu bilden und durch die besten Kräfte in die Hauptgebiete der Wissenschaft selbst einzuführen. Nach englischem und skandinavischem Vorbilde werden seit etwa 10—15 Jahren auch in Deutschland gegen ganz billiges Entgelt Volkshochschulkurse gehalten, in denen Dozenten der Universität oder anderer Hochschulen einzelne geeignete Abschnitte der Wissenschaft vortragen und zum Teil auch in praktischen Übungen zur Aneignung zu bringen suchen. In Berlin werden so jährlich etwa 20 Kurse für etwa 7000 Personen, größtenteils Arbeiter, gehalten. In Wien ist diese Organisation noch weit wirksamer, da hier Universität und Regierung von Anfang an sehr energisch zur Förderung des gemeinnützigen Unternehmens zusammengewirkt haben. Es ist zu wünschen, daß die staatliche Fürsorge, die in Deutschland zum Gedeihen solcher Organisationen notwendig ist, sich auch dieser Fortbildung der Erwachsenen annehmen wird. Dann wird die Ausdehnung dieser Kurse auf das flache Land, die bisher bei uns nur vereinzelt versucht worden ist, ohne Schwierigkeit gelingen. Einen ähnlichen Zweck wie die Volkshochschulkurse verfolgt die Berliner Humboldtakademie; doch ist hier das Honorar wie das Publikum etwas höher gegriffen. Sie unterrichtete 1902/03 in 309 Zyklen 11200 Hörer. Ähnliche Vortragskurse sind von der Oberschulbehörde in Hamburg mit großem Erfolge eingeführt worden und so in vielen Städten Deutschlands. Volkshochschulkurse.

Sehr alt ist in Deutschland wie anderswo die Form der Einzelvorträge. Vom Ende des 18. Jahrhunderts an ist diese freie Belehrung Erwachsener bei uns in den mannigfachsten Formen ausgebildet. In Berlin sind Fichtes, Schlegels und Schleiermachers Vorträge berühmt geworden. Unzählige Vereine pflegen diese Art der geistbildenden Geselligkeit. Am bekanntesten sind unter diesen Veranstaltungen die Vorträge des seit 1844 bestehenden Handwerkervereins. Er veranstaltete z. B. 1902 75 Vorträge, von denen 18 der Literatur und Kunst, 11 der Volksbildung, 8 der Gesundheitspflege, 12 der Rechtspflege, 19 der Technologie und Volkswirtschaft, 7 der Geschichte und Geographie galten. Daneben gibt es eine sehr bedeutende Anzahl von Bildungsvereinen, in denen Berufene und leider auch Unberufene einen unermeßlichen Wissensstoff in Vorträgen behandeln. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch eine sozialdemokratische Volkshochschule besteht, die, von Liebknecht gegründet, zuerst einen großen Aufschwung nahm, später aber zurückgegangen zu sein scheint. Einzelvorträge.

Von großer Wichtigkeit ist neben der Erziehung der breiten Volksmassen zur Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit die Einführung in die Kunst. Wenn man nach des Dichters Wort „nur durch das Morgentor Kunsterziehung.

des Schönen in der Erkenntnis Land" dringt, so wird das edler Kunst geöffnete Auge, das guter Musik erschlossene Ohr um so williger und geübter sein, dem verborgenen Reize der Wahrheitsforschung sich hinzugeben. Das Wissen vom Objekt wird durch die Pforte der Sinne dem menschlichen Geiste vermittelt. So ist bei allen diesen Einführungen in die Wissenschaft die Betonung der Anschauung die Hauptsache. Die Vervielfältigung und Vervollkommnung der Anschauungsmittel, besonders aber die Einbürgerung der Projektionsapparate kommen diesem Bedürfnisse in willkommenster Weise entgegen. Auch die Demonstration der Objekte selbst in anatomischen Kursen oder das Heranführen an die Gegenstände der Kunst bei den sog. Museumsführungen ist von unleugbarem Vorteil, und mißgünstige Urteile über die Erfahrungen, die man mit solchen Führungen bei Arbeitern gemacht hat, gehen wohl hauptsächlich auf solche zurück, die sich nicht von der eigenen Höhe der Kunstanschauung auf das Niveau eines Ungebildeten herablassen können. Und doch ist mir in dem scheinbar am Stoff klebenden Urteil manches Arbeiters mehr Verständnis für die Ziele der wahren Kunst entgegengetreten als in dem überbildeten Kunstverstande manches Art-pour-l'art-Enthusiasten. Ganz einwandfrei ist die Wirkung naturwissenschaftlicher Führungen. Denn das verständnisvolle Eingehen auf die Demonstration eines geschickten Führers ist sofort aus den Fragen der Teilnehmer mit Sicherheit zu erschließen. Die Zoologischen Gärten, Aquarien, Sternwarten der großen Städte sind für die Wißbegier und lebendige Auffassung der untersten Schichten der Bevölkerung gute Beobachtungsstationen.

Städtische Volksbibliotheken.

Neben dem eigentlichen Unterricht durch die lebendige Stimme und die Anschauung gebende Demonstration der Lehrer und Vortragenden übt die stille Unterweisung durch das gedruckte Buch einen zwar weniger unmittelbar wirksamen und faßbaren, aber um so nachhaltigeren und weiter greifenden Einfluß aus, wovon später noch ausführlich die Rede sein wird. In einer Groß- und Universitätsstadt wie Berlin ist die Zahl der großen und kleinen Bibliotheken, der staatlichen und privaten, der wissenschaftlichen und belletristischen geradezu Legion. Die offizielle Statistik der Stadt Berlin zählt für 1903 nur die größten und wichtigsten auf. Es sind 66 mit drei Millionen Bänden. Davon wurden zwei Millionen ausgeliehen. Die mit einer Anzahl dieser Volksbibliotheken verbundenen Lesehallen wurden von 771398 Personen besucht. Viel stärker, als diese Gesamtziffer andeutet, stellt sich die Benutzung der kleinen Volksbibliotheken. In der Halle in der Ravenéstraße (Norden) wurde jedes Buch etwa zwanzigmal ausgeliehen. Interessant ist ein vom Vorstand der Jenaer Lesehalle angestellter Vergleich, wie sich in einzelnen deutschen Städten die Zahl der in den Volksbibliotheken ausgeliehenen Bände zu der Bevölkerungszahl verhält. Danach kommen Bücherausleihungen auf den Kopf der Bevölkerung in Remscheid 0,27, in Bremen 0,46, in Hamburg 0,50, in Lübeck 0,53, in Bonn 0,62, in Frank-

furt a. M. 0,83, in Osnabrück 1,00, in Darmstadt 1,04, in Dessau 1,35, in Barmen 1,66, in Jena aber 3,47. Natürlich werden diese Volksbibliotheken viel intensiver ausgenützt als die Landes- und Universitätsbibliotheken. Die 18000 Bände der 1. und 20. Volksbibliothek zu Berlin wurden im Jahre 1902 ebenso stark benutzt (d. h. ebensoviel Bände ausgeliehen) als die Kgl. Bibliothek mit ihren 1207000 Bänden. Übrigens gibt es in Berlin (wie anderswo) neben den staatlichen Bibliotheken und den Einzelbibliotheken der Parlamente und Gesellschaften auch noch allgemein gerichtete Institute dieser Art, die privater Initiative entsprungen sind. So z. B. die von der Gesellschaft für ethische Kultur eingerichtete Lesehalle, die jährlich über 100000 Besucher zählt, und die Heimannsche Bibliothek, die jährlich 60000 Besucher in ihrer Lesehalle empfängt und 60000 Bände verleiht.

Stadt und Land.

Alles dies scheint in der Tat eine Unsumme von Wissenschaft darzustellen, die wie ein erquickender Maienregen auf die nach Bildung dürstenden Klassen der Bevölkerung herabträufelt. Aber, wird man sagen, dieser Regen trifft nur die Zentren der Bildung und vor allem die Hauptstadt, die einen Überfluß aller möglichen Bildungsorganisationen entwickelt hat, während das flache Land nach wie vor trocken bleibt. Dies ist richtig und oben als ein Mißstand der bisherigen Entwicklung hervorgehoben worden. Allein für die Aufgaben, die jedem Volke innerhalb des Reiches der Wissenschaft zugefallen sind, ist selbst diese ungleichmäßige Berieselung nicht gering anzuschlagen. Wenn z. B. jeder 20. Deutsche ein Berliner ist, so stellt die in dieser Stadt gebotene Möglichkeit wissenschaftlicher Weiterbildung, selbst wenn diese noch so elementar ist, ein immerhin unverächtliches Quantum dar, das für das Wachstum der Wissenschaft um so mehr ins Gewicht fällt, als die Einrichtungen der Hauptstadt vielfach vorbildlich wirken. Freilich fehlt es nicht an aristokratisch gesinnten Fachleuten, die das Quantum für gleichgültig erachten, da Verstand ja stets nur bei wenigen gewesen. Hiergegen darf man sich auf die Erfahrung berufen, daß wie die Kunst eines Landes nur dann den höchsten Gipfel erreichte, wenn das ganze Volk künstlerisch angeregt war, so auch die Wissenschaft nur da ihr höchstes Ziel erreichen konnte, wo die ganze Bildung auf einem verhältnismäßig hohen Niveau stand. Was Deutschland anbetrifft, so ist der Partikularismus, der die politische Entwicklung hemmte, der künstlerischen und wissenschaftlichen Dezentralisation günstig gewesen. Wie vier Akademieen von Weltruf über unser Vaterland zerstreut sind, so ist die Zahl der kleineren Bildungszentren schon jetzt außerordentlich groß und wird unzweifelhaft noch weiter zunehmen.

Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Das Ziel dieser Bewegung ist, das flache Land mit einem ganzen Netz von wissenschaftlichen Organisationen zu überziehen, die der Landbevölkerung die geistige Anregung gibt, nach der auch sie verlangt und die, wenn auch unbewußt vielleicht, einen großen Prozentsatz der Intelligen-

teren dem flachen Lande entzieht und dem Strudel der großen Städte zutreibt. Wenn es nun aber wahr ist, daß die Kraft und Gesundheit der Völker auf dem Bauernstande beruht (für Deutschland trifft dies unbedingt zu), so muß hier energisch Hand angelegt werden, um diesen Stand mit der Bildung zu versorgen, die zu seinem leiblichen und geistigen Wohlbefinden notwendig ist. In dieser Beziehung ist die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ zuerst mit sehr beträchtlichen Mitteln vorgegangen. Ihr Zweck ist einerseits, Vortragskurse durch Wanderredner oder Ansässige einzurichten und zu vermitteln, die, mit guten Skioptikonapparaten versehen, gemeinverständliche Belehrung aus allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft bis in die kleinsten Dörfer tragen und Belehrung in unterhaltender Form spenden, wie es auf dieser Stufe notwendig ist. Diese Tätigkeit der Gesellschaft stellt einen vorläufigen Ersatz dar für die Wirksamkeit der University Extension, die in den skandinavischen Ländern, in England, Amerika, auch in Österreich, das flache Land sehr stark in Kultur genommen hat. Inzwischen bereisen die Wanderredner jener Gesellschaft, mit dem Skioptikon und ansprechenden Bilderserien ausgerüstet, die kleineren Städte und Dörfer Deutschlands. Im Jahre 1902 wurden so 248 Vorträge von 7 Rednern gehalten mit einem Aufwand von 15000 M. Diese Vorträge der Berufsredner entwickeln über den unmittelbaren Zweck hinaus eine sehr starke Anregung zur Abhaltung solcher Kurse durch geeignete lokale Kräfte, die sich bald die Technik des Vortrags und der Demonstration aneignen und, von der Zentralstelle mit stets neuem Material von Büchern und Bildern versehen, gleichsam als Dorfprofessoren dauernd und mit großer Freude und geistigem Gewinne wirken. Andererseits werden sorgfältigst zusammengestellte Volksbibliotheken teils geschenkt, teils zu billigen Preisen abgelassen, die als ständiger Besitz oder in der Form von Wanderbibliotheken die erprobte populär-wissenschaftliche und belletristische Literatur Deutschlands überallhin verbreiten und den harten Boden mit den ersten Keimen idealer Bildung befruchten. Von 1892 bis 1902 sind im ganzen 5000 Bibliotheken mit 200000 Bänden neubegründet worden. Hiervon haben allein Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern und Brandenburg 100000 Bände, also die Hälfte erhalten, weil hier die Bildung des flachen Landes am meisten zurück, und die eigene Initiative am schwächsten ist. Leider wird die Tätigkeit dieses Vereins neuestens durch zwei Faktoren stark gehindert. Einmal versucht der Staat direkt durch den Oberpräsidenten und Landrat diese Bildungsfrage zu lösen, indem auch sie mit staatlichen Mitteln Bibliotheken gründen, wobei es nicht immer ohne Reibung abgeht. Vor allem aber hat der unglückliche Sortimenter, der jetzt den deutschen Buchhandel mit seinen Klagen erschreckt hat, herausgefunden, daß das Ablassen der Bücher durch den Verein zu billigeren Preisen sein Geschäft störe. So ist durch Druck auf die Verleger die Ergänzung der kleineren Bibliotheken durch Rabattlieferungen dem Vereine unterbunden und damit die Entwicklung dieser

kleinen Bibliotheken zu allmählich selbständig sich erhaltenden Bildungszentren gehemmt worden. Es ist möglich, daß infolgedessen das Wirken des Vereins allmählich aufhören wird. Jedenfalls hat er das Verdienst, das Problem der Verbreitung von gediegener Bildung auf dem flachen Lande energisch angeregt und namentlich die Volksschullehrer zu der neuen und dankbaren Aufgabe, die ihnen hier erblüht, geweckt und erzogen zu haben. Sein geschickt geleitetes Organ „Volksbildung“, das jetzt zweimal im Monat erscheint und bis zum 36. Jahrgang gediehen ist, stellt die Verbindung der Zentrale mit den einzelnen Vereinen und deren Mitgliedern her und orientiert am besten über diese Bestrebungen.

Volksbücher.

Es ist möglich, daß sich an Stelle des von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung adoptierten Systems, die Bücher ganz oder teilweise zu verschenken, allmählich ein anderes durchsetzen wird, das die Bücher durch unerhört billige Preise jedwedem im Volke direkt zugänglich machen will. Nachdem die Universalbibliothek von Reclam die Hauptwerke aller Literaturen, Handbücher der Wissenschaft, Gesetzessammlungen und dergl. zu bis dahin in Deutschland unerhörten Preisen in das Volk geworfen und durch die Buchbinder und Papierläden bis in die kleinsten Dörfer verbreitet hatte, sind in neuester Zeit zwei noch billigere Massenunternehmungen ins Leben getreten, die ebenfalls großen Erfolg hatten. Das eine ist die vom Direktor Liesegang in Wiesbaden geleitete, vom dortigen „Volksbildungsverein“ herausgegebene Sammlung „Wiesbadener Volksbücher“, die von ersten Männern der Wissenschaft eingeleitete spottwohlfeile Ausgaben der besten Volksschriften (Gottfried Keller, Storm, W. Raabe) enthalten.

Das andere ist ein Verlagsunternehmen, „Die deutsche Bücherei“, herausgegeben vom Gymnasialoberlehrer A. Reimann, die monatlich etwa zwei Bändchen zu je 25 Pf. ausgehen läßt. Sie hat den Zweck: „dem breitesten Leserkreis für unerreicht billigen Preis einen sorgfältig gewählten Lesestoff zu bieten zur Unterhaltung, zur Belehrung, zur Hebung des geistigen Standpunktes. Mit anderen Worten, zum Anschaffen einer eigenen kleinen, ganz billigen, aber durchaus wertvollen Bibliothek anzuregen, deren Inhalt nicht nur zu spannen, sondern auch den Geschmack zu veredeln, den Gesichtskreis zu erweitern, Stoff zum Nachdenken, zur inneren Verarbeitung zu geben geeignet ist. Ältere und neuere Schriftsteller sollen dabei in gleichem Maße helfen, das Gefühl für deutsche Sprache, Sitte und Eigenart zu vertiefen und ein gesundes Volkstum zu pflegen. Dem Bildungsbedürfnis unseres Volkes zu dienen, ist die Aufgabe; besondere politische oder konfessionelle Tendenzen sind grundsätzlich ausgeschlossen. Es soll nur gebracht werden, was echt ist und dauern wird: eine Auslese einmal der besten erzählenden Literatur, daneben populär-wissenschaftliche Arbeiten in künstlerisch abgerundeter Form aus der Feder hervorragender Gelehrter und Essayisten.“ Wissenschaftliche, aber populär geschriebene Aufsätze von Treitschke, Er. Marcks, Max

Lenz, Erich Schmidt, Fr. Paulsen u. a. sind bis jetzt in dieser Sammlung erschienen, die eine bemerkenswerte Ergänzung der Volkshochschulbestrebung darstellt.

Presse. Unsere Zeit wirkt durch die Masse. Daher ist zu ihrer Erziehung und Leitung ein Masseninstrument nötig, die Presse. Die überall ausfliegenden, überall hinfliegenden Zeitungen und Zeitschriften sind der treue Ausdruck des Masseninstinkts und darum auch für den Trieb der Massen zur Bildung vor allem charakteristisch. Bildung und Zeitungswesen steht natürlicherweise in direkter Proportion zueinander. Die Zahlen der Analphabeten sind der Zahl der Zeitungen nach den statistischen Angaben umgekehrt proportional.

Zeitung. Die Zeitung mit ihrem das allgemeine Interesse treffenden, mannigfachen, in der Regel täglich erscheinenden und auf den Tag berechneten Inhalte, mit ihrer durch die Annoncen ermöglichten Billigkeit, ihrer leichten Versendbarkeit und aktuellen Unmittelbarkeit dringt in alle Schichten der Bevölkerung ein und weiß sich mit unfehlbarem Instinkte dem Bedürfnisse ihres jeweiligen Publikums anzupassen. Daher dient nicht jede Zeitung in gleicher Weise den Interessen der Wissenschaft, da nicht jedes Blättchen Interesse dafür bei seinen Käufern voraussetzen darf. Im allgemeinen bietet aber die deutsche Zeitung allerbescheidensten Ranges mehr davon als gewisse glänzende, in ganz Europa gelesene Pariser Journale. Es gibt eine große Anzahl angesehener deutscher Zeitungen, zu denen die Männer der Wissenschaft in gelegentlicher oder ständiger Beziehung stehen, nicht in dem Sinne, wie es in anderen Ländern wohl üblich geworden ist, um einen bequemeren *praeco suae virtutis* zu haben, sondern um in schwebenden Fragen die Stimme objektiver Wissenschaft gegenüber parteilicher Tagesauffassung zur Geltung zu bringen oder auch um wichtige Entdeckungen einem größeren Leserkreis mitzuteilen oder verständlich zu machen. Die Redakteure sind bei uns nicht selten wissenschaftlich hochgebildete Männer, und aus der oft scheel angesehenen Journalistik sind zuweilen hervorragende Zierden unserer Universitäten hervorgegangen. Die Kosten, die für den wissenschaftlichen Teil trotz der Erleichterung der „Korrespondenzen“ von manchen Zeitungen aufgewendet werden, sind sehr beträchtlich, und die als besondere Beilagen erscheinenden wissenschaftlichen Abteilungen einzelner großer Blätter finden auch in der gelehrten Fachwelt Beachtung. Vielleicht übertrifft die deutsche Presse durch die Bedeutung ihres wissenschaftlichen Teiles die ausländische ebenso sehr, wie sie in dem politischen hinter den Weltblättern anderer Nationen leider noch immer zurücksteht.

Goethe nennt einmal, dem Sprachgebrauche seiner Zeit folgend, die Zeitung ein „Institut“. In der Tat, wenn man die Summe wissenschaftlicher Aufsätze oder Notizen zusammenrechnet, die gutgeleitete, große Zeitungen bei uns jährlich in Originalbeiträgen oder Reproduktionen ihrer Lesewelt mitteilen, stellen sie nach dem Quantum gerechnet die

literarische Tätigkeit großer wissenschaftlicher Institute weit in Schatten. Freilich die Genauigkeit der Berichte kann nicht immer mit der Schnelligkeit gleichen Schritt halten. So ist es verständlich, daß sich in die Mitteilung wissenschaftlicher Beobachtungen oder gehaltener Vorträge Versehen, Flüchtigkeiten und Mißverständnisse einschleichen. Schlimmer als diese Irrtümer wirkt der Übelstand, daß der gewöhnliche Zeitungsleser, um die ungeheure, bunte Menge von Notizen aller Art in möglichst kurzer Zeit zu bewältigen, wie mit dem Eilzug durch das Blatt fährt und daher die mitgeteilte wissenschaftliche Belehrung ebenso schnell wieder vergißt wie die Mordtaten und Sensationsprozesse, mit denen er gespannt, und die parlamentarischen Verhandlungen, mit denen er gelangweilt wird. Aber diese Art von Lesern erzeugt vor allem die Großstadt. In kleinen Städten und auf dem Lande nimmt man sich noch Zeit. Das Gehirn ist noch frisch und dankbar für ernstere Anregung und Erhebung in idealere Anschauung. Die für die Provinz arbeitenden Journalisten wissen auch vorsichtig jede Überfütterung mit Wissenschaft zu vermeiden. So wirkt das kleine Kreisblättchen mit seinem verdünnten Aufguß des großstädtischen Extraktes doch vielleicht intensiver und heilsamer auf sein Publikum als die dickgeschwollenen Sonntagsbeilagen auf das ermüdete Gehirn des Großstadtmenschen.

Periodische Presse.

Ganz anders verhält sich die Wochen-, Halbmonats- und Monatsschrift. In allen Kulturländern gibt es eine Reihe von vornehmen Journalen dieser Art, die für die Literatur der betreffenden Länder maßgebend sind und auch für die Wissenschaft neben den eigentlichen Fachjournalen stark in Betracht kommen. Sie werden von den oberen Zehntausend gelesen und vermitteln den in Handel und Industrie, in Staat oder Kommune leitenden Personen den Überblick über die wichtigeren Fortschritte der geistigen Kultur. Zugleich unterrichten sie auch die Gelehrten selbst über das, was auf fremden Arbeitsgebieten Bedeutsames zutage tritt. Das Feuilleton, das seit etwa hundert Jahren als Gegengewicht gegen den ernsten politischen Teil der Zeitung abgegrenzt worden ist, wird mehr und mehr neben der Kunst auch der Wissenschaft geöffnet. Die Form spielt hier eine große Rolle. Die wissenschaftlichen Aufsätze müssen ebenso unterhaltend geschrieben sein als die Kunstkritiken, die man unter dem Strich zu finden gewohnt ist. So hat sich als übliche Form für diese Aufsätze der Essay bewährt, der sich auch in Deutschland allmählich in dieser Literatur Bürgerrecht erworben hat. Er wetteifert in vornehmer Popularität mit den Vorträgen oder Vortragszyklen, in denen redegeübte Forscher die Resultate der Spezialwissenschaften dem gebildeten Publikum in immer steigendem Maße mitzuteilen beflissen sind.

Konkurrenz von Zeitschrift und Buch.

Man hat oft behauptet, namentlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als die Zeitungen und Wochenschriften anfingen, sich unheimlich zu vermehren und zu vergrößern, das Journal werde das Buch verschlingen. Soweit die eigentliche Publizistik in Betracht kommt, ist diese Befürch-

tung nicht eingetroffen. Vielmehr kommt die Zeitung oft der Verbreitung auch streng wissenschaftlicher Literatur zugute. Gar mancher dem speziellen Fache ferner Stehende erfährt zuerst durch seine Zeitung oder Wochenschrift, die ja fast alle auch der Berichterstattung dienen, von dem Erscheinen eines ihn interessierenden bedeutenden wissenschaftlichen Werkes. Manches ernste wissenschaftliche Buch, das sonst niemals über den engen Kreis der Fachgenossen hinausgekommen wäre, verdankt seinen buchhändlerischen Erfolg der Resonanz, die es in den Journalen und Tageszeitungen gefunden hatte. Für Frankreich, England und Amerika, wo der deutsche Sortimentsvertrieb weniger entwickelt ist, hat diese Art der Empfehlung noch mehr Bedeutung und noch mehr — Gefahr.

Wirkung der Presse.

So dient die Presse, soweit sie sich in den Dienst der Wissenschaft stellt, unendlich abgestuft wie das Publikum, dem sie dient, den großen Kulturinteressen der Menschheit. Sie treibt das frische Blut wissenschaftlicher Erkenntnis durch alle Adern des Volkskörpers und führt ihm dadurch stets neue Kräfte zum Bestehen des immer schwieriger werdenden Lebenskampfes zu. Zugleich unterhält sie die unentbehrliche Verbindung zwischen der Masse des Volkes und seinen geistigen Führern und Beratern. Von der eigentlichen gelehrten Zeitschriften- und Buchliteratur wird noch im Kap. X ausführlich die Rede sein.

Wissenschaft und Technik.

Wenn heutzutage die Berührung mit der Wissenschaft für jeden Menschen in unseren zivilisierten Ländern wünschenswert und heilsam ist, so ist sie unerläßlich für den „gelernten“ Arbeiter, der sich in mannigfachen Betrieben zunächst rein äußerlich in den Besitz der dazu nötigen technischen Kenntnisse setzen muß. Es ist klar, daß seine Arbeit um so wertvoller und seine eigene Verwendbarkeit um so größer wird, je mehr er von einer mechanischen Herstellung seines Fabrikates, von einer rein äußerlichen Handhabung seiner technischen Funktionen zu einer Einsicht in das Wesen der betreffenden Prozesse und Handhabungen übergeht. Eine solche Hebung der technischen Arbeiterschaft ist eines der wichtigsten und schwierigsten Probleme der Zukunft. Die Volkshochschulkurse mit ihren zusammenfassenden Kursen, z. B. über Metalle für Metallarbeiter u. dergl. können nur einen Teil der Aufgabe lösen. Einen anderen die Fachschulen und Fortbildungsschulen. Am wichtigsten wird die Selbstfortbildung werden, wenn es gelingt, dem Arbeiter die nötige Zeit und Kraft nach vollendetem Tagewerk für diese geistige Hebung zu erübrigen. Bis dieses Ziel erreicht ist, wird noch mancher Kampf, der heute nur um materieller Dinge willen unternommen wird, ausgefochten werden müssen. Viel Einsicht bei Arbeitnehmern und Arbeitgebern wird dazu gehören, sich hierüber zu verständigen. Allein klar ist es, daß nur diejenige Industrie sich künftig auf dem Weltmarkte dauernd behaupten kann, die es versteht, den Arbeiter mit immer größerer Intelligenz auszustatten. Nur wer den Zusammenhang im ganzen auch nur im groben überschaut, wird imstande sein, sich über die Dumpfheit seiner dienenden Stellung zu er-

heben, sich nicht als Sklaven einer sinnlosen technischen Despotie, sondern als notwendiges Glied eines lebendigen, wertvollen Organismus zu fühlen und — zu achten.

Technische Schulen.

II. Mittelschulbildung. In Deutschland ist die Technik viel zu lange vornehm unterdrückt und als rein praktische Tätigkeit von dem erfrischenden und belebenden Hauche der Wissenschaft fern gehalten worden. So sind hier zweierlei Vorbereitungs- und zweierlei Hochschulen entstanden: reale und humanistische. Während in Frankreich schon im Anfang des 19. Jahrhunderts die Bedeutung der Ingenieure erkannt und ihre enge Verbindung mit der Wissenschaft gepflegt wurde, wuchs in Deutschland der Stand der Techniker im Schatten auf. Aus dem berechtigten Gefühl der Unterdrückung erwuchs eine erbitterte Kampfesstimmung, die, gestützt auf die steigende Bedeutung der Industrie, ihre Forderungen auf Gleichberechtigung mit den älteren Instituten der Wissenschaft siegreich durchzusetzen wußte. So standen bis zum Jahre 1900 bei uns auf der ganzen Linie zwei verschiedene Systeme von Organisationen einander gegenüber: das altüberkommene Universitätssystem mit seinem natürlichen Vorbau, dem humanistischen Gymnasium, und die technischen Hochschulen mit ihrem Vorbau, der Oberrealschule, zwischen denen als Vermittlung das Realgymnasium stand und steht.

Gleichstellung der neunklassigen Mittelschulen.

Die Reform von 1900 hat hier eine Vereinheitlichung der Vorbildung herbeigeführt, die zunächst aus speziellen Gründen (Kadettenvorbildung) erfolgte, aber in der Nation einen lebhaften Widerhall gefunden hat. Anstatt zu sagen, daß die humanistisch Vorgebildeten für die Technik ebenso schlecht vorbereitet sein müssen wie die realistisch Vorgebildeten für die wissenschaftlichen Fächer der Universität, sah man über diese Differenzen der Vorbildung milde hinweg, indem man späterer Bemühung der Studierenden die Ausfüllung etwaiger Lücken der Bildung überließ. Die Schäden, die aus dem Zudrang ungenügend Vorgebildeter beiden Arten von Hochschulen erwachsen, glaubt man hinreichend auszugleichen durch die freie Konkurrenz, die nun für alle Arten von höherer Vorbildung eröffnet ist. Die demokratische Tendenz unserer Zeit hat gesiegt. Jeder, auch der ursprünglich nur für Industrie und Handel Vorbereitete, darf jetzt durch die Fakultäten (wenn sich auch noch einige verschämt sträuben) zu den sozial bei uns am höchsten gewerteten Staatsstellungen hindurchdringen, und der ursprünglich für die Bureaukratie Erzogene darf es versuchen, als Techniker oder Kaufmann sein Glück zu machen. Der Marschallstab liegt nun im Tornister jedes Schülers, der seine neunjährige Mittelschule absolviert.

Humanistisches Gymnasium.

Die Probe auf das Exempel ist noch nicht gemacht. Man wird sehen, ob die drei Typen nebeneinander friedlich weiter bestehen und verschiedenartig vorgebildete Schüler mit Erfolg auch an den nicht für sie bestimmten Hochschulen ihre Studien betreiben und abschließen können; man wird

ferner sehen, ob nicht die verschiedenen Typen zunächst durch fakultative Kurse sich einander nähern und schließlich tatsächlich eine Einheitsschule schaffen werden. Was die Vorbereitung auf die wissenschaftliche Laufbahn anbetrifft, so gilt bis jetzt noch in den maßgebenden Kreisen das alte humanistische Gymnasium für die normale Vorbildung. Wenn aus realer Vorbildung heraus einzelne Genies zu hervorragenden Gelehrten sich entwickelt haben, so sind dergleichen Fälle in der Regel auf solche Fächer beschränkt, die, wie die Chemie, der Technik am nächsten stehen. Sie beweisen aber überhaupt nichts, da für Genies alle Schulen wenig bedeuten. Im allgemeinen hält man immer noch an der durch eine zweitausendjährige Tradition gefestigten sprachlichen Vorbildung der humanistischen Gymnasien fest, da man der Meinung ist, daß die Sprache als Ausdruck menschlichen Fühlens, Wollens und Denkens und als Schatzhaus der erarbeiteten Begriffe vor allem den Gegenstand eindringenden Studiums bilden müsse. An der eigenen Sprache in ihre Gesetze und ihre Interpretation einzudringen ist mißlich, weil sie mit uns verwachsen ist und daher ebenso wenig gründlich und unbefangen studiert werden kann wie der eigene Körper. Die neueren Sprachen, die an den beiden anderen Typen der Mittelschulen in den Vordergrund treten, sind schon geeigneter als die eigene in sprachliches Verständnis einzuführen. Allein plastisch klar tritt das grammatische Skelett an den beiden alten Sprachen hervor, die unseren modernen verwaschenen Idiomen ferner und doch vielfach zugrunde liegen. Hierzu kommt das an sich hervorragende und wiederum für das Verständnis der davon abhängenden modernen Literatur und Kunst, ja der gesamten Kultur unentbehrliche antike Schrifttum, dessen Interpretation eine unersetzliche Schulung zum Verständnis jeder menschlichen Rede darstellt. So ist für alle sprachlich und historisch gearteten Wissenschaften dieser Gang der Vorbildung als der normale zu betrachten, und insofern jeder gebildete Mensch mit der Vergangenheit in jeder Beziehung zusammenhängt und das Bewußtsein dieser Zusammenhänge zu seinem geistigen Leben unentbehrlich ist, erscheint er überhaupt als der normale. Daneben sorgt die damit verbundene Einführung in Mathematik und Naturwissenschaften dafür, die dem mathematischen Kalkül und der sinnlichen Beobachtung zugänglichen Disziplinen und Methoden der Wissenschaft dem jugendlichen Geist nahe zu bringen und das Streben nach Exaktheit ihm einzupflanzen. Je mehr die realen Fächer überwiegen, wie bei dem Realgymnasium und der Oberrealschule, um so mehr empfiehlt sich eine solche Vorbildung für alles, was der Technik und den praktischen Berufen zustrebt, um so weniger aber genügt sie den Anforderungen der Wissenschaft, die ein nicht nach dem Nutzen fragendes, ideal gerichtetes Streben voraussetzt. Wenn daher die nichthumanistische Vorbildung allmählich die Überhand gewinnen sollte, indem dabei durch fakultativen Unterricht die klaffenden Lücken der klassischen Durchbildung notdürftig ausgefüllt werden, so würde die

ganze Wissenschaft selbst eine entschieden auf das Praktische gewendete Richtung erhalten, etwa so, wie das gelehrte Wesen der Griechen bei den Römern oder die europäische Kultur bei den Amerikanern umgestaltet worden ist. Es ist nicht unmöglich, daß sich die Welt nicht bloß in Deutschland, sondern überall nach dieser modernen Richtung entwickelt, die in der Kultur der englisch redenden Völker in der Verengerung des Begriffes *Science* ihren charakteristischen Ausdruck gefunden hat. Wenn sich die allgemeine Überzeugung von der Entbehrlichkeit der historisch-literarischen Bildung für das allgemeine Wohl etwa auch bei uns bis zu der Höhe des Spencerschen Positivismus steigern sollte (was um so weniger unglaublich erscheint, als ein sehr positivistisch gesinntes Volk, die Japaner, seit kurzem in die Weltkultur eingetreten ist), so wird bei der freien Konkurrenz der drei Vorbildungsarten die Oberrealschule entschieden den Sieg gewinnen und schließlich eine Einheitsschule übrig bleiben, die moderne Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften treiben und zur Vorbereitung auf die historisch-literarischen Fächer Sonderkurse auf der obersten Stufe einrichten wird. *Facilis descensus Averno!*

Universal-universität.

III. Hochschulbildung. Die Gleichberechtigung der drei Mittelschultypen, die durchaus die Tendenz hat, zu einer realistischen Einheitsschule zusammenzuführen, treibt mit Macht auf die Vereinheitlichung auch der Hochschulen hin. Gewichtige Stimmen werden laut, man solle die Universität nach der technischen Seite hin ausbauen und durch Angliederung der technischen, landwirtschaftlichen, Tierarzneischulen, Berg- und Forstakademieen zu einer wahren Universaluniversität gelangen. Zu dieser Vereinigung fehlt es nicht an Analogieen. Nicht bloß die umfassende Organisation mancher amerikanischer Universitäten, sondern auch die Einrichtung mancher deutschen zeigt Anfänge solcher Agglutination. In der Regel spielt dabei die vielgestaltige philosophische Fakultät die Anschlußstelle, wie z. B. die Zahnarzneikunde und die Apothekerausbildung, die bei der Medizin nicht Unterschlupf finden konnten, auf manchen Universitäten bei den Philosophen willige Aufnahme gefunden haben. So sollen nun nach der Absicht der Unionisten alle jene praktischen Schulen sei es der philosophischen Fakultät oder irgendwie sonst der alten *alma mater* eingefügt werden. Die philosophische Fakultät nun, die schon jetzt kaum mehr die einzelnen Dauben mit gemeinsamem Reifen umspannen kann, würde durch diese Einfügung völlig gesprengt. Vielleicht daß hier und da einige praktische Vorteile mit solcher Union erreicht würden, der Wissenschaft aber würde mit solcher Universaluniversität schwerlich gedient sein. Im 17., im 18. und 19. Jahrhundert, ja selbst wieder zu Beginn des 20. sind diese Unionsgedanken bei uns aufgetaucht, allein nirgends haben sie schließlich bei uns Verwirklichung gefunden, und die Erfahrungen der amerikanischen Universitäten (die als solche doch die praktischen Ziele schärfer ins Auge fassen als wir) scheinen eher ungünstig als günstig zu lauten.

Wissenschaft und Praxis.

Es ist ja vollkommen richtig, daß sich Wissenschaft und Praxis gegenseitig bedingen. Man kann historisch beobachten, wie die Theorie aus den Bedürfnissen des täglichen Lebens herauswächst und erst verhältnismäßig spät selbständige Geltung gewinnt. Es ist nur auf der Höhe der Kultur möglich, an die Selbständigkeit der Wissenschaft zu denken, und dieses Denken einzelner hervorragender Köpfe gewinnt erst dann allgemeine Geltung, wenn man bemerkt, wie manche zunächst nur theoretisch betriebene Wissenschaft die technisch-industrielle Praxis auf das wertvollste befruchtet. Als Galvani an dem Eisengitter seines Gartens die Zuckungen des galvanisierten Froschschenkels beobachtete, ahnten weder er noch seine Zeitgenossen die weittragenden praktischen Folgen seiner Entdeckung. Und als H. Hertz hundert Jahre später die Wellennatur der Elektrizität nachwies, konnte weder er noch irgend ein anderer Gelehrter vermuten (ich erinnere mich sehr deutlich, wie sich Helmholtz, der die Arbeit Hertzens der Berliner Akademie vorlegte, dazu aussprach), welche außerordentlichen praktischen Konsequenzen diese seine Experimente nach sich ziehen würden. An drahtlose Telegraphie wagte damals niemand zu denken.

So könnte es also sehr verlockend erscheinen, durch Gründung von ungeheuren Universaluniversitäten Praxis und Wissenschaft in die innigste Verbindung zu bringen und durch diese Kopulierung die Fruchtbarkeit beider ins Gigantische zu steigern.

Gegen diesen schönen Traum der Zukunft sei es gestattet einige Bedenken geltend zu machen. Zunächst hat sich in Deutschland die Doppelnatur der wissenschaftlichen und praktisch-technischen Hochschulen historisch überall mehr oder minder reinlich durchgesetzt. Die Regierungen wenigstens fahren auch noch in diesem Jahrhundert fort, neue technische Hochschulen ohne Angliederung an Universitäten zu gründen, und sie tun meines Erachtens recht daran.

In den Universitäten hat sich (dies ist das Ergebnis der Entwicklung im vorigen Jahrhundert) die Wissenschaft als solche die Hegemonie errungen, die praktische Ausbildung hat sich immer mehr zurückgezogen und ist in den meisten Disziplinen ganz oder teilweise in besondere, nach Ablegung der wissenschaftlichen Prüfungen, also nach der Universitätsbildung, fallende praktische Kurse verlegt worden. Der Gymnasiallehrer, der vor fünfzig Jahren fertig zum Unterricht von der Universität ging, muß heute eine besondere, ein- bis zweijährige praktische Probezeit durchmachen. Der Arzt, der noch vor kurzem direkt aus dem Klinikum in die Praxis sprang, hat jetzt ein praktisches Jahr als Zwischenstadium durchzumachen. Schon länger hat sich die praktische Probezeit des Referendars bewährt. Der Sinn aller dieser Einrichtungen ist doch der, den Studierenden möglichst lange in Berührung mit der reinen Wissenschaft zu lassen, um ihn nicht durch die Forderungen der Praxis allzufrüh von seiner allseitigen wissenschaftlichen Ausbildung abzuziehen. Die Stärke

der idealen Richtung, von der die Kraft der späteren beruflichen Wirksamkeit zum großen Teile abhängt, soll sich in dem heranreifenden jungen Manne schön und frei entfalten können. Die Auszüge und Abzüge der wissenschaftlichen Ausbildung, welche die Praxis notwendigerweise verlangt, sollen in den Jahren des Studiums möglichst verdeckt bleiben, damit keine Routiniers, sondern wirklich allseitig durchgebildete junge Gelehrte die Universität verlassen.

Ganz anders bei den Technikern und Praktikern. Ihr Augenmerk muß umgekehrt sich in erster Linie auf die Anwendungen der Wissenschaft richten. Für diese ist die Theorie wirklich grau und des Lebens goldner Baum, den sie zum Teil schon vorher vorschriftsmäßig haben kennen lernen, zieht sie immer wieder in die Praxis zurück. Freilich wird Handel, Industrie und Mechanik immer mehr von den Entdeckungen der Wissenschaft beeinflußt. Die Summe wissenschaftlicher Kenntnisse vermehrt sich auch für den reinen Praktiker von Jahr zu Jahr. Vom einfachen Maschinisten bis zum hochgebildeten Konstrukteur ist eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung für jeden Techniker unerläßlich. Aber der Gesichtswinkel, mit dem dieser die Wissenschaft betrachtet, ist doch ein ganz anderer als der des Theoretikers auf der Universität. Die Praxis ist für ihn bereits auf der Hochschule der Wertmesser der Theorie, und diese Praxis würde Not leiden, wenn der Schüler der technischen Fächer ebensoviel Mühe auf die Aneignung des wissenschaftlich Wertvollen und der dazu führenden Forschungsmethoden verwenden wollte wie sein Kollege von der Universität. Schon aus diesem Grunde erscheint die in Deutschland wenigstens wie von selbst eingetretene Arbeitsteilung zwischen Universität und Polytechnikum, oder wie sonst die technischen Hochschulen sich benennen, als eine organische und darum wohlberechtigte und fruchtbare Differenzierung. Nachdem die unbegründete und törichte Mißachtung der praktischen Hochschulen offiziell beseitigt und auch in der Schätzung des deutschen Publikums ihre hohe Bedeutung voll anerkannt ist, bedürfen jene Institute nicht mehr des besondern Prestiges, das die Tradition den Universitäten verleiht. Sie sind selbständig und wollen es sein. Der Kultur der Nation wird unstreitig mehr durch diese zweigipflige Organisation gedient als durch die äußerlich imposante, aber innerlich zweckwidrig gebaute Riesenpyramide einer Universaluniversität.

Übrigens fehlt es nicht an Anzeichen, daß sich die Ziele der Unionisten auf anderem Wege und besser verwirklichen werden. Denn die beiden Gipfel des deutschen Hochschulsystems sind in ihrer Struktur gerade jetzt in einer zeitgemäßen Umbildung begriffen. Die Wissenschaft horcht immer mehr auf die Anregungen und Bedürfnisse der Praxis (auch der pädagogischen), und umgekehrt wird die Technik genötigt, immer mehr wissenschaftlich sich zu vertiefen.

Für die Universitäten liegt bei dem eminent praktischen Geiste unserer Zeit die Gefahr nahe, darüber eine Forderung hintanzusetzen, die gerade

Universität als Institut der Forschung

in Deutschland am lautesten erhoben und am entschiedensten durchgesetzt worden ist. Diese Forderung lautet, daß hier nicht bloß das vorhandene Wissen mitgeteilt, sondern auch neues Wissen erarbeitet werde. Diese Betonung der wissenschaftlichen Forschung ist ein Kind des deutschen klassischen Idealismus. Der heroische Schwung unseres Volkes, das zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung die Hand ausstreckte nach den höchsten geistigen Kränzen, hat sich in der Gründung der Berliner Universität ein ewiges Denkmal gesetzt: aus diesem Geiste stammt die im vorigen Jahrhundert zur Geltung gekommene Anforderung an den Universitätslehrer, daß er sich selbst in der Wissenschaft schöpferisch betätigen und die Jugend zu ähnlichen Leistungen anregen müsse.

Zur Erreichung dieses Zieles gibt es einen doppelten Weg. Einmal muß der Dozent in zusammenhängenden Vorlesungen den wissenschaftlichen Gegenstand, sei es im ganzen oder in typischen Beispielen, vorführen, wobei die noch zu lösenden Aufgaben scharf hingestellt und Proben eigener Lösungen gegeben werden müssen. Dies weckt die Geister und reizt zur Nacheiferung, befähigt aber ohne weiteres nur hervorragend selbständige Naturen zum wirklichen Fortarbeiten. Daher sind zur Ergänzung der Vorlesung die praktischen Arbeiten unter der Anleitung des Lehrers oder seiner Gehilfen eingerichtet, die den Einzelnen in methodisch geordneten Lehrgängen mit der Art der Forschung vertraut machen und ihn allmählich zur Bearbeitung einer relativ selbständigen, die Wissenschaft selbst fördernden Arbeit befähigen. Aus diesen Arbeiten wächst dann organisch die als Abschluß des Universitätsstudiums gedachte und aus dem alten Universitätsbetriebe in modernisierter Form übernommene Doktordissertation heraus.

Wissenschaftliche Schulen.

Indem der Schüler mit dem Lehrer zusammenarbeitet, in dessen Arbeitsgebiet und Methode eindringt und anschließend an dies Vorbild wissenschaftliche Aufgaben angreift und löst, bildet sich das, was man seit alter Zeit Schule nennt. Diese Form der Schulgemeinschaft, die, wie oben erwähnt, schon für den ältesten Betrieb der Wissenschaft charakteristisch ist, hat sich in der griechischen Epoche vollkommen organisiert. Wir sehen z. B. um Plato einen freien, um Aristoteles einen straffer disziplinierten Kreis von Schülern und Jüngern (μαθηταὶ καὶ γνώριμοι) sich sammeln, die seitdem vollkommen vereinsmäßig konstituiert, in der Kaiserzeit auch staatlich privilegiert und besoldet bis ans Ende der alten Welt die Fahne der Wissenschaft auch unter den schwierigsten Verhältnissen hoch gehalten haben. Solche Gemeinschaften haben sich dann später überall gebildet, wo bedeutende Köpfe lehrten, und namentlich in Deutschland hat sich diese Form der Organisation so stark ausgebildet, daß man in einzelnen Fächern geradezu von Sekten wie im Altertum reden kann. Schließt sich eine solche Sekte mit Fanatismus ab von den anderen Organen der Wissenschaft und erstarrt sie in dogmatischer Rechtgläubigkeit, so ist der Nachteil für die Wissenschaft auf der Hand liegend.

Die wohltätige Anregung des Gemeinschaftsinnes schlägt dann in solchem Cliquenwesen in das Gegenteil um.

Seminare und Institute.

Der Ausgangspunkt und Mittelpunkt dieser Schulen ist bei uns die Praxis des Unterrichts, wie er in den Seminarien und Instituten erteilt wird. Er geht von der Platonischen Anschauung aus, daß wissenschaftliche Wahrheiten nicht dogmatisch, wie in den Religionsgesellschaften, vom Lehrer auf den Schüler übertragen, sondern in gemeinsamer Arbeit gefunden oder wiedergefunden werden müssen. Dieses Wiederfinden bereits erledigter Aufgaben ist vor allem auf die Anfänger berechnet, die auf diese anregende Weise in die ersten Elemente eingeführt werden. So leitet man die angehenden Chemiker an, die bekannten Körper mit den bekannten Reagentien nach den bekannten Methoden zu analysieren; Historiker werden beauftragt, die im allgemeinen bekannten Quellenverhältnisse der Berichterstatter im einzelnen nachzuprüfen. Sobald aber die Teilnehmer solcher Seminarkurse über jene Übungen am „Phantom“ hinaus sind, beginnt die eigentliche ernste wissenschaftliche Arbeit. Hier muß das Ziel sein, daß die gemeinsame Forschung neue Resultate gewinnt. Jede Stunde muß als verloren betrachtet werden, wo nicht die Wissenschaft negativ oder positiv um ein Kleines gefördert worden ist. Dabei soll ein gegenseitiges Nehmen und Geben zwischen Lehrer und Schülern stattfinden. Das belebt den Mut der Neophyten und schlingt unsichtbare Fäden des Vertrauens zwischen den Teilnehmern eines solchen Thiasos.

Doktordissertation.

Aus der eben erhobenen Forderung, daß die Seminararbeit das Ziel verfolgen muß, wissenschaftlich produktiv zu sein, ergibt sich mit Notwendigkeit die weitere Forderung, daß der Schluß dieser Tätigkeit und der Abschluß der ganzen Universitätsstudien, das in der Doktordissertation zu leistende Probestück, ebenfalls eine Förderung der Wissenschaft darstelle. Der Umfang dieser Dissertationen ist bei uns in der Regel nicht erheblich in Vergleich zu dem, was z. B. in Frankreich, Holland und Rußland verlangt wird, allein die Qualität, auf die es doch in erster Linie ankommt, hält im ganzen den Vergleich mit den ausländischen, oft unnütz breit geratenen und in Literatur schwelgenden Elaboraten aus, wenn man die etwas entartete Dissertationsschriftstellerei der medizinischen Fakultät beiseite läßt. Doch wird auch hier als Minimum der Forderung festgehalten, daß irgend ein Fortschritt der Wissenschaft angebahnt, irgend etwas Neues darin mitgeteilt sei. Diese Fortschritte sind in der Regel nur klein, aber man darf sie nicht verachten. Einer unserer Größten sagt: „Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß.“ Auf alle Fälle hat diese Einreihung in die wirklich produktive Wissenschaft für den geistigen Entwicklungsgang des jungen Doktors die allergrößte Bedeutung, und mancher, der später der langen Mühe kargen Lohn überschlägt, mag sich wohl Rückerts resignierte Worte gesagt sein lassen:

Arbeiten tat ich auch in Schachten,
Wo ich kein Gold entkernte,
Die aber mir den Nutzen brachten,
Daß ich arbeiten lernte.

Man mag über die emsige Arbeit der jungen Gelehrten, die damit *ad summos in universitate honores* streben, urteilen wie man will: die durch Mommsens scharfes Eingreifen vor einem Menschenalter aufgestellte Forderung, daß jede Dissertation gedruckt und damit der öffentlichen Zensur unterbreitet werden muß, hat die stark in Verruf gekommene deutsche Doktorwürde wieder zu Ehren gebracht. Und überall wird jetzt durch die damit verbundene Verpflichtung zu einer gedruckten Inauguraldissertation an unsern Universitäten, wenn auch keine welterschütternde, so doch ehrliche Arbeit geleistet.

Doktorwürde.

Das althergebrachte Recht der Universitäten, Doktoren zu kreieren, das jetzt in etwas modifizierter Gestalt auch den technischen Hochschulen verliehen ist, erscheint mir für die Fortpflanzung der Wissenschaft von erheblicher Bedeutung. Mag auch der allergrößte Teil der Doktoren in praktische Berufe übergehen, die wenig unmittelbare Berührung mit dem Gegenstande ihrer speziellen Promotionsschrift bieten, so nehmen sie doch einen goldnen Schimmer idealer Begeisterung mit in die trockene Praxis, und nicht wenige auch den fortwirkenden Anreiz, sich weiter in wissenschaftlicher Arbeit zu betätigen, die beste Schutzwehr gegen das Versinken in Handwerkertum und Strebertum.

Fortbildungskurse.

Einen kräftigen Antrieb zu weiterer wissenschaftlicher Betätigung und zeitweilige Rückkehr zu der idealen Universitätszeit geben die in neuester Zeit auf allen Gebieten eingerichteten Ferienkurse und Fortbildungskurse. Sowohl die Theologen, die auf einer Landpfarre von der Weiterbildung abgeschnitten sind, als die Lehrer, die im strengen Dienst der Schule nur zu leicht ermatten und im alten Geleise müde weiter trotten, nicht minder die Juristen und Verwaltungsbeamten, vor allem aber die praktischen Ärzte haben dadurch die gern benutzte Gelegenheit, während der Ferienzeit an den Universitäten, zum Teil auch sonst in eigens dafür eingerichteten Instituten sich mit den neuesten Fortschritten der Wissenschaften bekannt zu machen und so deren Entdeckungen sofort in die Praxis umzusetzen und die ganze Nation damit zu bereichern und zu heben.

Privatdozententum.

Ursprünglich verlieh der Doktorhut an den europäischen Universitäten ohne weiteres die *venia legendi*. Dies besagt ja auch der Name *doctor*. In der Tat ist für den Übergang zur akademischen Dozententätigkeit das Doktorexamen die einzige wirkliche Prüfung. Denn für die Habilitation verlangt man in den meisten deutschen Fakultäten nur Vorlage einer gedruckten oder geschriebenen Arbeit, die von der Weiterarbeit des Habilitanden auf seinem Spezialgebiete Zeugnis ablegt, ferner einen kurzen wissenschaftlichen Vortrag nach selbstgewähltem Thema, und

daran schließt sich eine freundschaftliche Besprechung mit den Vertretern des Faches. Auf diese leichten, wie viele meinen, allzuleichten Bedingungen hin erhält der junge Gelehrte von den Fakultäten die Erlaubnis, in freiester Weise und ohne jede Verpflichtung sich an dem Unterrichte der Universität zu beteiligen. Diese unverantwortlichen und nicht vom Staate bestellten Dozenten sind also die privilegierten Konkurrenten der staatlich angestellten und verantwortlichen Professoren. Die Korporation gestattet und befördert aber diese Konkurrenz, auch wenn kein Lehrbedürfnis vorliegt, in der liberalsten Weise. Denn die Fakultäten sind es, denen vor allen die Frage um den akademischen Nachwuchs am Herzen liegt. Sie sind es, auf deren Vorschlag in der Regel (aber nicht immer) aus den Reihen der bei ihnen oder anderswo habilitierten Privatdozenten bewährte und befähigte Gelehrte zu den außerordentlichen oder ordentlichen Professuren von der Regierung berufen werden. Daraus ergibt sich, daß es eigentlich sinnlos ist, wenn ältere Ärzte oder Beamte, die gar nicht mehr daran denken, auf die Lehrstühle der Universitäten berufen zu werden, oder gar bereits anderswo als Ordinarien oder Extraordinarien tätig gewesene Professoren sich in die Reihe dieser jungen Noblegarde eindrängen und den schweren Kampf ums Dasein, von dem die meisten Privatdozenten zu erzählen wissen, ohne rechten Nutzen für die Organisation noch schwerer machen. Das Privatdozententum ist eine Übungsschule für angehende Professoren und keine Arena für Pensionäre. Deshalb gehen manche Fakultäten in neuerer Zeit, wo der Mißbrauch des Dozentenprivilegiums stark zunimmt, mit Strenge gegen jenes Afterdozententum vor.

Man hat versucht, das echt deutsche Institut der Privatdozenten, dessen Lichtseiten die Schattenseiten bei weitem überwiegen, auch in anderen Ländern einzuführen. Aber da es mit unserem Korporationssystem eng verwachsen ist, läßt es sich nicht leicht den andersartigen Organisationen des Auslandes aufpfropfen.

Den Hauptvorzug dieses Institutes in wissenschaftlicher Hinsicht erblicke ich vor allem in der Jugend der Dozenten, die am wirksamsten die Erstarrung in Dogmatismus und Autoritätsanbetung verhütet. Wo dergleichen in einer Fakultät oder einer Disziplin sich breit macht, wirkt die frische und fröhliche Opposition eines tüchtigen jungen Gelehrten oft geradezu befreiend auf die Studierenden. Ein zweiter unschätzbarer Vorzug besteht in der Unabhängigkeit ihrer Stellung. Abgesehen von der Beschränkung, die durch die von ihnen selbst gewählte Fachbegrenzung gegeben ist, lehren die Privatdozenten völlig frei, unverantwortlich und unkontrolliert. Diese Freiheit bildet ein wichtiges Gegengewicht gegen die durch ihre Beamtenqualität und ihre staatliche Vokation bis zu einem gewissen Grade gebundenen ordentlichen und außerordentlichen Professoren. Vor allem aber bildet diese in einzelnen Fächern oft sehr zahlreiche Phalanx jugendlicher Lehrkräfte ein heilsames Gegengewicht gegen die *vegeta senectus*, die in den Fakultäten die Oberhand hat. Wenn z. B. an

der Berliner Universität kein Ordinarius unter 40, viele aber über 70 tätig sind, wenn dort das Durchschnittsalter des Ordinarius zur Zeit (1905) 58 Jahre beträgt, so wäre dieses Überwiegen der Senioren eine ernste Gefahr für die Fortbildung der Wissenschaft und die Frische des Unterrichts, wenn eben nicht eine viel zahlreichere, tüchtige Dozentenjugend den Älteren zur Seite stünde.

Leider gibt es nicht allzu viele unter diesen jungen Dozenten, die finanziell völlig unabhängig sind. Viele sind genötigt, Staatsstipendien in Anspruch zu nehmen, was sowohl von der empfehlenden Fakultät wie von der verleihenden Regierung abhängig macht. Allein da es notwendig ist, auch die mittellosen Talente für die akademische Laufbahn zu gewinnen und zu erhalten, und da nur wenige Fächer den Dozenten, zumal an kleineren Universitäten, ein hinreichendes Vorlesungshonorar einbringen, so hat man bisher in Deutschland kein anderes Mittel ausfindig machen können, sich des notwendigen Nachwuchses für die akademische Laufbahn auf alle Fälle zu sichern als diese sehr liberal verwalteten Privatdozentenstipendien. Aber diese Einrichtung hat auch ihre große Schattenseite. Da man eben sehr liberal verfährt, wird mancher, der keinen wirklichen Beruf zum Forscher und Lehrer besitzt, über die Jahre hinaus in dieser Laufbahn erhalten, in denen er noch seinen Beruf mit Vorteil wechseln könnte. Auch hier wird aus falschem Mitleid manche *venerabilis senectus* großgezogen, die mit dem eigentlichen Zwecke des Dozenteninstituts nicht vereinbar ist. Es sollte vielmehr grundsätzlich nur den jüngeren Dozenten von Talent verliehen werden, um ihnen die Übergangszeit vom Universitätsstudenten zum Universitätsprofessor möglichst zu erleichtern, jene Zeit, wo die Knospen ansetzen, die in dem sich stets erneuenden Lenz der Wissenschaft aufgehen sollen. In diesen zarten Jahren alle Sorgen und Stürme von dem jungen Forscher fern zu halten, sollte das Hauptbestreben sein. Wenn dann die Knospen aufspringen und Früchte tragen, ist die Zukunft des Forschers von selbst gesichert. Denn ein Übergehen fruchtbarer Talente ist im Universitätsleben ein Ausnahmefall. Setzen aber die Knospen nicht an, so sollte der unfruchtbare Baum je eher je lieber in ein anderes geeignetes Erdreich versetzt werden. Die Wissenschaft wenigstens wird dabei nichts verlieren.

Da, wie gesagt, unser deutscher Privatdozent nicht ohne weiteres übertragbar ist auf die auswärtigen Universitätsverhältnisse, so hat man sich in den englischen Colleges und in den französischen Universitätsinstituten in anderer und zum Teil trefflicher Weise zu helfen gesucht. Ich kann hierauf nicht genauer eingehen, möchte aber nicht unterlassen, auf eine verwandte Pariser Stiftung hinzuweisen, die erst neuerdings ins Leben getreten und daher bei uns noch wenig bekannt ist.

Fondation Thiers. In der schönsten Vorstadt von Paris, Passy, nahe dem Eingange zum Bois de Boulogne, erhebt sich in einem großen, schön gepflegten Garten ein imposantes Schloß, das dem Vermächtnis der Witwe von Thiers und

deren Schwester verdankt wird. Diese Fondation Thiers, 1892 gestiftet, ist bestimmt, 15 Stipendiaten aller Wissenschaften aufzunehmen, die dort ohne jede Verpflichtung für die Zukunft völlig sorgenfrei ihren Studien obliegen sollen. Jeder dieser Glücklichen verfügt über ein geräumiges Wohn- und Schlafzimmer, daneben über schöne Eß- und Spielsäle. Eine große Bibliothek aller Wissenschaften mit Lesesälen steht zu ihrer freien Verfügung. Außer dem wertvollen Grundbesitz steht der Fondation Thiers jährlich eine Rente von 120 000 Frs. zu Gebote. Davon wird der gemeinsame Tisch, die Gehälter des daselbst wohnenden Direktors, des Bibliothekars und Schatzmeisters, ferner Bedienung, Heizung und Beleuchtung, endlich das Taschengeld der 15 Stipendiaten (jährlich je 1200 Frs.) bestritten. Der Aufenthalt in diesem Elysium dauert ein Jahr, wird aber in der Regel auf 2 und 3 Jahre verlängert. Nach dreijährigem Aufenthalte erhält jeder noch ein Viaticum von 1800 Frs. Doch kann ihm diese Summe auch schon früher zu Studienreisen oder zur Konstruktion von Apparaten zur Verfügung gestellt werden. Die Verwaltung und wissenschaftliche Oberleitung liegt in den Händen eines angesehenen und dazu besonders geschickten Gelehrten. Ihm steht das Kuratorium zur Seite, das aus den Spitzen der gelehrten Institute von Paris zusammengesetzt ist. Die Stipendiaten dürfen nicht über 26 Jahre, nicht mehr dienstpflichtig, noch nicht verheiratet sein. Zum Ausweis ihrer wissenschaftlichen Befähigung dient abgelegtes Staats- oder Doktorexamen. Auch die Lösung einer von der Akademie gestellten Preisaufgabe legitimiert zum Eintritt in die Stiftung. Für den Fortbezug des Stipendiums auf ein zweites oder drittes Jahr genügt die jährliche Einreichung von Studienproben. Man sieht, daß hier ideale äußere Bedingungen geschaffen sind, in der Stille ein Talent zu bilden und das „große Buch“ zu reifen, das die gelehrte Laufbahn eröffnet und in Frankreich bei den zahllosen, hohen Preisen, die das *Institut de France* alljährlich zu vergeben hat, auch von materiellem Erfolge begleitet zu sein pflegt.

Die Einrichtung dieses Gelehrtenheims ist offenbar den archäologischen Instituten nachgebildet, wie sie zuerst auf preußische Anregung hin in Rom organisiert, dann auch in andern historischen Stätten und für andere historische Zwecke von fast allen bedeutenderen Kulturstaaten errichtet worden sind. Der große Vorzug der Fondation Thiers vor jenen archäologischen und historischen „Instituten“ besteht darin, daß hier keine Hypertrophie eines bestimmten Faches künstlich erzeugt wird, wie dies im archäologischen Fache eine Zeitlang in Deutschland geschah, sondern daß möglichst gleichmäßig alle Hauptfächer bedacht werden. Ferner erfahren jene Stipendiaten durch das innige Zusammenleben mit der Elite der gleichaltrigen gelehrten Jugend unter der Leitung eines universell gebildeten Direktors und unter bequemster Benutzung einer universellen Bibliothek die vielseitigste Befruchtung, die unseren deutschen Privatdozenten nur unter besonders günstigen Umständen in kleinen Universitätsstädten zuteil werden kann.

Es wäre zu wünschen, daß einsichtige Millionäre bei uns mit der edlen Witwe des französischen Staatsmannes zu wetteifern suchten, oder daß der Staat wenigstens für Berlin, wo ein solches Institut am nötigsten wäre, in ländlicher Gegend ein solches modernes Kloster errichtete, das für die Förderung der Wissenschaft nicht minder wichtig und fruchtbringend sich erweisen dürfte als alle die großartigen Institute der Einzelwissenschaften, auf die der spezialisierenden Richtung des 19. Jahrhunderts gemäß die Aufmerksamkeit und Gunst der Gelehrten wie der Regierungen und des Publikums noch immer allzu einseitig gerichtet ist.

Wissenschaftliche Institute.

In diesen Einzelinstituten entwickelt sich nun freilich auch eine günstige Gelegenheit für junge Gelehrte, im Schatten der Hochschulen ihre gelehrten Studien fortzusetzen und zur Reife zu bringen. Indem sie als Assistenten sei es im Unterricht der Studierenden oder in der Verwaltung der Museen ihre Hauptkraft dem öffentlichen Dienste widmen, verschaffen sie sich die Möglichkeit, in ihrer freien Zeit, unterstützt durch die Bibliotheken und Sammlungen ihrer Fachinstitute, unterstützt auch durch den Rat und das Vorbild ihrer älteren Kollegen und Vorgesetzten sich auf die Habilitation vorzubereiten oder als habilitierte Dozenten die harten Jahre des Wartens ruhiger auszuhalten.

Assistententum.

Von besonderem Vorteil erweist sich dieser Anschluß für die Ausbildung in der Medizin und den Naturwissenschaften, aber auch für die meisten anderen Zweige ist die gegenseitige Berührung älterer und jüngerer Generationen dem Ausbau der Wissenschaft höchst förderlich. Wie das imposante Wissenschaftsgebäude des Aristoteles undenkbar wäre ohne die selbstlose Mitarbeit und die befruchtende Detailforschung seiner „Assistenten“ Theophrastos, Eudemos, Kallisthenes, so hat sich auch in der modernen Zeit das Assistententum, das sich um hervorragende Meister sammelte, für die Wissenschaft selbst wie für ihre Ausbreitung und Lehre als höchst förderlich erwiesen.

Auch für den praktischen und theoretischen Unterricht sind die Assistenten vom höchsten Werte. Sie stehen schon durch ihr Alter den Studierenden näher und scheuchen nicht durch ihren gelehrten Nimbus den Schüchternen zurück. So bilden sie die natürliche Brücke zwischen Alter und Jugend, Professor und Schüler.

Fakultäten der Universität.

Die wissenschaftliche und pädagogische Oberleitung der deutschen Universitäten liegt seit alters in der Hand der Fakultäten, denen bei den technischen Hochschulen die etwas anders organisierten „Abteilungen“ entsprechen. Die Fakultäten sind in erster Linie für die Vollständigkeit und zweckentsprechende Einrichtung des wissenschaftlichen Unterrichtes verantwortlich. Von den vier Fakultäten, die an den meisten deutschen Hochschulen bestehen, sind drei in engster Beziehung zu den praktischen Berufen geblieben: die theologische, juristische und medizinische. Die philosophische Fakultät dagegen, die sich erst im 19. Jahrhundert reicher entwickelt hat, ist einerseits Vorbildungsanstalt für die andern Fachfakul-

täten (so speziell für die medizinische), anderseits Fachschule zur Ausbildung des höheren Lehrstandes. Daneben aber ist gerade in der philosophischen Fakultät der eigentliche wissenschaftliche Gesichtspunkt, der eine universelle Vertretung aller Disziplinen ohne Rücksicht auf die Praxis und den Nutzen des Lebens fordert, mehr und mehr zur Geltung gekommen. Denn weit über die Bedürfnisse der eigentlichen bürgerlichen Berufe hinaus haben auch wissenschaftliche Fächer ohne praktische Bedeutung wenigstens auf den größeren Universitäten ihre anerkannten Vertreter erhalten. So verkörpert die philosophische Fakultät am meisten das Ideal der „Wissenschaft um der Wissenschaft" willen. Doch hat sich nicht bloß in dieser Fakultät, sondern an der ganzen Universität bei uns in Deutschland die Tendenz lebendig gezeigt, über die Anforderungen des „Brotstudiums" hinaus zu wissenschaftlicher Abrundung und Vollständigkeit vorzudringen. Es ist durch dieses hochgerichtete Streben unzweifelhaft auf unseren Universitäten ein wissenschaftlicher Hochstand erreicht worden, der uns mit Stolz erfüllen mag. Allein es hat doch gegen diesen allzu akademischen Betrieb weder innerhalb der Korporationen noch außerhalb, namentlich bei den Regierungen, die von Staats wegen das Aufsichtsrecht ausüben, an Widerspruch und Widerstand gefehlt.

Wissenschaftliche Prüfungskommission.

Da die Regierungen, auch abgesehen von dem Besetzungsrecht der vakanten Professuren, das sie in Deutschland meist nach den Vorschlägen der Fakultäten ausüben, die Anforderungen der Staatsprüfungen feststellen und die Prüfungskommissionen selbständig ernennen, so sind sie leicht in der Lage, hierdurch die allzuweit gehende Vernachlässigung der praktischen Staatsbedürfnisse einzudämmen. Allein diese Korrektur der akademischen Überwissenschaftlichkeit durch praktische Unterwissenschaftlichkeit ist nicht unbedenklich. Denn sie erzeugt in den Köpfen der studierenden Jugend die gefährliche Vorstellung von zwei Wissenschaften, von denen man die eine „braucht" und die andere „nicht braucht". Daher wäre es richtiger, wenn die Universität selbst sich auf ihren Doppelzweck besänne und in ihrem Unterricht selbst in ausreichendem Maße für die praktischen nicht minder wie für die theoretischen Bedürfnisse der Studierenden sorgte. Die Universitätspädagogik, die man möglichst wenig im Munde führen und möglichst ausgiebig zur Anwendung bringen sollte, verlangt, daß die Studierenden in organischer Weise sich ihre Kenntnisse aneignen und im methodischen Fortschreiten vom Leichteren zu dem Schwereren, von den Elementen zu den Höhen der Wissenschaft emporsteigen. Diese Stufenfolge zu organisieren, aber ohne die kostbare Studienfreiheit irgend anzutasten oder Zwangskollegien einzuführen, sollte die Hauptaufgabe der Fakultäten oder in der vielgespaltenen philosophischen Fakultät der Vertreter der einzelnen Gruppen sein. Es handelt sich dabei nicht bloß um sogenannte Studienpläne, die z. B. in den historischen Disziplinen recht farblos ausfallen müssen, sondern um sorgfältig erwogene, auf Jahre hinaus vorbedachte Vorlesungszyklen, und vor allem um syste-

matisch abgestufte Übungskurse, die zwischen den Hauptvertretern eines Faches und den Vorstehern der betreffenden Fachinstitute und Seminarien vereinbart werden müssen. Wo die Professoren diese praktische Seite nicht genügend ins Auge fassen, wo sich banausisches Schmarotzertum (genannt „Einpauker“) neben der staatlichen Organisation breit machen kann, darf von normaler Konstitution der Universitätsverhältnisse nicht die Rede sein.

Akademische Freiheit und Freizügigkeit.

Die größte Verwunderung aller Ausländer erregt es, daß Deutschland, das fast als das Vaterland des Polizeiregiments und der bureaukratischen Reglementierung erscheint, seinen Universitäten, den Professoren sowohl wie den Studenten, so viel Freiheit läßt wie sonst nirgends auf der Welt. Es ist leicht zu zeigen und wohl auch allgemein anerkannt, daß diese Freiheit sich erst im abgelaufenen Jahrhundert voll entfaltet und sich als das eigentliche Ferment der reichen Universitätsentwicklung erwiesen hat. Für die Wissenschaft ist diese Lehrfreiheit der Professoren und die Lernfreiheit der Studierenden in der Tat die *conditio sine qua non.* Das Vertrauen, daß aller Überschwang und alle Verkehrtheit das Heilmittel in sich selbst trägt, hat sich in der inneren Geschichte der Wissenschaften stets bewährt. Auch in der Universitätspraxis hat sich dasselbe gezeigt. So darf man hoffen, daß alle, die je dieser Freiheit sich erfreut, sie auch künftig unangetastet lassen und nicht gleich nach der Polizei rufen, wenn sonderbare Auswüchse des Wissenschaftsbetriebes sich irgendwo entwickeln. Mit dieser Freiheit der deutschen Universitätsorganisation ist die Freizügigkeit sowohl der Lehrenden wie der Lernenden untrennbar verbunden. Da die Ähnlichkeit der Organisation sich auch auf die schweizerischen und österreichischen Universitäten deutscher Zunge erstreckt, so ist auch hier ein segensreicher Austausch der Schüler und Professoren üblich. Auch mit den stammverwandten skandinavischen und niederländischen Universitäten hat von Zeit zu Zeit ein Austausch von Lehrern stattgefunden. Doch ist der Anreiz für unsere Studenten, in diese Universitäten des Auslandes zu gehen, durch die Sprachverschiedenheit bisher gehemmt worden. Nur die französischen Universitäten der Schweiz und Frankreichs werden zur Erlernung der „Diplomatensprache“ von den angehenden Juristen häufiger aufgesucht.

Professorenaustausch.

In neuester Zeit ist zu diesem althergebrachten Wechsel der Professoren und Studierenden noch ein in Amerika und Deutschland von seiten der Regierungen patronisierter Austausch der Dozenten auf kurze Zeit getreten. Einige Hauptuniversitäten der Vereinigten Staaten Amerikas sind mit unseren Hochschulen in Verbindung getreten. Hervorragende amerikanische Dozenten haben in ihrer Muttersprache bei uns, ebenso haben ausgezeichnete deutsche Professoren teils deutsch teils englisch in Amerika Vorlesungen gehalten. Diese Institution ist noch zu neu, um ein endgültiges Urteil über den Nutzen fällen zu können. Läßt man die politische Seite der Sache, wie billig, beiseite, so ist keine Frage, daß

sowohl die ausgewechselten Professoren als die sie hörenden Studenten großen Vorteil durch einen solchen Wechsel haben können, namentlich aber die amerikanischen Professoren, die den deutschen Universitätsbetrieb von innen kennen lernen, und die deutschen Studenten, die nicht wie ihre amerikanischen Kommilitonen über das große Wasser zu gehen und ihren Horizont durch Auslandsreisen zu erweitern gewohnt sind. Es kann nicht ausbleiben, daß durch diese intimeren Berührungen sich die Hochschulen der zivilisierten Länder näher kommen und daß sie das Gute, das ihnen fehlt, wechselseitig zu importieren bemüht sein werden.

Universitätstypen.

Wir sehen, daß seit etwa einem Menschenalter die uralten starren Typen der Universitätsorganisationen in Bewegung geraten sind. Die mittelalterliche Einrichtung der englischen Colleges, die von den besten Köpfen dieses Landes als durchaus veraltet und reformbedürftig erklärt wird, und das moderne spezialwissenschaftliche Fachschulenprinzip Frankreichs, das ebenfalls dort nicht mehr als ausreichend erscheint, sind scharfe Gegensätze, die in dem deutschen System ihre glückliche Ausgleichung gefunden zu haben scheinen. Darum wird dieses von beiden Nationen nicht ohne Neid betrachtet und vielfach zur Nachahmung empfohlen. Nun ist in Amerika ein noch modernerer Typus von Hochschule entstanden, der eine Vereinigung unserer Universität mit der Oberstufe unserer Gymnasien und mit den technischen Hochschulen darstellt. Es ist zweifelhaft, ob dieser Typus uns nachahmenswert erscheinen kann (wenigstens sind die amerikanischen Hochschulen bestrebt, sich vielmehr unserer Art anzupassen), allein bei einer so eminent praktisch begabten Nation, wie sie die nordamerikanische Union umfaßt, ist namentlich in der Technik (z. B. der Institute und Bibliotheken) vieles auch für uns höchst beachtenswert. Vermutlich wird die begonnene Assimilation der Universitäten, die bei dem immer reger werdenden internationalen Verkehr unausbleiblich ist, die Technik des Unterrichtes mehr beeinflussen als die der wissenschaftlichen Forschung. Doch macht sich auch hier das Bestreben geltend, die experimentelle und statistische Methode, die in Amerika und England als das A und O der *Science* betrachtet wird, auch bei uns über den Kreis der Natur- und Sozialwissenschaften hinaus auszudehnen. Vielleicht wird diese mit der real-demokratischen Tendenz unserer Zeit zusammenhängende, ähnlich auch in der Mittelschulbewegung erkennbare „exakte“ Tendenz in der nächsten Zeit noch Fortschritte machen. Im ganzen aber läßt sich vermuten, daß der Typus der deutschen Universitäten, wie er sich Hand in Hand mit ihren praktischen Zielen gestaltet hat, nicht nur bestehen bleiben, sondern weitere Ausdehnung auch im Auslande finden wird.

Eins freilich fehlt der deutschen wie jeder anderen Universität. Ist sie auch noch so vortrefflich organisiert und eine wirkliche *universitas litterarum* für die Lernenden: den Lehrenden fehlt jede wissenschaftliche Gemeinsamkeit. Sie lehren jeder in seinem Auditorium, sie forschen jeder

in seiner Zelle, aber nie findet anders als in Privatgesprächen eine pädagogische oder wissenschaftliche Mitteilung von einem zum andern statt. Die Sitzungen der Fakultäten und des Senats beschäftigen sich mit Prüfungs- und Verwaltungsgeschäften, aber nicht mit der unmittelbaren Förderung der Wissenschaft. In diese Lücke tritt nicht an allen, aber an einigen Universitäten die Akademie.

Akademieen der Wissenschaften.

IV. Wissenschaftliche Akademieen. Der schöne Name Akademie stammt bekanntlich von der Gründung Platons, der seine Schule im stillen Haine des Akademos (*Ferngau*) bei Athen gründete. Er wird aber heutzutage verschiedenen z. T. ganz heterogenen Instituten beigelegt. Unsere staatlich privilegierten Akademieen („Gelehrte Gesellschaften") unterscheiden sich prinzipiell von allen andern wissenschaftlichen Veranstaltungen dadurch, daß sie weder dem Unterrichte noch sonstigen praktischen Zwecken dienen, sondern lediglich der Förderung der reinen Wissenschaft. Diese Beschränkung auf die theoretische Seite hat sich erst in der neueren Zeit durchgesetzt. Im Altertum war die Akademie und ihre Nachfolgerinnen vielseitiger. Aber auch in der neueren Zeit, als der Staat in Frankreich und England daran ging, hervorragend leistungsfähige wissenschaftliche Privatvereine anzuerkennen und als Akademieen zu organisieren, verfolgte man vor allem praktische Zwecke. Nicht nur die alten französischen und englischen Institute dieser Art, sondern auch noch die Leibnizsche Gründung in Berlin, sie alle haben bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hauptsächlich oder ausschließlich die Naturwissenschaft und zwar mit ganz bestimmten praktischen Zielen gepflegt. Amerika steht im ganzen noch heute auf diesem Standpunkte. Erst die höhere Anerkennung, die sich im 18. Jahrhundert die Wissenschaft als solche in der allgemeinen Meinung errang, die führende Stellung, die sich die Gelehrten als Führer der Aufklärungspartei eroberten, gestattete es endlich an den Ausbau der Wissenschaft ohne ängstliche Rücksicht auf die praktische Rentabilität zu denken. Wenn Richelieu das Verdienst gebührt, den Wert der Akademieen überhaupt erkannt zu haben, so verdankt die Wissenschaft als solche die hohe Stellung dem Vorgange Friedrichs des Großen, der durch seine Teilnahme und Mitarbeit an den Forschungen des Berliner Instituts in allen Ländern des Kontinents das Institut der Akademie nobilitierte. Das 19. Jahrhundert hat entsprechend der theoretischen Entwicklung, die das Universitätswesen bei uns nahm, die rein „akademische" Auffassung der Akademie zur vollen Entwicklung, ja vielleicht zur Überspannung getrieben. Denn die Verachtung der Technik, die z. B. in den englischen und französischen Instituten so niemals bestanden hat, wäre für die deutschen Akademieen vielleicht verhängnisvoll geworden, wenn nicht zur rechten Zeit durch äußere und innere Einflüsse ein Wandel eingetreten wäre.

Tätigkeit der Akademieen.

Die Arbeit der Akademieen richtet sich nach verschiedenen Seiten.

Da sie finanziell fast überall von den Regierungen des Landes stark abhängig sind, besonders auch in Deutschland, so ist es deren gutes Recht, diese Körperschaften zu Gutachten über wissenschaftliche Gegenstände in erster Linie heranzuziehen. Ein nicht geringer Teil der akademischen Arbeit bezieht sich daher auf diese gutachtliche Tätigkeit. Aber auch in weiteren Kreisen haben sich fast überall die Akademieen das Vertrauen der Bevölkerung erworben, so daß ihnen eine Menge von Stiftungen und ursprünglich selbständigen Instituten allmählich angegliedert worden ist. Hierdurch vergrößert sich wie die Arbeit so auch die Finanzkraft und der Einfluß dieser Körperschaften von Jahr zu Jahr. Neben dieser beratenden und verwaltenden Tätigkeit beschäftigen sich die Akademieen in ihren Sitzungen hauptsächlich damit, neue Forschungsergebnisse auf allen Gebieten des Wissens zu veröffentlichen. Zu diesen Zwecken werden zunächst die wissenschaftlichen Aufgaben, die der einzelne Akademiker sich selbständig gestellt und selbständig gelöst hat, in den Zusammenkünften den sachverständigen Kollegen zur Mitteilung und Diskussion vorgelegt. In einigen Akademieen, z. B. den fünf Parisern, die zusammen das *Institut de France* bilden, ist es üblich, das Publikum zuzulassen und eine lebhafte Debatte an die Vorträge anzuschließen. In anderen ist die Öffentlichkeit auf einige Festsitzungen beschränkt, und eine gelehrte Erörterung findet auch in den nichtöffentlichen Sitzungen nicht regelmäßig statt. Ja an manchen Orten ist es nur üblich, ein kurzes Referat über den Hauptinhalt zu geben und die Beweise und Details der späteren Publikation vorzubehalten. Dies abgekürzte Verfahren entspricht wohl nicht dem Sinne der Institution. Denn wenn die Akademie bloß als Vermittler zwischen Autor und Drucker dienen soll, so scheint ein so großer Apparat nicht nötig. Vielmehr kann die Teilnahme der Kollegen dem Vortragenden durch Zustimmung, Ergänzung und vor allem auch durch Widerspruch nur förderlich sein und selbst die still zuhörenden Mitglieder, wenn sie der Sache nur einigermaßen folgen können, werden dem lebendigen Vortrage eines Mitgliedes (es braucht ja kein Vorlesen zu sein) mehr Anregung für ihre eigenen Arbeiten, mehr Belehrung für die weiteren Gebiete der Wissenschaften entnehmen als den schön gedruckten „Sitzungsberichten“ und „Abhandlungen“. Nicht bloß für die Universitäten, sondern auch für die Akademieen erweist sich das Geheimnis der *viva vox* als wirksam.

Mitglieder der Akademieen.

Unter den ordentlichen, am Orte selbst ansässigen Mitgliedern haben die meisten Akademieen noch eine Anzahl außerordentlicher (auswärtige, korrespondierende und Ehrenmitglieder). Am zahlreichsten ist die Klasse der Korrespondenten, die ehedem, als ein großer Teil der wissenschaftlichen Publikation sich brieflich abspielte, sich eifrig beteiligten, jetzt dagegen leider nur selten wissenschaftliche Mitteilungen an ihre Akademieen richten. Es kommt dies daher, daß die Ehre, zum korrespondierenden Mitgliede weltberühmter Akademieen erwählt zu werden,

wie eine hohe Ordensdekoration an die jedesmal ältesten Vertreter der verschiedenen Nationen verteilt zu werden pflegt. Dies ist wider den Sinn der Institution. Denn der Korrespondent sollte fleißig korrespondieren und es sollten Veranstaltungen getroffen werden, auch persönliche Berührungen der auswärtigen und der einheimischen Mitglieder bei besonderen Gelegenheiten herzustellen, um das gänzlich veraltete und entartete Institut des Korrespondententums neu zu beleben. Niemals kann Ein Land und Eine Akademie in allen Zweigen der Wissenschaft stets an der Spitze marschieren. Ja selbst eine vollständige Vertretung aller an sich zur Totalität der Wissenschaft gehörenden Gebiete ist für ein Institut, und wenn es das größte wäre, unmöglich. Wenn es nun der eigentliche Zweck der Akademie ist, die unendlich gespaltenen Teilwissenschaften zu einer Universalwissenschaft zusammenzufassen, so läßt sich dieser Zweck nur dadurch erreichen, daß die lokalen Mitglieder die notwendig vorhandenen Lücken durch sorgfältig getroffene Korrespondentenwahlen ergänzen. Aber freilich müssen diese nun auch wirklich sich für die Akademie einsetzen und durch schriftliche und mündliche Mitteilungen (der Verkehr wird ja immer leichter) den Kontakt mit ihr aufrecht erhalten.

Mitarbeiter der Akademieen.

Glücklicherweise fehlt es den Akademieen nicht an anderweitigen Mitarbeitern, die, ohne zu warten, bis sie die zur Ehre des Korrespondententums nötige Berühmtheit erlangt haben, ihre Mitteilungen und Entdeckungen zur Prüfung einsenden. Diesen jungen Gelehrten ist es Lohn genug, wenn ihre Arbeiten in den akademischen Schriften neben denen der Mitglieder abgedruckt werden. Diese jugendfrische Produktion nicht zur Akademie gehöriger Mitarbeiter ist ein unentbehrliches Gegengewicht gegen etwaiges Überwiegen seniler Produktion innerhalb einzelner Fächer der Akademieen. So sind manche der bedeutendsten und folgereichsten Abhandlungen in den Akademieschriften des vorigen Jahrhunderts aus den Reihen damals noch unberühmter junger Forscher hervorgegangen. Dieses Supplement ist an Stelle der im ganzen versagenden Mitwirkung der Korrespondenten zur Abrundung der wissenschaftlichen Universalität der Akademieen hochwillkommen und unentbehrlich.

Den Zweck, den die einzelnen Landesakademieen nur teilweise erreichen können, eine Integration der so stark verästelten Einzelwissenschaften zu einem Universalkorpus darzustellen, kann auch die später zu besprechende Assoziation der Akademieen nicht völlig verwirklichen. Denn ihre Tagungen sind nicht eigentlich zur Mitteilung und Diskussion wissenschaftlicher Entdeckungen bestimmt.

Fachkongresse.

Hingegen ist gerade dies den wissenschaftlich differenzierten Fachkongressen vorbehalten, die für die rasche Verbreitung neuentdeckter wissenschaftlicher Tatsachen oder Methoden, namentlich auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, sich überall eingebürgert haben. Sie würden noch segensreicher wirken, wenn die Äußerlichkeiten der damit verbun-

denen Repräsentation eingeschränkt und die dadurch angelockten lokalen Schlachtenbummler ferngehalten würden.

Preisaufgaben.

Wie an den Universitäten, so werden auch an den Akademieen zur Lösung wissenschaftlicher Arbeiten Preise ausgesetzt. Während jene Aufgaben stellen, die den Kräften tüchtiger Studenten angepaßt sind, zielen die akademischen Preise, die auch höher normiert sind, auf umfassendere und ernstere Gelehrtenarbeiten. Gegen beide Arten von Preisaufgaben zeigt sich in neuerer Zeit eine gewisse Opposition. Man fordert, daß sich der tüchtige Gelehrte die seiner Individualität und seiner Kraft entsprechende Aufgabe selbst auswählen solle. Andernfalls werde oft viel kostbare Zeit und Anstrengung vergebens aufgewandt oder, was noch schlimmer sei, halb genügende Arbeiten würden aus Gutmütigkeit mit Preisen und Ehren ausgezeichnet, die das wissenschaftliche Niveau herabdrückten, die preisverleihende Körperschaft in der allgemeinen Achtung herabsetzten und schließlich den Preisträger selbst über seine Begabung täuschten. Trotz dieser nicht ganz unbegründeten Opposition läßt sich nicht leugnen, daß die Preisverteilung sowohl für Universitäten wie Akademieen immer noch eine gewisse Bedeutung hat und sich für die Förderung der Wissenschaft als segensreich erweist. Viele Talente sind auf diese Weise entdeckt und gefördert worden. Manche Gelehrte sind durch geschickt gestellte Aufgaben erst ihrer eigentlichen Begabung inne und durch die ehrenvolle Belohnung mit Zuversicht erfüllt worden. Vor allem ist der Zwang, eine umfassende Aufgabe zu einer bestimmten Zeit fertig stellen zu müssen, für den Forscher wie für die Wissenschaft gleich heilsam. Denn wo solcher Zwang nicht besteht, ist der Gelehrte nur allzu geneigt, den Abschluß seiner Arbeit auf unendliche Zeit zu verschieben, da ihm nur immer mehr bewußt wird, wie jede Aufgabe in das Unendliche führt. Für die Wissenschaft aber bedeutet es oft viel, daß eine bestimmte Aufgabe, die wie ein Felsblock den gangbaren Weg versperrt, endlich erledigt werde. Eine glücklich gelöste Preisaufgabe macht die Straße für eine große Reihe nachfolgender Forscher frei, wie wir es namentlich in den mathematischen Fächern oft erleben. Wer die Wirkungen dieser akademischen Preisaufgaben längere Zeit nach der persönlichen wie der wissenschaftlichen Seite hin verfolgt hat, wird im ganzen ein günstiges Urteil über diesen Teil der akademischen Tätigkeit zu fällen geneigt sein. Doch hat freilich diese ganze Art der Wissenschaftsförderung nicht mehr die hervorragende Bedeutung wie im 18. Jahrhundert.

Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen

In Frankreich und England ist eine Hauptaufgabe der Akademieen und gelehrten Gesellschaften, anerkannt gute Bücher oder bedeutende Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften durch Preise oder Medaillen nachträglich anzuerkennen. Diese Art der Anerkennung fehlt auch in Deutschland nicht ganz. Allein hier ist die Unterstützung der noch nicht vollendeten Arbeiten beliebter. Und dies mit Recht. Wer die X-Strahlen oder den Nordpol entdeckt, bedarf fürder weder der

Anerkennung noch der Unterstützung der Akademieen, namentlich nachdem die „Nobelstiftung“ in der Lage ist, wirklich große Entdeckungen (natürlich nur der Naturwissenschaft) auch entsprechend zu honorieren. Aber die jungen, unerfahrenen, unbekannten Forscher in ihren entsagungsvollen und aufreibenden Arbeiten zu ermutigen, zu unterstützen, zu leiten, das ist wahrlich eine schöne und dankbare Aufgabe der Akademieen, die auch dann lohnt, wenn sich nicht jedesmal als Endergebnis der unendlichen Mühsal ein Goldklumpen findet. Es scheint daher wohlgetan, wenn die deutschen gelehrten Gesellschaften etwa die Hälfte ihrer Einkünfte auf diese Förderung junger, hoffnungsvoller Talente verwenden.

Folgeunternehmungen der Akademieen.

Die andere Hälfte pflegen sie (und auch hierdurch unterscheiden sie sich von den ausländischen Akademieen) eigenen, wissenschaftlichen Arbeiten, den sogenannten Folgeunternehmungen zuzuwenden. Solche Tätigkeit ist bereits in der aristotelischen Organisation der Akademieen mit großem Erfolge ausgeübt worden. Alexandrien ist mit seiner literarisch-bibliothekarischen Tätigkeit nachgefolgt, und in neuerer Zeit sind dergleichen Riesenarbeiten namentlich von den Benediktiner- und Jesuitenorden in Angriff genommen worden. Die alten Akademieen haben Ähnliches auf dem Gebiete der nationalen Wörterbücher unternommen (*della Crusca, Académie française*). Die Sammelwerke der Mauriner haben nach der Revolution die *Académie des Inscriptions et Belles Lettres* zu Paris seit 1816 fortgesetzt.

Um dieselbe Zeit war es, wo das neuerstandene Preußen seine Ansprüche auf Hegemonie zunächst auf wissenschaftlichem Gebiete zu erweisen suchte. Die Berliner Akademie der Wissenschaften begann das *Corpus inscriptionum graecarum* (Boeckh) und *die Aristotelesausgabe* (Schleiermacher). Sie beteiligte sich auch sofort an dem damals von Stein angeregten Plan der *Monumenta Germaniae*. Später und weniger energisch folgten Naturwissenschaft und Mathematik diesem Beispiel (Bessels Sternkarten 1825—1859). Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind die Fächer der Zoologie („*das Tierreich*“) und Botanik („*das Pflanzenreich*“) zu gleich umfassenden Unternehmungen fortgeschritten. Die Seele dieses „Großbetriebes“ der Wissenschaften ist in Deutschland vor allem Mommsen gewesen, der durch sein *Corpus inscriptionum latinarum* ein kaum zu überbietendes Muster großartiger wissenschaftlicher Organisation geschaffen hat. Es sei gestattet, seine Worte über den Sinn dieser akademischen Folgeunternehmungen aus dem Jahre 1882 hierherzusetzen. Er knüpfte damals an das Aristotelesunternehmen an, das jetzt nach drei Menschenaltern der Vollendung entgegengeht (1821 bis voraussichtlich 1907): „Vielleicht hat die Nützlichkeit der akademischen Kontinuität sich nirgends so glänzend bewährt wie im Gebiet der Aristotelesarbeiten. Wie das Dichten, so ist auch das Forschen ein Übermut; und diesem Meister des Wissens und seiner 2000jährigen Geschichte gegenüber tritt die Unzulänglichkeit der individuellen Erforschung wohl schärfer hervor als irgendwo sonst.

Aber unsere Akademie ist kein Individuum und leistet nach vielen Seiten hin weniger, aber in gewissen Richtungen auch mehr. Hier trifft das letztere zu.... Auf diesem Gebiete hat in der Tat jede reife Frucht aus sich eine neue Blüte entwickelt, die dann wieder ihrerseits zur Frucht geworden ist; und auch die unreife Frucht ist nicht ganz ohne Nutzen geblieben. Was dem Individuum kaum je vergönnt ist, die mangelhafte Schöpfung durch umfassenden Neubau zu ersetzen, das vermag im Wechsel der Zeiten und Personen wohl die verständig sich leitende Körperschaft." In der Tat die reicheren Mittel, die vorsichtigere Grundlegung im Schoße der Kommissionen, die Kontinuität der Leitung, endlich die sich forterbende und vermehrende Erfahrung der Gesamtkörperschaft, das sind die Vorteile einer solchen Großunternehmung, die freilich alle nicht hinreichen zum Erfolge, wenn nicht die starke Energie der leitenden Persönlichkeiten die nie ausbleibenden inneren und äußeren Hemmungen zu überwinden weiß.

Denn eine Schattenseite aller akademischen Wirksamkeit darf nicht verschwiegen werden. Theoretisch betrachtet sollte eine solche Summierung von geistigen Kräften, wie sie die großen Akademieen darstellen, eine unermeßliche Energie ergeben. Aber der wirkliche Effekt bleibt hinter dem errechneten um ein bedeutendes zurück. Das liegt nicht bloß daran, daß die meisten Mitglieder der Akademieen ihre Kraft nicht ungeteilt dem Institut zur Verfügung stellen können (denn die Berührung mit der außerakademischen Praxis trägt auch wiederum viel zur Belebung des akademischen Lebens bei), es liegt auch nicht daran, daß bisweilen ein gut Teil Kraft durch innere Kämpfe und Gegensätze verbraucht wird, wovon die Geschichte der Akademieen manch trauriges Beispiel liefert, es liegt vor allem daran, daß, wie das Dichten und Bilden, so auch das Forschen im innersten Wesen individuell sein muß. Es gibt Beispiele, daß Dicht- und Bildwerke von mehreren Verfassern herrühren, etwa so, daß der eine die Landschaft malt, der andere die Staffage zufügte, oder daß der eine die Fabel des Lustspiels erfindet, der andere den witzigen Dialog dazu schreibt. Ja, die moderne Welt findet es nicht barbarisch, wenn Dichter und Komponist eines Liedes oder einer Oper fast regelmäßig verschiedene Personen sind. Nur Wagner hat hier wie die Antike empfunden und lieber mittelmäßige eigene als vollendete fremde Verse in Musik setzen wollen. So gibt es also heutzutage auf allen Gebieten der Kunst und Literatur Zwillingswerke und das vorliegende große Unternehmen setzt wie alle Enzyklopädien hundert Hände in Bewegung. Aber daß eine ganze Akademie oder auch nur eine ihrer Kommissionen ein wirklich epochemachendes wissenschaftliches Werk durch gemeinsame Arbeit zustande gebracht hätte, davon gibt es meines Wissens kein Beispiel. Selbst wo geniale Forscher mit beinah unumschränkter Vollmacht in den Akademieen schalten und walten durften: ihr Eigenstes und Bestes haben sie nicht in den Akademieschriften oder gar in den großen Serien-

folianten niedergelegt. Das geniale Werk liebt die Einsamkeit. Das Genie, das ein solches Geisteskind unter dem Herzen trägt, hegt eine instinktive Scheu davor, davon im größeren Kreise zu reden oder die hochehrbaren Kollegen als Taufpaten dazu zu bitten. Denn das bedeutende Buch muß revolutionär sein. Es wird fast stets verwirrend und verblüffend wirken und ist daher nicht geeignet, wie eine Bombe in die Mitte eines friedlichen Kollegiums geschleudert zu werden.

Daher bleibt der Großbetrieb der Akademieen selbstverständlich auf Unternehmungen gerichtet, deren Methode und Ziel feststeht, die aber Ausdauer, Kenntnis und vor allem reiche materielle Mittel zur Ausführung verlangen. Was auf diese Weise zustande kommt, ist in der Regel nicht selbst Wissenschaft der höchsten Potenz, sondern vor allem Mittel zum Zweck, Erleichterung und Sicherung der von hier aus weiter Strebenden, Logarithmentafeln für die höhere Wissenschaft.

Wissenschaftliche Beamte der Akademieen.

Weil diese Art akademischer Tätigkeit vor allem ständige, gut eingearbeitete Mitarbeiter verlangt und bei stets wechselnden Arbeitsgenossen viel Zeit und Kraft durch die erneute Einschulung vergeudet wird, ist es warm zu begrüßen, daß die Berliner Akademie (in Anknüpfung an ein früher bei der französischen Akademie und jetzt noch bei der Petersburger bestehendes Institut der „Adjunkten") seit Anfang dieses Jahrhunderts in den Stand gesetzt worden ist, ständige „wissenschaftliche Beamte" für die wichtigsten Folgeunternehmungen anzustellen. Diese Laufbahn bietet zugleich eine geeignete Position für manche Gelehrte, deren spezielles Fach oder individuelle Neigung von der Universitätspraxis allzuweit abliegt. Man darf hoffen, daß sich allmählich das neue Institut auch nach dieser Seite hin bewähren werde. Denn manche größere Universitäten sind jetzt mit Spezialisten so überladen, daß ihre universelle Organisation dadurch beeinträchtigt und ihr eigentlicher Lehrzweck für die Studierenden verdunkelt wird.

Kartell und Assoziation der Akademieen.

Seit Anfang des Jahrhunderts ist auch noch eine andere wichtige Änderung im Betrieb unserer Akademieen eingetreten. Während der sich lang hinziehenden Vorverhandlungen zur Begründung des *Thesaurus latinus* tauchte der Gedanke auf, die europäischen oder wenigstens die deutschen Akademieen zur Ausführung dieser Riesenunternehmung zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit schlossen zunächst 1893 die Akademieen von Göttingen, Leipzig, München und Wien einen engeren Bund, dem 1906 auch die Berliner Akademie beitrat (*Kartell*), und auf Anregung der Londoner *Royal Society*, die einen großen Katalog der aktuellen, naturwissenschaftlichen Literatur geplant hatte, traten auf die von der Berliner Akademie 1899 nach Wiesbaden ergangene Aufforderung im folgenden Jahre 1900 die wichtigsten Akademieen Europas und die *National Academy of Science* in Washington (im ganzen 20) zu einer internationalen Assoziation zusammen. Diese hat sich einen ständigen Ausschuß gegeben, der die Geschäfte führt und die alle drei Jahre stattfindenden General-

versammlungen vorbereitet. Der Vorort des Ausschusses wechselt von Periode zu Periode zwischen den Akademieen (1900—1902 Paris, 1903 bis 1905 London, 1906—1908 Wien). Die Assoziation hat den Zweck, umfassende wissenschaftliche Unternehmungen, welche die Kräfte der einzelnen Akademieen übersteigen würden oder die zu ihrer Durchführung auf internationale Basis gestellt werden müssen, in die Hand zu nehmen.

Welchen Nutzen diese die zivilisierte Welt umspannende Organisation der Wissenschaft bringen wird, ist nach den wenigen Jahren des Bestehens noch nicht mit Sicherheit abzumessen. Denn solange die Assoziation noch nicht über ein eigenes, ihr gestiftetes Vermögen verfügt (was auch juristische Schwierigkeiten haben würde), und solange den meisten Akademieen in ihrer finanziellen Bewegung enge Grenzen gezogen sind, ist selbst beim besten Willen direkt nichts Bedeutendes auszuführen. Nur dadurch, daß es der Autorität der assoziierten Akademieen gelänge, für durchschlagende gemeinnützige Zwecke die Unterstützungen ihrer Regierungen zu gewinnen, könnte etwas Großes auf diesem Wege erreicht werden. Leider spielt aber bei diesem Umweg durch die Regierungen die Politik mit hinein und stellt sich gewiß oft dem besten Willen der verbündeten Korporationen offen oder versteckt entgegen.

Daher ist vorläufig der indirekte Nutzen offensichtlicher, der durch persönliche Berührung der leitenden Persönlichkeiten die Akademieen selbst in nähere Beziehungen bringt, die fremden Einrichtungen und den bald hier, bald dort weiter entwickelten Wissenschaftsbetrieb genauer kennen lehrt und dadurch eine lebendige Wechselwirkung zwischen den Kulturvölkern gerade auf dem Gebiete hervorruft, wo sich die Kultur auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe zeigt. So kann es nicht ausbleiben, daß auch hier zwischen den verschiedenen Systemen von Akademieen eine fruchtbare Endosmose und Exosmose stattfindet, und daß die besten irgendwo erprobten Arbeitsmethoden und Einrichtungen sich rasch nach allen Seiten hin verbreiten. Das wird voraussichtlich der nächste sichtbare Erfolg dieses großen, wissenschaftlichen Trustes sein.

Wissenschaftliche Institute Amerikas.

Da in der Assoziation aus Amerika nur eine, die Washingtoner, Akademie vertreten ist, die nur die *Science* im engeren Sinne, d. h. die Naturwissenschaft und Mathematik vertritt, und weniger als die europäischen durch größere Unternehmungen sich bekannt gemacht hatte, so mag es erlaubt sein, um kein falsches Bild des amerikanischen Wissenschaftsbetriebes zu zeichnen, noch auf zwei großartige Institute hinzuweisen, die, privater Initiative entsprungen, trotzdem eine so bedeutende Tätigkeit entwickeln, daß sie die der meisten europäischen Akademieen in Schatten stellen. Der Engländer James Smithson hinterließ bei seinem Tode (1829) sein über zwei Millionen Mark betragendes Vermögen den Vereinigten Staaten zur Gründung eines wissenschaftlichen Institutes. Dies trat 1846 in Washington als *Smithsonian Institution for the increase and diffusion of Knowledge* ins Leben. Seine Tätigkeit erstreckt sich besonders

auf Astronomie, Erdmagnetismus und Ethnologie. 500 magnetische Stationen hat es über ganz Nordamerika verbreitet und es unterhält einen lebhaften wissenschaftlichen Verkehr und Austausch der Publikationen mit gelehrten Instituten und Privatleuten. Auch eine Reihe von wichtigen ethnographischen und archäologischen Museen (Nordamerika betreffend) sind durch dieses Institut ins Leben gerufen worden.

Noch großartiger entwickelt sich die am 28. Januar 1902 in Washington begründete „*Carnegie Institution*". Der in Neuyork lebende Schotte Andreas Carnegie hat 42 Millionen Mark hergegeben, um damit Originaluntersuchungen auf wissenschaftlichem Gebiete (worunter natürlich vorzugsweise *Science* verstanden wird) anzuregen, ungewöhnliche Forschertalente *(exceptional men in every department of study)* zu entdecken und sie zur vollen Ausführung ihrer Lebensaufgabe zu befähigen, Stipendien zur wissenschaftlichen Weiterbildung zu geben, endlich Universitäten und anderen gelehrten Instituten zur reicheren Entfaltung wissenschaftlicher Tätigkeit Zuschüsse zu geben, endlich schleunigste und vollendetste Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse zu ermöglichen.

An der Spitze der großartigen Stiftung, die jährlich über zwei Millionen Mark zu vergeben hat (natürlich an Amerikaner) und bereits eine bemerkenswerte Rührigkeit auf den meisten Gebieten der *Sciences* entfaltet hat, stehen die jedesmaligen Spitzen der Regierung und gelehrten Institute der Union und 21 besonders ernannte Vertrauensmänner. Von dem *Yearbook* der Stiftung sind bereits mehrere Jahrgänge erschienen.

Internationale wissenschaftliche Institute.

V. Internationale wissenschaftliche Institutionen. Wenn die Assoziation der Akademieen auch die bedeutendste Zusammenfassung internationaler, wissenschaftlicher Arbeit bedeutet, so ist sie doch keineswegs die älteste derartige Institution. Namentlich wo die Wissenschaft eng mit der Praxis verbunden ist, hat sich das Bedürfnis nach internationaler Regelung schon früh gezeigt. Im Jahre 1864 gelang es dem preußischen Generalleutnant Baeyer, die leitenden Autoritäten der Landesvermessung in den mitteleuropäischen Staaten sowie in Italien, den skandinavischen Ländern und Rußland zur Gründung einer permanenten Kommission für „mitteleuropäische Gradmessung" zu vereinigen. Später traten, als der wohltätige Einfluß dieser Organisation sich zeigte, noch Frankreich, Spanien und Portugal dem Bunde bei, so daß nunmehr eine „Europäische Gradmessung" entstand, die sich im Jahre 1886 zur „Internationalen Erdmessung" erweiterte.

Durch den Pariser „Metervertrag" vom 20. Mai 1875 ist das „internationale Maß- und Gewichtsbureau" im Pavillon de Breteuil zu Sèvres bei Paris eingerichtet worden. Hier ist feinste wissenschaftliche Arbeit auf internationaler Grundlage tätig, um die Konstanz des Metermaßes zu sichern, das, in den Stürmen der französischen Revolution geboren, seitdem einen großen Teil der Welt erobert hat und im Begriff steht,

auch die noch widerstrebenden angelsächsischen Kulturländer diesseits und jenseits des Ozeans samt ihren weltumfassenden Kolonieen zu gewinnen.

Eine die Erde umfassende Organisation erdmagnetischer Beobachtungen eröffnete am Schlusse des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts das planvollere Zusammenwirken der naturwissenschaftlichen Beobachtungsinstitutionen. Es waren Gauß und Alexander von Humboldt, welche, in Verbindung mit den englischen Fachmännern, zunächst die sogenannten magnetischen Termine, nämlich völlig gleichzeitige und gleichartige erdmagnetische Beobachtungen, an bestimmten, gemeinsam festzusetzenden Tagen organisierten.

Es folgte sodann auf astronomischem Gebiete das umfassend organisierte Zonen-Beobachtungs-Unternehmen der im Jahre 1863 zu Heidelberg begründeten Internationalen Astronomischen Gesellschaft, nämlich die Verteilung der genaueren Ortsbestimmung der Fixsterne (bis zur neunten Größenklasse inkl.) unter eine größere Anzahl von Sternwarten der verschiedenen Länder, und zwar nach übereinstimmendem Verfahren auf gleichartigen Grundlagen. Die Himmelsfläche wurde in Parallelkreiszonen von 5 oder 10 Grad Breite eingeteilt, und die einzelnen zusammenwirkenden Sternwarten übernahmen es, in einer Reihe von Jahren die Örter der sämtlichen betreffenden Sterne einer ihnen zugeteilten Zone des Himmels zu bestimmen.

Das Unternehmen, welches zunächst nur die nördliche Himmelshalbkugel umfaßte, wurde allmählich und sodann immer vollständig (besonders durch die überaus eifrige Beobachtungstätigkeit der von dem nordamerikanischen Astronomen Gould geleiteten Sternwarte zu Cordoba in Argentinien) auf die südliche Himmelshalbkugel ausgedehnt.

Die definitive Berechnung und Bearbeitung der von den anderen vereinigten Sternwarten gelieferten Ortsbestimmungen der Fixsterne bis zur neunten Größenklasse und noch etwas darüber hinaus wurde unter Leitung von Professor Auwers in Berlin, im Auftrage der Astronomischen Gesellschaft ausgeführt.

Auf der Grundlage dieser organisierten Ortsbestimmungen fußend wurde dann, von der Pariser Sternwarte ausgehend, ein ähnliches internationales Zusammenwirken der Sternwarten der verschiedenen Länder zum Zwecke der Himmelsphotographie, d. h. der photographischen Aufnahme des Fixsternhimmels zustande gebracht.

Es war mit Hilfe der Dauerphotographie gelungen, immer lichtschwächere Sterne auf den photographischen Platten zu fixieren, und durch den mikrometrischen Anschluß der Bilder dieser viel zahlreicheren lichtschwächeren Sterne an die Bilder der helleren Sterne, deren Örter am Himmel von dem erwähnten Zonenunternehmen der Astronomischen Gesellschaft festgelegt waren, gelang es nun, immer vollständigere Ortsbestimmungen auch von immer zahlreicheren lichtschwächeren Sternen zu

erlangen. Die photographischen Aufnahmen der Himmelsflächen waren wieder zonenweise unter Sternwarten der verschiedenen Erdregionen verteilt worden, und die Ausmessung der Lage, sowie die Helligkeitsbestimmung der zahllosen Sterne auf den Platten geschieht nun an gewissen Zentralstellen, z. B. auf der Pariser, der Potsdamer, der Greenwicher Sternwarte.

Auslandsinstitute.

Endlich ist im Punkte des organisierten Zusammenwirkens auf dem Gebiete astronomischer Beobachtung noch zu erwähnen die seit nahe fünf Jahren im Gange befindliche, von der Internationalen Erdmessung an sechs Stellen eines und desselben Parallelkreises eingerichtete, unablässige Bestimmung der Änderungen der Lage des Drehungspoles am Sternhimmel gegen die Lage des Scheitelpunktes des Beobachtungsortes und der entsprechenden Lagenänderungen der Drehungsachse im Erdkörper selber. Zu diesen sechs Beobachtungsstationen (Insel Sardinien, Taschkent, Japan, Kalifornien, Ohio, Pennsylvanien) sind neuerdings eine Station in Australien und eine in Argentinien noch hinzugekommen. Weitere Vervollständigungen werden voraussichtlich, im Interesse der Untersuchungen über die Bewegung des Schwerpunktes unseres Planetensystems im Weltraume, in der nächsten Zukunft noch in Wirksamkeit treten.

Eine andere Art internationaler Organisation sind die Auslandsinstitute, die behufs Erforschung der Sprachen, Sitten, Altertümer, Gegenden, Faunen und Floren fremder Länder von fast allen Kulturnationen im Auslande unterhalten werden. Auch hier ist Deutschland meist vorangegangen. Das Archäologische Institut in Rom, das 1829 unter dem Protektorat des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zuerst international gegründet wurde, hat eine ganze Reihe ähnlicher nationaler Gründungen von deutscher und fremder Seite an allen geeigneten Punkten der Erde zur Folge gehabt. Ebenso ist die Zoologische Station A. Dohrns in Neapel (1870 gegründet) für Deutschland und viele andere Staaten vorbildlich geworden. Die meisten dieser Institute und Stationen werden im internationalen Sinne der Forschung jüngerer und älterer Gelehrter aller Nationen zur Verfügung gestellt. Das großartigste und berühmteste Arbeitsinstitut ist der von der holländischen Regierung auf Java eingerichtete Botanische Garten (*'s Lands Plantentuin in Buitenzorg*), wo die unerhörte Schöpferkraft der Tropennatur die Botaniker aller Nationen zu besonderen wissenschaftlichen Arbeiten instand setzt.

Wissenschaftliche Vereine.

VI. Wissenschaftliche Vereine und Kongresse. Neben den großen staatlich subventionierten oder wenigstens privilegierten Korporationen gibt es in allen Kulturländern eine fast unübersehbare, unendlich verzweigte und unendlich abgestufte Reihe von wissenschaftlichen Vereinen, Sozietäten, Gesellschaften und wie sie sich alle benennen, die teils mit privaten, teils mit kommunalen und provinzialen, teilweise auch mit Staatsmitteln arbeiten. In Deutschland zählte man bereits im Jahre 1887

892 solcher Vereine und die Zahl der von ihnen herausgegebenen Schriften und Zeitschriften ist noch größer. Es befinden sich unter diesen Vereinen solche mit bedeutenden Geldmitteln und bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen sowohl in Deutschland und Frankreich, wie namentlich in England und Amerika, wo ja auch die staatlich anerkannten Akademieen, im Gegensatz zum Kontinent, eigentlich auf der Basis des freien Vereinslebens organisiert sind. Die Einkünfte einiger solcher Privatvereine, die der Wissenschaft rein zugute kommen, überschreiten häufig den Etat der privilegierten Akademieen, ihre Paläste sind oft großartiger und umfangreicher eingerichtet als die bescheidenen Räume, in denen manche jener ehrwürdigen Korporationen schlecht und recht untergebracht sind. Aber es fehlt jenen Instituten meist der gelehrte Anstrich (die Mitglieder sind in der Regel Dilettanten) und vor allem die universelle Zusammenfassung der eigentlichen Akademieen, die immer mehr die Tendenz zeigen, sich zu allumfassenden Organisationen auszuwachsen.

Trotzdem ist auch diese, oft dilettantische Mitarbeit der Vereine wichtig, ja ganz unentbehrlich für die gesunde Tätigkeit des wissenschaftlichen Gesamtorganismus. Wenn das leidlich gebildete Volk der untersten Stände die breite, massige Grundfläche, die Universitäten dagegen und Akademieen die schmale Spitze der Pyramide der Wissenschaft darstellen, so ist die Vereinstätigkeit des wissenschaftlich angeregten Bürgerstandes das unentbehrliche Mittelstück. Rührend ist die Andacht, bewundernswert die Ausdauer, mit der z. B. an kleinen Orten Landschullehrer oder Gärtner botanische Vereine leiten oder historisch gerichtete Gesellschaften die Altertümer und Urkunden der Vorzeit sammeln, konservieren und publizieren. Diejenigen, die oben auf der Pyramide stehen, sehen bisweilen mit Geringschätzung auf ihre treufleißige Sammelarbeit herab. Allein wenn auch diese Arbeit die Wissenschaft selbst nicht sehr erheblich fördert, so fördert sie doch das Interesse für sie in dem Kreise der Bildung, der den Nährboden für die höhere wissenschaftliche Kultur abgibt. Übrigens gibt es eine große Anzahl von Vereinen, in denen der Dilettantismus längst völlig überwunden ist und allerernsteste und förderlichste wissenschaftliche Arbeit gedeiht. So ist die „Deutsche chemische Gesellschaft“ mit ihren immer umfangreicher werdenden „Berichten“ der anerkannte Mittelpunkt des Faches für Deutschland.

Nationale wissenschaftliche Kongresse.

Wie diese Vereine in der nützlichsten Weise die Kraft der Nation in allen Stufen zusammenfassen und dadurch erst die Wissenschaft wirklich populär machen, so dienen sie auch wieder in ihrer periodischen Vereinigung zu Gau-, Provinz- und Landesversammlungen der Zusammenfassung der einzelnen lokalen Regimenter zu einem großen Heere. Dazu kommen noch die ohne den Hintergrund besonderer Vereine tagenden Fach- und Berufsversammlungen. Alle diese Tagungen sind wissenschaftlich meist nicht so ergiebig, als es nach der Menge und Qualität der Teilnehmer zu erwarten wäre. Gar oft bewahrheitet sich das Epi-

gramm des Dichters, daß jeder Einzelne zwar klug und verständig sei, aber . . . Trotzdem geben auch diese Wander-Versammlungen persönliche Berührungen, vielfache Anregung, Massenbewußtsein, das den Einzelnen im Kampf ums Dasein stärkt, und vor allem tragen diese in den verschiedensten Gegenden abgehaltenen Versammlungen durch ihr bloßes Dasein fruchtbare Keime höherer Anschauung und Respekt vor den Aufgaben und Zielen der Wissenschaft in gewisse Kreise der ungebildeten und halbgebildeten Bevölkerung, die ihr sonst kalt und feindlich gegenüber zu stehen pflegen. Das soziale Element ist auch hier nicht zu unterschätzen.

Internationale Kongresse.

Viel wichtiger als die lokalen und nationalen Vereinigungen der Wissenschaften sind die internationalen Kongresse, aber auch viel gefährlicher. Die Wissenschaft hat kein Vaterland, sagt man. Das ist ebenso richtig wie falsch. Der pythagoreische Lehrsatz und die Keplerschen Gesetze sind für alle Nationen gleich wichtig und gleich verbindlich, also international gültig. Allein es ist doch nicht zufällig, daß Pythagoras, der Hellene, und Kepler, der Deutsche, beide Mystiker und Propheten, aus der Tiefe ihres nationalen Gemüts heraus diese Gesetze gefunden haben. Die Wissenschaft hängt gerade in ihren höchsten Höhen mit dem verborgensten Triebleben der menschlichen Seele zusammen, und in diesem Instinktleben unterscheiden sich gerade die Nationalitäten am schärfsten.

Es ist daher durchaus nicht schädlich für die Vertiefung der Wissenschaften, wenn sie sich eine Zeitlang national differenzieren, um sich gleichsam ganz mit den unbewußten Kräften der Volksseele zu tränken. Man denke an die Art, wie die Brüder Grimm aus unserem deutschen Mutterboden eine neue Wissenschaft geboren haben! Andererseits aber muß diese Sonderbildung auch wieder der allgemeinen Gelehrtenrepublik zugute kommen und durch die Vereinigung der einzelnen nationalen Schulen und Richtungen eine höhere Weiterbildung erstrebt werden. So hat die Anregung der Brüder Grimm zunächst sehr stark auf England gewirkt, und von dort aus hat die „Volkskunde“, als *folklore* gleichsam wie eine englische Entdeckung sich gebärdend, die ganze wissenschaftliche Welt erobert.

Am wichtigsten ist für die Ausbildung der Einzelwissenschaften die philosophische Gesamtauffassung, was man heutzutage „Weltanschauung“ nennt. Diese wird stets national bestimmt sein. Im vorigen Jahrhundert z. B. ist die Wissenschaft in Frankreich deutlich Comteisch, in England Millisch und in Deutschland Hegelisch gefärbt gewesen. Die Berührung der verschiedenen Nationen auf internationalen Kongressen bringt diese aus der Grundanschauung resonierenden Differenztöne oft in sehr deutlicher Weise zum Erklingen. Denn da es nützlich und üblich ist, bei solchen Gelegenheiten den Blick auf das Höhere und Allgemeinere zu richten, so müssen diese Eigentöne der nationalen Wissenschaften stärker

mitklingen als bei Einzelfragen und konkreten Tatsächlichkeiten. Insofern können gut vorbereitete und geleitete Kongresse zum Ausgleich und zur Harmonisierung nationaler Gegensätze in der Wissenschaft viel beitragen. Aber wenn solche Versammlungen zur äußeren Schaustellung persönlicher Eitelkeit oder zu politischen Demonstrationen mißbraucht, durch künstliche Anlockungen eines vergnügungssüchtigen Allerweltpublikums verpöbelt werden, und wenn sich dann derartige durchaus inkompetente Riesenversammlungen zum internationalen Areopag aufwerfen, so kann ein solches Treiben der Würde und der Förderung der Wissenschaften nur Abbruch tun.

VII. Wissenschaftliche Sammlungen (Gärten, Museen). Wissenschaftliche Sammlungen.

Schon früh hat sich mit den ersten Regungen wissenschaftlichen Sinnes der Trieb gezeigt, die natürlichen und künstlichen Erzeugnisse fremder Länder zusammen mit den einheimischen zur vergleichenden Schau in zoologischen Gärten auszustellen. Bei dem uralten Kulturvolke der Chinesen hören wir, daß der Ahnherr der Tschen-Dynastie, Wu-Wang (um 1150 v. Chr.) einen „Park der Intelligenz“ anlegen ließ, der noch im 4. Jahrhundert v. Chr. bestand und allerlei Säugetiere, Vögel, Schildkröten und Fische beherbergte. Auf der assyrischen „Jagdinschrift“, die Ašur-nâsir-abal (884—860 v. Chr.) zu betreffen scheint, werden zahlreiche wilde Tiere erwähnt, die der König nach seiner Stadt Ašur brachte. Unter anderem heißt es da (Schrader Keilinschr. Bibl. I 125): „Kamele sammelte er, ließ sie gebären. Ihre Herden zeigte er den Leuten seines Landes. Einen großen Pagutu . . . hatte der König aus Ägypten dahin gesandt. Er zeigte sie den Leuten seines Landes. Von den übrigen vielen Tieren und den geflügelten Vögeln des Himmels, der Jagd des Feldes, den Werken seiner Hand, ließ er den Namen sowie alle übrigen zur Zeit seiner Väter noch nicht aufgeschriebenen Tiernamen aufschreiben, ebenso ihre Zahl.“

Diesem Vorbild folgten dann die Perserkönige, deren „Paradiese“ die Griechen mit Erstaunen sahen und später nachahmten. In Alexandrien nahm diese orientalische Liebhaberei systematische Form an, nachdem Aristoteles und Theophrastos die Anlage derartiger Sammlungen aus wissenschaftlichem Interesse begonnen hatten. Ptolemaios Philadelphos, der eigentliche Begründer der alexandrinischen Wissenschaft, hatte einen zoologischen Garten einrichten lassen und verschwendete Unsummen zur Herbeischaffung seltener Tiere und zur Akklimatisation fremder Pflanzen. In Rom sah man wilde Tiere nur im Zirkus. Doch ist die Sitte, „Zwinger“ mit fremden Tieren zu halten, im Mittelalter über die Alpen (St. Gallen) auch nach Deutschland vorgedrungen, wie auch der Brauch, allerlei fremde Wurzeln, Blumen und Bäume im Klostergärtlein anzupflanzen, von dort nordwärts sich verbreitete.

Die botanischen Gärten dienen heutzutage in erster Linie der all- Botanische Gärten.

gemeinen Belehrung. Es soll dem Publikum ein Überblick gegeben werden über die gesamte lebende Pflanzenwelt und über die Erscheinungen des Pflanzenlebens. Bei der Anordnung kann man ästhetische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen. Dafür hat man sich z. B. meistens in England entschieden: der Garten von Kew bei London, der größte der Erde, will dem Beschauer nicht nur die natürliche Vegetation zeigen, sondern ihm auch die Errungenschaften des Gartenbaues und der Gartenkunst vorführen. In anderen Gärten überwiegen wissenschaftliche Grundsätze der Anordnung. Der neue botanische Garten Steglitz bei Berlin hat diesen Modus am weitesten ausgebildet: neben der systematischen Abteilung, wo in üblicher Weise die natürliche Verwandtschaft die Gruppierung bestimmt, ist die geographische Anordnung der Pflanzen in umfangreichen Nachbildungen dargestellt worden. Hier wie dort dienen die Gärten seit alters auch unmittelbar dem höheren Unterricht, teils für die Gärtner, teils für die Studierenden der Naturwissenschaften. Streng wissenschaftlichen Aufgaben dagegen hat man sie erst neuerdings dienstbar gemacht. Monographische Studien verlangten zuerst Hilfe von ihnen; ein berühmtes Beispiel ist die Bearbeitung der eminent schwierigen Gattung *Hieracium* durch C. v. Nägeli, für die er im Münchener Garten eine umfangreiche Sammlung anlegte. Gegenwärtig führt man ausgedehnte experimentelle Untersuchungen in Gärten aus: Arbeiten über Formbildung, Hybridisation, Vererbung und ähnliche Probleme, welche die Verwendung umfangreicher Pflanzenbestände erfordern.

Botanische Museen.

Mit den größeren botanischen Gärten ist häufig ein botanisches Museum verbunden; es ergänzt die Zwecke des Gartens durch dauernde Aufbewahrung pflanzlicher Objekte. Gewöhnlich wird dort auch ein Herbarium geführt. Je reicher dies Herbarium, um so mehr steigt sein Wert für die wissenschaftliche Arbeit. Die größten Sammlungen, wie die von Kew, Berlin, Wien, Petersburg und Newyork, bilden geradezu die Grundlage für die spezielle Darstellung des Pflanzenreiches und seiner Gruppen. Auch für gewisse allgemeine Fragen der Formbildung, Anpassung, Verbreitung usw. ist unschätzbar wertvolles Material in ihnen enthalten.

Zoologische Gärten.

Schon in der Renaissance gehörten Menagerieen und „Tiergärten“ zur stehenden Einrichtung der Residenzen. Doch erst die französische Revolution veranlaßte 1794, die in Versailles gehaltenen Tiere in den *Jardin des plantes* überzuführen und sie damit der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen. Im 19. Jahrhundert folgten alle größeren Städte mit Einrichtung von zoologischen Gärten und Aquarien nach, die in der Regel sich selbst erhalten und daher leider weniger für die Wissenschaft, als für die Unterhaltung des Publikums sorgen müssen. Die früher beliebten Menagerieen sind auf die Dörfer gezogen, wo die Neugierde, die Mutter der Wißbegierde, in den ländlichen Gemütern erregt wird. In den Großstädten sorgen indes die modernen *ludi Circenses* für sensationelle Tiervorstellungen.

Zoologische Museen.

Neben den zoologischen Gärten, die das Leben der Tiere in seiner Mannigfaltigkeit darzustellen suchen, kommen für die pädagogische wie für die wissenschaftliche Seite vor allen Dingen die zoologischen Museen in Betracht. Früher nur als Raritätenkammern und Mirabiliensammlungen geschätzt, sind diese Institute allmählich mit einem Stab von Fachgelehrten ausgestattet und zu wissenschaftlichen Zentralinstituten geworden. An größeren Orten hat der Doppelzweck dieser Institute, der wissenschaftliche und der pädagogische, zur Abtrennung besonders ausgewählter und aufgestellter „Schausammlungen“ geführt. In diesem Sinne wird die Zukunft noch sehr viel weiter gehen müssen, damit die Selbstbelehrung wie die mit so großem Erfolge begonnenen „Museumsführungen“, die das Publikum in seinen verschiedenen Schichten zur systematischen Betrachtung der Naturobjekte anleiten wollen, ihren Zweck um so besser erreichen. Nach ähnlichen Grundsätzen sind die Museen der übrigen beschreibenden Naturwissenschaften angelegt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Kunstmuseen.

Auch die Kunstmuseen, die sich ähnlich wie die naturhistorischen erst im letzten Jahrhundert selbständig entwickelt haben, verfolgen einen doppelten Zweck. Einmal wollen sie Archive sein aller in natura vorhandenen Kunstobjekte, sei es des eigenen, sei es fremder Länder, sei es der Gegenwart oder der Vergangenheit. Andererseits dienen sie dem pädagogischen Zwecke, die Studierenden und im weiteren Sinne das ganze Publikum mit der künstlerischen Produktion des eigenen und der fremden Länder, der eigenen und der vergangenen Zeit vertraut zu machen. Dabei läuft nun noch ein praktischer Zweck nebenher, der bei den naturhistorischen Museen zurücktritt, den Geschmack des Publikums zu bilden und den Künstlern Anregung und Vorbild zu geben. Diese schwierigen Fragen der Museumspädagogik dürfen hier unerörtert bleiben.

Für die Wissenschaft, die sich der Kunst und der Kultur vergangener Zeiten zuwendet, sind jedenfalls Sammlungen sowohl von Originalen wie von Nachbildungen eine unbedingte Notwendigkeit. Man braucht sich nur in die Jugend Winckelmanns zu versetzen, um den Segen unserer Kunstmuseen für die wissenschaftliche Ausbildung aller derer zu begreifen, die sich mit dem Studium der vergangenen Kulturen beschäftigen. Die Archäologie und Kunstgeschichte hat in den Museen ihren eigentlichen Rückhalt, und von diesen Instituten, ihrer systematischen Sammelarbeit und ihrer zu Ausgrabungen fortschreitenden Erwerbungspraxis geht seit etwa 50 Jahren der Hauptfortschritt dieser Wissenschaften aus. Die Erwerbung von Kunstobjekten, die noch bis zu den Zeiten Lord Elgins das Vorrecht vornehmen Sammelsportes war, ist jetzt überall hauptsächlich in die Hände geschulter Museumsleitungen übergegangen und damit der Wissenschaft sicher gerettet worden.

Welt-ausstellungen.

VIII. Wissenschaftliche Ausstellungen. Im Vorübergehen muß neben den oft mit Kongressen verbundenen und oft sehr lehrreichen wissenschaftlichen Fachausstellungen auch der Weltausstellungen gedacht werden, die nicht nur wegen der allmählich üblich gewordenen „retrospektiven" Abteilungen die Beachtung der Wissenschaft verdienen. Denn die sich in rascher Folge ablösenden Weltausstellungen haben sich einerseits zur Anlockung des großen Publikums mit sehr zweifelhaften Reizen ausgeschmückt, andererseits aber haben sie versucht, immer systematischer und wissenschaftlicher sich zu exhibieren. So hat nicht nur die der Technik zugewandte Seite der Wissenschaft großen Nutzen aus der Betrachtung der im Wettkampf der Kulturnationen zusammengebrachten Objekte und Veranschaulichungen der verschiedenen Disziplinen gezogen, sondern auch anderweitige von Behörden eingesandte Sammlungen (z. B. die von dem preußischen Kultusministerium in Chicago und St. Louis ausgestellten Unterrichts- und Universitätsausstellungen) haben einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert und sind als solche anerkannt worden. Ferner geben auch die aus den Kolonieen herbeiströmenden Proben „wilder" Bevölkerung, primitiver Technik, ausländischer Produkte für naturwissenschaftliche, geographische, ethnographische, kulturhistorische Belehrung eine unglaubliche Fülle von Anregung. Vorzüglich gearbeitete Kataloge halten das Bild dieser vorübergehenden Schaustellungen fest, und viele besonders belehrende Sammlungen bleiben als „Museen" für die Folgezeit bestehen. Außerdem wird der Zusammenstrom der gebildeten Menschheit aller Länder gern auch zu internationalen Kongressen benutzt, die im Anblick eines so ungeheuren Beobachtungsmateriales gewiß manche Anregung mit nach Hause nehmen, wenn auch der Jahrmarktstrubel im allgemeinen der wissenschaftlichen Vertiefung nicht besonders zuträglich sich erweisen dürfte.

Bibliotheken.

IX. Bibliotheken und Kataloge. Was man heutzutage Museen nennt, bedeutet im Altertum soviel wie Schullokal und deckt sich zuweilen mit dem, was wir mit dem ebenfalls bereits im griechischen Altertum üblichen Ausdruck Bibliothek bezeichnen, da diese seit alexandrinischer Zeit mit den „Museen" verbunden zu sein pflegten. Das Wort μουσεῖον (Musenheiligtum) erinnert daran, daß die Einführung in die Wissenschaft in den Dienst der Gottheit gestellt war. Diese Auffassung reicht in das graueste Altertum zurück und läßt sich nicht nur bei den Ägyptern, sondern auch bei den Babyloniern nachweisen, deren Priesterschulen die ersten Spuren wirklichen Wissenschaftsbetriebes aufweisen. Hier sind dank dem unverwüstlichen Materiale der babylonischen Bücher (Ziegelsteine) Bibliotheken ausgegraben worden, die den ältesten wissenschaftlichen Betrieb, den wir feststellen können, in interessanter Weise beleuchten. Es ist zu hoffen, daß die amerikanischen Ausgrabungen von Nippur, die eine schier unermeßliche Bibliothek der uralten über das dritte Jahrtausend v. Chr. hinaufreichenden Priesterschulen

an das Licht gebracht zu haben scheinen, bald der Wissenschaft vollständig zugänglich gemacht werden, damit man die Einrichtung der Elementarschule, des philologischen Seminars, des astronomischen Observatoriums, die man aus den zahllosen Resten dieser Backstein-Bibliothek erschlossen hat, vollständiger und zuverlässiger überblicken kann, als es nach den bisherigen vorläufigen Mitteilungen Hilprechts möglich ist. Der altbabylonische Typus der Bibliotheksorganisation findet sich nicht nur in der berühmten und reichhaltigen Tempelbibliothek des Ašurbanipal (7. Jahrhundert v. Chr.) wieder, die Kopieen alter historischer Dokumente, naturhistorischer, medizinischer, astronomischer und magischer Bücher enthält, sondern auch in Griechenland, wo in den uns erst im vierten vorchristlichen Jahrhundert kenntlicher werdenden Schuleinrichtungen Bibliotheken und naturwissenschaftliche Museen unter den Schutz der Gottheiten gestellt werden. Profane astronomische Observatorien lassen sich bereits im 5. Jahrhundert an vielen Orten Griechenlands, zum Teil in Verbindung mit astronomischen Schulen nachweisen. Die Ausgrabungen von Pergamon haben eine Verbindung der berühmten pergamenischen Bibliothek mit einem Heiligtum der Athene ergeben, wie die erste öffentliche Bibliothek in Rom im Jahre 39 v. Chr. von Asinius Polio in dem Tempel der Libertas eingerichtet wurde. Diese Sitte, die Bibliotheken an die Gotteshäuser anzugliedern, ging auf die Christen über und hat sich durch die Kirchen- und Klosterbibliotheken bis in die Neuzeit erhalten.

Unter allen Instituten der Wissenschaft ist von jeher die Bibliothek als das wichtigste und unentbehrlichste Hilfsmittel zur Sicherung, Verbreitung und Fortpflanzung der Gelehrsamkeit und zur Ergänzung der schnell verhallenden *viva vox* der Lehrer erkannt worden. Wo daher die Wissenschaft blüht, da gibt es große, wohleingerichtete Bibliotheken, wo sie verblüht, verschwindet auch jene und umgekehrt. Große äußere Katastrophen, wie der Brand der Alexandrinischen Hauptbibliothek, haben gewiß Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft ausgeübt. Ein gut Teil der gelehrten Tätigkeit, die sich in einer Stadt, in einem Lande entfaltet, hängt von der Organisation dieses Institutes ab, das den Geisteswissenschaften den wichtigsten, den Naturwissenschaften einen unentbehrlichen Apparat zum Studium liefert. Während bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in vielen Ländern, auch in Deutschland, an der Spitze der größeren Bibliotheken bedeutende Gelehrte standen, die jenes Institut im Nebenamt verwalteten, und gelehrte Tätigkeit auch bei den Bibliothekaren die Regel war, ist seitdem eine eigene Bibliothekswissenschaft herangewachsen, die sich allmählich Selbstzweck geworden ist.

Während man mit der Entwicklung aller anderen wissenschaftlichen Institute in Deutschland zufrieden sein kann, und viele auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen finden, darf dieser Ruhm nicht in gleicher Weise den Bibliotheken zugesprochen werden. Altfundierte Institute, wie die Münchener, Leipziger, Göttinger und Wiener Bibliothek, oder solche, wo

hervorragende Gelehrte gewirkt haben, wie in Bonn (Welcker, Ritschl), mögen vielleicht den Ansprüchen wenigstens der am meisten auf die Bibliothek angewiesenen Disziplinen genügen. Viele Universitätsbibliotheken und vor allem die Bibliotheken der Hauptstadt Deutschlands sind nicht in gleicher Weise mit der Entwicklung der Wissenschaft und der Universitäten in ihrer Leistungsfähigkeit vorangeschritten. Für die Dreimillionenstadt und den Mittelpunkt der deutschen Wissenschaft sind die Bestände, die Räume, die Einrichtungen unzureichend. Doch ist zu hoffen, daß die neuen Männer und die neuen Gebäude die Kgl. Bibliothek und die damit verbundene Universitätsbibliothek in Berlin wieder zu einem wirklich funktionierenden Organismus umgestalten werden.

In Berlin wie in ganz Deutschland herrscht das Ausleihesystem. Wie sich in den Volksbibliotheken deutlich herausgestellt hat, hängt die Vorliebe für das umständliche Mitnehmen der Bücher in das Heim mit dem Volkscharakter zusammen. Der Deutsche erwärmt sich nur für ein Buch und nützt es wirklich aus, wenn er es daheim behaglich lesen und mit seinen sonstigen Büchern und Materialien vergleichen kann. Es wäre daher übereilt, diese mit der Gründlichkeit der Nation zusammenhängende Gewohnheit plötzlich ausrotten zu wollen, wie diejenigen verlangen, die einfach zu dem in Italien, Frankreich und England von altersher üblichen Präsenzsystem übergehen wollen. Bei Fach- und Institutsbibliotheken hat man jedoch dieses System meist eingeführt und bewährt gefunden. Auch der Ausweg scheint nicht richtig, dem Publikum durch kurze Ausleihfristen und sonstige Schikanen das Ausleihen abgewöhnen und es so allmählich zum Präsenzsystem erziehen zu wollen. Vielmehr ist für Deutschland oder wenigstens für die Hauptstadt Deutschlands m. E. das richtige, beide Systeme nebeneinander zu entwickeln. Man sollte eine große Präsenzbibliothek und daneben mindestens Eine große, leistungsfähige Ausleihbibliothek haben.

Präsenzbibliotheken.

Eine Präsenzbibliothek ist nötig für alle diejenigen Gelehrten, die eine große Zahl verschiedener Bücher oder bändereicher Werke zu gleicher Zeit benutzen müssen, ferner für alle diejenigen, die nur einzelne Bände oder ganze Serien von Zeitschriften durchzusehen oder kleine Notizen aus mannigfacher, disparater Literatur auszuziehen, für die Autoren, die für rasch zu erledigende Korrekturen kurzen Einblick in gewisse Bücher zu nehmen, für Prüfungskandidaten, die in knapp bemessener Frist ihre Examenarbeiten mit Benutzung zum Teil umfangreicher Literatur zu fertigen haben, ferner für Beamte, die für dringende Gutachten oder eilige Auskünfte ein bestimmtes Buch oder mehrere unbedingt sofort einsehen müssen, oder für Zeitungsberichterstatter, die rasche Belehrung für ihre Zwecke dort zu erhalten suchen. Für alle diese Bedürfnisse, die in dem Mittelpunkt der Regierung, der großen Museen und Institute, der Presse besonders dringend sind, ist eine große und möglichst vollständige Präsenzbibliothek so dringend nötig, wie Wasser für die Feuerwehr.

Daneben aber besteht das Bedürfnis nach einer nicht raschen und sofortigen, aber möglichst ausgiebigen und gründlichen Belehrung. Der Deutsche will seine Bücher studieren und „heimisch“ in ihnen werden. Das kann er nur zu Hause. Daher müssen auch Bibliotheken da sein, welche die Bücher zum gründlichen und länger andauernden Studium ausleihen. Die Gründlichkeit der Forschung, die dem Deutschen eigen ist, würde in Frage gestellt, wenn er alle Bücher, die er nicht selbst besitzt, nach drei Wochen abliefern sollte. Freilich kostet dieses Ausleihesystem mit bequemen Rücklieferungsfristen mehr Exemplare, als man bisher in den öffentlichen Bibliotheken für nötig erachtet hat, anzuschaffen. Allein diese vielbegehrten Bücher, die mehrfach bestellt werden, beschränken sich auf eine den kundigen Bibliothekaren ziemlich genau bekannte Anzahl. Diese kurrenten Bücher müssen nach einem in den Leihbibliotheken bewährten Systeme in mehreren Exemplaren vorhanden sein. Es schadet nichts, wenn solche Werke in zwanzig Exemplaren vorhanden sind. Auch ist die Verwirklichung dieses Systems weder so schwierig noch so kostspielig, wie man sich das denkt. Jeder Gelehrte, der überhaupt Bücher sammelt, nicht als Bibliophile, sondern um das gelehrte Handwerkszeug zur Hand zu haben, besitzt in der Regel eben jene gangbaren Werke. Man braucht nun nur die beim Tode von Gelehrten der verschiedenen Hauptfächer sich bietende Gelegenheit zur Erwerbung von Handbibliotheken konsequent zu benutzen, um in billigster und bequemster Weise fortdauernd die nötige Ausstattung der Ausleihebibliothek mit der üblichen Literatur in ausreichenden Exemplaren zu erwerben. Ausleihebibliothek.

Wenn Alexandrien, eine Stadt von 300 000 Einwohnern, zwei große Bibliotheken besaß (Brucheion und Serapeion), so dürfte eine Dreimillionenstadt wie Großberlin, das in wissenschaftlicher Beziehung gern an der Spitze der Nationen marschieren möchte, mindestens zwei große Bibliotheken besitzen, eine große möglichst vollständige mit großen Lesesälen und bequemen Katalogen ausgestattete Präsenzbibliothek, in der jedes Buch in 5 Minuten zur Stelle ist, und eine mit der laufenden Literatur reichlich ausgestattete Ausleihebibliothek, die leichtbeweglich den Bedürfnissen der Wissenschaft und des Publikums muß folgen können. Dazu gehört, daß jährlich ein Autodafé aller veralteten Literatur veranstaltet oder wenigstens deren Ausstoßung oder Abschiebung an andere Institute verfügt und Platz für neues oder wertvolles, aber noch nicht vorhandenes Büchermaterial geschaffen werde.

Zu dieser Ausscheidung wie zur Anschaffung der Bücher gehört eine vollständige lebendige Kenntnis der Vorgänge, die sich auf den einzelnen wissenschaftlichen Gebieten abspielen. Daher ist es durchaus nötig, daß die eigentliche Leitung, sowohl der ganzen Bibliothek wie der einzelnen wissenschaftlichen Abteilungen, in den Händen von bewährten Fachgelehrten ruhe. Diese müssen Zeit haben, neben ihrer eigentlichen Bibliotheksarbeit der Bewegung der Wissenschaft nicht nur von weitem Bibliotheksbeamte.

zu folgen, sondern sich daran aktiv zu beteiligen. Die mechanische Arbeit aber, die von mittleren und untergeordneten Kräften ebenso gut besorgt werden kann, sollte den wissenschaftlich durchgebildeten und tätigen Beamten möglichst abgenommen werden. Es ist eine Vergeudung von Kraft, wenn zum Zettelausschreiben, Bücheraussuchen usw. dauernd gelehrte Beamte herangezogen werden, wozu Subalterne wie in der sonstigen Bureauverwaltung weit geeigneter sind. Auch gebildete Frauen finden hier ein sehr geeignetes Feld der Wirksamkeit.

Schnelligkeit der Expedition.

Das Wichtigste bei einer Bibliothek ist, daß die gewünschten Bücher vorhanden sind; das zweite, daß sie in der denkbar kürzesten Frist gefunden und bereit gestellt werden. Wenn es an großen Bibliotheken nicht selten vorkommt, daß Bestellungen erst nach zwei, bisweilen nach drei bis vier Tagen ausgeführt werden, darf man sagen, daß die Bibliothek ihren Beruf verfehlt hat.

Katalog.

Das dritte ist die Vollständigkeit und praktische Einrichtung der Kataloge. Die „Berufsbibliothekare“ haben großen Scharfsinn und angestrengtes Nachdenken darauf verwandt, ein möglichst umständliches Schema zur Ausarbeitung der Namen- und Fachkataloge auszuarbeiten. Da sie aber in der Regel nur an ihren inneren Dienst denken, nicht an die Benutzer, für die überhaupt der Katalog immer noch als ein Arkanum angesehen zu werden scheint („Zur Einsicht des Fachkatalogs bedarf es jedesmal der Erlaubnis des diensttuenden Beamten“), kann der Gelehrte aus der bibliographischen Hieroglyphik dieser modernen Kataloge nicht den Nutzen ziehen, den er möchte. Wir verlangen nicht mehr (so bescheiden ist der moderne Mensch geworden), was der große Gelehrte und Bibliothekar Kallimachos (um 250 n. Chr.) in seinem 125 Bände fassenden Kataloge der Alexandrinischen Bibliothek leistete, eine vollständige biographisch-literarische Orientierung über die Autoren, wir verlangen auch nicht mehr (außer Handschriften und Raritäten) die Verzeichnung des *Incipit* und die Aufzählung der sonst bekannten, aber in der Bibliothek zufällig nicht vorhandenen Werke. Wir verlangen nur eine klare und kurze Verzeichnung der vorhandenen Bücher, die zur Identifikation ausreicht, sowohl in systematischer wie in alphabetischer Anordnung. Die bequemste Form und Aufstellung dieser beiden (für das wissenschaftliche Publikum wohlgemerkt, nicht für den inneren Dienst) bestimmten Kataloge zu ermitteln, muß der Intelligenz und vor allem dem guten Willen der Fachleute überlassen bleiben. Der Umschwung der öffentlichen Meinung, der nicht in den Minutien des Bibliotheksdienstes, wie er sich bei uns durch das Walten der „Berufsbibliothekare“ ausgestaltet hat, das Heil sieht, sondern energisch verlangt, daß das Publikum, und zwar vor allem das wissenschaftlich forschende Publikum, berücksichtigt werde, wird hoffentlich dazu führen, unter der Ägide weitblickender und energischer Männer die dargelegten Hauptbedürfnisse zu befriedigen. Wenn für Einzelinstitute bedeutende Summen zur Verfügung gestellt worden sind, so darf

bei den Zentralinstituten, den Bibliotheken, weder in der Provinz noch gar in der Hauptstadt geknausert werden. Wenn wir dann in der nächsten Generation das Versäumte nachgeholt haben, wird der Deutsche hoffentlich, wenn von praktisch eingerichteten und wissenschaftlich leistungsfähigen Bibliotheken in der Welt die Rede sein wird, nicht mehr nötig haben, errötend die Augen zu Boden zu senken.

Bibliographieen. Bibliotheks-kataloge.

Die Handschriften und älteren Drucke werden bereits seit Jahrhunderten in gedruckten Katalogen verzeichnet, von denen freilich nur die wenigsten an die wissenschaftliche Form, die z. B. die Publikationen der Kgl. Bibliothek zu Berlin auszeichnet, heranreichen.

Für die Druckschriften, die in den größeren preußischen Bibliotheken sich vorfinden, gibt ein in der Entstehung begriffener, vorläufig handschriftlich hergestellter „Gesamtkatalog“ Aufschluß, der so zustande kommt, daß eine Abschrift des Zettelkatalogs der Berliner Kgl. Bibliothek den preußischen Universitätsbibliotheken zur Vervollständigung zugeschickt wird. Mit Hilfe des bis jetzt ganz fertiggestellten Teiles des Gesamtkataloges (dieser Teil reichte April 1906 bis „Christ“) ist es möglich, das Vorhandensein eines Buches auf einer der beteiligten Bibliotheken festzustellen. Man hat nämlich nur nötig, sich an das mit dem Gesamtkatalog in Verbindung stehende „Auskunftsbureau“ der Kgl. Bibliothek zu Berlin zu wenden, um zu erfahren, auf welchen Bibliotheken sich das gesuchte Werk befindet. Die geplante Ausdehnung dieses Werkes auf alle deutschen Hauptbibliotheken wird vermutlich an den großen Kosten und anderen Schwierigkeiten scheitern.

Wegen der enormen Kosten des Satzes wird auch von einer weiteren Verbreitung des Gesamtkataloges durch den Druck vorläufig wohl Abstand genommen werden müssen. Auch ist ja dieser Katalog durch den Zuwachs in beständiger Fortbildung begriffen. Doch wäre zu erwägen, ob eine Vervielfältigung in einer beschränkten Zahl von Exemplaren sich nicht ermöglichen ließe. Es ist überhaupt ein dringendes Bedürfnis der Wissenschaft, daß die Technik ein billiges Surrogat des unerschwinglichen Druckes für kleine Auflagen von wissenschaftlichen Aufsätzen, Repertorien und Nachschlagewerken ausfindig mache.

Gute Dienste für die moderne Literatur leisten inzwischen die „Verzeichnisse der erschienenen und vorbereiteten Neuigkeiten des deutschen Buchhandels“, die von der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig allwöchentlich im Interesse des Verlages herausgegeben werden. Wissenschaftlich wertvoll sind die für die einzelnen Fächer von den ältesten Zeiten der Buchdruckerkunst bis zur Gegenwart geführten Bibliographieen. Sie umfassen entweder die gesamte inländische und ausländische Literatur des betreffenden Faches oder einen bestimmten zeitlich oder inhaltlich abgegrenzten Teil derselben. Sehr zahlreich sind die einen Autor betreffenden bibliographischen Monographieen. Die häufigsten und für das Leben der Wissenschaft wichtigsten Bibliographieen sind die Jahres-

berichte der einzelnen Fächer, die teils als selbständige Unternehmungen, teils als Anhängsel von Fachzeitschriften auftreten.

Internationaler Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur.

Ein großartiges Unternehmen dieser Art ist der „Internationale Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur", der eine Ausgestaltung und Fortsetzung der von der *Royal Society* in London auf Anregung von Prof. Heary aus Washington 1855 unternommenen *Catalogue of Scientific Papers* ist (11 Quartbände, die naturwissenschaftliche Literatur 1800—1883 umfassend, Supplemente, Sachindizes und Fortsetzungen bis 1901 sind im Werke). Der neue Katalog ist unter den Auspizien der 1900 gestifteten „Internationalen Assoziation der Akademieen" (s. oben!) von der Royal Society zu einem die zivilisierte Welt umspannenden Riesenunternehmen ausgestaltet worden. Er beginnt mit dem Jahre 1901 und soll für jedes Jahr die gesamte mathematisch-naturwissenschaftliche Produktion aller Länder nach den Autoren und dem Inhalte geordnet und mit Stichwortregistern versehen buchen. Zu diesem Zwecke sind neben dem „Zentralbureau" in London 29 diesem in die Hände arbeitende „Regionalbureaux" in den einzelnen Kulturländern eingerichtet. Die Zeit muß lehren, ob dieses gigantische Unternehmen auf die Dauer durchführbar erscheint. Von der Riesenarbeit, die allein das deutsche Regionalbureau in Berlin zu diesem Zwecke bewältigen muß, kann das 1900 abgeschlossene „Verzeichnis der deutschen zu bearbeitenden Zeitschriften" eine Vorstellung geben. Es enthält 1258 Nummern. Es gibt aber zugleich auch eine Vorstellung von der in der Form der „Zeitschrift" sich vollziehenden Jahresproduktion der Wissenschaft, wenn man bedenkt, daß diese Zahl nur die Elite der Fachzeitschriften umfaßt, wenn man ferner die in den übrigen Kulturländern erscheinenden Zeitschriften mitrechnet, wenn man endlich bedenkt, daß dies alles nur die eine Hemisphäre, Mathematik und Naturwissenschaft, betrifft, der eine gewiß nicht minder große Produktion der „Geisteswissenschaften" gegenübersteht.

Zeitschriften.

X. Zeitschriften, Buch und Buchhandel. Wahrlich, wenn man den Ozean der wissenschaftlichen periodischen Literatur überblickt (von der populären gar nicht zu reden), die sich alljährlich, ja alltäglich über die ganze Erde ergießt, kann wohl in zaghaften Gemütern die Befürchtung aufsteigen, die Welt möchte an einer neuen papierenen Sintflut zugrunde gehen. Wer kann denn nur das in der eigenen Wissenschaft Geleistete noch lesen, geschweige denn prüfen? Selbst in den Spezialgebieten ist der Strom der Literatur so angeschwollen, daß ihn niemand mehr durchschwimmen kann. So klagte neulich ein hervorragender Anatom, es sei unmöglich, die Erscheinungen auch nur der Gehirnanatomie, für die er sich besonders interessiert, einigermaßen zu verfolgen. Man hat das Gefühl des Goetheschen Zauberlehrlings den übermächtigen Wassern gegenüber, die aus der Zeitschriftenliteratur wie aus tausend beständig speienden Öffnungen uns entgegen-

sprudeln. *Quis leget haec?* fragt man verzweifelnd mit dem römischen Satiriker. Die Natur besitzt dagegen ein langsames, aber sicheres Mittel: den Moder, der früher oder später alles vernichtet, was nicht weiter zu leben und zu wirken vermag.

Das Buch. Das Buch ist ein Erzeugnis der Wissenschaft. Denn die Poesie ist nicht auf die Niederschrift angewiesen. Des Dichters Lied schwingt sich auf den Flügeln des Gesanges von einem Geschlecht zum andern, ohne daß die schriftliche Feststellung selbst in durchaus schriftkundigen Zeiten notwendig erschiene. Astronomische Berechnungen lassen sich nicht ohne Tabellen und Aufzeichnungen durchführen, geographische und historische Berichte, wenn sie nicht bloß ergötzen, sondern praktisch verwendbar sein sollen, können der Fixierung durch die Schrift nicht entbehren. So gibt es in Ägypten, in Babylon, in Griechenland unmittelbar nach dem Auftreten der Wissenschaft auch wissenschaftliche Bücher. Der Stand der Gelehrsamkeit eines bestimmten Volkes in einer bestimmten Zeit läßt sich an der Zahl der wissenschaftlichen Bücher wie an einem Pegel ablesen. Freilich ist die Flut der Bücher nicht in dem außerordentlichen Maße angeschwollen als die der Zeitschriften. Die Klage, daß diese das ehrliche Buch mit ihrer ephemeren Existenz überwucherten und erstickten, ist alt. Schon Crabbe jammert in seinem *Newspaper* (1785)

For these unread the noblest volumes lie:
For these in sheets unsoiled the Muses die;
Unbought, unblest, the virgin copies wait
In vain for fame, and sink, unseen, to fate.

In der Tat scheint es auch heute noch in England ebenso leicht zu sein, in eine Zeitung oder Zeitschrift zu schreiben, als schwer, ein ernstes, wissenschaftliches Buch auf den Markt zu bringen. Der Philosoph Spencer fand keinen Verleger für sein *System of synthetic philosophy* und kam, als er es auf eigne Kosten drucken ließ, hart an den Rand des Ruins. Nach dem zweiten Band teilte er 1865 seinen Lesern mit, er sei wegen Teilnahmlosigkeit des Publikums nicht in der Lage, weiter zu arbeiten. Später griffen Freunde ein und ermöglichten die Fortsetzung. Im 18. Jahrhundert sind solche Fälle auch bei uns nicht selten. Reiskes Ausgabe der griechischen Redner, ein monumentales Werk, fand keinen Verleger, und als der treffliche Mann auf eigene Kosten zu drucken anfing, blieb der Absatz zu Anfang so gering, daß die Fortsetzung nur dadurch gesichert werden konnte, daß Frau Reiske ihre Juwelen verkaufte. Dagegen ist im letzten Jahrhundert meines Wissens in Deutschland kein bedeutendes wissenschaftliches Werk durch äußere Umstände am Erscheinen verhindert worden, namentlich nicht durch die Zeitschriften. Denn diese nehmen ihrer Bestimmung nach nur kleinere Aufsätze von 1—3 Bogen Umfang auf. Das Buch aber beginnt erst jenseits dieser Grenze lebensberechtigt zu werden. In der Regel kann also das umfänglichere Buch mit der Zeitschriften- und Broschürenliteratur gar nicht direkt in Streit kommen.

Aber freilich in anderer Weise gräbt diese Zeitschriftenmasse dem Buche das Wasser ab. Die Spaltung der Wissenschaft und damit Hand in Hand gehend die Vermehrung der Sonderzeitschriften hat im vorigen Jahrhundert eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der Markt durch diese Überfülle periodischer Ware für das Einzelbuch immer schwieriger sich gestaltet. Namentlich die kleineren öffentlichen Bibliotheken klagen darüber, daß das Zeitschriftenkonto fast das ganze Jahreseinkommen aufzehre, so daß selbst für bedeutende Bücher keine Mittel übrig bleiben. Aber diese Zeitschriftenflut ist auch innerlich ungesund. In jeder Abteilung der Wissenschaft gibt es wohl höchstens nur ein bis zwei altfundierte Unternehmungen, die sich selbst erhalten. In allen anderen Fällen muß der Verleger oder der Verein oder der Staat, oder wer sonst immer, zuschießen, da die Anzahl der Abnehmer die Kosten lange nicht deckt. Die Verleger freilich haben ein großes Interesse daran, solche Zeitschriften zu verlegen, weil sie dadurch in intime Berührung mit den Autoren und mit den Lesern der betreffenden Fachwissenschaft kommen und sich daher für die Erweiterung und den Absatz ihres Verlages Vorteil versprechen. Auch wird der Raum außerhalb des eigentlichen wissenschaftlichen Inhaltes zur Reklame verwendet. Diese wohl nicht ganz begründete Vorliebe der Verleger für die Spezialzeitschriften legt ein gut Teil des Betriebskapitals des Verlagsgeschäftes fest und entzieht ihn dem Vertrieb größerer wissenschaftlicher Werke. Auch insofern ist die Zeitschrift dem Buche schädlich. Glücklicherweise sieht es in dieser Beziehung im deutschen Verlagsgeschäfte noch nicht so traurig aus wie im Auslande. Bei der notorischen Unrentabilität der meisten streng wissenschaftlichen Werke, sobald sie nicht Modeartikel betreffen oder enzyklopädisch angelegt sind (Handbücherliteratur), begreift man nicht, wie es namentlich unser deutscher Verlag zustande bringt, noch so viel schwere wissenschaftliche Literatur auf den Markt zu bringen, zumal die Herstellung der kleinen hier benötigten Auflagen von etwa 600 Exemplaren durch die von Jahr zu Jahr rapid steigenden Satz- und Papierkosten und die ebenso bedeutend gestiegenen Ansprüche des Publikums an Ausstattung immer kostspieliger wird. Die Erklärung für dieses Rätsel liegt darin, daß der vornehme deutsche Verlagsbuchhandel so gebildet ist, einzusehen, daß alles, was von Enzyklopädieen, Kompendien und Schulbüchern, d. h. an den Büchern der großen Auflagen, verdient wird, lediglich das Produkt der ernsten Arbeit der Wissenschaft ist. Indem er daher die eigentlichen Produzenten der geistigen Kultur in vornehmer Weise unterstützt, ohne diese merken zu lassen, was der Verleger bei jedem Bande gelehrter Ware aus eigener Tasche zusetzt, sichert er sich zugleich den Verdienst aus dem Massenabsatz der daraus gespeisten populären oder pädagogischen Literatur. Denn ein Handbuch oder Schulbuch, das nicht den neuesten Stand der Wissenschaft darstellt, wird unbarmherzig von der Konkurrenz erdrückt. Es ist für das Fortbestehen der Wissenschaft, zumal in Deutschland, von

der größten Wichtigkeit, daß diese edle Symbiose der streng wissenschaftlichen und populär-praktischen Literatur in den großen Verlagshäusern weiter gepflegt und gestärkt werde. Denn es wäre der Untergang der Wissenschaft, wenn die Verleger bloß noch die gewinnbringenden Artikel kultivieren wollten. Es wäre der Ruin auch der Gelehrten, wenn sie von eigennützigen Verlegern sich verleiten ließen, bloß auf das praktische Interesse hinzuarbeiten oder durch populär-ästhetische Allüren die hehre Wissenschaft zur Dirne erniedrigten. Die Forschung, die genötigt wäre, um nur veröffentlicht zu werden, nicht mehr für die Fachgenossen, sondern für die „Gebildeten weitester Kreise“ zu schreiben, würde sich selbst vernichten. Alle Wissenschaft ruht im Innersten auf einer dem Erwerbe entgegengesetzten ethischen Grundstimmung. Sobald der Forscher und Verleger ihr Bestes nicht mehr umsonst oder so gut wie umsonst geben, hört der Gottesdienst, als welchen Sokrates die Forschung nach der Wahrheit bezeichnet hat, auf und der Tanz um das goldene Kalb beginnt. Überlassen wir das der modernen Sophistik, die ja üppig genug emporschießt!

Mit dieser Warnung wird zugleich die heutzutage von gewissen Verlegern getriebene quasiwissenschaftliche Buchmacherei getroffen, die mit Abbildungen, die nicht erklärt werden, und mit Ausstattungskünsten, die in einem gelehrten Buche niemand sucht, ein oberflächliches Massenpublikum heranzuziehen sucht. Diese Art von Volkserziehung bleibe uns fern! Damit soll aber nicht zugleich die Notwendigkeit und Verdienstlichkeit aller der Bestrebungen geleugnet werden, die darauf abzielen, die Ergebnisse der Wissenschaft in ehrlicher Weise unter das Volk zu bringen.

Enzyklopädieen.

Die gutgeleiteten deutschen, französischen und englischen Fach-Enzyklopädieen, die auf den Hauptgebieten in alphabetischer Anordnung den Inbegriff der betreffenden Wissenschaft kurz und präzise zum Ausdruck bringen, sind eine unentbehrliche und nicht genug zu bewundernde Einrichtung. Noch bewundernswürdiger sind die großen Universal-Enzyklopädieen (oder wie wir lächerlicherweise sagen Konversationslexika), die von Fachmännern verfaßt und auf der Höhe der Wissenschaft gehalten werden. Diese Organisationen sind mustergültig in der Technik ihrer Herstellung und bei weitem das wirksamste Mittel zur Popularisierung der gelehrten Forschungen. Sie geben in jedem Artikel den Kern der jetzt herrschenden Kenntnis in der Regel präzis wieder und verweisen weiter Strebende auf die beste Literatur. Einige meist gutgewählte Abbildungen wirken auf die Anschauung und verdeutlichen das im Text Angedeutete. Ebenso staunenswert als die Bearbeitung des unermeßlichen disparaten Stoffes ist die kaufmännische Organisation, die es versteht, eine stattliche Reihe dicker Bände in unzähligen Exemplaren bis in die kleinsten Dörfer zu vertreiben.

Buchhandel.

Wenn es in der Aufgabe unserer Zeit liegt, Bildung und Wissen bis in die äußersten Adern des Volkskörpers zu verbreiten, so spielt in dieser Beziehung neben der Presse der Buchhandel die wichtigste Rolle. Es

ist keine Frage, daß, wenn in der Wissenschaft nach Höhe und Tiefe Deutschland eine führende Stellung einnimmt, diese nicht zum kleinsten Teile der trefflichen Organisation des deutschen Buchhandels verdankt wird. Es mögen dabei einzelne Schäden vorhanden, einzelne Einrichtungen nicht mehr zeitgemäß, einzelne Neuerungen unüberlegt sein, im ganzen ist der deutsche Buchhandel seiner Kulturaufgabe gerecht geworden und wird es bleiben, wenn er sich in den bisherigen Bahnen hält. Die Sortimentsbuchhändler, die zwischen Verleger und Publikum in der Mitte stehen, sind ein unentbehrliches Zwischenglied in diesem Organismus. Es kann nichts Kurzsichtigeres geben, als die Zahl dieser Makler beschränken zu wollen. Vielmehr braucht das Volk in seiner vielgestaltigen Abstufung der Bildung und Bedürfnisse aller Arten von Vermittlern des geistigen Brotes: akademisch gebildeter, kaufmännisch geschulter, elementar vorbereiteter. Alle diese Arten von Sortimentern sind nötig, um die Bücher zu vertreiben, wie alle Arten von Lehrern, Universitäts-, Gymnasial-, Elementarlehrer, um die Wissenschaft den verschiedenen Schichten des Volkes zu vermitteln. Alle diese Buchhändler, vom gelehrten Spezialisten der Hauptstädte, der nur mit der schwersten Wissenschaft arbeitet, bis zu dem kümmerlichen Dorfbuchbinder, der einige Bände Reclam an seinem Fensterchen stehen hat, sie alle dienen an ihrem Teile der großen Kulturaufgabe, die belebenden und befruchtenden Fluten der Wissenschaft durch tausend Kanäle, Bäche und Rinnsale auf den Acker der Menschheit zu leiten.

Ziel der Wissenschaft.

Schlußbetrachtung. Denn unveräußerlich bleibt des Menschen Recht und Pflicht, sich klar zu werden über sich selbst und über das, was ihn auf der Welt umgibt. Unvertilgbar lebt in jedem der Drang, mit der Kenntnis dessen, was unter ihm und in ihm lebt, hinaufzudringen zu dem, was er nicht kennt, und die zusammenhängende Linie, die er in der Weltentwicklung bis auf das eigne Ich wahrnimmt, über sich selbst hinaus fortzusetzen. Dieses nie ermattende und nie zu stillende Sehnen der Menschheit nach Höherbildung, das ein Korrelat ist zu dem in der Natur für jeden Einsichtigen erkennbaren Entwicklungsplane, ist im Menschen verschieden ausgebildet, aber auch in dem Schwächsten mächtig. Die Wissenschaft bietet ihm die Mittel, so viel vom Wesen der Dinge zu erkennen, als ihr zu wissen und ihm zu verstehen zur Zeit beschieden ist. Mag es viel oder wenig sein: wer an seiner wissenschaftlichen Bildung ehrlich arbeitet, der arbeitet an seinem Teile mit an der Höhenzüchtung der ganzen Gattung einem höheren und höchsten Ziele entgegen. Wir sehen es nicht und erkennen es nicht, aber wir ahnen es, und die wundersame Erleuchtung, die uns befällt, wenn wir uns auch nur am kleinsten Punkte die Wahrheit erarbeiten, zeigt uns deutlich, daß dieser Drang nach geistiger Befreiung und Höherbildung kein leerer Wahn, sondern eine Vorahnung höherer Bestimmung ist. Einer von den

herrlichen Männern, die den Urtrieb der Menschheit und ihren höchsten Beruf am tiefsten empfunden und die Wissenschaft zuerst als die wichtigste Organisation der Menschheit begriffen haben, nennt dies Dichten und Trachten der höheren Menschen „möglichste Vergottähnlichung“ (ὁμοίωσις θεῷ κατὰ τὸ δυνατόν). Nach Platon also vollendet die Wissenschaft die dunklen Ahnungen der weisesten Dichter und Propheten und führt aus dem animalischen Dämmer des Gefühls und der Triebe zur göttlichen Klarheit des Wissens und Gewissens. Dies Ziel winkt aber nicht, wie Platon meinte, nur dem Adligen, sondern, wie wir meinen, dem Strebenden jeglichen Standes. Wer immer von dem staubgeborenen und staubfressenden Geschlechte aus der unendlichen Mühsal des irdischen Lebens auch nur auf Augenblicke den Geist emporrichtet und die brennenden Lippen netzt an dem Trunke der Wissenschaft und sich durch sie zur geistigen Freiheit durchringt, arbeitet mit an dem Werke der Ewigkeit. Er weiß, daß sich der Fluch des Menschengeschlechtes nach Äonen wissenschaftlicher und moralischer Weiterbildung für die Nachgeborenen, Höhergeborenen in Segen wandeln muß: *Eritis sicut deus, scientes bonum et malum.*

Literatur.

Der vorliegende Artikel ist vor zwei Jahren niedergeschrieben worden. Es war beabsichtigt, diesen Entwurf nach Vollendung der einzelnen in diesem Bande vorangehenden Teile, die sich mit dem vorliegenden Gegenstande vielfach berühren, durchzuarbeiten. Dies ist dem Verfasser aus äußeren und inneren Gründen unmöglich gewesen. Nur einige Sätze (darunter eine Mitteilung über astronomische Organisationen von W. Förster, Berlin), die leicht als Zusätze kenntlich sind, traten hinzu. Da die Literatur in den vorangegangenen Teilen bereits angegeben ist, und niemand diese Zusammenfassung wegen der Details lesen wird, kann von Buchzitaten abgesehen werden.

REGISTER.

Von Dr. Richard Böhme.

Bei mehrfach angeführten Namen und Stichworten sind die Hauptstellen durch ein Sternchen bezeichnet.

A.

Abert, Hermann. 433.
Abgußsammlungen. 355.
Abiturientenexamen. 143. 149. 150. 156. 164.
— am Mädchengymnasium. 233.
Absolutismus, Aufgeklärter. 35.
Académie des arts in Paris. 408.
Accademia del cimento. 315.
Achéry, Dom Luc d'. 544.
Ackerbau. 12.
Ackerbauschulen. 261.
Acta diurna. 482. 483.
— eruditorum. 491.
Adam und Eva, Spiel von. 453.
„Adel deutscher Nation, An den christlichen". 532.
Adreß-Komptoire. 490.
Äginetische Expedition. 355.
Ägypter, Schrift der. 518.
Agassiz, Louis. 361.
Agenturen, Telegraphische. 497.
Agricola, Rudolf. 128.
Agrippa, M. Vipsanius. 347. 350.
Aischylos. 451.
Akademie der Wissenschaften, Berliner. 315.
— —, Pariser. 314.
Akademieen. 37.
— Platons. 593.
— im 17. und 18. Jahrhundert. 314.
—, Wissenschaftliche, der Gegenwart. 622 ff.
—, —, Folgeunternehmungen der. 626.
—, —, Kartell und Assoziation der. 628.
—, —, Preisaufgaben der. 625.
—, —, Wissenschaftliche Beamte der. 628.
—, Naturwissenschaftliche. 373.
Aktualitätsprinzip der Zeitungen. 495. 509.
Albert von England, Prinzgemahl. 394.
Albert, Heinrich. 439.
Albertus Magnus. 372.
Alembert, Jean Lerond d'. 315. 322. 332. 594.
Alexandria, Bibliothek von. 544. 639. 641.
—, Verlagsgeschäft und Buchhandel in. 522.
Alfons von Aragon. 531.
Algebra. 313.
Alkohol. 372.
Alkuin. 123. 124. 525.
Altenstein, Minister Karl Frhr. von Stein zum. 150.
Altertumsvereine. 357.
Althoff, Ministerialdirektor im Preuß. Kultusministerium Friedrich. 167.
Ambrosiana Bibliotheca. 550.
Amerika, Entdeckung von. 34.
—, Fach- und Fortbildungsschulwesen in. 269.
—, Kultur des alten. 20.
Amerikanismus, Kirchlicher. 49.
Ampère, André Marie. 322. 594.
Analyse, Mathematische, in der Physik. 322.
Analysis. 313.
Anatomie-Unterricht in der höheren Mädchenschule. 216.
Angelica Bibliotheca. 550.
Annoncenbureaux. 506.
Annoncenteil der Zeitungen. 504.
Annoncenwesen, Aufnahme in die gedruckte Zeitung. 490.
Anonymität, Prinzip der, in den Zeitungen. 501.
Anpassungserscheinungen. 379.
Anschaffungsfonds der Bibliotheken. 573. 576. 581.
Anschauung, Beurteilung der, im Unterricht. 136. 137. 139. 140.
Anschütz, Heinrich. 474.
Antikensammlungen. 348. 354.
Antiqua-Schrift. 526.
Anzeigeblätter. 490.
Apollonius von Perga. 313.
Araber, Arbeiten der, in der Astronomie, Chemie, Medizin und Erdkunde. 31.
— — in der Geometrie. 313.
Arbeiterbewegung. 40. 44.
Arbeiterbildungsschule, Sozialdemokratische. 599.
Arbeiterfürsorge. 46.
Arbeiterklasse. 44.
Arbeitsenergie. 8.

Arbeitsschulen, Kurpfalz-bayrischer Allerhöchster Erlaß zur Einrichtung von. 245.
Arbeitstechnik der Schule. 221.
— im Seminar. 238.
Arbeitszwang. 4.
Archäologie. 354. 357.
Archimedes. 27. 313.
Architektur, Gotische, 32.
—, Kunstformen der. 396.
—, Unterricht in der, an der Technischen Hochschule. 333.
Arier. 9 f.
Ariost, Ludovico. 459.
Aristophanes. 451. 459.
Aristoteles. 25. 26. 27. 287. 298. 312. 314. 372. 533. 541. 592. 594. 635.
— -Ausgabe der Berliner Akademie. 626.
Artes liberales, septem. 312.
Artistenfakultät. 125.
— als Vermittlerin allgemeiner Bildung und Vorstufe der Berufsausbildung. 312.
Aschurbanipal. 543.
Assistententum, Wissenschaftliches. 618.
Assoziation, Internationale, der Akademieen der Gegenwart. 628.
Assoziationsrichtung, Optische. 203.
Astronomie und Astrologie, Babylonische. 24.
—, Arabische. 31.
—, Griechische. 27.
—, Neuzeitliche. 36.
— des 19. Jahrhunderts. 41.
— -Unterricht. 62.
— -Observatorien. 316. 318.
Astronomische Gesellschaft, Internationale. 631.
Astrophysik. 41.
Ašur-nâsir-abal. 635.
Athen, Das Buch in. 521.
Attavante, Marco. 526.
Atticus, T. Pomponius. 522.
Aufklärung, Einwirkung der, auf die Volksschule. 92 f.
Aufmerksamkeit. 204.
Aufsatz, Lateinischer. 156. 159. 163.
Aufseß, Hans Freiherr von und zu. 357.
Augier, Emile. 467.
Augustinus, Aurelius. 29. 533.
Augustkonferenz, Berliner, von Mädchenschullehrern. 183.
Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken. 571. 643.
Auslandsinstitute, Wissenschaftliche. 632.
Ausleihebibliothek. 640. 641.
Ausstellungen, Kunst- und kunstgewerbliche. 390 ff. 407 ff.
—, Leih- und Wander-, der Kunstgewerbemuseen. 359. 408.
—, Permanente und Wander-. 407.
—, Retrospektive. 427.
—, Sammel- und Gruppen-. 422.
Ausstellungen, Wechselnde. 362. 364.
—, Wissenschaftliche und technische. 412 ff. 638.
—, Einrichtung und Betrieb der. 414 ff.
—, Einteilung der. 413.
—, Entwicklung der, zu Weltausstellungen. 413.
—, Grundidee und Definition der. 412. 417.
—, Finanzielle Grundlagen der. 415.
—, Vergleich der, mit Messen und Jahrmärkten. 427.
—, Wirkungen der. 426 ff.
Ausstellungs-Bauten. 416.
— -Kataloge und -Berichte. 415.
— -Preise. 418.
Auwers, Arthur. 631.
Avisenschreiber. 484.
Azteken. 518.

B.

Babylon, Kultur von. 19. *23.
—, Priesterschaften als Träger der Wissenschaft in. 593.
Babylonier, Schrift der. 518.
Bach, Johann Sebastian. 441.
Bacon, Francis, von Verulam. 37. 135. 136. 463. 594.
—, Roger. 31.
Baden, Gewerbeschulen in. 246.
Baer, Karl v. 326.
Baeyer, Generalleutnant Joseph Jakob. 630.
Bankgeschäft. 23.
Basedow, Johann Bernhard. 139. 140.
Bauernbefreiung. 44.
Bauernfeld, Eduard von. 476.
Bauernkunst. 403.
Baugewerbeschulen. 260.
Bayern, Neuordnung des höheren Knabenschulwesens in. 151.
—, Pädagogisch-didaktische Kurse in. 166.
Bayles, Pierre, Dictionnaire historique et critique. 534.
Bazoche, Farcen der. 456.
Beaumarchais, P.-Auguste Carron de. 467.
Beaux-Arts, École des. 353.
Beck, Georg. 527.
Beecher-Stowes, Harriet, Onkel Toms Hütte. 534.
Beethoven, Ludwig van. 442 f. 444.
Bekanntmachungen, Obrigkeitliche. 490.
Belliete, Jean. 457.
Bellifortis des Konrad Kyeser von Eichstädt. 527.
Benedikts Regel. 524.
Berechtigungen der höheren Lehranstalten. 160. 161. 167. 168. 342.
Bergbau. 11.
Bergbauschulen. 247.
Berichterstattung der Zeitungen. 496.

Berlin, Bibliotheken in. 551. 558. 563. 640.
—, Kgl. Schauspielhaus in. 474.
—, Universität in. 319.
Bernheim, Ernst. 296.
Bernoulli, Johann. 314. 322.
Beruf, seine Bedeutung für den Menschen. 194.
Berufsbildung. 56.
Berufsgruppen. 65.
Berufswahl der Frau. 195.
Berzelius, Johann Jakob Frhr. von. 321. 325.
Bessarion. 532.
Bessel, Friedrich Wilhelm. 320.
Bethmann-Hollweg, Preuß. Staatsminister Theobald v. 157.
Bethnal Green-Museum in London. 366.
Betriebe, Staatliche und städtische. 46.
Bibelkritik. 299.
Bibelübersetzung Luthers. 533.
Bibliographie. 535. 643.
Bibliotheca, Ambrosiana Angelica, Bodleiana. 550.
— Augusta in Wolfenbüttel. 14.
— Marciana. 547.
— Palatina in Heidelberg. 544.
Bibliothek, Kurfürstliche in Berlin. 551.
—, Königliche in Berlin. *558. 563.
—, Universitäts- in Berlin. 563.
— des Britischen Museums. 555. 569. 571.
— und Lesehalle, Öffentliche, Heimannsche in Berlin. 601.
Bibliothekar. 560. 564. 570. 572. *583.
Bibliotheken. *539 ff. 600. 638.
— Bedeutung der, für die Erhaltung und Wirkung der schriftlichen Überlieferung 542.
— als Bildungsanstalten. 544.
—, Entstehung und Entwicklung der. 546 ff.
—, Deutsche, im 17. Jahrhundert. 551.
—, — im 18. Jahrhundert. 555.
—, — Reorganisation im 19. Jahrhundert. 562.
—, Aufschwung der, im 19. Jahrhundert. 567.
—, Öffentliche, im Imperium Romanum. 547.
—, Öffentlichkeit der, im 15. und 16. Jahrhundert. 549.
—, Ausleihe- und Präsenz-. 640.
—, Fürstliche. 553. 558. 567.
—, Instituts-. 579.
—, Universitäts-. 552. 557.
—, Volks-. 587.
—, Wander-. 588.
—, Anschaffungsfonds der. 573. 576. 579.
—, Auskunftsstelle der. 571. 643.
—, Beamte der. 641.
—, Dienststunden der. 584.
—, Haushalt der, in der Gegenwart. 569.
—, Kataloge der. 642.
Bibliotheken, Raumproblem der. 582.
—, Zukunftsaufgaben der. 572 ff.
Bibliotheksgebäude. 568.
Bibliothekstechnik. 563.
Bibliothèque Mazarine. 550.
— du Roi in Paris. 555.
Bilderhandschriften. 524.
Bildung, Begriff der. 54 f.
— Mittel der. 60.
—, Sozialer und nationaler Charakter der. 59.
—, Ästhetische. 64.
—, — in der Volksschule. 110.
—, Deutsche. 211.
—, Elementar-. 597.
—, Hochschul-. 609.
—, Humanistische und reale, im Kampfe um die Gleichberechtigung. 151.
—, Mittelschul-. 607.
—, Ritterliche. 125.
—, Zeitschrift für weibliche. 183.
Bildungsgang der höheren Mädchenschule. 188.
Bildungsstoffe der Mädchenschule. 209. 213.
Bildungsvereine. 599.
Bildungswesen, seine Faktoren. 57.
—, Öffentliches, sein schematischer Aufbau für gegenwärtige Kulturverhältnisse. 64.
—, seine Verselbständigung gegenüber dem Staat. 80 f.
Bildungsziel der höheren Mädchenschule. 177. 180.
Biologie, Bildungswert der. 62 f.
Biologische Gruppen in den naturwissenschaftlichen Museen. 380.
Biot-Savartsches Gesetz. 322.
Bisticci, Vespasiano da. 531.
Blaeuw, Guilielmus. 553.
Blumenbach, Johann Friedrich. 325.
Boccaccio, Giovanni. 458. 548.
Boden, Der, als Kulturprodukt. 3.
Bodenbeschaffenheit, Einfluß der, auf Wirtschaftsleben und Kulturentwicklung. 11 f.
Bodleiana Bibliotheca. 550.
Böttiger, Karl August. 557.
Boineburg, Philipp Wilhelm Graf v. 556.
Bollandisten. 552.
Bonitz, Hermann. 156. 158. 160.
Bonn, Universität. 320.
—, Bibliothek der Universität. 568.
Borsig, August. 251.
Botanik. 41.
—, Universitätsunterricht in der. 325.
Botanische Gärten. 325. 326. 632. 635.
Brahmanismus. 22.
Brentel, Friedrich. 527.
Breslau, Bibliothek der Universität. 562.
Breviarium Grimani. 526.
British Museum, Bibliothek des. 555. 569. 571.

Bruno, Giordano. 36. 459.
Buch, sein Wesen und seine ersten Aufgaben. *518. 645.
—, seine Bedeutung für die Kultur. 541.
—, sein Verlag im Altertum. 521.
—, Das älteste erhaltene. 523.
— im Mittelalter. 523.
— im Rechtswesen. 527.
—, sein Verhältnis zur Zeitung und Zeitschrift. *512. 605. 645 f.
—, seine Rolle im Humanistenzeitalter. 530f.
— in der Reformationszeit. 532.
— in der Gegenwart. 534.
— als Kunstwerk. 535.
Buch, Leopold v. 324.
Buchdrama. 451. 459.
Buchdruck. 34. *531.
Bucher, Lothar. 395. 397.
Buchhandel im Altertum. 522.
— im Humanistenzeitalter. 532.
— in der Gegenwart. 647.
Buchillustration. 535.
Buchmalerei. 524. 525. 527.
Buchrolle. 521.
Buchwesen, Beziehung zur Religion. 520.
— im Mittelalter. 523.
Buddhismus. 21.
Bücher, Karl. 430.
Bücher-Ausleihung. 571.
Bücherbestellung in den Bibliotheken. 587.
„Bücherei, Deutsche". 603.
Bücherverbrennung. 542.
Bühne, Mysterien-. 454.
—, Verhältnis von, und Drama. 457. 458.
Bülowsche Bibliothek. 545.
Bürgerschule. 67.
—, Höhere. 157. 159.
Buitenzorg, Botanischer Garten in. 632.
Bunsen, Robert Wilhelm. 321. 325.
Burgtheater, Wiener. 467. 472. 473. *474.
Bury, Richard de. 528. 530. 548.
Byzanz als Sitz der Buchillustration. 524.

C.

Calderon de la Barca, Pedro. 463.
Capella, Marcianus. 312.
Carnegie Institution. 630.
Carnot, Sadi. 323. 334.
Cassagnac, Paul de. 502.
Cassiodorus, Flavius Magnus Aurelius. 524.
Catholicon. 532.
Cauchy, Augustin Louis. 322.
Cauer, Minna. 188.
—, Paul. 161.
Cellini, Benvenuto. 349.
Cervantes, Miguel de. 534. 541.
Challenger-Expedition. 327.
Champs Elysées. 399. 416.
Charakterzeichnung im Drama. 460.
Charles, Jacques Alexandre César. 596.
Chateaubriand, François René Vicomte de. 492.
Chemie. 37. 41.
—, Bildungswert der. 63.
—, Universitätsunterricht in der. 321. 336.
Chemische Industrie Deutschlands, ihre Sammelausstellung auf der Pariser Weltausstellung 1900. 423.
Chemisches Museum zu Charlottenburg. 424.
China. 8. 21. 400.
—, Älteste Zeitung in. 483.
Chinesische Schrift. 518.
Chodowiecki, Daniel. 535.
Choral, Der evangelische. 437.
Chorgesang. 449.
Christentum. 28 f.
Chrysostomus, Johannes. 522.
Clausius, Rudolf. 323. 334.
Clebsch, Rudolf Friedrich Alfred. 320.
Clémenceau, Eugène. 502.
Clovio, Julio. 527.
Cluny, Hôtel de. 357.
Coeducation. 103. 190. 206. 230.
Colbert, Jean Baptiste. 351. 353.
Colleges, Englische. 621.
Collegium Carolinum in Braunschweig. 316.
Colombine. 461.
Columbus, Christoph. 34.
Columbus' Karavellen. 425.
Comenius, Amos. 91. *136. 171.
commedia dell'arte. 460. 462.
comoedia erudita in Italien. 458. 460.
Comte, Auguste. 594.
Confucianismus. 21.
Conservatoire national des Arts et Métiers in Paris. 249. 353. 359.
Corbizzi, Littifredi dei. 527.
Corneille, Pierre. 466.
Corpus inscriptionum graecarum. 626.
— — latinarum. 626.
Cours complémentaires in Frankreich. 265.
Crabbe, George. 645.
Cuvier, George Léop. Chr. Fréd. Dag. Baron de. 325. 374.
Cyprian. 558.
Cyriacus von Ancona. 348.

D.

Dänemark, Fach- und Fortbildungsschulwesen in. 267.
Daily Courant. 489.
Dalberg, Carl Frhr. von. 472.
Dampfmaschine, Wattsche. 34. 39.
Dante Alighieri. 458. 524. 526. 529. 533.
Darstellung, Erziehung zur Kunst der, in der höheren Mädchenschule. 215.

Darwin, Charles. 326. 374. 378.
Dawison, Bogumil. 473.
Denken der Frau. 203.
Denkschrift, Berliner, des Vereins für höhere Töchterschulen. 182.
—, Weimarer, über die höhere Mädchenschule. 177 ff.
Depeschendienst der Zeitungen. 497.
Deputationen, Wissenschaftliche, in Preußen. 149.
Desaguilier. 316. 344.
Descartes, René. 135. 136. 249. 313. 594. 595.
Dessoir, Ludwig. 474.
Dettmer, Eugen. 474.
Deutschland, Entwicklung der Musik in. 439.
— Gewerbeausstellungen in. 393.
Deutschunterricht in der höheren Mädchenschule. 224.
— in der Volksschule. 110.
Devrient, Eduard. 473.
—, Emil. 473. 474.
—, Ludwig. 473.
—, Otto. 454.
Dewey, Melvil. 587.
„Diarium, Wienerisches". 489.
Dichtung, Nationale, am Ausgang des Mittelalters. 31.
Diderot, Denis. 467. 534.
Dienststunden der Bibliotheken. 584.
Diesterweg, Adolf. 97.
Differentialrechnung. 313.
Dingelstedt, Franz. 473.
Diptychon. 522.
Dirichlet, P. Lejeune. 320.
Disputationen. 298.
Dissertationen, Inaugural-. 295. 612. *613.
Döring, Theodor. 473.
Dohrn, Anton. 632.
Doktordissertationen. 295. 612. *613.
Doktorwürde. 614.
Domschulen. 77. 124. 125.
Dornbuschland, Südafrikanisches. 12.
Drama, Weltliches. 456.
—, Verbindung des modernen mit dem antiken, durch die Renaissance. 457.
—, Das regelmäßige, in Deutschland im 18. Jahrhundert. 469.
Dreisilbenkanon, Chinesischer. 519.
Dreyer, Max. 477.
Dürer, Albrecht. 535.
Dumas, Alexandre. 467. 501.
Dumreicher, Armand Freiherr von. 250. 263.
Dur-Moll-System. 431. 435.
Duse, Eleonora. 478.
Dziatzko, Karl. 570.

E.

Ebert, Friedrich Adolf. 557.
Ecole des Beaux-Arts. 353.
Ecole polytechnique zu Paris. 330.
Ehe. 195. 196. 197.
Eichhorn, Preuß. Kultusminister Johann Albert Friedrich v. 155.
Eiffelturm. 396. 405. 416.
Eilers, Gerd. 155.
Einheitsschule. 158. 160. 169. 170. 608. 609.
Einjährigenberechtigung. 154. 158. 159. 163.
Einzeldrucke. 485.
Eisen. 40.
Eisenbahnen. 393.
Eisenbahnlinie, Erste deutsche. 251.
Ekhof, Konrad. 470. 471.
Ekkehard von St. Gallen. 125.
Elektrizitätslehre. 37. 40.
Elektronentheorie. 323.
Elektrotechnik, Laboratorium für. 335.
Eliot, Charles William. 582.
Elsner, Jakob. 527.
Emilia Galotti. 470.
Empfindungen der Frau. 202.
Energetik. 323.
Energie, Erhaltung der. 41. 322.
England, Gestaltung der Universitäten in. 317.
—, Gewerbeschulwesen in. 249. 268.
—, Verstaatlichung von Kunstbesitz in. 352.
—, Volksschule in. 95.
—, Ausgang des modernen Zeitungswesens von. 491.
Englisch im Gymnasium. 167.
— als Bildungsstoff der höheren Mädchenschule. 211.
— in der Realschule. 154.
Enquête der Zeitungen. 504.
Entwicklung, Begriff der. 17.
—, Politische und soziale, des 19. Jahrhunderts. 43 f.
Entwicklungsgang der Organismen, Beispiele vom. 380.
Enzyklopädien. 534. *647.
Erasmus von Rotterdam. 129. 458. 533.
Erdmessung, Internationale. 630. 632.
Erdrinde, Werdegang der, Darstellung vom, im Schaumuseum. 380.
Erklärung, Heidelberger, für das Gymnasium. 162.
Ernesti, Johann August. 146.
Erwerbsgeist als Kulturfaktor. 4. 8.
Erzieherinberuf. 201.
Erziehung der Kinder im Hause. 197.
—, Gemeinsame, der Geschlechter. 103.
Essay. 605.
Este, Herkules von. 459.
Ethik, Leistungen der Griechen für die. 28.
—, Aufgabe der, im akademischen Unterricht. 291.
Ethische Kultur, Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für. 601.
Eukleides, Elemente des. 533.

Euler, Leonhard. 314. 315. 322.
Euripides. 451. 458.
Europa, Kultur von. 25.
Eusebius von Cäsarea. 523.
Exner, Adolf. 156.
Exotische Erzeugnisse. 398.
Eyck, Brüder Van. 526.

F.

Fachgruppen im Unterricht. 227.
Fachschulen. 70.
— in Österreich. 264.
— Kleingewerbliche. 248.
Fachschulwesen, Gewerbliches, in Deutschland. *259. 276.
— Kaufmännisches, in Deutschland. 262.
— Landwirtschaftliches, in Deutschland. 261 f.
— für Mädchen in Deutschland. 262 f.
Fach- und Fortbildungsschulwesen in der Schweiz, Dänemark, Rußland. 267 ff.
— in Amerika. 269 f.
Fakultäten der Universitäten. 291 ff. 618.
Falk, Preuß. Kultusminister Adalbert. 158.
Fallgesetze. 37.
Familie als Faktor des Bildungswesens 58. 76.
—, Stellung der, zur Volksschule. 98.
Familienleben. 196. 198. 199.
Faraday, Michael. 322. 335.
Farcen. 456.
Fastnachtspiele. 456. 468.
Felbiger, Ignaz v. 95.
Fellowship in England. 317.
Feltre, Vittorino da. 127.
Ferienkurse der Universitäten. 614.
Festspielhaus. 479.
Feudalwesen. 30.
Feuerwaffen. 34.
Feuilleton der Zeitungen. 501. 605.
—, Namennennung des Verfassers im. 501.
Fibeln. 544.
Fichte, Johann Gottlieb. 42. 299.
Fichtner, Karl Albrecht. 474.
Finanzwissenschaft. 330.
Fixsternaufnahmen. 631.
Fleck, Johann Friedrich Ferdinand. 474.
„Fliegendes Blatt". 485. 486.
Florentiner, Ausstattungseffekte der Bühne der. 455.
Florenz als Mittelpunkt der Wissenschaft. 544.
Folklore. 634.
Folz, Hans. 456.
Fondation Thiers. 617.
Forschung, Stellung der Reformation zur freien. 36.
Forstwirtschaftsschulen. 330.
Fortbildungskurse der Universitäten. 614.
Fortbildungsschulen. 70. 80. 116. 246.
— für Mädchen. 257 ff.
—, Notwendigkeit des Ausbaus der, im Sinne der staatsbürgerlichen Erziehung. 279.
—, Verhältnis der, zur Meisterlehre. 274.
— in Österreich. 264.
Fortbildungsschulwesen, Gewerbliches, in Deutschland. 252. 271.
—, Kaufmännisches, in Deutschland. 254.
—, Landwirtschaftliches, in Deutschland. 255. 275.
— für Mädchen in Deutschland. *257. 272. 275.
Fortbildungswesen. 597 f.
Foucquet, Jean. 527.
Fourier, Jean Baptiste Jos. Baron. 322.
Francke, August Hermann. 139.
Franckendorfer, Konrad. 527.
Franckesche Stiftungen in Halle. 92.
Frankreich, Errichtung höherer technischer Fachschulen in. 317.
— Gewerbeausstellungen in. 392.
—, Gewerbeschulwesen in. 249.
—, Staatliche Kunst- und Gewerbepolitik in. 351.
—, Berechtigungen der höhern Schule in. 168.
—, Klassische Tragödie und Komödie in. 466 f.
—, Volksschule in. 95.
Franz I. von Frankreich. 349.
—, Lied auf. 486.
Französisch in der Realschule. 154.
— als Bildungsstoff der höheren Mädchenschule. 211.
Frau, Berufe der. 200.
—, Berufswahl der. 195.
—, Betätigungsgebiete der. 195.
—, Empfindungen der. 202 f.
—, Intellektuelle Eigenart der. 202.
—, Kraft und Recht der, zur Persönlichkeit. 194.
—, Universitätsstudium der. 219.
Frauen im Bibliotheksdienst. 642.
Frauenbewegung. 186. 190. 191.
Frauenverein, Allgemeiner deutscher. 258.
Fraunhofer, Joseph von. 322. 323. 331.
Freihandel. 47.
— in Preußen. 251.
Freiheit, Akademische. 620.
Freiluftmuseen. 366.
Freizügigkeit, Akademische. 620.
Fresnel, Augustin Jean. 322.
Frick, Otto. 160. 166.
Friedrich der Große. 545. 558. 559. 622.
—, seine Stellung zur Schule. 93. 142. 244. 245.
—, — zur Berliner Akademie. 315.
—, — zur dramatischen Kunst. 470.

Friedrich der Große, seine Stellung zu den Zeitungen. 489.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. 551.
Friedrich Wilhelm III. 354.
Führungen in den Museen. 365. 382. 600. 637.
Fürsorge, Ausdehnung der öffentlichen, im Erziehungswesen. 80.
Fürsorgeerziehung. 80.
Fürstliche Bibliotheken. 553.
Fulda, Klosterbibliothek von. 542. 547.
Fulda, Ludwig. 477.

G.

„Gänsebuch". 527.
Gärten, Botanische. 325. 326. 632. 635.
—, Zoologische. 381. 635. 636.
Galilei, Galileo. 36. 37. 135. 314.
Galton, Francis. 16.
Galvani, Luigi. 610.
„Gassenhawerlin". 437.
Gauß, Karl Friedrich. 318. 320. 322. 333. 337. 631.
gazettanti. 484.
Gedächtnis der Frau. 203.
Gedicke, Friedrich. 143. 153.
Gefühlsvorgänge im weiblichen Geiste. 204.
Geisteswissenschaften, Bedeutung der. 289 f.
—, Gegenstand und Methode der, und Unterschied von den Naturwissenschaften 284 ff.
—, Gliederung der. 286 ff.
—, Studium der, auf den deutschen Schulen und Universitäten. 290.
—, Geschichtliche Entwicklung des Studienbetriebs in den. 297 f.
Geistliche, ihre Beziehungen zu den Schauspielen. 452. 454.
Geldwirtschaft. 23. 33.
Gelehrtenschule. 79.
Gemäldegalerieen. 354.
Gemeinde, Stellung der, zur Volksschule. 99.
Gemeinschaftsleben der Kinder, Einfluß der Volksschule auf das. 105.
General-Landschulreglement Friedrichs des Großen. 93.
Genie, seine Isoliertheit. 16.
Geodäsie. 333.
Geographieunterricht. 62. 110. 159.
Geologie. 41.
—, Wissenschaftliche Bedeutung der. 324.
Geometrie. 26. 313.
—, Darstellende. 333.
Georg II. von Sachsen-Meiningen. 478.
Germanen als Staatengründer im Mittelalter. 30.
Gesangunterricht. 110. 448.
Geschäftsanzeigen der Zeitungen. 490. 504.
Geschichte, Philosophie der. 299.
Geschichtsunterricht. 61. 109. 159.
Geschichtsunterricht in der höheren Mädchenschule. 225.
Geschichtsvereine. 357.
Geschichtswissenschaft. 42 f.
Gesellschaft als Faktor des Bildungswesens. 5. 57.
Gesellschaften, Gelehrte. 37.
Gesner, Conrad. 372.
—, Joh. Mathias. 145. 556. 560. 576.
Gewerbeausstellungen. 392.
Gewerbefreiheit in Preußen. 251.
Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. 252. 253.
Gewerbeschulen in Deutschland und Österreich. 247. 250. 252. 263. 331.
— in Baden und Württemberg. 246. 248.
— in Preußen. 248.
— in England. 250.
— in Frankreich. 249. 264. 265.
Gewerbevereine in Deutschland. 247.
Gewerbliche Berufe der Frau. 201.
Giocasa, La. Erziehungsanstalt. 127.
Gipssammlungen. 355.
Glockendon, Nicolas und Albert. 527.
Glossatoren. 528.
Gluck, Christoph Ritter v. 441.
Glyptothek, Münchener. 355.
Gnostizismus. 29.
Gobelins, Manufacture des, in Paris. 391.
Goethe, Johann Wolfgang. 84. 147. 171. 475. 541. 557. 584. 604.
—, seine Regeln für die Schauspielkunst. 472.
Göttingen, Universität. 318.
—, — Bedeutung auf dem Gebiete der angewandten Mathematik und Physik. 337.
—, Bibliothek der Univ. 545. *555. 577.
Goßler, Preuß. Kultusminister Gustav v. 158. 162.
Gotha, Herzogl. Bibliothek in. 558.
—, Hoftheater in. 471.
Gottsched, Johann Christoph. 469.
Gould, Benjamin Apthorp. 631.
Gradmessung, Europäische. 630.
Graevius, Johann Georg. 558.
Graphische Methoden. 333.
Grashoff, Franz. 331. 334.
s'Gravesandes Physices elementa. 316.
Gravitation. 36.
Green, George. 322.
Griechenland, Wissenschaftliche Korporationen in. 593.
Griechentum, seine Bedeutung für die Kultur. 25.
—, seine Musikkultur. 432.
Griechische Sprache, ihre Schätzung im Philanthropinismus. 140.
—, Herders Urteil über die. 147.
—, Stundenzahl für die, am preußischen Gymnasium. 150.

Grillparzer, Franz. 473. 475. 564.
Grimm, Jakob. 545.
—, Brüder. 634.
Grüninger, Johann. 535.
Grundeigentum, Privates. 32.
Gruppenausstellungen. 422.
Gryphius, Andreas. 469.
Guerike, Otto von. 316. 553.
Gutenberg, Johann. 34. 531.
Gymnasien, Griechische. 76.
Gymnasium. 68. 319.
— Humanistisches. 608.
— —, Heidelberger Erklärung für das. 162.
—, Weltfremdheit des, zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 152.
—, Johann Sturms protestantisches. 131.
—, Joachimsthalsches und Friedrich-Werdersches. 143.

H.

Haeckel, Ernst. 83. 289.
Händel, Georg Friedrich. 440.
Haeseler, Generalfeldmarschall Gottlieb Graf. 598.
Hagedorn, Friedrich v. 146.
Haizinger, Amalie. 474.
Halbbildung. 57.
Halle, Universität. 318.
—, Bibliothek der Universität. 557.
Haller, Albrecht v. 318.
Hamburg, Nationaltheater in. 470. 472.
Hamilton, Sir William Rowan. 322.
Hamlet. 464. 465.
Hammurabi. 23.
Handarbeitsunterricht. 111. 228.
Handelshochschulen. 255. 265.
Handelspolitik, Merkantilistische. 35.
Handelstädte. 33.
Handschriften. 523 ff.
— -Fabriken. 527.
— -Malerei. 524. 525. 526.
—, Verbreitungsfähigkeit der, im Mittelalter. 529.
—-Verleihung. 571.
Handwerkerverein, Berliner. 599.
Handwerksschulen, Initiative einzelner Privater, später neuer beruflicher Verbände, zur Errichtung von. 246.
—, Staatliche, in Deutschland. 252.
—, Allgemeine, in Österreich. 264.
Hanisius, David. 552.
Hanswurst. 463. 469.
Harlekin. 461.
Harmonie. 430. 432.
Harnack, Adolf. 568.
Harnisch, Wilhelm. 97.
Hartwig, Otto. 570.
Harvey, William. 373.
Haug. 325.
Haupt- und Staatsaktionen. 469.
Hauptmann, Gerhart. 477.
Hausfrau. 196 ff.
Haushaltungs- und Kochkurse. 259.
Haushaltungsunterricht. 111.
Hauslehrer. 75.
Hausmusik. 446. 449.
Haustiere. 12.
Hauswirtschaftsunterricht in der höheren Mädchenschule. 236.
Hazelius, Artur. 367.
Hebräer, Musik der. 432.
Hecker, Johann Julius. 144. 154.
Hedwig, Herzogin, von Schwaben. 125.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 42. 299. 594.
Hegius, Alexander. 129.
Heidelberg, Universität und Bibliotheca Palatina in. 544.
Heiligenlegenden als geistliches Spiel. 452.
Heliand. 124.
Helmholtz, Hermann von. 320. 322. 328. 610.
Hendrichs, Hermann. 474.
Herbarien. 636.
Herbart, Johann Friedrich. 42. 97. 171.
Herder, Johann Gottfried. 55. 145. 146. *147. 170. 299. 557.
Heron von Alexandria. 26. 27.
Herrad von Landsberg. 525.
Hertz, Heinrich. 320. 322. 335. 610.
Heydt, Preuß. Handelsminister Aug. Frhr. von der. 248.
Heyne, Christian Gottlob. 146. 299. 556. 562.
Hieroglyphen. 518.
Hieronymus. 523. 528.
Hilfsschulen. 67. 103. 115.
Himmelsphotographie. 631.
Hipparch. 24. 27.
Hirn, Gustav Adolf. 322. 334.
Hirsching. 561.
Historien, Wahrhaftige. 544.
Historismus. 304.
Hobbes, Thomas. 594.
Hochschulbildung. 609.
Hochschule, Vorbildung für die. 338 ff.
—, Weiterbildung nach der. 342.
Hochschulen, Technische. 69. 332. 337 f.
Hochschulkurse, Volkstümliche. 73. 343.
Höfe, Stellung der deutschen, zur Musik. 441.
Höflichkeit, Erziehung zur. 111.
Hörigkeit. 32.
Hofmeister. 326.
Holberg, Ludwig. *468. 469.
Holzschnitt, seine Verwendung zum Buchschmuck. 535.
Homburg, Prinz von. 475.
Hornemann. 160.
Hortus deliciarum. 525.
Hrabanus Maurus. 124. 542.
Hroswitha von Gandersheim. 124. 451.

Humanismus. 530.
— als Weltanschauung. 63.
— als Neubeleber der Schulen. 127.
—, Bedeutung des, für die Entwicklung der Bibliotheken. 548.
—, Förderung des, durch den Buchdruck. 532.
Humanitätsbildung. 79.
Humboldt, Alexander v. 324. 374. 631.
—, Wilhelm v. 149. 319. 354. 545. 559. 562.
— -Akademie. 599.
Hydepark. 395.
Hygiene. 328.

I.

Ibsen, Henrik. 468. 477.
Idealismus, Deutscher. 42.
Ideographisches Prinzip der Gliederung der Wissenschaften. 288.
Iffland, August Wilhelm. 474.
Imperialismus. 48.
Index librorum prohibitorum. 534.
Indien, Kultur von. 22.
Induktion, Ratkes Eintreten für, im Unterricht. 136.
Industrieschulen s. Gewerbeschulen.
— in Böhmen. 246.
Infinitesimalrechnung. 36. 313.
Ingenieurwissenschaften, Erste Vorlesung über. 316.
— an den Technischen Hochschulen. 334.
Inkareich. 20.
Innungen in Deutschland. 247.
Inserate in den Zeitungen. 491.
Institut de France. 623.
Institute, Archäologische. 617. 632.
—, Botanische. 326.
—, Internationale wissenschaftliche. 630.
—, Physikalische. 323.
— der Universitäten. 613.
—, Wissenschaftliche Einzel-. 618.
—, Zoologische. 326.
Institutionen, Öffentliche. 3.
Institutsbibliotheken. 579.
Instrumentalmusik. 438. 439.
Integralrechnung. 313.
Intelligenzblätter. 490.
Interview. 504.
Italien, Entwicklung der Musik in. 440.
—, Bühnenausstattung in. 455.

J.

Jacobi, Moritz Hermann v. 320.
Jaeger, Oscar. 164.
Jagd. 12.
Jahresberichte der einzelnen Wissenschaften. 643.
Jahreszeiten, Wechsel der. 11.
Jahrmärkte, verglichen mit Ausstellungen. 427.
Japan. 8. 21. 404.
Jena, Bibliothek der Universität. 557.
Jesuitenorden. 38.
Jesuitenschulen. 60. 133.
Jesus im geistlichen Spiel. 452.
Josef II. 471. 489.
Joule, James Prescott. 322. 335.
Journal de Paris. 489.
— des Savants. 491.
Journalistik als Beruf. 493.
—, Bedeutung der. 513.
Judas Ischarioth im geistlichen Spiel. 453.
Jugendschriften, Einführung der Frau in die Literatur der. 235.
Jungfrau von Orleans, französisches Schauspiel. 456.
Junius-Briefe. 492. 534.
Jurisprudenz, Akademischer Unterricht in der. 291. 293 f.
—, Systematische Stellung der, in der Wissenschaft. 292.

K.

Kabinette, Physikalische. 316.
Kadettenhäuser. 72.
Kästner, Abraham Gotthelf. 318.
Kaiser Friedrich-Museum in Berlin. 361.
Kalender. 544.
Kameralwissenschaften. 330.
Kant, Immanuel. 171. 299. 318. 533. 591.
Kantoreien. 439.
Kapitalismus. 35. 45.
Karavellen des Columbus. 425.
Karl der Große. 77. 89.
—, seine Schulreform. 123.
Karl Eugen von Württemberg. 145.
Karlsschule, Hohe. 145.
Kartell der Akademieen der Gegenwart. 628.
Katalog, Alphabetischer und systematischer, der Bibliotheken. 556. 559. 563. 570. 573. 642.
—, Internationaler, der naturwissenschaftlichen Literatur. 535. 644.
Katechumenenunterricht. 77.
Kathedralschulen. 124.
Keilschrift. 518.
Kelvin, Lord. 323.
Kepler, Johannes. 36. 135. 316.
Kindergärten. 80. 236.
Kindermann, Ferdinand. 246.
Kinder-Pflege und -Erziehung. 197.
— als Unterrichtsstoff der höheren Mädchenschule. 218. 236.
King-pao. 483.
Kirche, Christliche, als Kulturfaktor. 5.
—, Katholische. 29. 48.
— als Schulbegründer. 76. 89.

Kirche als Herrin in der Schule. 122.
—, Stellung der, zur Volksschule. 98 f. 107.
—, —, zur Musik. 434. 436.
—, —, zum Theater. 453.
Kirchenväter, Werke der. 531.
Kircher, Anastasius. 314.
Kirchhoff, Gustav. 320. 322. 323.
Klaproth, Martin Heinrich. 325.
Kleist, Heinrich von. 475.
Klerikerbildung. 77.
Klerus, Katholischer. 31.
Klima, sein Einfluß auf die Kultur. 10.
Klopstock, Friedrich Gottlieb. 146.
Klosterbibliotheken. 547.
Klosterschulen. 77. 124. 125.
Klöster. 593.
Koch- und Haushaltungskurse. 259.
Kodex. *522. 543.
—, Einfluß der Bevorzugung des, auf die Erhaltung der antiken Literatur. 523.
Köpke, G. 170.
Kohlen. 40.
Kolonialpolitik. 35.
Kolumne der Buchrolle. 521. 523.
Komik, Bedeutung der, für das Schauspiel. 456.
Komödie der Renaissance. 459.
—, Klassische französische. 466.
Kompaß. 34.
Konferenz, August-, Berliner, von Mädchenschullehrern. 183.
Kongregationen, Marianische. 133.
Kongresse, Wissenschaftliche. 633.
—, —, in Verbindung mit Ausstellungen. 426.
—, — Fach-. 624.
Kontrapunkt. 436.
Konzertwesen. 441.
Kopernikus, Nikolaus. 36. 313.
Korrespondenten der Zeitungen. 496.
Korrespondenz-Bureaux für Zeitungen. 498.
Korrespondenzorte der Zeitungen im 16. und 17. Jahrh. 484. 487.
Korrespondenzschulen, Amerikanische. 270.
Kraft, Gesetz von der Erhaltung der. 322.
Kreditwesen. 23.
Krieg, Dreißigjähriger, seine Bedeutung für die Entwicklung der Volksschule. 91.
Kristallographie, Wissenschaftliche Behandlung der. 324.
Kristallpalast in London 395. 396. 397. 400. 413. 416.
Kronecker, Leopold. 320.
Kujundschik, Tontafeln von. 543.
Kultur, Begriff der. 1.
—, Äußere Einflüsse auf die. 10.
—, Entwicklung der. 14 f. *19.
—, Fortschritt der, durch äußere Übertragung und Ausbreitung. 18.
Kultur, Güter und Produkte der. 3.
—, Verschiedene Seiten der. 2 ff.
—, Streben der, nach Überwindung der Naturwiderstände. 13.
—, Triebkräfte der. 4 f. 9.
—, Vererbung der. 13 f.
—, Musikalische. 430 ff.
—, Wirtschaftliche. 32.
Kulturfähigkeit der Rassen, Verschiedene. 7. 16.
Kulturkampf. 49.
Kultus, Musik im christlichen. 434.
Kultusministerium, Selbständiges, in Preußen. 150.
Kunst, Ägyptische. 402.
—, Griechische. 28.
—, Mittelalterliche. 32.
—, Neuzeitliche. 39.
—, Orientalische. 24. 401.
—, des 19. Jahrhunderts. 43.
—, Bedeutung der, im Leben. 448.
—, Erziehung zur. 64.
— in den Arbeitervierteln der Großstadt. 365.
Kunstakademieen und Kunstschulen. 247.
Kunstausstellungen. 351. 360. 362. *390. 407.
Kunsterziehung. 599.
— in der höheren Mädchenschule. 215.
Kunstformen der Architektur. 396.
Kunstgewerbe. 358. 360.
—, Unterricht für das, in Frankreich. 249. 266.
— —, in Österreich. 263. 264.
Kunstgewerbeausstellungen. 392.
Kunstgewerbemuseen. 358.
—, Wirkung der, auf die Industrie. 364.
Kunstgewerbeschulen. 359.
Kunstkammern. 349. 356. 358. 359.
Kunstmuseen. 637.
Kunstsammlungen. 347. 350. 351. 355.
Kunstvereine. 356 f.
Kunstwissenschaft. 348.
Kyeser, Konrad. 527.

L.

Labiche, Eugène Marie. 467.
Laboratorien, Chemische und physikalische. 321.
—, Technische. 334.
Ladenberg, Preuß. Kultusminister Adelbert von. 155. 179.
Lagrange, Joseph Louis. 315. 322. 332.
Lambert, Johann Heinrich. 315.
Lancaster, Ray. 382.
Landesausstellungen. 392. 407.
Landesgewerbeverein, Hessischer. 247
Landesmuseen. 368.
Landesschulrat. 81.
Landwirtschaft, beeinflußt durch den Wechsel der Jahreszeiten. 11.
Landwirtschaftsschulen. 261. 330.

Lange, Friedrich. 161.
—, Helene. 185.
Laplace, Pierre Simon Marquis de. 332.
La Roche, Karl v. 473. 474.
Latein als Kirchen- und Gelehrtensprache. 30.
— in der mittelalterlichen Schule. 90. 124.
—, Herders Urteil über das. 147.
— im Philanthropinismus. 140.
—, Stundenzahl für, am preußischen Gymnasium. 150.
— in der höheren Mädchenschule. 210. 219. 230.
— in der Realschule. 154.
Lateinschule. 69. 79.
Laube, Heinrich. 473. 474.
Lauber, Diebolt, in Hagenau. 527.
Lavoisier, Antoine Laurent. 37. 321.
Leeuwenhoek, Antonius van. 373.
Leges barbarorum. 528.
Lehr- und Lernfreiheit an den Universitäten. 620.
Lehrer, Wirkung seiner Persönlichkeit. 105.
Lehrerbildung, Franckes Verdienst um die. 139.
— im Philanthropinimus. 141.
— unter Friedrich dem Großen. 143.
Lehrerinberuf. 201.
Lehrerinnen, Verwendung von, in der höheren Mädchenschule. 178. 181. 183. 184. 186. 188. 190.
—, Staatliche Ausbildungsanstalten für wissenschaftliche. 185. 186.
Lehrerinnenseminar. 237.
Lehrerinnenverein, Allgemeiner Deutscher. 189.
Lehrerprüfung. 149. 150. 165.
Lehrerstand, seine Verweltlichung. 79.
— im Anfang des 19. Jahrhunderts. 149.
— der höheren Schulen, seine Vorbildung und Stellung am Ende des 19. Jahrhunderts. 165.
—, seine Stellung zur Volksschule. 99.
Lehrfächer der Volksschule. 104.
Lehrlingsfortbildungsschule. 274.
Lehrlingsschulen, Gewerbliche, in Frankreich. 265.
Lehrpläne, Die Wieseschen. 156.
—, Die Bonitzschen. 158.
— von 1892. 163.
— von 1901. 167.
Lehrplan des preußischen Gymnasiums zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 150.
— des bayrischen Gymnasiums zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 151.
— der höheren Mädchenschule. 223 f.
Lehrwerkstätten für Lehrlinge in Deutschland. 276.
— — in Frankreich. 276.
— für Gesellen und Meister. 278
Leibniz, Gottfried Wilhelm. 36. 138. 313. 315. 544. *553. 556. 569.
Leihverkehr der Bibliotheken untereinander. 571.
Leipzig, Bibliothek der Universität. 557.
Leo der Isaurier. 542.
Lese-Cammer der Königl. Bibliothek zu Berlin. 559.
Lesehallen. 600.
Leseunterricht in der Volksschule. 108.
Lesezimmer der Bibliotheken. 569.
Lessing, Gotthold Ephraim. 299. *469. 472. 560.
Lette-Verein. 258.
Libertas, Bibliothek im Tempel der. 639.
Lichtenberg, Georg Christoph. 318.
Lichtwark, Adolf. 364.
Liebig, Chemisches Unterrichtslaboratorium von, in Gießen. 321. 328.
Lied. 439.
— s. auch Volkslied.
Lieder, Neue Schöne. 544.
Linné, Carl von. 37. 325. 373. 374.
List, Friedrich. 251.
Liszt, Franz von. 443.
Literatur, Griechische. 28.
—, Neuzeitliche. 38.
— des 19. Jahrhunderts. 43.
—, Populärwissenschaftliche, in Naturwissenschaft und Technik. 344.
Livre d' Heures der Anne de Bretagne. 527.
Lobeck, Christian August. 566.
Loewe, Ludwig. 474.
Logarithmentafeln. 313.
Logik. 26. 291.
Lokalmuseen. 367.
Lokalnachrichten der Zeitungen. 496.
London, Bibliothek des Britischen Museums in. 555. 569. 571.
—, Weltausstellungen in. 249. 358. *394. 400. 413.
Lope Felix de Vega Carpio. 463.
Lorinser, Karl Ignaz. 151.
Louvre. 353.
Ludwig XII. von Frankreich. 486.
Ludwig XIV. von Frankreich. 351.
Luftballon. 596.
Lustspiel, Italienisches, der Renaissance. 459.
—, Modernes. 476.
—, Typen im europäischen, des 16. Jahrhunderts. 456.
Luther, Martin. 36. 90. 129 f. 134. 437. 532. 548.
Lyrik, Förderung der, durch die Musik. 435.
Lysippus. 348.
Lyzeen, Lehrstoff an den französischen. 317.

M.

Mabillon, Jean. 551.
Machiavell, Niccolo. 459.

Maderus, Joachim Johann. 546.
Mädchen-Gymnasium, -Realgymnasium und -Oberrealschule. 230.
Mädchenhandelsschule in München. 258.
Mädchenhort. 236.
Mädchenschule, Höhere. 175 ff.
—, Bestimmungen vom 31. Mai 1894, für die. 189.
—, Bildungsideal der. 207 f.
—, Bildungsstoffe der. 209 ff.
—, Kulturwert und Kulturaufgabe der. 190.
—, Lehrerkollegium der. 240.
—, Zahl der Schuljahre. 209.
—, Vorbildung für das häusliche Leben durch die. 234.
—, Wissenschaftlicher Oberbau der. 229 f.
Mädchenschulen, Deutscher Verein von Dirigenten und Lehrern der höheren. 183. 184.
magister principalis. 125.
— scholarum. 125.
Magnus, Heinrich Gustav. 324.
Major, Joh. David. 350. 373.
Malerei, Mittelalterliche. 32.
—, Neuzeitliche. 39.
Malus, E. L. 322.
Mandragola des Machiavell. 459. 460.
Manufacture des Gobelins in Paris. 391.
— Royale des Meubles de la Couronne. 351. 353.
Marburg, Bibliothek der Universität. 557.
Marco Polo. 529.
Marduk. 24. 25.
Marienspiel. 452.
Marivaux, Pierre de. 467.
Mark Aurel. 533.
Marsfeld in Paris. 392. 402.
Maschinen, Eindringen der, in die Technik. 330.
Maschinenindustrie. 39. 392.
Maschinenkonstruktion, Theorie der. 334.
Maschinenlaboratorien. 334.
Maß- und Gewichtsbureau, Internationales. 630.
Maßsystem, Babylonisches. 24.
Mathematik. 42.
— im Gymnasialunterricht. 148. 159.
— in der höheren Mädchenschule. 214. 226. 228.
— an den Universitäten. 336.
Mathematik-Unterricht. 62. 341.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de. 315.
Mauriner-Kongregation. 544.
Maxwell, James Clerk. 322. 323. 335.
Maya-Völker. 20. 518.
Mayer, Robert. 322. 323.
—, Tobias. 318.
Mazarine Bibliothèque. 550.
Mechanik, Technische. 26. 37.
Meckel, Johann Friedrich. 325.
Medici, Cosimo de'. 348. 531. 544. 547.
Medici, Lorenzo de'. 348.
Medizin. 42.
—, Naturwissenschaftliche Methoden in der. 327.
Mehrstimmigkeit in der Musik. 435.
Meierotto, Johann Heinrich Ludwig. 143.
Meinung Öffentliche. 491.
— —, ihr Verhältnis zur Presse. 508.
Meisterlehre. 274. 277.
Melanchthon, Philipp. 130. 134.
Melodie als Grundelement der Musik. 430. 431.
Menander. 459.
Mendelejeff, Dimitrij. 594.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. 443.
Menschenrassen. 6.
Mensuralmusik. 436.
Menzel, Adolf. 535.
Mesopotamien als Sitz ältester Kultur. 19.
Messen, Kaufmännische. 390.
—, Vergleich der, mit Ausstellungen. 427.
Meßrelationen, Frankfurter. 487.
Metaphysik, Aufgabe der, im akademischen Unterricht. 291.
Methode des Unterrichts in der höheren Mädchenschule. 219 ff.
Methodologie der Wissenschaften. 594.
Mexiko. 20.
Meyer, L. 594.
Meyerbeer, Giacomo. 443.
Michaelis, Johann David. 556. 557.
Mikroskop. 373.
Milton, John. 136. 492.
Mineralogie, Wissenschaftliche Behandlung der. 324.
Minna von Barnhelm. 470.
Minnesänger. 435.
Minnesängerhandschrift, Heidelberger. 527.
Mitarbeiter, Freie, der Zeitungen. 500.
Mitscherlich, Eilhard. 325.
Mittelschulbildung. 607.
Mittelschulen. 115.
—, Gleichstellung der neunklassigen. 607.
Mittelstand, Freier bürgerlicher. 33.
Mönche als Abschreiber von Handschriften. 524.
Mohammedanismus. 22.
Mohl, Hugo v. 326.
—, Robert v. 560. 565. 566. 578. 579.
Molière, Jean-Baptiste Poquelin. *467. 468. 469.
Mommsen, Theodor. 306. 614. 626.
Monatsschriften, Politische. 491.
Monge, Gaspard. 333.
Monodie. 438.
Montesquieus Lettres persanes. 534.
Monumenta Germaniae historica. 626.
Moralitäten. 457.
Morphologie der Pflanzen. 326.

Morphologie der Tiere. 325.
Mozart, Wolfgang Amadeus. 441.
Müller, Johannes. 326. 328.
München, Hof- und Staatsbibliothek zu. 562.
Münchhausen, Freiherr Gerlach Adolf v. 545. *556. 577.
Münzprägung. 23.
Muqadamāt des Ibn Khaldūn. 533.
Museen. 347 ff.
—, Wirkung der, auf die Kunst. 363.
—, Führungen in den. 365. 382. 600. 637.
—, Botanische. 636.
—, Freiluft-. 366.
—, Königliche, zu Berlin. 360.
—, Kunst-. 637.
—, Landes-. 368.
—, —, Bedeutung für das heranwachsende Geschlecht. 382.
—, Lokal-. 367.
—, Naturwissenschaftliche. 372 ff.
—, — als Archive. 375.
—, — als Fortbildungsmittel. 376.
—, Provinzial-. 386.
—, Volks-. 366.
—, in den kleineren Städten. 355 f.
—, Zoologische. 637.
Museum, Der Name. 350.
—, Berliner. 354.
—, Bethnal Green-, in London. 366.
—, Das Britische. 352. 355.
—, Kaiser Friedrich-, in Berlin. 361. 362.
—, Pergamon-. 361.
—, Ruskin-, in Sheffield. 366.
—, South-Kensington-. 358. 398. 416.
—, Thermen-, in Rom. 361.
—, Chemisches, zu Charlottenburg. 424.
Museumsbeamte. 360.
musiche, nuove. 438.
Musik, Mittelalterliche. 32.
—, Neuzeitliche. 39.
— im Götterkultus. 431.
—, im christlichen Kultus. 434.
—, Weltliche. 437.
—, Entwicklung der. 432.
—, Grundlagen der. 430.
—, Metaphysik der. 431. 442.
—, Hellenische Philosophie der. 433.
—, Unterricht in der. 436.
—, Vervollkommnung der Technik der. 444.
—, Zukunft der. 445 ff.
Musikleben der Gegenwart. 441. 446.
Musiktheorie, System der griechischen. 432.
—, des Mittelalters. 435.
Mussato. 468.
Musschenbroeks Elementa physices. 315. 316.
Mutterberuf. 196 f.
Muttersprache als Mittelpunkt des Unterrichts. 60.
Muttersprache, Verfolgung der, durch den Humanismus. 128.
—, Verhältnis zur, in der mittelalterlichen Schule. 124.
—, —, in der Schule der Reformationszeit. 130.
—, Ratkes und Comenius' Eintreten für die. 136. 137.
—, Thomasius' Eintreten für die. 138.
—, Herders Ansicht über die Stellung der, im Unterricht. 147.
—, Pflege der, in den Franckeschen Stiftungen. 139.
—, Unterricht in der. 108.
—, —, in der höheren Mädchenschule. 224.
— in der Komödie der Renaissance. 459.
Mysterien des Altertums. 29.
—, Mittelalterliche. 454. 456.
Mythologie, Babylonische. 24.

N.

„Nachrichten, Berlinische". 489.
Nachrichtendienst der Zeitungen. 495.
Nägeli, Karl Wilhelm von. 326. 636.
Napoleon I. 392.
Napoleon III. 399. 401.
Nathan der Weise. 470.
Nationalgefühl. 3.
Nationalität, Einfluß der, auf die Volksschule. 87.
Nationalismus, Überspannung des. 60.
Nationalmuseum, Germanisches, in Nürnberg. 357.
Nationaltheater, Deutsches, in Hamburg. 470.
— in Mannheim. 472.
Naturaliensammlungen. 349.
Naturlehre. 314.
Naturmensch in seiner Stellung zur Kultur. 8.
Naturrecht. 299. 300.
Naturwissenschaft, Exakte. 26. 40.
—, Beschreibende. 37.
Naturwissenschaften, Unterricht in den. 62. 110. 156. 159. 226. 341.
—, —, unterstützt durch naturwissenschaftliche Museen. 385.
— als Bildungsstoff der höheren Mädchenschule. 213.
Naturwissenschaftliche Museen, ihre Haupttypen. 383.
Naudé, Gabriel. 551.
Navier, Ludwig. 322. 332.
Neger. 8.
Negritos. 7.
Neuber, Caroline. 469.
Neuhumanismus. *145. 319.
Neumann, Franz. 320. 321. 322. 325.
—, Luise. 474.
Neuplatonismus. 29.

News writers. 484.
Newton, Isaac. 36. 37. 313. 321.
Nibelungenlied. 545.
Niccoli, Niccolo. 547.
Niethammer, Friedrich Immanuel. 151. 153. 154.
Nietzsche, Friedrich. 300. 301. 433. 442.
Nippur, Bibliothek von. 638.
Nischni-Nowgorod. 391.
Nobelstiftung. 626.
Nomenklatur, Naturwissenschaftliche. 373.
Normallehrplan der höheren Mädchenschule. 179. 184.
Normen des Lebens. 192.
Normwissenschaften. 287.
Nouvellistes. 484.
novellanti. 484.
Novellisten. 484.

O.

Oberlehrerinnen, Vorbildung der. 239.
Oberrealschule. 159. 160. 161. 164. 608. 609.
Oberschulkollegium, Preußisches. 143.
Obrigkeit, Stellung der weltlichen, zur Volksschule. 90 f.
Oerstedt, Hans Christian. 322.
Österreich, Gewerbeschulwesen in. 250.
—, Reformen des höheren Knabenschulwesens in, im 19. Jahrhundert. 156. 160.
—, Versuche zur Hebung der technischen Bildung im 18. Jahrhundert in. 244.
—, Volksschule in. 95.
Ohm, Georg Simon. 322. 323.
Oper. 440. 441. 459. 469. 470.
Optik. 37. 41.
Opus Palatinum. 313.
Organisation, Begriff der. 591.
Organisationspläne der Tiere. 379.
Organismen, Entwicklungsgang der, Beispiele vom, im Schaumuseum. 380.
Ostendorf, Julius. 160.

P.

Pachomius. 524.
Paciuolos Summa. 313.
Pädagogik, s. Bildung, Mädchenschule, Schule, Universitäten, Unterricht, Volksschule.
— als Unterrichtsstoff der höheren Mädchenschule. 218.
Palais de l'Industrie in Paris. 399. 405.
Paläontologie. 325.
Palimpsest. 523.
Panciroli, Guido. 550.
Pandektenhandschrift, Pisaner. 528.
Panizzi, Antonio. 565.
Pantalone. 461.
Papier, Verwendung von, für Handschriften und Bücher. 529. 532.
Papin, Jean. 596.
Papsttum. 30.
Papyrus. *520. 543.
— Prisse. 542.
„Paradiese" der Perserkönige. 635.
Paris, Bibliothèque Mazarine und Bibliothèque du Roi in. 550. 555.
—, Weltausstellungen in. 399. 401. 405. 413.
—, Ausgangspunkt des europäischen Dramas von. 456.
—, Mittelpunkt des Theaters in. 466.
Park der Intelligenz Wu-Wangs. 635.
Parlamentarismus, Einfluß des, auf die Zeitungen. 500.
— in England. 35.
Parodie. 437.
Pathelin, Advocat. 456. 459.
Pathologie. 328.
Paulsen, Friedrich. 161.
Paulus Diaconus. 123.
Paxton, Erbauer des Kristallpalastes. 395.
Pelagius. 528.
Pergament. *522. 529. 532. 543.
Pergamon, Bibliothek von. 639.
Pergamon-Museum, Berliner. 361.
Persönlichkeit, Streben nach und Wert der. 191. 193.
—, Kraft und Recht der Frau zur. 194.
Peruaner. 20.
Pestalozzi, Johann Heinrich. 55. 59. *96. 103. 170. 244.
Peter von Pisa. 123.
Petrarca, Francesco. 458. 530. 547.
Petrus Ramus. 313.
Pettenkofer, Max von. 328.
„Pflanzenreich, Das", Unternehmen der Berliner Akademie. 626.
Pflege der Kinder im Hause. 197.
Philanthropinismus. 92 f. *139.
Philobiblon Richards de Bury. 528.
Philologie. 43.
— Organon der Geisteswissenschaften. 284.
—, Betrieb der, an den Universitäten. 294 f.
Philosophie, Leistungen der Griechen für die. 28.
—, Neuzeitliche. 37.
— des 19. Jahrhunderts. 42.
—, Aufgaben des akademischen Unterrichts in der. 291.
—, Aufnahme der Wolfischen, in den Lehrbetrieb der Universitäten. 555.
—, Bildungswert der. 63.
— Interesse für die, in der Gegenwart. 308.
Philosophische Fakultät. *294. 319.
Phönizier. 23.
Phylogenie des Pflanzenreichs. 326.
Physik. 37. 40.
—, Bildungswert der. 63.
— an den Universitäten im 18. Jahrhundert. 315.

Physik an den Universitäten der Gegenwart. 336.
Physikalische Kabinette. 316.
Physiologie in der Medizin. 328.
— der Pflanzen. 326.
Pickelhäring. 463.
Pietismus, Einwirkung des, auf die Volksschule. 92. 93.
—, Eintreten des, für die Umwandlung des höheren Schulwesens. 139.
Plakat. 490.
Planeten. 24. 27.
Plankton-Expedition Hensens. 327.
Plato. 433. 533. 541. 593. 594. 595. 622. 649.
Platter, Thomas. 131.
Plautus, T. Maccius. 451. 459. 460.
Plinius Secundus Maior, C. 520. 539.
Poggio, Gian-Francesco. 548.
Poinsot, L. 322.
Politik, Allgemeine, des 19. Jahrhunderts. 47.
Pollio, C. Asinius. 547. 639.
Polyphilus' Hypnerotomachia. 535.
Poncelet, Jean Victor. 332.
Postmeister als Avisenschreiber. 484.
Postreuter. 487.
Prälektionen. 298.
Prämiierungen auf Ausstellungen. 418.
Präparandenanstalten. 97.
Präsenzbibliothek. 640.
Präzession der Nachtgleichen. 24. 27.
Preisaufgaben der Akademieen und Universitäten. 625.
Preisgerichte der Ausstellungen. 418.
Presse, Allgemeine Funktion der. 507.
—, Bedeutung der, für die Volksbildung. 604.
—, Geschäftsprinzip der. 510.
—, Kulturfördernder Einfluß der. 510.
—, Periodische. 482. 488.
—, Verhältnis der, zur öffentlichen Meinung. 508.
Preßfreiheit. 47. *492.
Preßgesetzgebung. 493.
Priesterschaften als Träger der Wissenschaft in Babylonien. 593.
Priesterschulen, Babylonische. 638.
Primärschule, Aufgabe der. 66.
Primaticcio, Francesco. 349.
Primitive Werkstücke. 398.
Prinzipale der Schauspieltruppen. 471.
Privatdozententum. 614.
Probandenjahr. 165.
Professorenaustausch. 620.
Proletariat. 40.
Propädeutik, Philosophische. 150. 156. 163. 167.
Protagoras. 542.
Protestantismus, Aufgabe des, in der Gegenwart. 49 f.
Prudentius' Psychomachie. 525.
Prüfung, Wissenschaftliche, für Lehrerinnen. 190.
Prüfungskommission, Wissenschaftliche. 619.
Prüfungsordnungen von 1892. 163.
— von 1901. 167.
Psychologie, Experimentelle. 42.
—, Aufgabe der, im akademischen Unterricht. 291.
—, Wissenschaftliche, im wissenschaftlichen Oberbau der höheren Mädchenschule. 231.
—, — im Lehrerinnenseminar. 238.
Ptolemäer. 544.
Ptolemäus, Claudius. 28.
Ptolemaios Philadelphos. 635.
Pythagoreer. 593.
—, Zahlenmystik der. 433.

Q.

Quadrivium. 312.
Quellendarstellungen, Wert der, im Unterricht. 307.
Quellenlektüre im Geschichtsunterricht. 225.

R.

Rachel, Elisa. 474.
Racine, Jean. 466.
Radierung, Verwendung der, zum Buchschmuck. 535.
Raritätenkammern. 349. 412.
Rasse, Weiße und gelbe. 8.
Rassenunterschiede, Körperliche und geistige. 7.
Ratke, Wolfgang. 91. 136.
Raumer, Preuß. Kultusminister Karl Otto v. 156.
— Friedrich v. 170.
Raumproblem der Bibliotheken. 582.
Ray, John. 373.
Realgymnasium. 68. 154. 164. 608.
Realhandelsakademie in Wien. 245.
Realinstitut in Bayern. 154.
Realismus, Empirischer, in Frankreich und England. 42.
— als Weltanschauung. 63.
Realschulen. 38. 69. 140. 144. 153. 247.
— Lehr- und Prüfungsordnung für, vom Jahre 1859. 157.
— —, vom Jahre 1882. 159.
— und Realgymnasien für Mädchen. 206.
Realschulmännerverein. 161.
Réaumur, René Antoine Ferchault de. 373.
Rechenunterricht in der höheren Schule. 62.
— im 15.—17. Jahrhundert. 313.
— in der höheren Mädchenschule. 214. 228.
— in der Volksschule. 109.
Rechtswissenschaft, Akademischer Unterricht in der. 291. 293 f.
—, Systematische Stellung der, in der Wissenschaft. 292.

Reclams Universal-Bibliothek. 603.
Redaktion der Zeitung. 493. 500. 503.
Redtenbacher, Jakob Ferdinand. 331. 334.
Reformation. 34. *35.
—, Dogmatische Richtung der. 298.
—, Bedeutung der Musik für die. 437.
—, Bedeutung der, für die Entwicklung der Bibliotheken. 548.
—, —, für die Schule. 78. 90. 129.
—, —, für das Theater in Deutschland. 468.
Regiomontanus (Johann Müller). 313.
Reichenbach, Georg von. 331.
Reichsanstalt, Physikalische. 324.
Reifeprüfung und -zeugnis. 143. 149. 150. 156. 164.
Reinhardt, Direktor. 164.
Reisig, Christian Karl. 569.
Reiske, Johann Jakob. 645.
Reklame in den Zeitungen. 505.
Relativismus. 301.
Religion, Einfluß der, auf die Volksschule. 87.
Religionsgeschichte als Bildungsstoff der höheren Mädchenschule. 212. 217.
Religionsunterricht. 61. 82.
— in den Jesuitenschulen. 133.
— des Philanthropinismus. 140.
— in der höheren Mädchenschule. 226.
—, seine Bedeutung in der Volksschule. 106.
Renaissance. 31. 530.
—, Dogmatische Richtung der. 298.
—, Bedeutung der, für die Tradition des Dramas. 457.
Resewitz, Friedrich Gabriel. 144. 153.
Rettich, Julie. 474.
Reuchlin, Johann. 129. 456.
Reuleaux, Franz. 334.
Reuwich, Erhard. 535.
Revolution, Französische. 43.
— —, ihre Bedeutung für die Erschließung der Kunst. 352.
Rhythmus als Grundelement der Musik. 430.
Richelieu, Armand Jean Duplessis, Herzog von. 622.
Richter, Ludwig. 535.
Richental, Ulrich von. 527.
Riemann, Friedrich Bernhard. 320.
Ristori, Adelaide. 474.
Ritschl, Friedrich. 565. 566. *568.
Ritterakademieen. 38. 72. 138. 145. 316.
Rochefort, Henri. 502.
Rochow, Eberhard von. 93. 244.
Roesel. 373.
Rollenfächer im Theater. 461.
Rom, Verlagsgeschäft und Buchhandel in. 522.
Römer, Älteste Zeitungen der. 482.
Römertum, seine Bedeutung für die Kultur. 25. *28.
Roscius, Q. 461.
Rose, Heinrich. 325.
—, Valentin. 325.
Rosenplüt, Hans. 456.
Rossi, Ernesto. 474.
Rotationsmaschine. 495.
Rousseau, Jean-Jacques. 141. 244. 533.
Ruskin-Museum in Sheffield. 366.
Rußland, Fach- und Fortbildungsschulwesen in. 267.
Ruzzante. 461.

S.

Sachs, Hans. 456. 468.
—, Julius von. 326.
Sacrobosco. 313.
Saint-Germain-des-Prés, Benediktiner-Kloster. 544.
de Saint-Venant. 332.
Salon, Der, in Paris. 399.
Salviani. 460.
Salvini, Tommaso. 474.
Salzmann, Christian Gotthilf. 139. 140.
Salzsteppen, Russische. 12.
Sammelausstellungen. 422. 424.
Sammeleifer der Humanisten. 530.
Sammlungen von Kunstwerken, Entstehung der. 347.
— —, Entwicklung der, zu Museen. *350. 355.
—, Wissenschaftliche. 635.
Sardou, Victorien. 467.
Schack, Friedrich Graf von. 363.
Schädlinge des Menschen, der Haustiere und Kulturpflanzen. 380.
Schäferspiel. 459.
Schäufeleins, Hans, Illustrationen zum Theuerdank. 535.
Schausammlung. 637.
—, Trennung der, von der wissenschaftlichen Sammlung. 361. 378. 385. 386.
Schauspiel. 453.
Schauspielerstand. 461. 477.
Schauspielhaus, Berliner. 474.
Schauspielkunst. 455. 461. *462. 475.
—, Gegensatz des Weimarer und des Hamburger Stils der. 473.
Scheele, Karl Wilhelm. 321.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph. 42.
Schießpulver. 34.
Schiffahrt. 34.
Schiller, Friedrich. 147. 171. 472. 475.
Schläger, Bibliothekar. 558.
Schlee, Gymnasialdirektor. 160.
Schleiden, Matthias Jakob. 326.
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel. 170. 171. 286. 308.
Schlüter, Bibliothekar. 556.
Schmidt, Maximilian. 170.

Schmierenwesen. 477.
Schnitzler, Arthur. 477.
Schöffer, Peter. 532. 535.
Schöne, Richard. 360.
Schönemann, Johann Friedrich. 471.
schola claustri und schola canonica. 123.
— Palatina. 123.
Scholastikus. 125.
Schopenhauer, Arthur. 42. 62. 431. 433. 442.
Schott. 314.
Schreiberberuf im Mittelalter. 525.
Schreiberwerkstätten in Athen. 521.
Schreibstoff. 520.
Schreibtafel. 522.
Schreibunterricht in der Volksschule. 109.
Schreyvogel, Josef. 473.
Schrift, Bedeutung der, für die Kultur. 539.
—, Arten der. 518.
Schriftrolle. 519.
Schriftsprache, Deutsche. 533.
Schröder, Friedrich Ludwig. 471. 472.
Schulaufsicht, Verweltlichung der. 79.
Schuldrama. 453. 468.
Schule. 38. 60.
— Grundformen der. 76.
— als Faktor des Bildungswesens. 59.
—, Beziehung der, zur Musik. 448.
Schulen, Anfänge der germanischen. 121 f.
— Protestantische, der Reformationszeit. 133.
—, Studium der Geisteswissenschaften in seiner heutigen Gestalt auf den deutschen. 290.
—, Wissenschaftliche, im Altertum. 593.
— —, in der Neuzeit. 612.
Schulformen des Humanismus. 129.
Schulgesetze. 96.
Schuljahre, Zahl der, der Mädchenschule. 209.
Schulkonferenz von 1849. 155.
— — 1873. 158.
— — 1890. 163.
— — 1900. 167.
Schulkonferenzen. 81.
Schulkurse, Drei Formen der. 65.
Schulordnungen. 91. 131. 132.
Schulpflicht, Allgemeine. 91.
Schulreform Kaiser Wilhelms II. 162 f.
—, Verein für. 161. 162.
„Schulschriften". 530.
Schulte, Johann Friedrich. 567.
Schulunterricht, Notwendigkeit seiner sozialen Differenzierung. 74.
Schulwesen, Öffentliches, sein schematischer Aufbau für gegenwärtige Kulturverhältnisse. 64 ff.
— in England und Frankreich. 79 f.
Schulze, Johannes. 150. 165. 169. 170.
Schulzwang. 47. 78. 98.
Schwann, Theodor. 326.
Schweiz, Fach- und Fortbildungsschulwesen in der. 267.
Schwendener, Simon. 326.
Scriba. 524.
Scribe, Eugène. 467.
Scrittori d'avisi. 484.
Scrubland, Australisches. 12.
Seebach, Marie. 473.
Seebeck, T. J. 322.
Seelenleben als Bildungsstoff. 212.
Seeley, John. 308.
Segner, J. A. von. 318.
Sekundärschule. 67.
Selbsttätigkeit der Kinder, Anleitung zur. 112.
Seminar, Erstes naturwissenschaftliches, zu Bonn. 320.
—, Mathematisch-physikalisches, zu Königsberg. 320.
Seminarbibliotheken. 579.
Seminare an den höheren Schulen in Preußen. 166.
— zur Ausbildung von Lehrerinnen. 181.
— der Universitäten. 613.
— für Volksschullehrer. 97.
Seminarium praeceptorum Franckes. 94.
—, Fr. Aug. Wolfs Hallenser. 148.
—, Thierschs Münchener. 151.
Seminarübungen an den Universitäten. 294. 295.
Semiten. 9 f.
Semler, Christoph. 144.
Semper, Gottfried. 358. 362. 398.
Seneca, L. Annaeus. 451. 458.
servus literatus. 521.
Setzmaschine. 495.
Seydelmann, Karl. 474.
Sezession in der französischen Kunst. 408.
Shakespeare, William. 38. *463. 468. 469. 541.
Siemens, Werner. 335.
Sighele, Scipio. 504.
Sillybos. 521.
Simultanschule. 84.
Sitte. 3.
Sittlichkeit, Beeinflussung der, durch die Volksschule. 105.
Sklaverei. 25. 32.
Skytte. 315.
Smithsonian Institution. 629.
Society, Royal, in London. 314.
— of Arts in London. 412.
Söldnerheere. 34.
Sommerard, Marquis von. 357.
Sommernachtstraum. 464.
Sonnensystem, Heliozentrisches. 36.
Sonntagsschulen. 244.
Sophokles. 451. 458.
Sorbona, Robert de. 548.
Sosii. 522.

South-Kensington-Museum. 358. 398. 416.
Soziale Frage. 40. *44. 210.
Sozialismus. 45.
Sozialpädagogik. 59.
Speciesbegriff, Naturwissenschaftlicher. 373.
Spektralanalyse. 322. 323.
Spencer, Herbert. 591. 594. 645.
Spiele, Geistliche. 452.
— Sterzinger und Lübecker. 456.
Spielleute. 451. 456.
Spielplan des modernen deutschen Theaters. 477.
Spilleke, August Gottlob. 154. 170.
Spinnschulpatent in Österreich. 245.
Spinoza, Baruch. 286.
Spitzenklöppelei-Schule in Prag. 245.
Sprache. 3.
—, Bedeutung der Kenntnis der fremden, für die Erkenntnis der fremden Kultur. 211.
Sprachstamm als ethnographisches Kriterium. 9.
Sprach-Unterricht. 61. 140.
— in der höheren Mädchenschule. 227. 229.
Sprachwissenschaft, Vergleichende. 43.
Staat als Kulturfaktor. 5.
— als Schulbegründer. 76.
—, seine Stellung zur höheren Mädchenschule. 240.
—, — zur Volksschule. 99.
Staatsanzeiger, Römischer. 482.
— von Peking. 483.
Staatsgewerbeschulen in Österreich. 263.
Staatslehre, Leistungen der Griechen für die. 28.
Stadt, Mittelalterliche. 33.
Stadtschulen, Mittelalterliche. 78. 90. 126.
Städte, Bedingungen der Entwicklung der. 12f.
Station, Zoologische, in Neapel. 632.
Stationarii. 530.
Stegreifspiel. 462.
St. Gallen, Bibliothek von. 547.
Stein, Frhr. Karl von. 251.
Steinbeis, Ferdinand von. 249. 258.
Steiner, Jakob. 320.
Steppe. 12.
Sternkarten Bessels. 626.
Sternwarten, Internationales Zusammenwirken der. 631.
Stiefels Arithmetica integra. 313.
Stil, Konstruktiver. 396.
Stoffverteilung der Zeitungen. 506.
Stoizismus. 29.
Stokes, George Gabriel. 322.
Stoy, Volkmar. 166.
Streitschriften im Mittelalter. 529.
Studienpläne für Studierende. 619.
Studt, Preuß. Kultusminister Konrad. 167.
Sturm, Johann. 131.
Sue, Eugène. 501.
Süvern, Johann Wilhelm. 149. 154.
Suggestibilität des weiblichen Geistes. 205.
Sumerer. 23. 24.
Swammerdam, Jan. 373.
Swift, Jonathan. 534.
Syllabus. 49.
System, Altonaer und Frankfurter, im höheren Knabenschulwesen. 164.
—, Naturwissenschaftliches. 373. 376.

T.

Tacitus, P. Cornelius. 542.
Tagesschriftstellerei als Beruf. 493.
Tageszeitungen. 489.
Talma, François. 474.
Tanz. 431.
Taoismus. 21.
Tasso, Torquato. 459.
Technik. 23. 26. 34. 41.
—, Einfluß der, auf den Universitäts-Unterricht. 336.
—, Mittelschulen und Hochschulen für. 330 f.
—, Schulen für die. 607.
—, Verhältnis von Wissenschaft und. 606.
— der Zeitungen. 495 f.
Technische Bildung, Erste Versuche zu ihrer Hebung im 18. Jahrh. 244. 316.
— Hochschulen, ihre grundlegenden Disziplinen. 332.
— —, Frage ihrer Vereinigung mit den Universitäten. *337. 609.
Technologie als älteste Form der Wissenschaft. 287.
Telegraphen-Agenturen. 497.
Terentius Afer, P. 451.
—, Bilderhandschriften des. 525.
Testament, Altes. 25.
Teufel, Der, im geistlichen Spiel. 453.
Theater. 451 ff.
—, Feindschaft der Kirche gegen das. 453.
—, Fehlen des Zusammenhanges zwischen dem antiken und dem modernen. 457.
—, seine Stellung zur Musik in der Gegenwart. 446.
—, Modernes deutsches, sein Spielplan. 475. 477.
—, Gemeinschaftliches, für Nachbarstädte. 477.
—, Kopenhagener Königliches. 468.
Theateraufführungen für die Volksschule. 109.
Theologie, Systematische Stellung der, in der Wissenschaft. 292.
—, Akademischer Unterricht in der. 291. 293 f.
Thermenmuseum in Rom. 361.
Thermodynamik. 323. 334.
Thesen, 95, Luthers. 532.
Thiers, Fondation. 617.

Thiersch, Friedrich. 151. 170. 319.
Thomas a Kempis' Nachfolge Christi. 533.
Thomasius, Christian. 138.
Thomasschule, Leipziger. 145.
Tiere, Anpassungserscheinungen der. 379.
—, Organisationspläne der. 379.
Tierkreis. 24.
„Tierreich, Das", Unternehmen der Berliner Akademie. 626.
Tierversuch in der Medizin. 328.
Tierwelt. 12.
Titus von Bostra. 523.
Tontafeln von Kujundschik. 543.
Tontafeltexte, Altbabylonische. 519.
Topographisches Prinzip der Gliederung der Wissenschaften. 288.
Totenbuch, Ägyptisches. 519.
Tours, Mönchschule von. 525.
Tractatus de oculo morali. 528.
Tragödie der Renaissance. 458.
—, Französische klassische. 466.
Trapp, Ernst Christian. 139.
Trigonometrie. 313.
Trimberg, Hugo von. 529.
Trivium. 122. 312.
Trocadero. 405. 416.
Trotzendorf, Valentin. 131.
Türken. 23.
Turnunterricht. 111. 164.
Typen, Die komischen. 461.

U.

Überbürdung im Unterricht. 151.
Überlieferung, Bedeutung der, für die Wissenschaft. 540 f.
Übungen als Unterrichtsform. 290.
Übungskurse für Studierende. 620.
Uhden. 563.
Umfrage der Zeitungen. 504.
Universaluniversität. 609.
Universitäten. 37. 69. 77. 79.
—, Anfänge der. 125.
—, Anteil der deutschen, an der Wendung vom Dogmatisch-Rationalen zum Historischen. 300.
—, Fakultäten der. 618.
—, Ferien- und Fortbildungskurse der. 614.
—, Gestaltung der französischen, englischen, deutschen. 317.
— als Institute wissenschaftlicher Forschung. 319. 611 f.
—, Physik an den, im 18. Jahrh. 315.
—, Preisaufgaben der. 625.
—, Seminare und Institute an den. 613.
—, Studium der Geisteswissenschaften in seiner gegenwärtigen Gestalt auf den deutschen. 290.
—, Typen der. 621.
Universitäten, Vereinigung der, mit den Technischen Hochschulen. *337. 609.
Universitätsbibliotheken. 552. 557. 563. 567. 569. 577.
—, Benutzung der. 578.
Universitäts-Studium der Frau. 219.
— der Volksschullehrer. 113.
Universitätsunterricht, Naturwissenschaftlicher, im 19. Jahrh. 318 ff.
University extension. 71. 73. 80. 343. 602.
Unterricht, Elementar-. 597.
—, Mittelschul-. 607.
—, Hochschul-. 609.
— im Lesen und Schreiben in der Volksschule. 108.
— in der Musik. 436.
—, seine drei Stufen. 66 ff.
Unterrichtsmethode in der höheren Mädchenschule. 219 ff.
Unterrichtsministerium. 81.
Unterrichtsmuseen, Naturwissenschaftliche. 385.
Unterrichtswesen. 37.
—, Kirchliches, im Mittelalter. 77.
Urkunden- und Inschriftensammlungen, Wert der. 307.
Urwald. 11.

V.

Valdivia-Expedition. 327.
Valentini, M. B. 350.
Varro, Marcus Terentius, Reatinus. 312.
Vaterlandssinn in der Volksschule. 107.
Vaucanson, Jacques de. 353.
Verbreitung der Zeitungen. 506.
Verein, Deutscher, von Dirigenten und Lehrern der höheren Mädchenschulen. 183. 184.
Vereine, Wissenschaftliche. 632.
Vererbung der Kultur. 13 f.
Vergil, Handschriften des. 524.
Verkehr als Kulturfaktor. 18.
Verlagsgeschäft. 646.
— im Altertum. 522.
Vermittlungsstellen für den Privatverkehr. 490.
Vernunftreligion. 299.
Versammlung, Weimarer, der Dirigenten, Lehrer und Lehrerinnen deutscher höherer Mädchenschulen. 176 f.
Viehzucht. 12.
Vinci, Lionardo da. 457.
Virchow, Rudolf. 328.
Virtuosentum, Schauspielerisches. 473.
Vives, Ludwig. 132.
Völkerfamilien. 9.
Volksbibliotheken. 587. 600.
Volksbildung, Gesellschaft für Verbreitung von. 602.
Volksbücher, Wiesbadener. 603.

Volkshochschulen. 71 80. 343. 385.
Volkshochschulkurse. 599.
Volkslied, Historisches. 485.
Volksmuseen. 366.
Volksschule. 67. 78. *87. 112.
—, Beschränkung des Wissensstoffes in der. 115.
—, Einfluß von Religion und Nationalität auf die Verschiedenartigkeit der. 87 f.
—, Ergänzung der, durch die Fortbildungsschule. 116.
—, Gestaltungen der. 101 f.
—, Innerer Betrieb der. 103 f.
—, Notwendigkeit der, für den Staat. 100.
—, Soziale Aufgaben der. 117.
—, Verhältnis der, zur Kirche. 98. 107.
—, Vermehrung der Mittel für die. 116.
Volksschullehrer, Außeramtlicher Einfluß der. 114.
—, Universitätsstudium der. 113.
Volksschullehrerbildung. 94. 112.
Volksschullehrerinnen. 113.
Volksschulwesen. 38. *87 ff.
Volks- und Staatswirtschaftspolitik am Ausgang des Mittelalters. 33.
Volksunterricht. 46.
Volkswirtschaftslehre. 37. 330.
— in der höheren Mädchenschule. 226. 235.
Voltaire, François Marie Arouet de. 466. 533.
Vondel, Jan van der. 469.
Vorhang im Theater. 454.
Vorkultur. 19.
Vorlesung und Übungen, Verhältnis von, im Studienbetrieb der Universitäten. 295.
Vorschulen. 67.
Vortrag als Unterrichtsform. 290.
Vorträge, Einzel-. 599.

W.

Wagner, Josef. 474.
—, Richard. 431. 433. 442. *443. 447. 627.
Wahlrecht. 46.
Wanderbibliotheken. 588. 602.
Wandertruppen, Schauspielerische. 463.
—, — aus England. 468 f.
—, — deutsche im 16.—17. Jahrh. 469.
—, — Einführung von, für die Gegenwart in Deutschland. 478.
—, — italienische der Gegenwart. 478.
Wätzoldt, Stephan. 190.
Weber, Wilhelm. 324.
Weddas. 7.
Weierstraß, Karl Theodor Wilhelm. 320.
Weigel, Erhard. 138.
Weimar, Theater in, zur Klassikerzeit. 472.
Weise, Christian. 469.
Weiß, Chr. 325.
Welcker, Friedrich Gottlieb. 563. 566. 568.
Weltausstellung in Chicago und St. Louis. 406. 413. 417.
—, Londoner, von 1851. 249. 358. *394. 413.
—, —, von 1862. 400.
—, Pariser, von 1855. *399. 413.
—, —, von 1867. *401. 413.
—, —, von 1878, 1889, 1900. *405. 413.
—, Wiener, von 1873. *404. 413.
Weltausstellungen. 390. *393. 638.
—, Einteilung der. 413.
— einzelner Zweige. 407.
Weltverkehr. 40.
Werder, Karl. 474.
Werner, Abraham Gotthelf. 324.
Wiederholungsschulen. 244.
Wiese, Ludwig. 156. 157. 158.
Wilhelms II. Schulreform. 162 f.
Winckelmann, Johann Joachim. 146. 299.
Wirbeltheorie Kelvins. 323.
Wirtschaftsführung als Unterrichtsstoff der höheren Mädchenschule. 218.
Wissenschaft, Alte Organisationsformen der. 592 ff.
—, Einheit der. 594.
—, Mittelalterliche. 31.
—, Neuzeitliche. 36.
—, Orientalische. 24.
—, Reine, eine Schöpfung der Griechen. 26.
—, Verhältnis von Praxis und. 610.
—, — von Technik und. 606.
—, Ziel der. 648.
Wissenschaften, Innere Organisation der. 594.
—, Methodologie der. 594.
Wissenschaftslehre, Aufgabe der, im akademischen Unterricht. 291.
Wochenschriften, Moralische. 491.
Wochenzeitungen, Gedruckte. 487. 488.
Wöhler, Friedrich. 321. 325. 328.
Wohlfahrtspflege als Frauenberuf. 200.
Wolf, Friedrich August. 143. 145. *148. 319.
Wolfenbüttel, Bibliotheca Augusta in. 552.
Wolff, Christian. 313. 318.
Wundt, Wilhelm. 594.
Württemberg, Gewerbeschulen in. 246. 249.
—, Zentralstelle für Gewerbe und Handel in. 252.

Y.

Young, Thomas. 322.

Z.

Zedlitz, Preuß. Kultusminister Graf von. 143.
Zeichenschulen. 246.
—, Gewerbliche, in England und Schottland. 250.
—, Provinzial-, in Frankreich. 351.
Zeichenunterricht in den Franckeschen Stiftungen. 139.

Zeichenunterricht in den höheren Knabenschulen. 164.
— in der Volksschule. 110.
Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus. 183.
Zeitschriften. 605. 646.
—, ihr Verhältnis zum Buch. 605.
—, — zur Zeitung. 512.
Zeitschriftenwesen. 491.
Zeitschriftenzimmer. 569.
Zeitung, Begriff und Ursprung der. 481.
—, Geschriebene. 484. 487.
„—, Leipziger". 489.
Zeitungen als Volksbildungsmittel. 511. 604.
—, Älteste. 482.
—, Annoncen in den. 490. 504.
—, Bedeutung der, für die Volkswirtschaft. 513.
—, Berichterstattung der. 496.
—, Depeschendienst der. 497.
—, Die ersten gedruckten. 485.
—, Feuilleton der. 501.
—, Freie Mitarbeiter der. 500.
—, Gedruckte Wochen-. 487. 488.
—, Geschäftsprinzip der. 510.
—, Holländische geschriebene. 488.
—, Jahres- und Halbjahrs-. 487.
—, Kopflose. 499.
—, Korrespondenz-Bureaux für. 498.
„—, Neue". 485. 544.
—, Prinzip der Anonymität in den. 501.
—, Privilegierte. 489.
—, Redaktion der. 493. 500. 503.
—, Reklame in den. 505.
—, Stoffbereich der. 494.
—, Stoffverteilung der. 506.
—, Tages-. 489.
—, Technik der. 495.
Zeitungen, Verbreitung der. 506.
—, Verhältnis der, zur Zeitschrift und zum Buche. 512.
Zeitunger. 484.
Zeitungsausschnittbureaux. 511.
Zeitungsdienst, seine Organisation. 493.
Zeitungskorrespondenten. 496.
Zeitungswesen. 38. 47. *481.
—, seine moderne Gestaltung. 491.
Zellentheorie der tierischen Gewebe. 326.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 570.
Zensur. 47. 488. 489. 492. 497. 534.
Zentralmuseen, Naturwissenschaftliche. 384.
Zentralmuseum, Römisch-germanisches, in Mainz. 357.
Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Württemberg. 252.
Zentrumspartei. 49.
Zerstörung Trojas, französisches Schauspiel. 456.
Zettelkatalog. 563. 564.
Zeuner, Gustav Anton. 334.
Ziffernsystem, Dekadisches. 22.
Ziller, Tuiskon. 166.
Zinsverbot, Kanonisches. 33.
Zollverein, Allgemeiner deutscher. 251. 393.
Zoologie. 41.
— Universitätsunterricht in der. 325.
Zoologische Gärten. 381. 635. 636.
Zoologische Station in Neapel. 632.
Zünfte als Kulturträger. 243.
Zug- und Kassenstücke. 476.
Zukunftsaufgaben der Bibliotheken. 572 ff.
Zunftwesen. 33. 44.
Zwangsfortbildungsschule. 253.
Zwangsgenossenschaften in Österreich. 247
Zwergvölker, Afrikanische. 7.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

CB54 .K96
Die allgemeinen Grundlagen der Kultur
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00083 3873